Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

<36620217720016

Der Dänische Spion.

Erzählung

aus der

Geschichte Schleswig-Holsteins

von

Julius Conard.

Zweiter Theil.

Berlin.
Verlag von Nelte, Böltje & Comp.,
Sparwaldsbrücke 13.

Peter Lack.

Hinter einem großen Eichentisch, dessen Platte mit Wachsleinwand überzogen war und auf dem eine Lampe stand, saß in einem alten, mit Leder überzogenen Sorgenstuhl ein Mann.

Er war etwa 50 Jahre alt, kräftig gebaut und vollkommen gesund, das braune, wellenförmige, kurz abgeschnittene Haar spielte schon stark in's Graue. Die Stirn war breit und hoch, die Nase vorspringend und scharf gebogen, die Augen groß, dunkelbraun und feurig, von starken Brauen überwölbt. Die aufgeworfenen Lippen ließen, wenn er sprach oder lachte, zwei Reihen starker, gesunder Zähne sehen, welche aber durch den Cigarrenrauch und den häufigen Gebrauch des Kautabaks eine etwas gelbliche Farbe bekommen hatten.

Seine Figur war ziemlich groß, breitschultrig und mußte schlank gewesen sein, ehe ihm noch das Alter einen zu großen, fetten und einen vorspringenden Bauch gegeben hatte.

Er hatte die Ellenbogen auf seine Knie gestützt, den Kopf in die Hand gelegt und schlief.

Radger blickte noch einmal vorsichtig im Zimmer herum, ob er auch wirklich mit dem Manne allein sei, dann trat er rasch zu ihm und ließ seine Hand ziemlich derb auf seine Schultern fallen.

„Guten Abend, Herr Peter Lack —" rief er.

„Alle Teufel!" schrie der plötzlich aus dem Schlaf Geweckte, indem er aufsprang und Radger seine Hand auf den Mund legte, welche so gut wie das beste Pechpflaster wirkte.

*

„Hole Sie der Satan!“ fuhr er leiser und im feinsten Dänisch fort, nachdem er seinen Mann erkannt hatte, „warum wollen Sie eine Flagge aufhissen, die schon lange nicht mehr signalsirt? Wollen Sie die Küstenschiffe der Douane oder die Polizeimänner in mein Fahrwasser bringen, ob ich mir gleich nichts aus ihnen mache, so lange meine Papiere in Ordnung sind! Haben Sie denn vergessen, Freundchen, daß ich hier der Capitain van Enden bin und meine Brigg das ehrlichste Schiff ist, das je auf einer holländischen Werft vom Stapel lief!“

„Seien Sie so gut,“ stöhnte der Fremde, dessen Mund noch immer unter Verschluß lag, indeß er nach Luft schnappte, wie eine Makreele auf trockenem Lande, „und lassen Sie das oder ich erstické. Ich habe in der Freude des Wiedersehens alle Vorsicht vergessen und Sie wissen selbst, eine alte Gewohnheit legt man nicht gern sobald ab.“

„Setzen Sie sich, Buchhalter,“ fuhr der Capitain fort und schob ihm einen Stuhl hin, steckte sich selbst aber eine Priese Kautabak in den Mund. „Der Punsch wird gleich kommen und wir können unterdeß mit einander abrechnen.“

Der Buchhalter murmelte allerlei Verschiedenes von schlechten Zeiten, großen Concursen und dergleichen vor sich hin, indem er zu gleicher Zeit ein dickes Schriftenpacket aus den unergründlichen Taschen seines Düffelrocks zog und es sorgfältig aufband.

Er legte daraus eine Menge Rechnungen und beschriebenes Papier vor van Enden hin, indem er bald auf diese, bald auf jene Zahlen hinwies, einige Flüche und Betheurungen ausstieß und endlich das Summarum hinschob.

Der Capitain ließ sich nicht aus seiner Ruhe bringen, er durchlief die Papiere mit großer Genauigkeit und stellte häufige Fragen, welche den Geschäftsführer fast in eine Enge brachten, aus der er sich aber durch einige Lieblingsflüche und unverschämte Lügen zog.

„Sie haben sich zunächst hier und da verrechnet, Herr Radger,“ sagte der Capitain nach einer Weile, „und dies wahrlich nicht zu Ihrem Nachtheil; aber im Ganzen werden wir doch gute Geschäfte

machen. Wenn Sie also klug sind und mit mir theilen, so will ich beide Auge zudrücken. Die Kerls, welche Gott verdammen möge, für deren Rechnungen wir das Geschäft betreiben und stündlich unsern Hals riskiren, gewinnen ohnehin schon enorme Procente für ihr Capital."

Der Buchhalter wollte erst einige Entschuldigungen hervorbringen, indem er sich verschwor, nicht mehr an den abgeschlossenen Geschäften gewonnen zu haben, als was ihm die Herren an Provision zugesagt; aber van Enden lachte laut und schlug mit der geballten Faust auf den Tisch.

„Alle Teufel, Radger, Ihr seid klug wie eine Blindschleiche, aber Ihr setzt mir doch den Daumen nicht auf das Auge; rückt nur heraus mit klingendem Gold, Männchen, oder —"

Einige nähere spezielle Andeutungen, welche der Capitain gab, und mit den auf dem Tisch liegenden Rechnungen documentirend, verfehlten ihre Wirkung nicht.

Der Buchhalter zog seufzend eine Brieftasche heraus und legte einige Banknoten auf den Tisch.

„Bei Gott," sagte er mit fast weinerlicher Stimme, „Sie pressen mich wie einen Schiffsmaat und der Himmel weiß, daß ich hier mein eigenes, sauer erworbenes Eigenthum hingebe, blos um Sie zu befriedigen; aber was thut man nicht, seines guten Rufes wegen, Sie wären fähig —"

„Ihnen ein wenig auf meine Weise nachzurechnen," unterbrach ihn der Capitain, „und überdies bei den Abnehmern unserer Waaren nachzufragen, ob die Posten, welche Sie uns hier in Rechnung stellen, auch mit Ihrem Conto übereinstimmen; aber fürchten Sie nichts mehr, sobald ich Geld sehe, werde ich ganz weich und schmiegsam, außerdem auch schweigsam wie das Grab."

Pauline, welche den Punsch brachte und Gläser und Cigarren auf den Tisch setzte, unterbrach die Verhandlungen der beiden Ehrenmänner.

Van Enden füllte mit dem zinnernen Löffel die Gläser, setzte das Seinige an die Lippen und nahm einen derben Schluck zur Probe.

Er schnalzte mit der Zunge und nickte wohlgefällig mit dem Kopfe.

„Ein guter Punsch das, Buchhalter, in der That, Vater Knirn weiß, was gut ist draußen gegen den Nachtnebel und gegen Sturm und Unwetter.“

Der Geschäftsführer faßte sein Glas zierlich mit Zeigefinger und Daumen, hielt es einige Augenblicke grinsend gegen das Licht und schlürfte ein wenig davon.

„Stoßt an, Buchhalter!“ rief der Capitain nach einer Weile, „in drei Tagen mache ich die Segel klar und es geht wieder in die See; auf gut Glück, es lebe wer da ärntet und nicht säet! Frischer Wind, noch ein halb Dutzend an Bord gehißt, welche dem Teufel ein Ohr abhauen würden, und ich mache mir aus allen Küstenschiffen und Kreuzern nicht so viel!“

Er schüttelte den Kopf und goß den Rest des Glases in die Kehle; sein Auge funkelte wie das eines Tigers, wenn er seine Beute von fern kommen sieht.

„Das Glück ist ein Weib,“ fuhr er fort, „Thoren mögen um dessen Gunst mit girrenden Seufzern und Wehklagen buhlen; der Mann, ich meine der echte, steuert seinen Cours geradeaus und was sich nicht willig ergiebt, erliegt der Gewalt. Laßt mich nur erst die Planken meines Schiffs unter die Sohlen haben und der Teufel hole mich, wenn ich nicht eine Prise aufbringe, die mich von den Kerls vollends befreit, die mich jetzt an's Schlepptau genommen haben wie eine Schaluppe, die Wasser zieht und die mich im Stand setzt, wieder einmal in Kopenhagen als ein echter Cavalier zu leben.“

„Gut gesprochen, Capitain,“ antwortete Radger, „für tüchtige Kerle habe ich gesorgt und sie warten hier und da versteckt, bis sie in dem Hafen sind; es hat Jeder von ihnen etwas auf dem Gewissen, so daß sie mit den Gesetzesmännern auf gespanntem Fuß leben, und glauben Sie mir, kein Hurrah war je aufrichtiger gemeint, als das, mit dem sie die offene See begrüßen werden. Uebrigens bleiben Sie aber vor der Hand noch hübsch im Hafen und bis auf

Weiteres läßt Ihnen Hansen durch mich einstweilen die mündliche Ordre zukommen."

Der Capitain stieß einige Flüche aus, als er diesen Namen hörte.

„Es ist ein Geschäft im Zuge," fuhr der Buchhalter fort, „ein ganz superbes Geschäft, sage ich Ihnen, bei dem ich auch meine Hand im Spiele habe, es gilt so einem Gelbschnabel, einem naseweisen Burschen, ein Kuckucksvögelein aus einem vornehmen Neste, das uns im Wege steht, unschädlich zu machen, Sie dürften es vielleicht als Ballast mitnehmen, denn der Junge macht sich ganz gewaltig breit und unnütz, ein bischen Seeluft wird ihm nicht schaden. Sie kennen ihn vielleicht, die Landkrabbe heißt Heinrich Rothenfelser und hat sich in dem Kriege sehr bewährt," setzte er mit höhnischem Lächeln hinzu.

Der Capitain wurde roth und zuckte zusammen, als hätte er auf eine Schlange getreten.

„Gottes Zorn!" rief er und stieß das Glas auf den Tisch, „welchen Namen haben Sie mir da genannt, Radger? Soll ich gegen diesen Menschen einschreiten? Das würde mir nicht passen. Hol' Hansen der Teufel, wenn er mir solche Aufträge giebt, der Kerl hat sich da eine Suppe eingebrockt, zu der ich ihm keinen Löffel geben werde. Aber sagen Sie mir, Buchhalter, seit wann ist dieser Rothenfelser wieder in der Hauptstadt?"

Radger beugte sich vorwärts und flüsterte dem Capitain einige Worte in's Ohr, als fürchte er sich, selbst in diesem entlegenen Gemache belauscht zu werden.

Auf dem Gesichte van Enden's wechselten Gewitter und Windstille; bald lächelte er voll Hohn und Bosheit, bald biß er sich in die Lippen und machte ein Gesicht, als sollte er Feindes Bord entern. Bald rollte sein Auge wie das eines Bären, dem der Wächter das vorgeworfene Fleisch wieder wegzerrt, um ihn in Wuth zu setzen.

Als Radger geendigt hatte, stand er auf und schritt, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, einige Minuten im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor dem Buchhalter stehen.

„Sie gaben mir da einen Trost, Radger, für den ich Sie umarmen möchte," sagte er nach einigem Schweigen finster. „O, das ist gut, der Teufel hat mich geritten, daß ich meine Haut diesen schurkischen Männern, unter welchen auch dieser Hansen ist, zu Markte getragen habe und nun kuschen muß wie ein Kettenhund. Sie kennen meine Geschichte und ich brauche sie Ihnen nicht zu wiederholen. Das Weib lebt und ihre Tochter lebt und ich muß todt für Beide sein, todt, bis ich leben darf, verstehen Sie mich? Ich habe mich dem elenden Weibe schon einmal in Flensburg genaht, aber sie schien mich nicht zu erkennen, oder wollte es nicht; sie hat meine Stimme bei Nacht und Nebel gehört, von Angesicht sah sie mich nicht. O, Sie können meine Qualen, meinen Zorn nicht ermessen; aber Geduld, ehe ein Jahr vergeht, will ich frei sein, den Capitain van Enden in's tiefste Meer versenken und als echter Cavalier, als Herr von Lack hochgeboren, wieder in mein Dänemark erscheinen. Alte Liebe rostet nicht," setzte er mit Hohngelächter hinzu.

Er machte wieder einige Gänge, dann reichte er dem Buchhalter die Hand.

„Was jenen Andern betrifft, der dem Herrn im Wege steht, so rechnen Sie auf mich, zwei Mann stehen stets zu Ihrem Befehl; kapern Sie ihn, wo und wie Sie können, dies ist Ihre Sache, habe ich ihn aber erst auf meinem Schiff, so stehe ich für ihn, wenngleich, wie ich Ihnen gestehen muß, mir die Sache nicht gleichgültig ist, doch —"

Hier setzte er sein Gespräch leise fort, ohne daß der Agent auch nur ein Wort davon verstand.

„Sagen Sie mir aber," fuhr er zu Jenem gewendet fort, „wie kommt denn Rothenfelser nach Kopenhagen? Ich habe gehört, daß man ihm schon vorgestern die Kugel durch den Kopf gejagt hätte."

„Ja, so war es auch bestimmt, das Urtheil war bereits unterzeichnet, aber durch den Einfluß einiger guten Freunde in Flensburg, zu denen auch namentlich Herr Hansen gehört, wurde die Abänderung

des Todesurtheils in Degradation bewilligt. Der junge Lieutenant mußte mit den Dänen als gemeiner Soldat zu Felde ziehen, und, obgleich ein Deutscher von Geburt, gegen Preußen und Oesterreicher kämpfen. Nicht wahr, eine hübsche Geschichte? Im Kriege hatte er nun allerhand Schicksale ertragen, wie ich gehört habe, aber jetzt ist er, Gott weiß durch welche Vermittlung, wie man sich in die Ohren munkelt, durch den Einfluß des Generals de Meza, in Freiheit gesetzt, aus dem Kriegsdienste entlassen, und als freier Mann wird er in den nächsten Tagen hier eintreffen, denn wie ich hörte, hat er heute die Deutsche Küste verlassen."

„Und wie lange ist Hansen hier!" fragte der Capitain.

„Seit acht Tagen."

„Und jenes Weib — Frau Lerchner wollte ich sagen?"

„Ist mit ihm zugleich eingetroffen, sie und ihre schöne Tochter; das Mädchen thut mir leid."

Des Capitains Gesicht wurde bald blaß, bald roth, seine Augen glühten, er schlug mit der geballten Faust nach dem Kopfe.

„Vorwärts! Auch mir geht das Mädchen nahe; aber warte, alte Hexe, Deine Zeit wird kommen, wir werden uns sehen, verlasse Dich darauf, ist es nicht heute, dann ist es morgen. Was das Schicksal des Mädchens betrifft, nach der der gierige Hansen seine Hand ausstrecken will, so will ich sehen, was ich zur Milderung ihres harten Looses beitragen kann; ob es mir gelingen wird, weiß ich nicht, jedenfalls aber will ich das Meine thun."

Ein Bubenstück.

In einem Zimmer eines Privathauses in Kopenhagen sah man eine Frau vor einer jungen Dame stehen, welche Letztere in Thränen zu zerfließen schien. Wir erkennen in Beiden Frau Lerchner und Marie, welche nach einer ohne jede Mühe überstandenen Fahrt, Kopenhagen erreicht hatten.

Das Antlitz der Frau Lerchner hatte heute nicht das Abstoßende, wie es ihm sonst eigen war, ein Ausdruck von Theilnahme hatte darin Platz gefunden.

„Sei nicht kindisch, Marie, und höre endlich einmal auf zu weinen, denke, daß Alles, was Dir begegnet, nur ein Traum war.“

„Ach, ich wollte, ich hätte nie geträumt,“ antwortete Marie, „aber mein Herz blutet von der Wahrheit.“

„Du wirst vergessen lernen, meine Tochter, glaube es mir,“ fiel ihr die Mutter mit sanfter Stimme in's Wort, „denn wie bald lernt der Mensch nicht Alles vergessen: Eltern, Heimath, Geschwister, Kinder, wie oft sogar Gott, und warum sollte eine thörichte, kindische Liebe ewig in Deinem Herzen fortleben? Meinst Du, ich habe nicht auch Gefühle in meiner Brust getragen, von welchen ich wähnte, daß sie ewig wären? Glaubst Du, ich hätte nicht auch Schmerzen in meinem Herzen gehabt und gehätschelt, wie verzogene Kinder, welche ich unvergänglich glaubte? Meinst Du, ich hätte nicht auch gleich Dir am Grabmal meines Erdenglücks gestanden und habe händeringend und verzweifelt am gebrochenen Herzen zu sterben gehofft? Aber siehe mich an, Marie, diese elende Maschine, welche die Weisen von dem abhängend glauben, was sie Geist nennen, hat sich nicht abgenutzt, sie hat jene Gefühle überdauert und jenen Kummer überlebt; der Schnitt eines scharfen Messers in die zarte Rinde des Baumes kostet diesem die besten Säfte; er welkt und scheint abzusterben, aber nur gar zu schnell erholt er sich wieder. Wenn der Bast und die Rinde vernarbt sind, dann bleibt nur die Spur der alten Wunde zurück, nicht aber ihr Schmerz, ihr Siechthum. Sei stark, mein liebes Kind, und lerne die gewöhnlichste, die erbärmlichste Kunst der Menschenkinder, die nur kindlich reinen Herzen scheinbar so unerlernbar scheint: Die zu vergessen —“

Marie, die schon seit längerer Zeit eine auffällige Veränderung im Betragen ihrer Mutter gegen sie bemerkt hatte, war nun auch gegen diese liebevoller geworden.

Frau Lerchner hatte nicht mehr wie früher ihre Tochter gezwungen, dem Bürgermeister Hansen ihre Hand zu reichen, sie hatte ihr die Wahl freigestellt, ja ihr sogar gesagt, daß, wenn Heinrich am Leben wäre, sie nicht mehr zurückstehen würde, in ihre Verbindung

mit ihm zu willigen. Ob dies Wahrheit oder List war, werden wir im Laufe unserer Erzählung hören.

Marie schüttelte schmerzlich ihr Haupt.

„Ach, warum mußtest Du ihn überhaupt kennen lernen?“ rief Frau Lerchner; „warum mußte ich Dich auch nach dem Bade Helgoland mitnehmen? nur weil ich mich unwohl fühlte. Hättest Du mich nicht nach Helgoland begleitet, Du hättest ihn nicht kennen gelernt.“

Marie trocknete schnell die Augen, drehte sich dann rasch um und wollte sich entfernen.

„Bleibe, mein Kind,“ rief Frau Lerchner in äußerst gütigem Tone, indem sie die Tochter zärtlicher umarmte; „Du trocknest Deine Thränen, Du willst mir nachgeben, sehe ich; Du willst stark sein? o ja, das sind die Frauen alle, stärker als Männer, wenn sie uns auch das schwache Geschlecht nennen: wir sind die Heldinnen im Dulden, welche ihr Herz eher von Flammen verzehren lassen, als daß wir mit unserm Schmerz prahlen. Aber endlich bleichen doch die Rosen unserer Wangen, leichte Falten zeigen sich auf unserer Stirn, das Feuer der Augen erlischt und das Herz bricht.“

Frau Lerchner hatte diese Worte in der heftigsten Aufregung gesprochen, eine Thräne schien in ihren Augen zu glänzen und mit dem innigsten Kummer drückte sie Marie fester an ihre Brust.

Marie war von diesen Worten wahrhaft ergriffen, sie wußte nicht recht, wie sie über ihre Mutter denken sollte, in ihrem Innern beschloß sie Vorsicht, denn sie traute ihr nicht; hierzu hatte sie wahrlich jetzt eine Ursache.

Aber nichts desto weniger war ihr diese merkliche Veränderung in dem Betragen ihrer Mutter wohlthuend. Sie hatte, wie wir bereits erwähnt haben, nicht mehr von einer Verbindung mit Hansen gesprochen, sie hatte während der Ueberfahrt nach Kopenhagen den Bürgermeister, der sich mit auf dem Schiffe befand, nicht zu ihr gelassen, also jede Annäherung zu vermeiden gesucht.

Sollte dieses Betragen auf irgend einer List beruhen, welche ihre Mutter im Auge hatte, so mußte sie dies abwarten; sie hatte augenblicklich keine Ursache, irgend eine Unzufriedenheit zu äußern und wie gesagt, die liebevollere Außenseite ihrer Mutter hatte sie jetzt mehr zu Jener hingezogen, als es bisher überhaupt der Fall

gewesen war; namentlich waren es die letzten Worte ihrer Mutter, welche eine zarte Seite ihres Herzens berührt hatten, ihre Blicke füllten sich mit Thränen.

„Du weinst wieder," rief Frau Lerchner mit äußerster Theilnahme. „Gutes Kind," fuhr sie in sanftem Tone fort, „willst Du Deiner Mutter das Herzleid bereiten, daß sie dieses einzige, dessen höchstes Gut Du bist, für die sie gearbeitet, für die sie gespart und sich abgemüht hat, Dich vor ihrem Ende müßte dahinwelken sehen wie eine geknickte Lilie? Nun ja, mein theures armes Mädchen, weine Dich aus an der Brust Deiner Mutter, die Dir ja so gern helfen möchte und es nicht kann, hege und pflege die Hoffnung in Deinem Herzen, laß sie dort blühen im Frühlinge Deines Lebens, im Sonnenstrahl des Glaubens an ein höheres Wesen: einst, wenn vielleicht auch spät, wird sie Dir doch eine schöne Frucht geben."

„Hoffen?" entgegnete Marie unter Thränen, „Mutter, ich darf Hoffnung nicht mehr Raum geben, sie ist mit ihm entschwunden."

In diesem Augenblicke wurde Frau Lerchner von einem dienstbaren Geiste hinausgerufen und Marie überließ sich ihren Gedanken.

In einem Nebengemach aber stand der Bürgermeister vor Frau Lerchner.

Zwischen Beiden entspann sich ein längeres heimliches Gespräch, nachdem Frau Lerchner den Riegel vor der Thür geschoben, welche ihre Tochter von ihr trennte.

„Ich habe für Alles Sorge getragen," nahm der Bürgermeister mit lauter Stimme das Wort.

„Und Sie sind der Ansicht, daß es gelingen wird?" fragte Frau Lerchner mit lauernden Blicken.

„Ich bin vollkommen davon überzeugt, die Sache ist schon so gut als gelungen; ich habe hier alte Bekanntschaften aufgesucht und sie werden mir beistehen in der Schwierigkeit des Unternehmens."

„Darf ich nicht erfahren, wer diese Freunde sind? Sie mögen mir die Neugierde verzeihen, denn sie gehört einigermaßen zum Wesen, da ich doch bei der Sache nicht unbetheiligt bin."

„Ich muß Sie bitten, mir zu verzeihen, wenn ich darüber schweige, über diese Freunde darf ich nicht sprechen; seien Sie indessen überzeugt, daß es ehrenwerthe Leute sind, die unsere Interessen

stets wahrnehmen werden, wo und wann ihnen Gelegenheit dazu wird. Es ist indessen dafür Sorge getragen, daß, sowie er eintrifft, er festgehalten und an sein Ziel geführt werde," setzte er mit heimtückischem Lächeln fort; „dieses Ziel ist — die Ewigkeit. Flensburg ist er ja entrückt geworden, was also in Flensburg versäumt, wird in Kopenhagen nachgeholt werden. So viel ich weiß, ist er ohne jede Bedeckung, man hat ihn gänzlich frei gelassen, ihn auf ein Schiff geladen und fortgeschickt, keine militärische Escorte begleitet ihn, da er eben kein Gefangener mehr ist."

„Nun gut, ich bin gewiß damit einverstanden," sagte Frau Lerchner mit sorgenvoller Miene, „aber das Mädchen, das Mädchen. Mir ist diese Täuschung drückend, ich weiß nicht, ob ich sie noch lange werde fortsetzen können. Glauben Sie denn, daß mir eine solche Maske nicht schwer wird und daß sie nicht sehr bald durchschauen wird, daß ich heuchle?"

„Nur wenige Wochen noch, verehrte Frau," sagte der Bürgermeister lächelnd, „dann mag sie sie durchschauen."

„Was bis jetzt geschehen, ist ja noch ein geringes gegen das, was kommen soll," flüsterte Frau Lerchner heimlich, „ich muß Ihnen gestehen, mir graut vor dem Gedanken, mir schaudert die Haut."

„Seit wann ist Frau Lerchner so nervös, daß sie vor dergleichen Kleinigkeiten zurückbebt?" versetzte Hansen mit eigenthümlicher Betonung.

„Herr Bürgermeister," entgegnete Frau Lerchner ernst, „Sie haben Recht, ich bin nicht von all zu zarter Constitution, sowohl physisch wie psychisch, ich habe starke Nerven und einen starken Geist; ich mußte ihn haben, um den vielseitigen Mißhelligkeiten, die sich mir im Leben geboten, trotzen zu können, ich wäre sonst, weiß Gott wie weit; würde mir der Himmel nicht eine starke Seele gegeben haben zu tragen, zu dulden, ich hätte unterliegen müssen; aber eben die Kraft, mit der er mich, meinen Geist sowie auch mein Herz gestählt, sie hielt mich aufrecht und machte mich fähig zu großen und kühnen Unternehmungen, ja selbst zum Aeußersten, das habe ich bewiesen, wenn es Ihnen auch geheim geblieben ist. Aber was mit Marie vorgenommen werden soll, ist so furchtbarer Art, daß selbst ich davor

erbebe, denn, verzeihen Sie die starke Ausdrucksweise, Herr Bürgermeister, die Affaire grenzt doch stark an ein Bubenstück."

„Sehr wahr, verehrte Frau," sagte Herr Hansen mit Lächeln, „es thut mir leid, dem in Rede stehenden Dinge keine andere Benennung geben zu können; wenn man nicht gerade sagen kann, muß man krumm sagen, es läßt sich nun doch einmal nicht anders ordnen. Sie hat meine Bewerbung mit der größten Unhöflichkeit zurückgewiesen, sie haßt mich, flieht mich wie Nacht und Sünde; im Guten konnte ich nichts erringen, was bleibt mir da anders übrig, als — das Bubenstück? Das Laster hat seine Berechtigung, wenn die Tugend nicht mehr helfen will. Und nun halten Sie sich bereit, der Betreffende wird abgethan werden und nach zehn, höchstens zwölf Tagen, werden wir über das sogenannte Bubenstück weiter sprechen; dann aber soll auch dem Worte bald die That folgen. Hüten Sie das Mädchen, daß es nichts davon erfahre; spielen Sie die Blume, wenngleich Sie die Schlange sind, es läßt sich doch nichts anderes machen."

Frau Lerchner neigte unheimlich zustimmend ihr Haupt.

„Gehen Sie nur, sonst könnte sie Ihre Anwesenheit merken, sie wähnt, ich sei bitterböse mit Ihnen und es gehört zu meiner Maske, daß dies in der That so schiene. Adieu also, Herr Bürgermeister."

Hansen entfernte sich, nachdem er Frau Lerchner die Hand geküßt hatte.

Die Schmuggler.

In einem Theile Kopenhagens, in welchem sich Armuth, Laster und Verbrechen angesiedelt haben, stand ein Haus.

Dieses Haus also erhob sich in einem Theile der Stadt, wo die Pestbeulen der Gesellschaft fortwährend eitern und von wo aus sie ihr corressires Gift, ihre tödtlichen Contagiösen und Miasmen

über die übrigen Viertel aushauchen und von Zeit zu Zeit auch gesunde Glieder anstecken.

Verbrechen, Laster und Leidenschaften sind eben so gut in civilisirten Staaten und Städten ansteckende moralische Krankheiten, wie es physische giebt, und beide theilen sich durch Reibung, Berührung, oft durch bloßes Einathmen verdorbener Luft mit.

Darum konnte man in den großen Gefängnissen, diesen Aufenthalten des Lasters, eben so gut moralische Lazarethfieber aufweisen, wie in großen Spitälern körperliche.

Darum aber können wir auch nicht genug gegen die jetzt bestehenden Gefängnißstrafen eifern, wo die Verbrechen ihre besten und talentvollsten Rekruten suchen, wie einst die Werber ihre besten Soldaten in den verrufensten Kneipen.

Darum können wir nicht eindringlich genug zur Einführung, wenigstens versuchsweise, der einsamen Haft rathen.

Freilich würde man dann die zehn bis fünfzehn Jahre vielleicht auf eben so viel Monate reduciren müssen, was aber immer ein Gewinn für den Staat, das straffällige Individuum und die Moralität wäre.

Kehren wir indeß von dieser Betrachtung zurück, die wir hier nur gelegentlich anbrachten.

Verfallene, zum Theil unbewohnte Häuser von alterthümlicher Bauart, eingeschlagene Thüren und zerbrochene Fenster, enge Straßen und Sackgassen voll Staub und Unrath, eine verpestete Luft, Schenken und Gasthäuser, in welchen sich Diebeshehler, betrunkene Matrosen, Schmuggler und entlassene Verbrecher herumtreiben, lieferten auf den ersten Anblick die Physiologie dieses Stadtviertels.

Das Haus, von dem wir sprechen, lag am Ende eines Sackgäßchens; es schien von der Straße aus verfallen und leer stehend.

Die Fenster des ersten Stockes wie des Erdgeschosses waren ohne Rahmen und Gläser, aber mit dicken eisernen Gitterstäben verwahrt; die Hausthür, aus starken Eichenbohlen gezimmert und mit Nägeln beschlagen, blieb stets verschlossen und öffnete sich nur dem Eingeweihten auf ein gewisses Zeichen mit dem Klopfer.

Ein langer, schmaler, selbst am Tage finsterer Gang führte von hier aus in ein geräumiges Zimmer, wo an den grauen, schmutzig

feuchten Wänden einige hölzerne Banken standen und das eine Schütte halb verfaulten Strohs im Winkel als das Schlafgemach des Elends und der Armuth bezeichnete.

Eine Tapetenthür, welche so künstlich angestrichen und mit so täuschender Genauigkeit in der Wand eingebracht war, daß kein Auge eines Uneingeweihten es bemerken konnte, führte erst in die eigentliche Wohnung des Mannes, von dem wir jetzt sprechen werden, in die Wohnung, welche noch keiner seiner Genossen betreten hatte.

Eine Reihe ziemlich großer Zimmer, deren Fenster in den mit einer hohen Mauer eingefaßten Hofraum gingen, waren zum Gebrauche hergerichtet worden; sie waren alle mit Tapeten versehen, freundlich und hübsch eingerichtet.

Blumenstöcke und tropische Gewächse in Geschirren von Fayence, welche auf dem Fensterbrettchen standen, entschädigten das Auge für die einförmige Aussicht.

Am entgegengesetzten Ende dieser Wohnung befand sich das sogenannte Arbeitszimmer, wie es der Bewohner nannte, welches auch einen Ausgang nach dem Hofe hatte.

Dieser war mit Gras bewachsen, durch welches blos ein schmaler Pfad zu einem Pförtchen in der Mauer führte, neben dem einige Hollunderbüsche standen.

Der Bewohner pflegte hier fast den ganzen Tag, mitunter auch einen Theil der Nacht zuzubringen, wenn er nicht auf einem Streifzuge ausgegangen war. Es durfte dieses Zimmer nie ein Anderer betreten.

Ein Mann und eine alte taubstumme Magd bewohnten dieses Gebäude. Es herrschte hier eine Einsamkeit, die jeden Unparteiischen mit Grauen erfüllen mußte, der sich hier zufällig auf nur wenige Minuten aufgehalten hätte.

In einem Zimmer dieses Hauses ging ein Mann gedankenvoll auf und nieder, er war von mehr als mittlerer Größe, hatte einen gekrümmten Buckel und einen äußerst unförmlichen dicken Kopf, der kahl war, nur an den Schläfen zeigten sich einige Reste von schwarzem Haar. Ein dicker struppiger Bart bedeckte das häßliche Antlitz, das kupferfarbig erschien.

Der Mann stellte sich bisweilen an das Fenster und blickte hindurch, als ob er Jemand erwartete. Dann machte er lebhafte Bewegungen und sprach in eigenthümlichen Tönen zu sich selber.

Plötzlich tönte ein starkes Pochen durch das Zimmer.

„Man kommt," sagte der Mann, dessen Gesicht plötzlich einen finstern Ausdruck annahm.

Einige Augenblicke zögerte der Mann, aber das Pochen an der Wand, welche nach dem Hofraume zuging, wiederholte sich.

„Wer da!" fragte der Mann leise, doch so, daß es ein Außenstehender hören konnte.

„Glück auf den Weg!" tönte ihm eben so die Antwort zurück.

Nun drückte er auf eine verborgene Feder, eine Mauerblende drehte sich in ihren Angeln und ließ einen schmalen Durchgang frei, durch welchen sich ein kleiner untersetzter Mann in einem Matrosen-Anzug, mit einem breiten Strohhute auf dem Kopfe und einem schwarzen Pflaster auf einem Auge hereindrängte.

„Pimpi!" rief der Mann verwundert.

Der Eingetretene aber riß Hut und Pflaster vom Kopf und warf sich ungestüm auf einen Sessel, welcher an der Wand stand.

Und jetzt wollen wir unsern geneigten Leser die angenehme Ueberraschung bereiten, ihm in dem Erschienenen — den Spion vorzustellen.

„Wie lange seid Ihr hier, Pimpi?" fragte der Bewohner des Hauses.

„Laßt mich nur etwas zu Athem kommen, ehe Ihr mich mit Fragen quält," antwortete Jener, tief Athem holend, „ich bin kreuz und quer gelaufen, weil mir so ein Spion des Teufels auf den Fersen war. Ihr seid auch erst seit ein Paar Tagen zurück, habt Ihr viel ausgekundschaftet, gute Geschäfte gemacht?"

Der Hausbewohner, welchen wir den Namen Nils beilegen werden, zuckte mit den Achseln.

„Bin krank gewesen," antwortete er, „acht Tage gelegen auf einen Fleck und vorher war ich in Flensbarg; dort habe ich allerdings verschiedene Affairen gemacht, Ihr wißt ja, daß wir uns dort gesehen. Nun sagt mir, habt Ihr im Kriege, in dem Ihr Euch doch

herumgetrieben habt, etwas errungen? keine Lorbeeren, keinen Orden, nicht einmal Geld?"

„Ein paar lumpige dänische Dukaten habe ich allerdings verdient, aber ich habe das Geschäft nicht an den Nagel gehangen, ich bin ja nur hier herübergekommen, um eine kleine Nebensache abzumachen. Ist dies geschehen, dann kehre ich wieder nach dem Kriegsschauplatz zurück, um den Preußen oder Dänen zu dienen, wer mir gerade in den Wurf kommt. Des Preußen Geld ist auch kein Blei, eben so wenig das des Oesterreichers, und kann ich bei ihnen gute Spiondienste verrichten, dann gehe ich zu ihnen. Was liegt mir daran? was heißt Vaterland? Geld ist Vaterland. Ich frage nichts nach unserm lieben Dänenlande; ob's preußisch, österreichisch, sächsisch oder türkisch wird, ist mir ganz gleichgültig, wenn ich nur Dukaten habe."

„Was führt Euch also her?" fragte Nils den Spion, indem er, die Arme überkreuzend, dicht vor ihn hintrat.

„Das werdet Ihr sehr bald erfahren, mein guter Nils; sagt mir nur zuvor, ob Euch eine gewisse Frau Lerchner bekannt ist."

Ein eigenthümliches Lächeln zuckte um den Mund des Gefragten.

„Nun, ich kenne dieses Weib, d. h. per distance, gesprochen habe ich sie noch nicht, nur viel von ihr gehört."

„Nun hört," sagte der Spion, ich habe so eben Aufträge von Herrn Radger im Namen einer Dame erhalten, es giebt zu spioniren, ruiniren und was weiß, mit einem Worte viel Geld zu verdienen, Ihr habt die Banknoten schon in der Tasche."

„Hm!" sagte Nils verlegen, „was giebt es denn eigentlich?"

„Der Teufelskerl Radger wollte nicht recht heraus mit der Farbe, er meinte, es wäre am besten, er spräche mit Euch selbst; er ließ dann so etwas von einem jungen Menschen fallen. Nun, wir können ja offen mit einander sprechen, es ist Heinrich Rothenfelser, der von Kopenhagen weggeschafft werden soll, wohin, ist gleich, nach Süd- oder Nordamerika, Afrika oder meinetwegen gar nach Alsen."

Wie von einer Natter gestochen fuhr Nils zurück, doch sammelte er sich bald wieder, indem er einige Gänge durch's Zimmer machte.

Seine Stirn legte sich in düstere Falten, sein Auge ward finster und er murmelte einige unverständliche Worte zwischen den Zähnen.

Der Spion, der hier Pimpi genannt wurde, beobachte ihn mit dem Erstaunen eines Menschen, der aus der Handlungsweise eines Andern nicht recht klug wird.

„Was habt Ihr denn heute, Nils?“ sagte er nach einer Weile, „Ihr dessen Kopf doch sonst für uns denkt und Pläne schmiedet, seid so auf einmal aus der Art geschlagen und dies gerade jetzt, wo uns das Glück sein goldenes Ei so recht eigentlich in's Nest legt; denn glaubt mir, es ist viel Geld zu verdienen, der schurkische Hansen soll nicht umsonst reich werden, er muß uns mindestens vierzigtausend Thaler auf unser Theil geben, da können wir bei bestehen, wenn wir ihm eben diesen Nebendienst erweisen.“

„Ich sage nicht nein,“ versetzte Nils nach längerer Ueberlegung. „Wir sehen uns noch.“

Beide Männer hielten noch ein kurzes Gespräch mit einander, dann entfernte sich Pimpi, während Nils zurückblieb, seine Arme drohend erhob und einen dumpfen Fluch ausstieß.

Eine Orgie.

In einem großen Saal befand sich eine zahlreiche Gesellschaft. Die Herren waren fein gekleidet, aber ihre Gesichter trugen zum großen Theil die Spuren der Verworfenheit und des Lasters.

Angestoßen, getollt, gejauchzt und gescherzt, so lange uns noch das Leben blüht, jährt und braust, so lange noch der Wein das Blut frischer pulsiren macht und die Herzen rascher schlagen.

Viele Stimmen wiederholten diese Worte in schallendem Chor und stießen die geschliffenen Kelchgläser aneinander — der Champagner perlte und mussirte.

„Schweigt, Ihr Landkrabben, mit Eurem miserablen Gesang!“

schrie ein Mann, dessen Aeußeres den Seemann verrieth. „Es lebe das Wasser!"

Mit diesen Worten griff er mit unsicherer Hand nach dem Glase.

„Verdammtes Land!" fuhr er fort, „man muß hinaus auf's weite Meer, lebe wohl, Liebchen! in der Stadt wird mir so bange. Nur draußen auf der großen grünen Wasserwiese ist Leben, Luft und Freiheit. Bald geht es wieder auf die See, dem Himmel sei Dank, wir wollen den Preußen was zu schaffen machen. Morgen wird dem wackeren Rolf Krake Zuschuß geschickt, dazu gehöre auch ich.

„Ruhe!" riefen einige Andere mit rauhen Stimmen dazwischen, „man kann ja kaum sein eigenes Wort hören."

„Es lebe Dänemark!" brüllte ein junger stämmiger Mensch mit rothen Haaren, dem Gesichte eines Bulldoggs und geistlosen blaugrauen Augen, der nach Kopenhagen gekommen war, wie er sagte, sein Erbtheil auf die comfortabelste Art todtzuschlagen und dann vielleicht Futter für's Pulver zu werden, indem er Dienste bei einem Regimente nähme, das in Holstein steht.

„Zum Teufel mit der Ruhe!" jubelten Andere und stießen die Gläser zusammen, daß sie sprangen.

Das Zimmer, in welchem sich die Gesellschaft befand, war groß und geräumig, die Wände mit feinen Tapeten bekleidet, die Möbeln elegant und in bestem Zustande.

Die Kleider der Zecher, Röcke, Uniformen, Hüte, Degen, Spazierstöcke lagen in der größten Unordnung theils auf Stühlen und Divans, theils auf dem Boden herum. An den Wänden hingen einige Kupferstiche in Goldrahmen, wie auch Pistolen, Gewehre, Jagdtaschen, Rapire und Fechtrequisiten.

Auf den Schränken standen einige Bücher, auf dem Bette, das in der Ecke hinter einer spanischen Wand stand, dehnte sich bequem ein schwarzes langhaariges Windspiel; zerbrochene Gläser und Flaschen lagen unter dem Tische; mit einem Worte, es gab eine colossale Unordnung, düster von den bereits tief herabgebrannten Lichtern beleuchtet.

Dies war die Wohnung des Bürgermeisters Hansen, der eine zahlreiche Gesellschaft zu sich eingeladen hatte, welche aus den ver-

schiedensten Klassen der Bevölkerung bestand, und sicher ahnten viele unter denselben nicht, welche Gäste sich unter ihnen befanden.

Hansen hatte seine Genossen zu einer Orgie geladen und kaum einer von ihnen war seiner Sinne mehr mächtig.

Alle waren rohe gemeine Naturen von sehr zweideutigem Charakter, deren Wüstlingsleben und wilde Leidenschaft sich, wie wir bereits erwähnt, in ihren Gesichtern aussprachen.

Zwischen ihnen saßen einige junge Damen, welche keineswegs zu der Elite der Damenwelt gehörten; auch sie waren schon ziemlich betrunken und erschienen äußerst emancipirt.

Am oberen Ende der Tafel saß Hansen, sein sonst bleiches Gesicht war ein wenig geröthet, seine Züge hatten etwas Steifes, so daß sie wie die einer Leiche erschienen; er hatte die Ellenbogen auf den Tisch gestemmt und blickte vor sich hin.

Ein junges Mädchen von etwa zwanzig Jahren war aufgestanden und hatte sich ihm genähert, um mit ihm anzustoßen, er aber stieß sie roh von sich.

„Ho, ho!" lachte Einer, ein falscher Spieler von Profession, der in dieser Gesellschaft nur zu gut seine Rechnung fand, „bist Du heute so ernst und grämlich, mein lieber Hansen, als säßest Du in der Kammer und memorirtest eine Rede zu Nutz und Frommen des Vaterlandes. Deine Stellung ist schwierig. Holstein muß Dir wohl Füchse eingebracht haben, aber Du hast auch eine verdammt üble Laune mitgebracht. Aber Du hast Recht, der Teufel hole die Weiber, denn die besten taugen nicht viel. Wir haben genossen und haben wohl den Becher der Freude bis auf die Hefe geleert. Wir Beide, glaube ich, haben so ziemlich unsere Rechnung mit den eitlen Lüsten der Welt abgeschlossen und probiren es nun mit der göttlichen. Nicht wahr, Frau Fortuna ist noch das einzige Weib, dem wir nachlaufen, um ihre Schleppe zu erhaschen; aber sie ist auch eigensinnig und launisch, wie eine alte hysterische Jungfer, und man kann ihr genug die Kur machen, um ein freundliches Lächeln zu erhaschen, so einen flüchtigen Goldblick. Allons! Karten her und probirt, wen sie heute Abend zu ihrem Liebling erwählt. Nun, Hansen, Du bist ja so bedächtig, alle Wetter, ich glaube dennoch, Du denkst trotz alle-

dem an die junge Deutsche, an die kleine Marie aus Flensburg? Laß sie fahren, alter Bursche, sie ist jung und taucht nicht mehr für Dich. Gieb die Karten her, Karten, Karten!

„Ja, Karten her zu einem göttlichen Spiel!" riefen Alle zu gleicher Zeit, und wie von einem galvanischen Schlage berührt, sprang auch Hansen vom Stuhle auf, seine Züge belebten sich wieder, sein Auge funkelte.

„Karten, Karten!" schrie er, „das giebt neue Aufregung und rüttelt die Lebensgeister aus ihrer Letargie.

Ein Diener brachte Karten und frische Lichter, räumte die Ueberreste des Mahles weg und der falsche Spieler legte eine Banque auf.

Der rohe Lärm ging bald in jene ängstliche, fast drückende Stille über, welche wir stets in Spielhäusern oder in jenen Gesellschaften merken, wo Hazard gespielt wird.

Nur das eintönige Gemurmel des Banquehalters, das Klingen der Goldstücke, welche schnell die Besitzer wechseln, und einzelne Ausrufe der Freude oder der Verzweiflung unterbrachen sie.

Alle Gedanken, alle Empfindungen concentriren sich in der einen Frage: wird meine Karte gewinnen.

Mit namenloser Angst und einem Herzklopfen, wie es kaum der Angeklagte vor den Schranken des Gerichts empfindet, starrt der Spieler auf die Hand des Banquiers, welcher die Karten abzieht, die vielleicht über bürgerliche Ehre, über das Lebensglück, selbst oft über das Leben des Spielers entscheidet.

Aber dennoch hat der, welcher sich einmal den Lockungen des Spieldämons hingegeben, einmal die Karten berührt, einmal aus der Banque Geld empfangen, keine Ruhe, keine Rast mehr. Er kennt keine andere Freude, als jene, die Nerven bis zum Zerreißen anspannende Folterqual am grünen Tisch, hingeopferte Nächte und gemalte Blätter.

Im Traume noch murmelt er sein „Gewonnen und Verloren". In der Umarmung der Gattin selbst beschäftigt er sich noch mit Combinationen, welche ihn gewöhnlich beim nächsten Spiel wieder betrügen.

Die Natur hat keinen Reiz mehr für ihn, denn sein Auge ist

nur am Kerzenlicht gewöhnt und das Tuch des Spieltisches das einzige Grün, welches ihn zu reizen vermag.

Es wurden bedeutende Einsätze gemacht, Kleinigkeiten gewonnen und Summen verloren. Die Damen setzten sogar auch Münzen auf die Karten.

In Ermangelung baaren Geldes wurden Ringe und Ketten auf die Tafel gesetzt.

Nur Hansen allein spielte mit seltenem Glück, er häufte das Geld vor sich auf und der Zufall, der ihn heute zu seinem Liebling ersehen zu haben schien, vereitelte alle Kunststückchen des Banquehalters zu Gunsten Hansens.

Jener knirschte heimlich mit den Zähnen über seine Ungeschicklichkeit und das Glück Hansens, aber er zeigte doch ein freundliches Grinsen, hinter dem er seine Kälte verbarg.

„Va banque!“ rief Hansen plötzlich und der falsche Spieler wurde bleich, er zog langsam ab und hatte verloren.

„Wahrlich,“ sagte der falsche Spieler mit schlecht verhehltem Grimm, „Du hast heute viel Glück, wie ich es in meinem Leben nicht gesehen und wie es nur ein weggejagter Bürgermeister haben kann, der ja unter einem hohen Glücksstern geboren wurde.“

Der Bürgermeister, mit dem Zählen des Geldes beschäftigt, bekümmerte sich wenig um den Aerger des von ihm so eben ruinirten Banquiers.

Da traf plötzlich das Wort weggejagter Bürgermeister sein Ohr, seine Seele zündete wie der zuckende Blitzstrahl ein gefülltes Pulverfaß.

Eine Secunde lang starrte er den Spieler an, dann sprang er wüthend auf, faßte ihn mit der Hand nach der Halsbinde und riß ihn vom Stuhle.

„Weggejagter Bürgermeister!“ rief er, „wer schilt mich so? wer wagt es mir zu beweisen? Der Krieg hat mich verjagt, aber meine Regierung hätte mich ewig im Dienste behalten, das wirst Du erleben; ich stehe sogar in den Augen des Hofes in der größten Achtung da und werde in den nächsten Tagen mir die Ehre geben, Seine Majestät zu besuchen. Elender, niederträchtiger Bube, ich werde Dir den Athem ausgehen lassen!“

Mit diesen Worten riß er ihn mit riesiger Kraft zu Boden, indem er die Halsbinde des Liegenden mit immer stärkerer Gewalt zuzog. —

„Er ist toll, er ist wahnsinnig," lallte ein Anderer mit weinschwerer Zunge, indem er Jenem zu Hülfe eilen wollte, aber nicht aufzustehen vermochte.

„Bringt sie auseinander!" schrieen die Uebrigen, welche sich des Bürgermeisters plötzlichen wüthenden Angriff nicht zu erklären vermochten, „bringt sie auseinander, sonst geschieht wahrhaftig noch ein Mord."

Alle, welche noch ihrer Sinne und Arme mächtig waren, warfen sich zwischen die Ringerden; der Tumult wurde bald allgemein, Flaschen und Gläser klirrten und fielen in Scherben auf den Fußboden!

Mit Mühe machte man des Bürgermeisters Hand aus der Halsbinde des falschen Spielers los, welcher schon ganz blau im Gesicht geworden, und trennte endlich die Kämpfer.

„Der Hund hat mich einen weggejagten Bürgermeister geschimpft, er muß sterben!" rief Hansen.

Die Klügsten riethen nun zum schnellen Aufbruch, der falsche Spieler nahm eilig Hut und Stock und entfernte sich; die Uebrigen warteten noch einige Augenblicke, um den Gastgeber zu besänftigen und ihn zu verhindern, dem Spieler zu folgen. Dann gingen auch sie und ließen ihn mit nur noch wenigen Freunden allein.

Aufgeregt und an allen Gliedern vor Wuth zitternd, schritt Hansen im Zimmer auf und ab, er riß die Fenster auf, um das fieberhaft gejagte Blut in den kühlen Strömen der Nachtluft zu beruhigen, den glühenden Kopf zu erleichtern.

Dann warf er die Fenster wieder zu und kehrte zu seinen Freunden zurück.

„Bist Du endlich ruhiger geworden?" nahm einer derselben das Wort.

„Ich bin es," sagte Hansen mit besänftigtem Tone; „seht, ich mußte ärgerlicher erscheinen als ich es war, immerhin aber bin ich kein weggejagter Bürgermeister, der Krieg hat mich nur vertrieben

und nicht die Regierung. Und nun wollen wir von geschäftlichen Sachen sprechen. Habt Ihr schon Nachricht?"

„Radger war heute bei mir und sagte, daß in der heutigen Nacht noch das Nöthige geschehen würde."

„Das gebe der Himmel," versetzte Hansen, „die Sache muß morgen regulirt werden."

„Er trifft also heute Abend ein?"

„Es wird jetzt schon geschehen sein und die Jungen werden ihn unzweifelhaft schon gefaßt haben."

„Desto besser," sagte Hansen, „ich wünschte, daß man ihn von Kopenhagen entfernte, meinetwegen nach dem Lande, wo der Pfeffer wächst."

„Es wäre das Beste, wenn wir ihn nach Alsen schleppten, dort würde er gut aufgehoben sein."

„Warum gerade nach Alsen?" fragte Hansen betroffen.

„Hierüber werde ich Dir ein anderes Mal Aufschluß geben, und nun zu unseren Angelegenheiten."

„Die Geschäfte gehen vortrefflich, es ist Vieles eingeschmuggelt worden und unsere Kassen sind gespickt. Aber ich muß Dir offen gestehen, van Enden gefällt mir nicht."

„Warum nicht?" rief Hansen, er diente uns stets treu."

„Aber er scheint jetzt den Muth verloren zu haben, dem Kerl geht etwas im Kopf herum, was, ist mir selbst unbegreiflich; aber ich habe es erfahren, seid überzeugt."

„Es ist nothwendig, daß es uns bekannt werde. Ihr habt mir stets nach Flensburg die besten Zeugnisse über ihn geschrieben und jetzt plötzlich sagst Du, daß er unsere Interessen nicht mehr wahrzunehmen scheint."

„Das habe ich gerade nicht gemeint, aber Du verstehst mich wohl, ich will mich jetzt nicht aussprechen, Du wirst in nächster Zeit mehr erfahren. Die Hauptsache ist, unsere Kassen sind gespickt," wiederholte der Schmuggler lächelnd.

„Gewiß ist dies eine Hauptsache, denn ich habe in Flensburg, muß ich offen gestehen, bittene Noth gehabt und mußte zu jenen mich erniedrigenden Mitteln meine Zuflucht nehmen. So lange ich in Flensburg war, habe ich stets von Euch betrübende Nachrichten ge-

hört und nur selten wurden mir ein paar Thaler von Euch zugesandt; immer klagtet Ihr und jetzt ist es plötzlich anders geworden, trotz des Krieges."

„Eben der Krieg ist es, der uns reich machen wird," sagte Jener, „doch nun ist es Zeit, daß wir gehen, wir müssen auf der Hut sein."

„Wir erfahren jetzt, daß der Bürgermeister Hansen schon lange das geheime Mitglied einer Schmugglerbande ist, die seit undenklicher Zeit in Kopenhagen ihr Wesen trieb. Diejenigen, welche bei ihm zurückgeblieben waren, seine Spießgesellen, wollten sich eben entfernen, als er den Einen, der wie ein Cavalier gekleidet, auch noch in jugendlichem Alter war, bei Seite zog.

„Und unser Plan in Bezug auf Marie?" flüsterte er ihm leise zu.

„Wird ausgeführt werden," entgegnete der Andere mit unheimlichem Lächeln, „seid außer Sorge."

Mit diesen Worten entfernte er sich in Begleitung der Uebrigen. Hansen blieb gedankenvoll zurück.

„Nur ein Kummer drückt mich," sagte er, „es könnte einst ans Tageslicht kommen, was ich in Flensburg gethan; aber nein, wie sollte das möglich sein? Die Krieger werden ja alle Bücher vernichten und den Flammen übergeben, es kann nichts herauskommen, nun eine Zahl verbessert ist, was hat das zu sagen, ein vorgekommener Rechenfehler muß ja corrigirt werden — und Marie muß geopfert werden, es kann nicht anders sein, ein Anderer muß sich ihr nahen, damit mir der Weg zu ihr geöffnet werde.

Der Ruinirte.

Es war eine finstere unfreundliche Nacht, schwarze Wolken bedeckten den Himmel.

Ein einsamer Wanderer, welcher vom Hafen kam, passirte eine

Brücke und blieb erstarrt stehen; seine Füße konnten kaum noch von der Stelle und er schien jeden Augenblick vor Ermattung umsinken zu wollen.

Seine Kleidung war die eines Edelmannes, obgleich der Knotenstock, an welchem er auf der Achsel ein kleines Bündel trug und die späte Fußwanderung wenig zu seinem Aeußern paßte.

Er schaute hinab in das Wasser, wo die Wogen wild rauschten und brausten, als erwarteten sie ein Opfer.

In seinem Herzen schien der Gedanke an Selbstmord aufzutauchen, freundlich und lockend wie eine liebliche Sirene aus den Wogen des sturmgerüttelten Meeres.

Er beugte sich mit dem Oberleib hinaus über die Brüstung und stöhnte schmerzlich wie der Edelhirsch, der an eines Weidmanns sicherer Kugel verenden will.

Er merkte es nicht, daß ein Mann rasch und mit fast geräuschlosem Schritt vorübereilte, nachdem er ihn einen Augenblick beim schwachen flackernden Scheine der Brückenlaterne beobachtet hatte, daß ein Anderer von der entgegengesetzten Seite erschien, der ein Mädchen am Arme führte, der ihr einige leise Worte ins Ohr sagte, und dann allein stehen ließ, bald in dem dichten Nebel verschwindend.

Der Wanderer war kein Anderer, als der unglückliche Heinrich Rothenfelser, der eben nach Kopenhagen gekommen war. Die Militairkleidung hatte er abgelegt und bürgerliche angethan. Noch war er krank und todmüde von der Reise.

Mit wenigen Geldmitteln versehen, wußte er nicht, was er hier in dem großen Orte beginnen sollte; hier, wo er früher eine Rolle gespielt, sollte er jetzt als Bettler erscheinen. Der Gedanke brachte ihn der Verzweiflung nahe.

Von der Anwesenheit seiner Mutter in der Residenz war ihm nichts bekant, auch war ihm das Dänenthum bis auf das Tiefste seiner Seele verhaßt.

Man hatte ihn bekanntlich hierher geschickt, aber was sollte er beginnen; er wollte nicht länger leben und dachte in der That an den Tod.

Lange lehnte er am Brückengeländer, halb bewußtlos, erdrückt

von dem schrecklichen Gedanken, welchen sein Kopf nicht zu erfassen vermochte.

Plötzlich fühlte er sich leise an der Schulter berührt und sah sich aus seinem Hinbrüten aufgestört erschrocken um.

Ein Mädchen, in einem Mantel von grauem Wollenstoff gehüllt, ein buntes carrirtes Tuch um Kopf und Brust geschlagen, stand neben ihm und sprach mit sanfter Stimme, welche vor Angst und Kälte zu zittern schien:

„Verzeihen Sie, mein Herr, wenn ich störe, aber ich betrachte Sie fast eine Viertelstunde lang und glaube, es sei Ihnen vielleicht etwas zugestoßen, weil ich Sie so regungslos stehen sah; ich konnte den Gedanken nicht los werden, daß Sie gar auf etwas recht Böses sinnen möchten, auf — verzeihen Sie — einen Selbstmord.“

Der Gerettete seufzte tief auf und murmelte: „Es wäre vielleicht besser, wenn ich in diesem Augenblicke schon tief auf dem Grunde da unten läge, statt daß ich hier stehe, dem ärmsten Bettler gleich, der sein Haupt auf dem ersten besten Stein legen muß, um vielleicht morgen schon von Vorübergehenden todt gefunden zu werden.“

Er preßte seine Hand auf das Herz und zwei große Tropfen rannen über seine Wangen.

„Sie müssen recht unglücklich sein, mein Herr,“ fuhr das Mädchen fort, „daß Sie zu sterben wünschen; aber es ist gottlos, sich selbst das Leben zu nehmen, sonst hätten sie mich auch vielleicht schon aus den Wellen gezogen und das Verdict über mich gesprochen: An der Heimsuchung Gottes gestorben. Es ist eine tolle Nacht, mein Herr, und ich wollte Sie bitten, mich zurecht zu weisen, ich wohne unweit der Brücke am Strande und kann mich in dem entsetzlichen Nebel nicht zurechtfinden.“

Heinrich blickte erstaunt auf die neben ihm stehende, welche von ihm, dem in dieser Stadt wohl bekannten, aber in dieser Gegend ganz fremden, Auskunft verlangte.

Die flackernde Laterne warf ein ungewisses Licht auf sie, und mit jener unbestimmten Neugierde, welche uns fast in keiner Lage des Lebens verläßt, betrachtete er die Unbekannte näher.

Sie war ziemlich groß, ihr Gesicht fast ganz vom Tuche ver-

hüllt, das starke schwarze Schlagschatten auf Wangen und Stirn hervorbrachte.

Sie schien jung und hübsch, ihr Auge groß und lebhaft, ihr Mund von einem sorgenlos freundlichen Lächeln umschwebt, das schlecht zu der erheuchelten Angst paßte.

„Ich bin hier fremd," antwortete Heinrich nach einer Pause, „und weiß selbst nicht, wohin ich meine Schritte wenden soll, um ein Unterkommen zu finden."

Wir müssen uns erinnern, daß Heinrich mit seinem Regiment von Kopenhagen nach Flensburg gesandt wurde, er war also an letzterem Ort bekannt, und hatte auch wohl Freunde, jetzt aber, nach einer so traurigen Vergangenheit, wagte er es nicht mehr, sich in den Kreisen, in welchen er sich früher bewegt hatte; und in der That war er um ein Unterkommen besorgt, er hatte sich auch vorgenommen, incognito in Kopenhagen zu leben und es so bald als möglich wieder zu verlassen, um auf deutschen Boden zu gelangen.

Wir haben ferner erwähnt, daß seine Kasse aus äußerst geringer Baarschaft bestand, denn man hatte ihm nur so viel Geld verabfolgen lassen, um die Kosten der Ueberfahrt zu decken und allenfalls noch auf höchstens vierzehn Tage sein Leben zu fristen. Also war er in der Stadt ein Bettler, ein Fremder, der nicht wußte, wohin er sich wenden sollte, ein Mensch, der dem Verhungern nahe war.

Das Mädchen lächelte verstohlen und warf noch einmal einen scharfen prüfenden Blick auf den jungen Mann.

Dann trat sie noch näher an ihn heran und flüsterte, ihm die Hand auf den Arm legend, traulich zu:

„Sie sind fremd in Kopenhagen, mein Herr, und wünschen ein Unterkommen? es ist freilich spät und, nehmen Sie mir es nicht übel, in dem Aufzuge dürften Sie schwerlich eine günstige Aufnahme in einem eleganten Hotel finden, aber wenn Sie meinen Rath nicht verschmähen, so kann ich Ihnen eine Nachtherberge anbieten, gut und billig. Meine Tante, bei der ich wohne und gewissermaßen in Diensten stehe, hat hier in der Nähe eine Schenke, sie kann nicht weit sein, und wenn sie mich begleiten wollen, so thun Sie noch obenein ein gutes Werk. Ach ich fürchte mich so sehr, denn die Nacht ist

Niemandes Freund und ein betrunkener Matrose verfolgte mich. Die Angst hatte mich so verwirrt, daß ich den Rückweg nicht fand. Nun aber, mein Herr, seid ich bei Ihnen bin," fuhr sie schmeichelnder fort, indem sie Heinrichs Hand ergriff, „fürchte ich mich gar nicht mehr. Wollen Sie bei uns einkehren?"

Heinrich fühlte sich so todmüde, er war so argwohnlos, daß er mit Freuden ihren Antrag annahm. Jugend schließt sich ja so gern an und sie schien ihm ein Engel, der ihm in seiner trostlosen Lage gesandt war.

Er ging an ihrer Seite, während das Mädchen sichtlich bemüht war seinen Trübsinn zu zerstreuen.

Sie führte ihn eine kurze Strecke links ab und gelangte bald zur „Goldenen Traube".

Dort öffnete sie leise die nur angelehnte Thür, welche in den schmalen Gang führte und bat ihren Begleiter ein wenig zu warten, indem sie zuvor ihre Tante von seiner Ankunft in Kenntniß setzen müsse; dann eilte sie die Treppe hinauf, wo der Capitain van Enden bei einem Glase Punsch saß und sie erwartete.

Das Erscheinen des Mädchens war kein zufälliges gewesen, denn Hansen, welcher dem Capitain, der mit ihm in Verbindung stand, nicht recht traute und dem Alles daran gelegen war, sich Heinrich's gewiß zu bemächtigen, um ihn sicher zu entfernen, hatte Radger, mit dem er in Verbindung stand, geheime specielle Befehle ertheilt.

Dieser zog Vater Knirn, den Wirth der Goldenen Traube, ins Geheimniß, ließ durch einen gewandten Burschen den Angekommenen beobachten und das Mädchen aus der Schenke an der Brücke warten, um den Fremden durch List auf den Boden zu locken, wo er in Radgers und van Enden's Gewalt war, der ihn zuvor auf seinem Schiff in Verwahrung nehmen sollte.

Auch Niels hatte mit Gründen, die wir später enthüllen werden, mit Pimpi ein ähnliches Manöver vornehmen lassen, aber dieser hatte den Fremden, den er in kurzer Entfernung verfolgte, verlassen, um voraus zu eilen und dessen Ankunft dem Schmuggler zu melden; während dieser Zeit gelang des Mädchens List und Heinrich war in die Falle gegangen.

„Teufel Donnerwetter!“ rief der Capitain van Enden, aus seinen Gedanken emporfahrend, „bringst Du ihn, Mädchen?“

Pauline stattete Bericht über den günstigen Erfolg ihrer Sendung ab und der Capitain strich ihr wohlgefällig die Wangen.

„Bravo, Mädchen!“ rief er, „Du hast die Landkrabbe ordentlich ins Netz gelockt, dafür kann Dir der Filz von Geschäftsführer einen Thaler in die Hand drücken; ein tüchtiger Bursche wohl, hm? Nun desto besser für ihn oder eigentlich desto schlimmer, er hält es desto länger aus; ich hätte es gestern nicht gedacht, daß ihm heute die Rippen auf einer harten Bank knacken würden und er morgen auf einer holländischen Brigg übernachten wird. Ja, ja, führe ihn einmal herein, ich will ihn sehen, ehe wir ihm seine Wohnung anweisen.“

Er fuhr mit beiden Armen zugleich in die Aermel seines Oberrocks, den er am warmen Kamin abgelegt hatte, indeß Pauline sich aus dem Zimmer begab, um den Verrathenen vor seinem Kerkermeister zu briugen, der schon im Stillen darüber nachdachte, wie er ihn recht peinigen könnte.

Sie flüsterte Heinrich, welcher sich ermattet auf einen Stuhl niedergelassen hatte, einige ermunternde Worte zu.

„Kommen Sie, mein Herr, folgen Sie mir,“ sagte sie, „mein Vater will Sie sehen, stoßen Sie sich nicht an seine Manieren und Reden, denn er ist etwas barsch und nicht in bester Laune, wenn er gerade ein Gläschen über den Durst getrunken hat; widersprechen Sie ihm nicht, so kommen Sie am besten fort. Da, fassen Sie meine Hand, ich will Sie die Treppen hinauf führen, sie ist etwas steil und dunkel, Sie könnten ausgleiten.“

Heinrich faßte arglos des Mädchens Hand, und ohne die geringste Ahnung zu haben, in welche Höhle er gelangt sei, welche Gefahr ihm drohe, welches Loos ihn erwartete, folgte er seinem bösen Engel und stand bald vor van Enden.

Dieser trat hart an ihn, grüßte höhnisch, faßte ihn mit der Hand ziemlich derb an die Schultern und drehte ihm das Gesicht gegen das Kerzenlicht, um es besser betrachten zu können.

„Ein Rothenfelser,“ murmelte er zwischen den Zähnen, ganz das alte Gefühl, hol’ der Henker die ganze Brut; ich muß diesen

Menschen hassen und lieben zugleich, aber der Haß muß zunächst in den Vordergrund treten, es muß sein."

Heinrich wußte nicht, was er von diesem barschen Empfang denken sollte, sein Blut wallte ungestümer, er warf einen Blick voll Wuth auf den Capitain, aber der vielsagende Ausdruck in Paulinen's Antlitz, welche hinter van Enden stand und ihm ein Zeichen machte, daß der angebliche Vater betrunken sei, besänftigte ihn wieder.

„Es ist gut, Pauline," fuhr der Capitvin höhnisch lachend und gegen sie sich wendend fort, „Du sollst auch von mir einen Thaler haben für den jungen Menschen da, jetzt aber hinunter mit ihm in's Zimmer. Sagt dem Paddy, er soll ihn an's Schlepptau nehmen und tüchtig entern, wenn er etwa die Segel aufhissen und durch die Wachtschiffe will."

Der Capitain fing an sich wieder zu entkleiden, Pauline aber faßte Heinrichs Hand, dessen Blut brauste und gährte, und führte ihn die Treppe hinab, wo sie im Gange die Thür der Schenke öffnete.

„Hättest Du mich nicht gewarnt, Mädchen," sagte Heinrich mit unterdrückter Wuth, „ich hätte den Kerl niedergestoßen."

„Um Gotteswillen, mein Herr, wie können Sie, ein gebildeter Mann, so viel Acht von einem Betrunkenen nehmen! Sie haben ja gesehen, daß er sich kaum bewegen konnte. Er ist übrigens ein braver, guter Mensch und Sie müssen sich an diese etwas rauhe Seite, die im Rausche noch etwas mehr zum Vorschein kommt, nicht kehren; ich bin fest überzeugt, morgen werden Sie mit ihm befreundet sein. Er war übrigens ein tüchtiger Capitain, ein reicher Mann, und kann Ihnen, wenn Sie sich vielleicht wieder einmal von Kopenhagen entfernen wollen, gute Dienste leisten."

Die Schenkstube Vater Knirn's hatte heute ein ganz anderes Aussehen, als gewöhnlich.

Die Läden, sowie die Thür, welche auf die Straße führten, waren verschlossen und die gewöhnlichen Gäste hatten fremden Platz gemacht.

Halb betrunkene Matrosen, zum Theil bis an die Zähne bewaffnet, saßen oder lagen auf den Bänken im Hintergrunde in der großen Stube.

An der Thür auf dem Gange, durch welche Pauline so eben mit Heinrich eingetreten war, hielt ein Matrose mit gezogenem Messer Wache und warf von Zeit zu Zeit argwöhnische lauernde Blicke in den Vordergrund.

Dort saßen zwanzig junge Burschen, meistens kräftige Gestalten mit sonnengebräunten Gesichtern und muskulösen Armen einzeln oder in Gruppen an den Tischen, und überließen sich den verschiedenartigsten Ausbrüchen ihrer Laune und Gefühle.

Die Meisten saßen still und blickten starr vor sich hin, sie hatten die Hände über die Brust gekreuzt oder auf die Knie gestemmt und in ihren Mienen sprach sich Trauer und Niedergeschlagenheit aus.

Andere tobten und fluchteu, einige, meist verschmitzte Gesichter, überließen sich einer wilden Lustigkeit, tranken und sangen allerlei gemeine Lieder.

Capitain van Enden hatte bereits von Hansen den Auftrag erhalten, mit dem Morgengrauen die Segel klar zu machen, wie er es nannte, und ein paar Dutzend Burschen aufzutreiben, um seine Bemannung vollzählig zu machen.

Er ließ daher mit anbrechender Dämmerung seine tüchtigsten Matrosen von der Brigg in die goldene Taube kommen und daselbst zechen.

Später sollten sie einen Streit anfangen, was ihnen nicht paßte hinaustreiben, die kräftigsten Jungen aber festhalten.

Der Capitain wollte einen solchen Preßzwang auf seine Faust und nach seiner Manier halten.

Es gelang nach Wunsch und seine Matrosen, an dergleichen Heldenstücke gewöhnt, thaten ihre Schuldigkeit.

Heinrich zögerte einzutreten, denn die verpestete Luft, welche ihm entgegenqualmte, drohte ihn zu ersticken; aber das Mädchen drängte ihn rasch hinein und drückte schnell die Thür wieder in's Schloß.

„Schöne Pauline," sagte der wachehaltende Matrose und streichelte der jungen Dirne die Wangen, „Du hast einen guten Fang gethan."

„Pst!" flüsterte sie ihm zu, „seid still, der Bursche ist ordent-

licher Leute Kind und kennt sein Schicksal noch nicht, laßt ihn daher noch eine Weile seine schönen Träume."

„Wie Du mitleidig bist," entgegnete der Matrose; „aber was ist es denn für ein Unglück, wenn der Junge auf ein schmuckes Schiff kommt und ein bischen Seewasser kennen lernt!"

Pauline führte Heinrich, der von der verdorbenen Atmosphäre und dem wilden Lärmen ganz betäubt war, zu einem leer stehenden Tische, auf dem sie eine brennende Kerze stellte.

„Mädchen, wohin hast Du mich geführt?" nahm Heinrich mit zornigem Tone das Wort; „welche Gesichter umgeben mich? was ist dies für ein Aufenthalt? sprich! ich fange an, Unheil zu ahnen. Bei Gott, ich erscheine Dir zwar als ein Bettler, aber ich will es Dir augenblicklich beweisen, daß ich ein Mensch bin, der keinen solchen Scherz mit sich treiben läßt, und wäre dieses Zimmer mit Tausenden bemannt, ich würde Allen Trotz bieten, obgleich ich krank und erschöpft bin."

Diese Worte waren zwar nur in halblautem Tone gesprochen, aber Pauline fürchtete doch, daß sie von einem der Anwesenden gehört werden könnten.

„Um Gotteswillen, mein lieber Herr, wie können Sie mir dergleichen Dinge zumuthen? sehe ich aus wie eine Betrügerin? mache ich den Eindruck einer Bübin? Sie sind in den besten Händen, ich habe kein anderes Erholungsgemach für Sie als dieses. Es ist die Schenkstube. Die Matrosen, die Sie umgeben, besuchen uns hier häufig und bleiben etwas spät. Die armen Leute sind zwar wilde Gesellen, aber die gutmüthigsten und besten Menschen von der Welt, die sich während der Zeit, welche sie am Lande zubringen, ein wenig gütlich thun. Sie werden vielleicht manchen herben Scherz mit Ihnen treiben, aber nichts weiter. Im Uebrigen sehen Sie, daß Sie es auch hier mit Betrunkenen zu thun haben und ich bitte Sie um Mäßigung."

Die Worte des Mädchens waren in so treuherziger Weise gesprochen, daß Heinrich, so ungestüm sein Blut auch wallte, so entrüstet er auch war, ihr Glauben beimaß.

Ein Blick auf die erhitzten Gesichter seiner Umgebung belehrte ihn in der That, daß die meisten derselben dem Grog und dem Biere

schon sehr stark zugesprochen hatten und wohl schwerlich sich in zurechnungsfähigem Zustande befanden.

„Aber ich will hier nicht bleiben, ich will in ein besonderes Gemach, ich bin ermüdet und sehne mich nach Ruhe, diese Gesellschaft ist mir lästig," sagte er kurz. „Du wirst einsehen, Mädchen, daß ein Mann meines Standes nicht hierher paßt, führe mich schnell in das Zimmer, das mir zur Nacht angewiesen werden soll."

„Ich will es sogleich in Bereitschaft bringen, mein Herr," sagte das Mädchen; „wir haben hier nicht so viel Salons, unser Hotel ist nicht so großartig, daß stets Zimmern in Bereitschaft sind, ich muß also zu Ihrer Aufnahme erst eins einrichten. Gedulden Sie sich kurze Zeit, es soll nicht lange dauern; nehmen Sie Platz, ich bringe Ihnen währendeß ein wenig warmes Getränk, vertrinken Sie Ihre Sorgen, betäuben Sie Ihren Kummer, man schläft so besser; Sie können's doch bezahlen?

Schweigend neigte Heinrich, welcher sich jetzt willenlos in sein Schicksal ergab, sein Haupt; er ließ sich auf die Bank nieder, die an der Wand stand, indeß das Mädchen zu Vater Knirn trat und einige Worte mit ihm wechselte, während welcher sie verstohlen auf dem Neuangekommenen zeigte.

Vater Knirn lächelte wohlgefällig und streichelte ihr die Wangen, dann nahm er einen zinnernen Becher, goß in denselben heißes Wasser, das er mit einer Portion Rum mischte, worauf Pauline das Getränk vor den Gefangenen stellte.

Dieser bemerkte es nicht, denn er hatte sich in Gedanken vertieft, in süße und herbe Erinnerungen, welche ihm die Wirklichkeit seiner gefährlichen Lage und die zweideutige Umgebung, in welcher er sich befand, jetzt ganz vergessen ließ.

Plötzlich mochte in demselben ein schönes und geliebtes Bild auftauchen und ihn tröstend und beglückend umschweben, denn er lächelte still und schwärmerisch vor sich hin.

Dann zog er ein unscheinbares Blatt aus sein Gewand hervor, drückte es an seine Lippen und seufzte vor sich hin: Marie.

Während die Uebrigen sich nach der ersten flüchtigen Musterung um den Fremden nicht weiter bekümmerten, schien dieser die volle Aufmerksamkeit eines seiner Unglücksgenossen erregt zu haben, der

auf einem Rohrstuhl ihm gerade gegenüber saß und seine Pfeife mit solcher Gemüthsruhe rauchte, als ob ihm das Loos der Uebrigen, von van Enden's Matrosen gepreßt worden zu sein, gar nicht betroffen hätte.

Er war von herkulischer Gestalt, mit derben Gliedmaßen und in eine Blouse von blauer Leinwand gekleidet, welche in der Mitte von einem breiten Leibgurte zusammengehalten wurde, in dem eine hölzerne Scheide steckte, das Behältniß eines Messers, das man ihm wahrscheinlich bei der Gefangennehmung entrissen hatte. Ein breiter Strohhut saß auf wirren schwarzen Haaren und bedeckte ein sonnengebräuntes, von Pockennarben zerrissenes Gesicht, mit niederer Stirn, platter Nase und hervorstehenden Backenknochen, das eben so viel geistige Stumpfheit als Muth und Entschlossenheit ausdrückte. Die Füße steckten in hohen Juchtenstiefeln, welche bis über die Knie gingen und nur wenig von den Manchester-Beinkleidern sehen ließen, deren Farbe von dem langen Gebrauch und einer dicken Schmutzkruste eine unbestimmte geworden war.

Als Heinrich das fragliche Papier hervorgezogen hatte, welches, beiläufig gesagt, einige Zeilen von Mariens Handschrift enthielt, beugte er sich weit vor, um den Inhalt besser lesen zu können.

Der Fremde that, als beachtete er Jenen nicht, indem er ein Liedchen vor sich zu summen begann; aber er verfolgte jede Miene, jede Geberde Heinrichs mit gespannter Aufmerksamkeit, ohne aber Vater Knirn und Pauline, welche eine Art von geheimer Polizei in der Schenkstube bildeten, ganz außer Acht zu lassen.

Nach einer Weile schien er mit seinem Entschluß in's Reine gekommen zu sein, denn er erhob sich, klopfte langsam seine Pfeife auf die Stuhllehne aus, steckte sie in die Brusttasche seiner Blouse, gähnte ein paar Mal laut und warf sich dann mit Geräusch der Länge nach auf die Bank, welche neben Heinrichs Tisch stand.

Er legte sich aber so, daß er mit seinem Kopf nach dem jungen Mann kam und stellte sich schlafend, während er seine Blicke fortwährend unter der breiten Krempe seines Hutes bald auf Heinrich, bald auf Vater Knirn und Pauline richtete.

Nach einer Weile riefen die an einem entfernten Tische Zechen-

den nach der Aufwärterin, und diesen Augenblick benutzte der Mann in der Blouse, um seinen Nachbar zuzuflüstern:

„Guten Abend, guten Abend.“

„Guten Abend,“ wiederholte Heinrich gedankenlos, ohne den Liegenden zu beachten, noch immer in Betrachtung des Blattes und in seinen Erinnerungen vertieft.

Der Fremde stieß ihn leicht mit dem Ellenbogen an, indem er so leise als möglich sagte:

„Sie sind ein Unglücklicher, mein Herr, rühren Sie sich nicht, denn wir sind beobachtet, sondern beantworten Sie mir ein paar Fragen, aber gar leise, mein Ohr ist scharf, ich höre schon Ihre Worte und wir werden bald im Klaren sein. Sie sind wohl nicht aus Kopenhagen?

„Wozu diese Frage?“

„Ich bitte Sie, antworten Sie, Sie sind ein Fremder, ein Deutscher, ich sehe es Ihnen an; sagen Sie mir, woher Sie kommen.“

„Nun, wenn Sie es denn wissen wollen, ich bin aus Flensburg.“

„Mein Gott, so hatte ich mich doch nicht getäuscht, ich habe Sie dort gesehen, mein Herr. Auch ich bin ein Deutscher von Geburt. Ich glaube, man hat mit Ihnen nichts Gutes im Sinne, ich will auf der Hut sein.“

Der Mann in der Blouse holte jetzt einige tiefe und laute Athemzüge, denn Pauline ging soeben mit einem Bierkruge vorüber.

„Haben Sie Geld, mein Herr?“ fragte er dann weiter.

„Warum?“

„Lassen Sie sich eine Flasche Wein geben, stellen Sie sich so lustig, als Sie nur immer können und laden Sie mich ein, mit Ihnen zu trinken; thun Sie es aber so laut als möglich, um keinen Verdacht zu erregen, denn ich habe Ihnen Wichtiges mitzutheilen und es wird Ihr Schaden nicht sein. Sie sind der Freund eines Mannes, dem man seinem Aeußern nach wenig vertrauen kann. Wenn ich auch letzteres nicht behaupten kann, so kann ich doch versichern, daß er Ihr Freund ist, denn er hat mich auf Sie aufmerksam gemacht: ich und Sie wir sitzen hier wie ein Paar Mäuse in der Falle.“

Nach diesen flüchtig gesprochenen Worten dehnte er sich, stieß ein paar unzusammenhängende Laute aus wie ein Träumender und wendete sich laut schnarchend auf die andere Seite.

Heinrich hingegen, durch das Gespräch mit dem Unbekannten aus seiner Apathie gerissen, erwachte aus seiner Betäubung, und ein Blick auf seine Umgebung zeigte ihm auf's Neue und noch mehr das Gefährliche seiner Lage.

Alle Erzählungen von den Preßgängen, den Diebeshöhlen, den Leichenverkäufern in Kopenhagen kommen ihm nun in's Gedächtniß, er zitterte und erstarrte vor der Ungewißheit seines Schicksals; aber bald siegte seine natürliche Entschlossenheit und Unerschrockenheit, er beschloß, dem Rathe seines Warners zu folgen, nachdem er ihm noch eine Zeit lang mit prüfendem Blicke betrachtet hatte.

Der Augenblick, in welchem uns eine Gefahr bedroht, welche wir nicht ahnen, nicht voraussehen, gegen welche wir uns nicht waffnen konnten; der Augenblick, in welchem sie drohend vor uns hintritt, entwickelt in uns oft plötzlich in hohem Grade Fähigkeiten, deren wir uns früher selbst nicht bewußt waren und welche ohne diesen Anlaß vielleicht fortwährend in uns fortgeschlummert hätten.

Wer hat sich nicht schon in solchen Lebenslagen befunden und war hinterdrein selbst erstaunt über die körperliche oder geistige Gewandtheit, welche er bewiesen.

In solchen Augenblicken durchzuckt es uns wie ein elektrischer Schlag, der thierische Magnetismus wird auf's höchste gespannt und sein Fluidum durchströmt alle Arterien und Nerven der Körpermaschine.

Wir machen einen kühnen Sprung mit der Sicherheit eines Seiltänzers, wo wir früher nicht über den kleinsten Graben, über die niedrigste Barriere hinwegsetzen konnten, ohne zu fallen.

Wir schießen mit der Sicherheit, als hätten wir nie etwas anderes geübt, oder werfen uns in die Wogen eines reißenden Flusses, wo wir früher zaghaft umkehrten, sobald wir den Sand unter unsern Füßen verloren.

Es ist dies ein psychologisches Räthsel, wie so viele andere, welche wir nicht zu lösen vermögen.

So ging es auch Heinrich, welcher in diesem Augenblick einsah,

daß ihm nur die größte Kaltblütigkeit, die scheinbarste Unbefangenheit und listigste Verstellung vielleicht noch retten konnte.

Er hatte lange nachgedacht, auf welche Weise er eigentlich in diese Lage gekommen sei.

Welcher Feind konnte ihn hier auf so heimtückische Weise in ein solches Netz gelockt haben?

Er sann hin und her, allein vergebens, er fand keine Veranlassung zu solchem Argwohn und doch war es der Fall, doch war er hierher gekommen, er wußte nicht wie; es mußte also auf irgend einer Intrigue beruhen, die gegen ihm, dem eben Angekommenen, gesponnen war.

Würde er eine Ahnung von der Gegenwart des Bürgermeisters Hansen und der der Frau Lerchner in Kopenhagen gehabt haben, so wären ihm diese Ereignisse weniger räthselhaft erschienen; allein dies war ihm unbekannt.

Nachdem er sich in die verschiedenartigsten Vermuthungen erschöpft hatte und zu keinem Resultat kommen konnte, hatte er, wie wir bereits erwähnten, es für das beste gehalten, sich dem Rathe des Fremden zu fügen.

Er rief Pauline mit der heitersten Miene von der Welt, scherzte mit ihr und bestellte sodann eine Flasche Wein.

Er stürzte ein Glas hinab, um sich zu stärken und rüttelte sodann derb seinen Nachbar, der tüchtig schnarchte.

Nicht lange dauerte es aber und dieser saß neben ihm.

Sie schritten bald zu einer zweiten Flasche, welche Vater Knirn schmunzelnd und heimliche Blicke mit der Aufwärterin wechselnd verabreichte.

In wenigen Worten hatte der Warner Heinrich alles mitgetheilt: er selbst war hier von der Uebermacht überwältigt worden und mußte sich nun in seine Lage fügen, wollte er nicht mißhandelt werden.

„Sie haben hier einen Feind, den ich dem Namen nach nicht kenne,“ flüsterte er Heinrich zu; „dieser steht im Bunde mit einer Schmugglergesellschaft, welche einen Schiffscapitain zu ihrem Geschäftsbetrieb zur Verfügung hat. Dieser ist beauftragt worden, Sie auf sein Schiff zu locken, also in der Matrosensprache zu pressen.

Ich theile eigentlich ein gleiches Schicksal. Außerdem aber haben Sie hier, wie ich Ihnen schon sagte, einen Freund, der nicht Ihr Böses will, wenigstens nicht dulden will, daß Sie gepreßt werden, ob aus guten oder bösen Gründen, weiß ich selbst noch nicht. Wenn wir noch zu dem Dienste auf ein Schiff Sr. Majestät gepreßt worden wären," schloß er mit einem derben Fluche, so wollte ich es noch erdulden, wenn es nur nicht auf einem solchen ist, welches gegen unsere deutschen Brüder ausgesandt wird. Ich bin kein Freund vom Dänenthum, allein in der Noth von zwei Uebeln wählt man das kleinste, denn auf einem königlichen Schiff dürfen nicht Gewaltstreiche vorkommen, wie sie auf Privatschiffen stattfinden, namentlich auf solchen, über welches eine Schmugglerbande verfügt. Aber so sind wir einer Schaar in den Wurf gekommen, die den Piraten nichts nachgeben. Bei diesen Schurken giebt es nicht einmal einen ehrlichen Tod. Sie sind indessen der Schützling eines gewissen Niels und wenn Sie auch verdammt schwach aussehen zum Miteinschlagen, so ist es doch meine Pflicht, Ihnen und mir zugleich aus der Klemme zu helfen, warum hätte ich denn geschworen, ihm treu zu sein? Doch Sie wissen das alles auch selber und wir verplaudern nur unnützerweise die Zeit. Ein ehrlicher Kerl hält sein Wort und Sie retten ist mein Wahlspruch. O daß ich den Namen Nils recht nach Herzenslust ein paar Mal zum Fenster hinausbringen könnte, wir hätten in einer Viertelstunde Kerls beisammen, vor denen das Lumpengesindel da Respekt haben müßte; aber die Laden sind zugeklemmt und wir haben ein halbes Dutzend Messern in die Brust, ehe wir sie aufbrechen können. Wir dürfen die Sache nicht beim unrechten Zipfel erfassen und ich habe meinen Plan schon im Reinen, Einer oder Zwei das gilt jetzt gleich."

Er feuchtete sich die Kehle mit einem vollen Glase an und fuhr dann wieder leise fort:

„Jetzt stellen Sie sich etwas weniger betrunken, mein junger Freund, und trinken Sie nicht mehr, sonst könnten Sie im Ernste einen Rausch bekommen; es ist Cognac im Wein, und obgleich ich mir nichts aus einem Dutzend solcher langhälsigen Burschen mache, könnte Ihnen eins zu viel doch schlecht bekommen. Nach einer Weile aber legen Sie sich auf's Ohr, wenn Sie können, oder stellen Sie

sich wenigstens doch so. Ehe noch eine halbe Stunde vergeht, schnarcht hier Alles, bis auf den Lümmel, der dort an der Thüre Wache hält, und, so Gott will, auch der. Ich stoße Sie mit dem Ellenbogen an, wenn es Zeit ist; dann stehen Sie auf und folgen mir, ohne laut Athem zu holen, ohne Geräusch. Es wird gut sein, wenn Sie meinem Wunsch sich fügen und sich die Stiefel ausziehen, obgleich wir sie schwerlich je mehr zurück bekommen könnten, aber besser die Stiefeln als den Kopf verloren."

Heinrich, der seine ganze Lage im Innersten seiner Seele verwünschte, fühlte sich unwürdig, allein was sollte er beginnen; in seinem Kopfe war es wirre, denn Alles, was ihm der Fremde gesagt hatte, war so sonderbar, daß er sich darüber keine rechte Vorstellung machen konnte. Wer war der, der ihm hier verfolgte? welch ein Interesse konnte er haben, ihn in ein Schiff zu locken.

Je mehr er darüber nachdachte, desto mehr verwirrten sich seine Gedanken, desto unwürdiger fühlte er sich, desto heftiger pochte ihm das Herz vor Entrüstung und beleidigtem Stolz.

Aber er mußte sich doch in das Unvermeidliche schicken und beschloß, sich dem Willen des Mannes in der Blouse zu fügen, in dessen Reden doch etwas unzweifelhaft Vertrauen einflößendes lag.

Er streckte sich also gemächlich auf die Bank hin, ferner leerte er noch die Neige der Flasche und folgte dann seinem Beispiel.

Die Matrosen hatten sich schon längst, halb betrunken wie sie waren, auf's Ohr gelegt, und die Uebrigen waren theils vom Kummer, theils von dem im Uebermaße genossenen geistigen Getränke betäubt, dem Schlummer in die Arme gesunken, so daß Heinrich und der Mann in der Blouse die Letzten waren, welche sich zur Ruhe begaben.

In diesem Augenblick trat Pauline an den Tisch und flüsterte Heinrich zu:

„Mein Herr, Ihr Zimmer ist in Bereitschaft, Sie werden doch nicht hierbleiben wollen?"

„Ich will es!" rief Heinrich kurz und bestimmt; „es behagt mir nicht in Eurem Gemach, die Ruhe hier wird mir besser sein, und nun gute Nacht."

Das Mädchen betrachtete Heinrich überrascht, sein Befehl lautete aber so gemessen, so bestimmt, daß sie keine Widerrede wagte und näherte sich dem Schänktisch, wo sie Vater Knirn behülflich war, die Flaschen und zinnernen Gefäße in Ordnung zu bringen.

Der Wirth murmelte einen dumpfen Fluch, nahm dann unter Beihülfe des Mädchens die einzelnen Lichter von den Tischen und zündete die große in der Mitte der Schänkstube hängende messingene Lampe an, welche kaum mehr als ein Halbdunkel verbreitete, worauf sie sich Beide entfernten und ihre Lager aufsuchten.

Eine tiefe Stille herrschte, nur von schweren Athemzügen und Seufzern oder einzelnen Ausrufungen der Schlafenden unterbrochen.

Der an der Thür stehende Matrose, Paddy genannt, war durch einen anderen ersetzt worden, der mit blankem Messer und gleichförmigem Tritt vor der Thür auf- und abschritt.

Eine bange Stunde war für Heinrich verflossen, kein Schlaf kam in seine Augen und die verschiedensten Gedanken kreuzten sich in seinem Kopfe.

Er dachte an seine Mutter, an Marie, an seinen geheimnißvollen Freund und auch zugleich an den Mann in der Blouse, der sich ihm als Helfer in der Noth aufgedrungen hatte.

Wie, wenn ihn dieser täuschte, um ihn um so gewisser seinem Verderben näher zu bringen.

Der die Wache haltende Matrose, von der vollkommensten Ruhe und dem tiefen Schlafe der Gefangenen überzeugt, machte es sich bequem.

Er nahm einen Stuhl, stellte ihn vor die Thür und setzte sich darauf und schlief gleichfalls ein.

Ruhig lag der Mann in der Blouse, wie im tiefsten Schlaf, seine Athemzüge waren regelmäßig.

Ein von Zeit zu Zeit ausgestoßenes kräftiges Schnarchen täuschte auch Heinrich, der schon fürchtete, sein Warner habe Gefahr und Rettung vergessen.

Als Jener sich überzeugt hatte, daß die Wache fest schliefe, stieß er Heinrich leise mit dem Ellenbogen an.

„Sachte, jetzt ist es Zeit,“ flüsterte er.

Leise und ohne Geräusch erhob er sich von der Bank und sandte einen langen prüfenden Blick durch das Zimmer.

Alles blieb ruhig.

Heinrich folgte seinem Beispiel, und Beide schlichen leise und kaum hörbar wie ein Elf über das Haidekraut, wie es in der alten Ballade heißt, vorwärts.

Der Unbekannte zündete an der Lampe ein Wachslicht an, das er aus einer der vielen Taschen seiner Blouse zog, gab es Heinrich, welcher das Licht desselben durch die vorgehaltene Hand dämpfte, und blies die Lampe dann rasch aus.

Heinrichs Herz pochte fast hörbar, der Athem versagte ihm, alle Nerven spannten sich an, der Angstschweiß stand auf der Stirn.

An dieser einen Minute sollte das Gelingen der Rettung, seine Freiheit, vielleicht sein Leben hängen.

Aber festen Schrittes ging nun der Mann in der Blouse auf den Matrosen zu, stellte den rechten Fuß vor, hob sich auf die Fußspitzen, zog alle Muskeln straff an, ballte die Faust und wie ein eiserner Hammer fiel sie auf den Schädel des schlafenden Matrosen herab.

Dieser stürzte mit dem Stuhle um, Jener ergriff die Hand seines Begleiters, löschte das Licht aus und riß die Thür auf.

„Halten Sie sich dicht hinter mir,“ flüsterte er, „ich weiß hier Bescheid; wenn wir nur den Strand oberhalb der Brücke gewonnen haben, so sind wir geborgen.“

Er zog Heinrich durch den schmalen finsteren Gang zur Hausthür fort; sie war von Innen verschlossen, aber der Schlüssel steckte im Schlosse.

Er öffnete und sie waren frei. Ein verworrenes Getöse schallte hinter ihnen aus dem Zimmer nach.

Der Fall des Matrosen und das Geräusch beim Oeffnen der Thür hatten die übrigen Helfershelfer geweckt und verrathen, daß die Gepreßten, ein nicht seltener Fall, durchbrechen wollten oder schon durchgebrochen waren, was sie in der tiefen Finsterniß nicht zu unterscheiden vermochten.

Während Einige sich bemühten, Licht zu machen, stürzten die Andern zur Thür hinaus, um die Entflohenen womöglich einzuholen.

Der Regen, der währenddeß begonnen, hatte wieder aufgehört. Der Mond warf sein Licht durch die zerrissenen Wolken und ließ die Gegenstände deutlicher erscheinen.

Heinrich und sein Retter hatten zwar einen ziemlichen Vorsprung, aber ihre Verfolger waren ihnen dennoch bald auf den Fersen, da Heinrich durch wechselnde Gemüthsbewegung ergriffen und erschöpft war, daß er kaum dem Manne in der Blouse folgen konnte, welcher seine Schritte mäßigte.

Kein Wort war seit dem Austritt aus der Goldenen Traube zwischen ihnen gewechselt worden.

Heinrich keuchte mühsam neben seinem Retter einher, der an solche Wettläufe gewöhnt schien, und wirklich galt es jetzt einen Wettlauf, bei dem Freiheit und Leben der Preis waren.

Hinter ihnen tönte das Geschrei der Verfolger immer näher, einzelne Steinwürfe pfiffen hart vorüber und Heinrich glaubte mehrere Male umsinken und sich vor Mattigkeit und Athemlosigkeit ergeben zu müssen.

„Halten Sie aus, Freund, um Gotteswillen, halten Sie aus!" rief ihm sein Begleiter zu, „in fünf Minuten sind wir in einer Gegend, wo wir Freunde finden und mit ihnen Hülfe. Unser Ruf bringt Wölfe in die Beine, deren Biß diese Hetzhunde noch lange fühlen sollen."

Noch einmal sammelte Heinrich alle seine Kräfte und suchte an der Seite seines Begleiters zu bleiben, der plötzlich laut aufjauchzte, als er ein paar hundert Schritte vor sich Licht aus dem Fenster des Erdgeschosses schimmern sah.

„Gerettet," jubelte er, „denn sie sind noch beisammen. Auf „Kinder des Vaters!" schrie er dann mit aller Kraft seiner Lungen, daß es weithin durch die Nacht schallte, während er mit verdoppelter Geschwindigkeit vorwärts eilte.

Aber Heinrich vermochte ihm nicht mehr zu folgen, er stieß mit dem Fuße gegen einen Stein und fiel zu Boden.

Als er sich wieder aufraffen wollte, sah er die Verfolger kaum fünfzig Schritte hinter sich; zugleich traf ihn ein Steinwurf schwer am Hinterkopf und raubte ihm das Bewußtsein.

Der Schmerzensschrei, welchen er im Fallen ausstieß, traf das

Ohr des Mannes in der Blouse, der stehen blieb und die Todesgefahr seines Schützlings sehend, mit einem Sprunge wieder bei ihm war.

Mit der Kraft und Gewandtheit, wie sie nur bei solchen Menschen zu finden ist, faßte er Heinrich, warf ihn auf seine Schultern und ehe ihn die nacheilenden Matrosen noch erreichen konnten, stand er vor der Thür der Schänke, deren Licht ihn bisher geleitet hatte, unausgesetzt seinen geheimnißvollen Ruf ausstoßend.

Die Matrosen jubelten in wilder Freude, als sie den einen Flüchtling stürzen sahen, er konnte ihnen nicht mehr entgehen, allein sie hatten sich verrechnet.

In dem Augenblicke, wo der Blousenmann vor der Thür der Schenke ankam, stürzte ein halbes Dutzend Männer, dem Anzuge nach den untersten Volksklassen angehörend, über die Schwelle.

Sie waren mit Knitteln und Bleistöcken bewaffnet, und fielen im Nu über die Verfolger her, welche sich eines solchen Angriffs nicht versahen.

Eine unerwartete Begegnung.

„Komm' Marie, komm' meine Tochter," sagte Frau Lerchner am Abend desselben Tages, an welchem jene Scene in der Goldenen Traube stattgefunden hatte, „Dir thut Zerstreuung Noth, Du mußt mir in's Theater folgen, ich muß Alles anwenden, um Deine Ruhe wieder herzustellen."

Die Tochter stand am Fenster und blickte durch die Scheiben gedankenvoll hinaus, indem sie den grauen Himmel anstarrte.

Sie wandte sich rasch gegen die Mutter und ihre Blicke wie ihre Mienen drückten die größte Verwunderung aus, als sie diese Aufforderung vernahm.

„Komm, meine Tochter, wiederholte Frau Lerchner sanft und bestimmt, indem sie auf ein Theaterbillet deutete, „kleide Dich an

und folge mir, es dämmert schon und ehe der Abend hereinbricht, müssen wir in der Oper sein, wenn wir noch etwas davon hören wollen."

Marie war schon seit geraumer Zeit eigentlich in eine gewisse Schwermuth versunken, ein Ueberrest jenes tiefen, dem Wahnsinn ähnlichen Zustandes, welcher sie schon in Flensburg befallen hatte, so daß sie in manchen Augenblicken des Gebrauchs ihrer Sinne nicht ganz mächtig war. Sie hatte ihre Mutter mit Schauder oft wieder mit einer gewissen Zufriedenheit betrachtet. Die Erinnerung an den Tod des alten Petersen hatte sie immer mit Abscheu gegen dieselbe erfüllt, aber sie war nicht ganz Herrin der Energie, der Entschiedenheit ihres Willens, sie konnte eigentlich weder Haß noch Liebe so recht geltend machen, sie behagte sich jetzt mehr in einem Zustande zwischen Willenlosigkeit und Träumen.

In diesem Augenblicke hatte sie an Heinrich gedacht und wenn dies der Fall war, trat eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Außenwelt ein und sie folgte dann willig Allem, was mit ihr vorgenommen ward.

„Du hast wieder geweint, Marie?" fragte Frau Lerchner, indem sie Marie liebreich betrachtete, „warum, mein Kind?"

„Ach, Mutter, ich dachte soeben an Heinrich, sein Bild schwebt unausgesetzt vor meiner Seele."

„Und warum denkst Du immer an ihn, mein Kind?" fragte Frau Lerchner mit stillem Vorwurf, „sage mir offen, ist er Dir wirklich so theuer und war Dein Gefühl keine blos kindische leicht erregte, aber auch leicht verschwindende Leidenschaft? versprachst Du mir nicht Deinen leeren Träumereien zu entsagen?"

„Wohl möglich, daß dies in einer schwachen Stunde der Unzurechnungsfähigkeit geschah, ich erinnere mich dessen nicht näher, doch nur der Mund verbreitete es, aber das Herz wußte nichts davon, es konnte ein solches Gelöbniß nicht halten," versetzte Marie traurig und versuchte vergebens ihre Thränen zu unterdrücken. „Kann ich ihn vergessen? kann ich meinem Herzen gebieten, ihn nicht zu lieben oder nicht für ihn zu schlagen? O, meine Mutter, ich wollte, wie Sie selbst gesagt, ich wäre nicht mit Ihnen nach Helgoland gegangen,

ich hätte nie die Einsamkeit verlassen, welche mich von meiner Jugend an in Flensburg stets umgab."

„Das Schicksal scheint zu Deinem Glück zu handeln, Marie," sagte Frau Lerchner halblaut vor sich hin, „doch wir müssen nun zur Oper kommen!"

„Wohin willst Du mich führen?" fragte Marie erstaunt.

„Kind, ich sage es Dir, in's Theater, und dann soll Dir noch eine Ueberraschung zu Theil werden."

„Eine Ueberraschung?" fiel Marie aufmerksamer ein.

„Ja," versetzte Frau Lerchner, „jetzt will ich es Dir ernstlich sagen, Du wirst ihn sehen, ihn, den Deine Seele liebt. Komm' meine Tochter, Du wirst ihn noch heute Abend sehen; ich wollte Dir eine unverhoffte Freude bereiten, aber ich sehe jetzt, ich muß Dich darauf vorbereiten, folge mir nur, Du darfst nicht in Kälte und Nebel auf ihn harren. Ich habe einen Wagen in Bereitschaft gestellt, der ihn nach einem Hotel fahren soll; dorthin wollen wir uns nach der Oper begeben und Du wirst ihn sehen."

„Heinrich?" rief Marie, und eine dunkle Röthe bedeckte ihr Antlitz.

„Heinrich," entgegnete Frau Lerchner.

„Ich bin bereit," flüsterte Marie, sich zitternd vor Aufregung auf den Arm der Mutter stützend, und Beide verließen ihre abgelegene Wohnung.

Durch kleine winklige Gassen, welche gänzlich ausgestorben schienen, nahmen sie ihren Weg.

„Führt hier der Weg zur Oper oder zu ihm?" fragte Marie sich besinnend.

„Wir werden nicht mehr in das Theater gehen," versetzte Frau Lerchner, „sondern uns in das Hotel begeben, wo er wahrscheinlich einkehren wird."

„Aber lebt er denn?" fragte Marie zerstreut, „ist er wirklich nicht todt?"

„Ich sage Dir, mein geliebtes Kind, er trifft heute Abend hier ein."

In der That ging Frau Lerchner in Begleitung ihrer Tochter,

die ihre Blicke niedergeschlagen und in tiefe Traurigkeit versunken, kaum noch ihrer Sinne mächtig war, in das Hotel de Pologne.

Der Wirth kam ihnen freundlich entgegen, Frau Lerchner flüsterte ihm einige Worte zu und dann führte er sie in sein eigenes Zimmer.

Marie setzte sich erwartungsvoll und mit hochklopfendem Herzen auf einen Stuhl an dem Kamin.

Frau Lerchner aber schritt gedankenvoll durch die Stube.

Langsam und mit bleiernen Flügeln gingen die Minuten den Harrenden vorüber, welche Beide wohl auf verschiedene Personen warteten, jene kurzen, leicht beschwingten Minuten, welche den Glücklichen wie Terzen entschweben, die vorüberschwärmen wie tolle Rosse an dem Unglücklichen, den die Gerechtigkeit zum Tode verdammt und der sich mit jedem Nerv an's Leben klammert, ihre Schnelligkeit verflucht.

Endlich erschien ein Bote und nahte sich der Frau Lerchner. Er flüsterte ihr einige Worte zu, und sie schien befriedigt.

„Wann soll ich kommen?" fragte sie den Boten.

„Sogleich," versetzte dieser, „es ist die höchste Zeit."

Hierauf näherte sich Frau Lerchner ihrer Tochter.

„Warte einen Augenblick, mein theures Kind, ich komme sogleich."

Mit diesen Worten entfernte sie sich, der Bote aber war zurückgeblieben, er lauschte so lange, bis er die Tritte der Mutter nicht mehr hörte. Dann nahte er sich der Tochter.

„Mein Fräulein," sagte er, „sehen Sie mich an und betrachten Sie mich einige Augenblicke."

„Und was nun?" fragte Marie mit leiser Stimme.

„Flöße ich Ihnen Vertrauen ein?" fragte er rasch.

„Sie erscheinen mir wie ein ehrlicher Mann."

„Um so besser, dann folgen Sie mir; es ist Ihnen eine Ueberraschung zugedacht, eine Ueberraschung, an die sie wahrlich nicht denken."

„Soll ich ihn sehen? sollte es wahr sein, was meine Mutter sagte? O Gott! dann könnte ich genesen, dann wäre das Glück meines Lebens für ewig gegründet."

„Geduldeu Sie sich nur noch einen Augenblick," sagte der Fremde, „Ihre Mutter muß sich erst eine kurze Strecke von hier entfernt haben, sie darf nicht wissen, wohin wir uns begeben."

Etwa zehn Minuten waren verronnen, als sich der Bote mit Marie aus dem Zimmer entfernte. Sie hatten nur wenige Schritte gemacht, als sie in eine Seitengasse einbogen.

Hier stürzte plötzlich ein Mensch auf Marie zu und stieß einen lauten Freudenschrei aus.

„Gott sei Dank!" sagte er, „jetzt habe ich Sie endlich gefunden; es ist mir also doch gelungen, Sie aufzusuchen, meine Reise hierher war nicht vergebens. Kennen Sie mich nicht? Sehen Sie mich nur recht an."

„Ja ja, Dein Gesicht ist mir bekannt," sagte Marie „bist Du nicht Lars?"

„Ganz recht, Lars, den man zu Flensburg den Blödsinnigen und Wahnwitzigen nannte; aber bei Gott, ich bin es nicht, Sie werden sich davon überzeugen. Kommen Sie, kommen Sie, wir haben keine Zeit zu verlieren."

Mit diesen Worten riß er Marie, die vor Ueberraschung ihre Sinne kaum zu sammeln vermochte, mit sich fort.

Die Recognoscirungen des combinirten Preußischen Corps gegen Düppel im Februar.

Die Halbinsel Hollnis liegt der Halbinsel Broacker (Sundewitt) gegenüber, die Flensburger Meeresbucht macht zwischen beiden einen Bogen, an dessen nördlichster Spitze, Hollnis gegenüber, sich die schmale Wasserstraße von Eckensunde zum Nübbel-Noer befindet. Um von Gravenstein nach Düppel zu gelangen, mußte man Nübbel-Noer nördlich umgehen, oder südlich den Eckensund überschreiten.

Zur Führung dieses letztgenannten Ueberganges gegen feindliche

Schiffe waren auf Hollnis, ihm gegenüber an der Küste des Festlandes, Batterien errichtet.

Schon am elften Februar, als der Batteriebau beginnen sollte, nahte ein feindlicher Dampfer, um die Einfahrt in die Bucht zu forciren.

Dies gewahrte ein Artillerie-Officier, der sich bei der unter dem Ingenieur-Hauptmann Daun im Bau begriffenen Batterie befand.

Die Geschütze standen etwas niederwärts im Park zusammengefahren, die Artilleristen waren in ihren noch tausend Schritte weiter entfernten Quartieren und nur einige Mannschaften der vierten Compagnie des brandenburgischen Pionier-Bataillons waren in den Schanzen.

Mit Hülfe der Letzteren brachte der Artillerie-Officier zwei der auf sehr schweren Lafetten ruhenden Geschütze so herum, daß sie die Mündung dem Feinde zukehrten, lud und richtete selbst und ließ zwei Schüsse abfeuern.

Nach dem zweiten Schusse, der sichtlich getroffen hatte, wendete das Schiff und steuerte der hohen See zu, das Feuer noch eine Weile, jedoch ohne jede Wirkung fortsetzend.

Die Preußischen Geschütze waren gezogene Zwölfpfünder.

Am sechszehnten ward von den eben eingetroffenen Pioniren der Bau von zwei Batterien (bei Rinkenis und Sandacker) in Angriff genommen, und am siebenzehnten waren solche nothdürftig fertig.

Beide Batterien waren gesenkte, Brustwehrstärke 21 Fuß, Kniehöhe 48 Zoll, hinter jedem Kasten befand sich ein Graben längst der Bettung, der ca. 2 Fuß nach rückwärts anstieg, so daß man Alles auf dem Wasser beobachten konnte.

Die nächsten Gebäude, ca. 140 Schritt davon entfernt, dienten als Obdach, Pferdeställe und Laboratorium.

Jede Batterie war mit zwei Geschützen versehen.

Jetzt konnte man getrost den Angriffen der im Wenningbund liegenden Dänischen Schiffe, die sich dort concentrirt, entgegen sehen.

Um und vor Gravenstein vereinigten sich die sechste und drei-

zehnte Division und man begann unter dem Schutze der Batterien eine Pontonbrücke über den Eckensund zu schlagen, während Infanterie-Patrouillen das Vorterrain aufklärten.

Das Wetter hatte sich mit dem Winde wunderbar gewandt; in den Dorfstraßen und auf den Aeckern war ein „Matsch," daß den dort aufgefahrenen Wagen und Geschütz-Colonnen Verschwinden durch Versinken drohte.

Heute Morgen hatte man die Pontonbrücke über den Eckensund geschlagen, nachdem man vorgestern Abend zur Deckung dieses Vorhabens, und gegen etwa ansegelnde Kanonenboote zwei Batterien zu drei Geschützen (gezogene Zwölfpfünder) erbaut hatte. Letztere hatten viel Arbeit gemacht.

Der Boden war lettig, gänzlich aufgeweicht und mit viel Geröll und Ziegeltrümmer vermischt.

Die Preußischen Pioniere hatten wiederum ein gutes Werk gethan; und, wenn auch das feindliche Feuer fehlte, ihren Uebergang zu molestiren, so hatte das Wasser selbst doch seine einer Ueberbrückung feindlichen Tücken. Eingepreßt in den engen Sund rächte es sich oder sträubte sich doch gegen diese Beschränkung durch einen außerordentlich wechselnden Wasserstand, der Differenzen von 4 bis 5 Fuß im Steigen und Fallen zeigte. Sodann war wenig Platz zum Abladen der Pontons vorhanden.

Bei Alledem währte die Arbeit durchschnittlich höchstens zwei Stunden. Die Brücke von Arnis war mit 50 Pontons 750 Fuß, die von Eckensund war mit nur 27 Pontons 540 Fuß lang.

Die Brücke sah sauber, wie aus der Schachtel gepackt, aus und stand außerordentlich fest. Einige Schwadronen Husaren und ein Train, welche herüber rückten, verursachten nur eine kleine Schwankung.

Von den Officieren, welche den Bau der Brücke geleitet hatten, sind namentlich die Hauptleute Schulze, G. Krause und der Premier-Lieutenant Kleine zu nennen. Letzterer hatte sich schon einmal bei Gelegenheit des Frankensteiner großen Brandes ausgezeichnet.

Bei Arnis hatten diese Herren nicht wenig Noth, die Brücke vor dem aus der Schlei treibenden Eise zu sichern, hier spielten ihnen Seegang und wechselnder Wasserstand viele Schwierigkeiten zu.

Gestern wurden durch die von den Dänen bei ihrem Abzuge versenkte und von unsern Pionieren wieder gehobene Fähre zwei Bataillone des 60. Regiments von Alnoer nach Eckensund übergesetzt, obgleich es da nichts mehr zu säubern gab, denn schon am Nachmittage vorher hatte sich die hinübergesandte Patrouille überzeugt, daß der Feind nicht mehr vorhanden sei.

Diese Patrouille hatte nämlich die Aufgabe, dem biederen Windmüller von Eckensund das Handwerk zu legen, der ganz flott per Mühlenflügel telegraphirte. Er äußerte ganz naiv, daß er sich schon längst gewundert, daß man nicht herübergekommen sei, und ihm das Mahlen verboten habe, und um seine gute Gesinnung zu beweisen, gab er den Leuten einen Sack Mehl.

Der Brückenschlag war unter Mitwirkung von 8 Officieren, 29 Unterofficieren und 272 Pionieren in ca. anderthalb Stunden ausgeführt worden.

Die Brücke zeigte eine Länge von 37 Ruthen, hatte 28 Pontons und Böcke, die unter sich eine Spannung von 14 Fuß hatten und der starken Strömung wegen Eins um das Andere fest verankert werden mußten.

Der schmale Raum vor der Brücke erschwerte das Abladen der Pontons von den Hackets sehr; besondere Schwierigkeit veranlaßte außerdem bei dem Zuwasserbringen der Pontons die steile Anlage der mit Holz ausgesetzten Uferböschung, so daß man die Pontons über Rampen niederführen mußte. Bei Alledem stand die Brücke mit besonderer Festigkeit und äußerer Schönheit da.

In der Nacht vom 17. zum 18. war bei starkem Nordostwinde und Eistreiben ein derartiges Steigen der Wasserhöhe um 6 Fuß eingetreten, daß sowohl der über Böcken liegende Landstoß, als auch der umliegende Weg theilweise unpraktikabel, d. h. wenigstens unter Wasser gesetzt wurden und Heranziehung und Einschiebung von Reserve-Pontons nothwendig machte. Letztere waren angekommen, als bereits der Feind inzwischen hart in Schußweite der zum Schutz der Brücke und des Ufers aufgestellten Batterien gerückt war und man konnte daher sagen, die Preußischen Pioniere arbeiteten im Feuer so korrect wie auf dem Exercierplatze.

Seitens des westphälischen Jäger-Bataillons Nr. 7 waren die

Recognoscirungen der Vorterrains der Düppler Schanzen in der Richtung über Satrup und Sandberg an verschiedenen Tagen mit Geschick und nicht ohne Erfolg unternommen worden.

Schon am 16. hatte Lieutenant Peters eine feindliche Feldwache überfallen und sie mit Verlust zurückgeworfen.

Am 17. war Lieutenant von Oidtmann mit 40 Jägern der 4. Compagnie gegen das Gehöft Sandberg vorgesandt worden. Schon hinter Satrup war er auf die erste feindliche Infanterie gestoßen, welche nach einigen Schüssen abzog, ebenso eine größere Abtheilung, welche ein in der Nähe liegendes Gehöft besetzt hatte.

Bei weiterem Vorgehen waren die Jäger bei dem Gehöft Sandberg angekommen, der hier befindliche Bach war angestaut, so daß er nicht passirt werden konnte. Jenseit desselben hatte Dänische Infanterie eine Mühle besetzt, gegen welche die Jäger ihr Feuer eröffneten.

Durch dieses Feuer waren die gesammten hier befindlichen Dänischen Truppen allarmirt worden und Infanterie- und Cavalleriemassen hatten sich auf 400 Schritte auf den jenseitigen Höhen formirt.

Ohne sich mit den in der Mühle befindlichen Tirailleurs ferner herumzuschießen, hatten die Jäger nun ihr Feuer auf jene Massen gerichtet und schossen mit solcher Ruhe und solcher Sicherheit, daß Schuß auf Schuß traf und die Dänen wie die „Fliegen" fielen.

Da die Dänen darauf aber Miene machten, die Jäger zu flankiren, so zogen sie ab, ohne einen Mann verloren zu haben.

Der Lieutenant von Oidtmann hatte seinen Oberjägern den Befehl ertheilt, mit Sprenggeschosse (wie solche an die Leute vertheilt worden waren, um die feindlichen Munitionswagen zu beschießen), nach der Mühle zu schießen.

Kaum hatte er seinen Rückmarsch angetreten, als dicke Rauchsäulen aus der Mühle aufstiegen und sie bald darauf in hellen Flammen stand.

Keiner von uns hätte an die Möglichkeit einer solchen Wirkung der Sprenggeschosse geglaubt.

Am 18. Februar sollte eine größere Recognoscirung laut Disposition das noch von Dänischen Truppen besetzte Terrain bis zur

Kanonenschußweite von den Düppler Schanzen in Preußische Hände bringen.

Zur Ausführung waren sechs Bataillone, drei von der elften Brigade und drei von der zwölften Brigade ausersehen worden.

Der Zweck dieser Recognoscirung war, das vorliegende Terrain möglichst bis zu den Schanzen hin aufzuklären, die Wachsamkeit der feindlichen Vorposten zu prüfen und die Vertheidigungsmaßregeln der Dänen im Vorterrain zu hindern.

Die Recognoscirung geschah derart, daß ein Theil auf den Broacker vorgeschickt worden war; auf der Chaussee gegen Nübbel waren Abtheilungen der Brigade Röder vorgegangen, während von der dreizehnten Division je eine Compagnie auf Sandberg (am Aersund), Rackebüll und Stenderup vorgesandt waren.

Kaum waren die Truppen abgerückt, so war Kanonendonner bei Eckensund zu hören; ein feindliches Schiff hatte die Batterie angegriffen.

Sofort hatte man der Brigade Röder den Befehl nachgesandt eventualiter die Truppen der Brigade Canstein durch einen kräftigen Verstoß zu unterstützen.

Der General Röder hatte das erste Bataillon des 8. Brandenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 64 auf der Chaussee gegen die Büffelkoppel vorgesandt, und das zweite Bataillon auf Stenderup mit dem Auftrage, sich der Parzellen des Stenderuper Holzes zu bemächtigen. Bei Wielhoi sollten beide Colonnen zusammentreffen.

Diese Truppen waren an dem genannten Gehölze mit Feuer empfangen worden. Lieutenant Müller von der dritten Artillerie-Brigade war mit seinem Zuge, also 2 Geschützen, gegen einen Verhau vorgegangen und hatte elf Schüsse auf das Hinderniß abfeuern lassen.

Waren die Dänen schon dadurch auf das Höchste beunruhigt worden, so wurden sie auch durch die rechts und links ausgeschwärmten Tirailleurketten gezwungen, deren Zündnadelgewehrfeuer ein überaus wirksames war, ihre Barrikade zu verlassen.

Ein Officier und sechszig Gefangene nebst zwei Pferden waren den Angreifern in die Hände gefallen, davon nur der Officier und drei Mann Blessuren trugen.

Die Dänischen Truppen waren vom 3. und 17. Regiment (Letzteres stand im Begriff, das Erstere abzulösen) und vom Garde-Husaren-Regiment.

Der Preußische Verlust belief sich auf zwei Todte und circa zehn Verwundete. Dem Obersten von Kamienski war sein Pferd unter dem Leibe erschossen worden.

Der Dänische Verlust war bedeutender. An der Barrikade auf der Chaussee z. B. lagen zehn Todte.

Die Truppen des Königl. Preußischen combinirten Armeecorps waren in ihre alte Stellung zurückgegangen; die Dänischen Verhaue in der Büffelkoppel waren aufgeräumt worden. Düppel war am 17. und 18. von den Dänen niedergebrannt worden. In Wenningbund zeigten sich mehrere Dänische Kriegsschiffe.

Durch Gefangene hatte man erfahren, daß der Zustand der Dänen in den Schanzen und auf Alsen ein höchst trauriger sei, die Lazarethe auf der Insel überfüllt, die Kleidungsstücke der Soldaten sehr schadhaft wären und über mangelhafte Verpflegung vorzüglich geklagt würde.

Die Büffelkoppel, welche man an diesem Tage erreicht hatte, spielte bei den ferneren Recognoscirungen eine so wichtige Rolle, daß eine nähere Beschreibung von ihr willkommen sein dürfte. Sie ist eine waldige Höhe südwärts von der Straße von Nübbel nach Sonderburg, und zwar 1500 Schritte von der Nübbeler Kirche, die am äußersten östlichen Ausgange des Ortes steht, entfernt. Sie beträgt längs der Straße 1000, in der Richtung von der Straße nach Süden gleichfalls 1000 Schritt und bildet ein ziemlich regelmäßiges Viereck, das von seinem östlichen, beinahe gradlinien Rande, starke 4000 Schritt vom verschanzten Düppelberge entfernt ist. Die Waldhöhe der Büffelkoppel gehört der von Nübbel-Noer nach Ost gegen den Düppeler Berg streichenden Hügelreihe an, längst derselben führt die Hauptstraße, die den nördlichen Stand der Büffelkoppel berührt und über das Gehöft Willebüll, Wester- und Osterdüppel etwa 500 Schritt links (nordwärts) lassend, die verschanzten Höhen erreicht, hier sanft ansteigt und sich dann in die Niederung zur Alsenbrücke herabsenkt.

Während der Recognoscirung fand, wie schon erwähnt, der

Kampf eines Kriegsschiffes mit der Batterie von Hollnis und Kinkenis statt.

„Schiff in Sicht!" ertönte am 18. früh 9 Uhr der Ruf der Wachtposten an der Hollniser Batterie; man hatte den weißen Rauch eines Dampfschiffes aufwirbeln sehen und Alles hatte sich zum Gefecht bereit gemacht.

Das Schiff, welches mit der Absicht, die Eckensunder Brücke zu zerstören, in die Flensburger Bucht eingelaufen war, hieß „Rolf-Krake," eines jener gepanzerten Seeungeheuer, welche im amerikanischen Kriege die Zerstörungswuth erfunden.

Der „Rolf Krake" war ein langes, schmales Schiff, gepanzert mit viereinhalbzölligen Eisenplatten. Er war in England nach dem amerikanischen Monitorsystem gebaut, das heißt, seine ganze Wirksamkeit concentrirte sich in zwei kantigen, auf dem Verdecke ruhenden, drehbaren und mit sechszölligen Panzern versehenen Thürmen oder Kuppeln. Jeder Thurm hatte zwei Schießscharten, hinter denen eine 60pfündige und 84pfündige Paixhans-Kanone standen. Der Schiffsrumpf hatte die absonderliche Einrichtung, daß er vermöge nach Belieben einzulassenden oder durch die Maschine auszupumpenden Wassers seine Bordhöhe von 12 Fuß auf 14 Zoll variiren lassen konnte; hoch lag er auf der Fahrt, tief im Gefecht.

Die Länge betrug 120 und die Breite mindestens 34 Fuß. Die Maschine hatte nominell 250 Pferdekraft, konnte aber einen weit größeren Dampfdruck ertragen.

Das Schiff konnte 9 Knoten die Stunde in glattem Wasser zurücklegen, doch hegten seine Officiere keine hohe Meinung von seiner Seetüchtigkeit.

Die Hollniser Batterie hatte Feuer gegeben, aber der Dampfer sie keiner Antwort gewürdigt, die Kugeln und Granaten waren von seinem Eisenpanzer abgeprallt.

Als er die Schußlinie von Hollnis hinter sich hatte, hatte er vollen Dampf genommen und glitt, unheimlich durch die Leblosigkeit auf seinem Deck und in seinen drei schlanken Masten, wie ein großer, schwimmender Sarg auf die Batterie von Alsnoer. Mit banger Erwartung hatte man ihn sich auf 1500 Distance vor die Batterie von Alsnoer legen und die Kanonade eröffnen sehen.

Die Batterie bei Hollnis hatte dem Dampfer nichts anhaben können; widerstand sein Eisenpanzer auch der Alsnoer-Batterie, so war die Pontonbrücke seiner Zerstörung preisgegeben, der Angriff auf Düppel um Vieles erschwert. Seltsamer Weise hatte die Batterie keine Vollkugeln.

Mit einer fast komischen Ruhe hatte der Hauptmann seine Pfeife angezündet und sich mit dem Feldwebel gestritten, ob die Distance 1400 oder 1500 Ellen betrüge; aber noch ehe der Streit beendet worden, waren 69pfündige Kugeln dicht über die Brustwehr der Schanze weggesaust.

„Gut geschossen," sagte der Hauptmann trocken, „es sind 1500 Schritte — Feuer!"

Die Kugeln waren über den Monitor weggeflogen — es waren nur 1400 Schritt Distance.

Als dies constatirt worden, schlugen die Kugeln der Batterie mit erbarmungsloser Genauigkeit in das See-Ungethüm ein, anscheinend ohne alle Wirkung, denn es erwiederte mit großer Präcision aus dem Drehthurm und mit dem Mörser auf dem Hinterdeck die Granaten des unerschrockenen Hauptmanns.

Die feindlichen Kugeln flogen über die Schanze weg und hatten im Dorfe entsetzliche Verheerungen angerichtet; sie streiften die Schanzbekleidung, flogen in die Decke des Pulvermagazins, hatten das Wohnzimmer des Hauptmanns demolirt und mehrere Pontons durchbohrt, die hinter dem Dorfe aufgestellt waren — aber keine Einzige hatte die Preußischen Geschütze getroffen, keinen Mann verwundet.

Rolf Krake hatte sein Feuer, zwei Schuß jedesmal hintereinander, in kurzen Intervallen abgegeben, und war auf vielleicht nur 1500 Fuß vor den Batterien liegen geblieben. Dann hatte er sich in der Richtung der Pontonbrücke zugedreht, augenscheinlich in der Absicht, durch Zerstörung derselben womöglich die Verbindung der auf der Halbinsel Broacker detachirten drei Bataillone abzuschneiden und lebhaft nach derselben gefeuert.

Dicht an der westlichen Batterie lag ein Gehöft. In das Wohnhaus schlugen drei Vollkugeln ein; die erste traf ein Fenster neben der Hausthür und zertrümmerte auf dem Hausflur einen

Schrank; die zweite fuhr durch ein Himmelbett, stürzte dasselbe um und ging unter dem Spiegel durch. In einem andern Hause, hart am Wasser, zerschmetterte eine Vollkugel einen Baum, ging durch eine achtzehnzöllige Wand quer über das Zimmer, das zur Wachtstube eingerichtet war, zertrümmerte hier den eisernen Ofen, ging durch den Schornstein, zerstörte im nächsten Zimmer ebenfalls den eiserren Ofen und rollte durch die Wand in den Hof.

In der hinter dem Dorfe aufgefahrenen Pontoncolonne zerschlug eine Bombe zwei Leiterwagen und den Medicinkarren und verwundete einen Pionier. Außerdem war nur ein Artillerist verwundet worden.

Das Schiff hatte außerordentlich viel Bord, die Trefflichkeit der gezogenen Zwölfpfünder hatte sich daher im vollsten Licht gezeigt, als nach anderthalbstündigem Kampfe der Rolf-Krake plötzlich tiefer im Wasser lag, als vorher. Seine Schüsse waren unsicherer geworden — besiegt hatte er die Flucht ergriffen.

Nachdem er 60 Kugeln erhalten, von denen etwa 40 getroffen, hatte er Dampf aufgesetzt und wieder in das offene Meer bei Hollnis vorbeigesegelt, wo er von dem Premier-Lieutenant Mente empfangen worden, ohne daß er dessen Schüsse erwiedert hätte.

Man nahm deutlich wahr, wie das Hintertheil des Schiffes stark beschädigt war und wie die Leute damit beschäftigt waren, einen 5 bis 6 Fuß hohen Wasserstrahl auszupumpen, so daß ohne Zweifel ein bedeutender Leck entstanden sein mußte.

Erst als sich das Schiff außer dem Bereich der Geschütze sah, hatte es beigelegt und blieb mehrere Stunden auf derselben Stelle, wahrscheinlich um den erlittenen Schaden auszubessern.

Nach diesen, mit Bomben erzielten Resultaten konnte man mit Sicherheit annehmen, daß Vollkugeln, welche aus gezogenen Geschützen abgefeuert werden, selbst auf eine Entfernung von 1400 bis 2000 Ellen ein Panzerschiff wirksam zu beschießen vermögen.

Der Capitain der Dänischen Fregatte „Thor," welche, wie wir gesehen haben, bei Eckernförde mit Preußischen Batterien in's Gefecht gerathen war, hat sich darüber, wie wir erfahren, folgendermaßen geäußert:

„Als die „kleinen Dinger" (nämlich die Preußischen Geschütze), in so weiter Entfernung gegen die Schiffe abgeprotzt waren, hätten

sie auf dem Schiffe laut gelacht, nachdem die Dinger ihnen aber neun Kugeln, von denen eine in den Maschinenraum und eine dicht über dem Wasser beigebracht, hätten sie — die Schiffe — gemacht, daß sie davongekommen.“

Der Capitain des Rolf Krake schien die Lehre, die sich der „Thor“ geholt, ganz besonders beherzigt zu haben, da er grade das unterließ, was seine Aufgabe und das einzig Richtige gewesen wäre. Anstatt, unbekümmert um die feindlichen Kugeln, auf die Brücke loszusteuern, und sie in Grund zu fahren, probirte er zuvor ängstlich die Widerstandskraft seiner Eisenplatten und ergriff dann, um sein Schiff zu schonen, die Flucht.

Der Bericht des Commandeurs des Schiffes: daß man, weil es unmöglich war, die Brücke zu sehen, nur nach der Stelle geschossen und geworfen habe, wo man dieselbe vermuthete, kann nur theilweise als wahr bezeichnet werden. Denn von den ersten vier Pontons auf der Alsener Seite, war die Panzer-Batterie vollständig sichtbar, folglich mußte auch vom Schiffe aus dieser Theil der Brücke erkennbar gewesen sein.

Er konnte als Entschuldigung bei den meisterhaft angelegten Batterien gelten, wenn auch die gelösten Schüsse dem Eisenboote mit dem Namen des Dänischen Seehelden das Ziel zeigen mußten, und, wie erwähnt, auch gezeigt haben.

Der Dänische Gefechtsbericht, welcher die Zerstörung der feindlichen Batterie meldet, schloß mit einer Verlustangabe, aus welcher hervorging, daß die preußischen Kugeln der Panzerbatterie „Rolf Krake“ doch sehr gefährlich geworden.

Um $12\frac{1}{2}$ Uhr, so lautete die Meldung, ankerte „Rolf Krake“ auf der Sonderburger Rhede; Lieutenant Maribo hatte im Thurm Nr. 1 durch einen Granatsplitter an dem einen Bein eine Contusion erhalten. Zwei Mann waren am Gesicht und an der Hand leicht verwundet worden, und der Marine-Constabler Hans Christian Hansen aus Randers war durch einen Granatsplitter am Kinn verwundet, und zwar im Thurm Nr. 2.

Die Batterie hatte an verschiedenen Stellen viele Merkmale erhalten, wohl ungefähr hundert; auf der Backbordseite über Wasser

hatte man 36 Löcher gezählt, wogegen Schiff, Thurm, Artillerie und Maschine im kampffähigen Zustande geblieben waren.

Ein dänischer Seeoffizier äußerte sich über dieses Gefecht folgendermaßen:

„Der Feind schoß sehr gut, aber „Rolf Krake" hatte seine Probe bestanden. Das Schiff hatte 66 Schüsse erhalten und jeder von diesen war genügend, ein hölzernes Schiff sinken zu machen; die Thürme hatten auch vielfache Schüsse bekommen, 16 waren durch den Schornstein, einer durch das Dampfrohr, 3 durch den Fockmast, 1 durch den Großmast, 2 durch den Besammast und circa 60 bis 70 waren durch Bord, Segel, kleinere Boote, Compasse u. s. w. gegangen.

Das Deck war an manchen Stellen aufgerissen, die Takellage an allen Orten getroffen, unsere drei kleinen Fahrzeuge waren zerschossen, jede Stelle, die zu treffen war, war getroffen worden, und ich hätte die Stelle auf dem Deck sehen mögen, wo ein Mann hätte stehen können, ohne getödtet zu werden.

Wir rechneten, daß ungefähr 5000 Pfund Eisen auf unser Schiff geschossen worden waren; knallte es auch nicht wenig von unseren Kugeln und denen des Feindes, hauptsächlich den Granaten, die überall hin zersprangen. Ich war auf dem einen Ohr ganz taub geworden.

Ein Schuß nahm die Hälfte des kleinen Knopfes auf dem Top des Großmastes mit sich, so daß der Wimpel zur Erde fiel.

In dem Thurme, in welchem ich stand, hatten durch die Entladung eines Projectils zwei Matratzen Feuer gefangen, zu gleicher Zeit ein Stück meine Nase verletzt, ein anderes mein Bein gestreift, das durch große Wasserstiefeln geschützt war, sechs Stücke waren durch meinen Rock gegangen, den ich neben mir gelegt, und hatten mein schönes Fernrohr zertrümmert.

Ich war, wie gesagt, auf einem Ohre taub, sonst nicht verletzt; dagegen war in jedem Thurme ein Mann leicht verwundet worden und zwar Beide an der linken Wange.

Wir werden in diesem Bericht jetzt innehalten, um zu den Schicksalen unserer Helden zurückzukehren.

Ein schreckliches Wiedersehen.

„Kommen Sie, Fräulein, wir sind bald zur Stelle," sagte Lars zu Marie, „nur noch wenige Häuser."

Bald befand sich Marie mit ihrem Begleiter in dem Hause des Mannes, den wir unsern Lesern als Schmuggler vorgeführt haben; dies war aber die Wohnung, in der wir ihn zum ersten Mal gesehen.

Als Marie zu ihm eintrat, gab er Lars einen Wink, sich in ein Nebengemach zu begeben und dieser gehorchte. Das Antlitz des Schmugglers, früher abschreckend und unangenehm, schien jetzt bei dem Anblick des jungen Mädchens einen ganz anderen Ausdruck angenommen zu haben.

„Junges Mädchen, betrachte mich genau, recht genau, und sage mir, ob Du Dich meiner erinnerst."

Marie sah ihn scharf an.

„Ja," sagte sie, „es ist mir, als hätte ich Sie schon einmal gesehen, aber es muß schon sehr lange her sein."

„Es ist sehr lange her," sagte der Mann mit dumpfer Stimme. „Meine liebe Tochter," fuhr er in äußerst gütigem Tone fort, „mein Aeußeres wird auf Dich nicht einen wohlthuenden Eindruck machen, aber fürchte nichts, ich bin Dir nicht feindlich gesinnt, wiewohl ich es scheinen muß; wer ich bin und in welchen Beziehungen ich zu Dir stehe, wirst Du ein ander Mal erfahren. Glaube nicht, daß dies irgend eine Ausflucht sei, um Dich zu täuschen, schon die nächsten Stunden werden Dich belehren, daß dies nicht der Fall ist. Ich bitte Dich also um unbedingten Gehorsam und um felsenfestes Vertrauen. Nur wenn Du mir diese Versicherung giebst, will ich Dir beistehen in jeder Noth und Gefahr und Dich vor allen Dingen vor einer eigensüchtigen, ränkevollen Mutter in Schutz nehmen. Außerdem habe ich es mir zur Aufgabe gestellt, Dich mit dem Geliebten zu vereinen, wie lange, kann ich freilich nicht wissen. Und nun strenge Dein Gedächtniß an, ich möchte gern, daß Du Dich deutlich meiner erinnerst; es soll keine oberflächliche dunkle Erinne-

rung sein, Du sollst mir ganz bestimmte Thatsachen angeben, denke nur nach, meine Tochter, und es wird Dir die Stunde einfallen, in der Du mich sahest."

Marie strengte ihr Gedächtniß an; dies wurde ihr schwer genug, denn ihre geistigen Functionen waren in der letzten Zeit sehr gesunken.

Plötzlich begann sie laut zu weinen, ergriff des Mannes Hand und drückte sie warm.

„Ja," sagte sie, „ich weiß es genau. Ich war noch ein Kind von sechs Jahren, als Sie in das Zimmer meines Vaters traten, ich weiß nur, daß er Sie sehr leidenschaftlich umarmte und mit allen Zeichen ungetheilter Freude begrüßte. Sie kamen öfter zu uns und freuten sich über mich; Sie brachten mir immer, wenn Sie uns besuchten, eine Zuckerdüte mit."

„Ja, meine Tochter," sagte der Alte gerührt, „jetzt bin ich zufrieden, nicht wahr, Du wirst mir nicht mehr mißtrauen?"

„Nein, ich will Ihnen vertrauen, Sie haben auch nicht das Abschreckende, von dem Sie sprechen. Aber wie ist Ihr Name?"

„Nenne mich vorläufig Nils, Kind, meinen anderen Namen will ich Dir verschweigen, Du wirst Dich auch seiner nicht mehr erinnern."

„Ich liebe es nur nicht gern, wenn mir Jemand erscheint, der mir seinen Namen nicht nennen will," sagte Marie, „ich bin schon gar zu oft getäuscht worden."

„Du wirst es jetzt wenigstens durch mich nicht werden, meine liebe Marie; gestatte mir diesen Namen, er erinnert mich an liebe Tage, an eine Vergangenheit, die nicht mehr wiederkehrt. O wie glücklich war ich damals."

Er seufzte tief in sich hinein und schien sehr gerührt; er blieb lange in Gedanken versunken und es herrschte ein tiefes Schweigen. Endlich nahm er die Unterhaltung wieder auf und Marie war nach dem Zeitraum von einer Stunde so von ihm eingenommen, sie war so vertrauensvoll, so liebevoll, daß sie nicht mehr wünschte von ihm zu gehen.

„Also ich soll ihn wiedersehen?" fragte Marie.

„Du wirst ihn sehen, mein Kind, vertraue mir, ich hoffe noch

in dieser Nacht; aber ich bereite Dich gleich darauf vor, daß Euer Zusammensein leider nicht lange dauern darf."

Marie weinte vor Freude und Erwartung, den wiederzusehen, den sie auf ewig verlieren zu müssen geglaubt hatte.

Der alte Mann hatte Lars hereingerufen; Beide verabschiedeten sich von Marie und ließen sie allein.

Eine sehr lange Zeit verstrich, bei dem leisesten Geräusch fuhr sie zusammen, bei jedem Oeffnen der Hausthür, bei jedem Schritt auf dem Corridor hoffte sie Heinrich eintreten zu sehen und ihr Herz klopfte heftig.

Endlich vernahm sie die Stimme ihres neuen Freundes Nils. Sie bebte.

Er öffnete rasch die Thür und trat allein ein.

Marie wagte keine Frage, sie erwartete den Ersehnten in jeder Sekunde.

Der Alte aber warf zürnend und traurig zugleich Hut und Stock weg und ging mit großen Schritten im Gemach auf und ab.

Lars kehrte bald athemlos und von Regen triefend zurück.

„Alles umsonst, Herr Nils, ich bin hinauf- und hinabgerannt wie ein Wächterhund, der seines Herrn Spur sucht, um ihn zu finden, es ist als ob ihn die Erde verschlungen oder der Wind weggeblasen hätte; er sollte doch heute eintreffen, nicht so?"

„Gewiß sollte er's, aber ich habe ihn bewachen lassen und —"

Hier hielt der Alte inne, Marie zitterte heftig, denn sie errieth leicht, von wem die Rede war.

„Warum hat ihn Pinti verlassen?" rief der Schmuggler im Tone des herbsten bittersten Vorwurfs; „heißt das meine Befehle vollziehen? Wenn er sich nur kein Leid angethan hat?" fuhr er mit gerunzelter Stirn fort. „Pinti sagte mir, daß er wie ein Verzweifelter am Geländer gestanden, und in's Wasser hinabgesehen habe."

„Verdammt, das wäre um rasend zu werden!" rief Lars mit erregter Stimme, indem er sich das nasse, von Regen triefende Haar glattstrich; „aber was ist zu thun?"

„Verlassen Sie sich auf mich, ich will seine Spur schon ausfindig machen."

Nils trat zu Marie, welche weinend mit stieren Blicken dastand, er faßte zärtlich und mitleidsvoll ihre Hand.

„Komm, meine Tochter, gönne mir diesen Namen, ich will Dich fortan so nennen, hier ist nicht meine Wohnung, wir wollen nun nach Hause. Du wirst vorläufig nicht mehr zu Deiner Mutter zurückkehren und bei mir sein, gehe. Gott, daß ihm kein Unglück widerfahre!"

Marie, welche bleich und sprachlos den Worten ihres Vaters, wie wir ihn jetzt nennen wollen, gelauscht hatte, brach auf's Neue in Thränen aus; mit Mühe erholte sie sich und ermannte sich so weit, um, von Nils und Lars unterstützt, den Weg antreten zu können, während gräßliche Gedanken ihren Verstand verirrten und ihr Herz zerrissen. An ihre Mutter dachte sie nicht mehr, sie war ganz aus ihrem Gedächtniß geschwunden; Heinrich hatte ihre zermarterte Seele und ihren leider ganz zerrütteten Geist gänzlich beherrscht.

Nach Ablauf einer halben Stunde befand sich Marie in einem äußerst wohnlichen Gemach, weinend und ihren Gedanken überlassen.

Mitternacht war schon längst vorüber und Nils saß noch immer in seinem Gemach, über Mittel nachdenkend, die Spur des Verlorenen aufzufinden.

Da tönte plötzlich vom Hofe her ein Gemurmel vieler Stimmen und nicht lange dauerte es, so wurde heftig an die geheime Thür gepocht.

Nils sprang erschrocken auf, faßte sich aber schnell, ergriff den Leuchter mit der einen, einen langen scharfgeschliffenen türkischen Dolch mit der anderen Hand und öffnete dann den sehr schmalen Durchgang.

Furcht vor der Polizei sowohl wie vor der stets gefährlichen Nachbarschaft, in welcher er wohnte, bewogen ihn dazu, während er andererseits überzeugt war, daß er mit dem Manne, der nur einzeln den schmalen Durchgang passiren konnte, im Nothfall bald fertig werden würde.

„Wen indeß, wen sucht man so spät noch bei mir?" fragte er mit lauter Stimme.

„Schmugglers Kinder!" antwortete ein rauher, tiefer Baß, welcher Nils nicht unbekannt schien.

„Macht auf, sonst stirbt der, den wir zu Euch bringen, unter unseren Händen; es ist Euer Schützling!"

Eine Ahnung durchzog des Schmugglers Brust. Er öffnete vollständig die geheime Thür und der Mann mit der Blouse stand vor ihm.

„Carl, Carl," sagte der Schmuggler, den nächtlichen Störer erstaunt betrachtend, „wen bringst Du mir?"

„Einen Schützling von Euch; ich habe redlich meine Pflicht erfüllt, Herr Nils, und Ihr werdet mir Dank wissen."

Der Schmuggler eilte selbst in den Hof und sah bei dem ungewissen Schein des Mondes mehrere Männer in schlechter Kleidung, welche eine Tragbahre umstanden, auf der ein lebloser Körper ausgestreckt lag. Er trat näher an die Bahre, taumelte dann aber erschrocken zurück.

„Gott, es ist Heinrich!" rief er.

Dann warf er sich an der Bahre auf die Kniee und untersuchte mit eiliger, zitternder Hand, ob noch eine Lebensspur an dessen Körper zu finden sei.

Matt schlug das Herz, obgleich die Betäubung fortdauerte, und das geronnene Blut, welches reichlich aus der Kopfwunde geflossen war und sein Haar zusammenklebte und seine Stirn bedeckte, schaurig abstach gegen das leichenblasse Gesicht.

„Hier herein!" rief der Schmuggler, seine sonstige Rücksicht gänzlich vergessend, und auf den schmalen Durchgang zeigend, „sonst stirbt er."

Mit Mühe brachten die Träger den Leblosen in's Gemach, wo sie ihn auf den Divan legten und sich dann, vom Schmuggler reich beschenkt, wieder entfernten.

Nur Carl war zurückgeblieben und leistete dem Schmuggler beim Auswaschen und Verbinden der Wunde, wie bei den scheinbar vergeblichen Anstrengungen, den Ohnmächtigen wieder in's Leben zurück zu rufen, thätige Hülfe, wobei er Jenem das überstandene Abenteuer in seiner trockenen Manier erzählte.

„Carl, Ihr habt mich verpflichtet, wie Keiner!" rief Nils, ihm warm die Hand drückend; „Ihr habt mich verpflichtet, als hättet Ihr meinen eigenen Sohn gerettet."

„Denkt vorläufig nicht an die Schurken, die diesem jungen Mann übel wollen; es schien selbst vor einiger Zeit, als gehörte ich zu seinen Feinden, und auch Ihr wart wohl eigentlich in der Absicht zu mir gekommen, um ihm zu schaden; glücklicherweise aber seid Ihr von mir eines Besseren belehrt worden und dabei soll es bleiben. Wenn wir auch der einen Partei gegenüber Feinde dieses jungen Mannes zu sein scheinen, so wollen wir, wenn wir allein uns gegenüber stehen, die Maske fallen lassen."

„Doch nun vor allen Dingen eilt schnell zum Doctor Klode, bittet ihn, er möge kommen, und Hülfe schaffen für Gotteslohn und Bezahlung, sonst stirbt er uns unter den Händen; führt ihn dann durch den Eingang von der Straße, denn den andern braucht er nicht zu sehen, versteht Ihr, und wir reden weiter."

Carl ging und der Schmuggler setzte sich an das Lager Heinrichs, den er mit ängstlicher Spannung und man konnte wohl sagen, zärtlicher Besorgniß betrachtete.

Da öffnete sich plötzlich die Thür, und Marie erschien auf der Schwelle. Ihr Gesicht war geisterbleich, ihr Auge war unstät, ihre Bewegung zitternd und voll ängstlicher Hast.

Sie hatte ein Gebet beendet, ohne darin Trost und Ermuthigung finden zu können; sie hatte, betäubt von den Gedanken und Gefühlen, welche sie bestürmten, und ihr Kopf und Herz zu zersprengen drohten, ihr Lager suchen wollen, allein der Schlummer blieb ihr fern.

Da erschreckte sie der Lärm im Hofe, sie unterschied die Stimme ihres Vaters, sie hörte den Namen Heinrichs von seinem Munde im Tone des Entsetzens und der Klage.

Es durchzuckte sie wie ein elektrischer Schlag, sie blieb regungslos stehen, mit angehaltenem Athem lauschend, ob sie nichts weiter vernähme.

Alles blieb still.

Nach einer Weile hörte sie Schritte, welche sich entfernten, und das Knarren des Eisenpförtchens in der Mauer.

Eine unsägliche Angst beschlich sie, als hätte sie einen Mord begangen; die Einsamkeit, die lautlose Stille um sie her erfüllte sie mit Schauer.

Aus jedem Winkel sah sie eine bleiche Gestalt hervortreten, welche Heinrichs Züge trug. Sie glaubte an seinen Tod in den Wellen des Meeres, sie sah ihn mit verglas'ten Augen, schlaff herabhängenden Armen vor sich stehen, schlammiges Wasser quoll aus seinem schönen lockigen Haar.

Ihre Phantasie war bemüht, ihr die gräßlichsten Bilder vorzuführen, denen sie nicht entrann, wenn sie auch mit einem Angstschrei ihr Gesicht auf das Kissen des Ruhebetts drückte.

Da litt es sie nicht länger im Zimmer, sie vergaß das Verbot ihres Vaters, der ihr befohlen hatte dazubleiben.

Und wie von einem Gespensterheer gejagt, rathlos, mit hochfliegender Brust, lief sie durch die Zimmer, welche das ihr angewiesene Gemach von des Schmugglers Zimmer trennte, riß die Thür desselben auf und trat ein.

Ihr erster Blick fiel auf Heinrich, sie erkannte ihn sogleich, sie sah ihn daliegen, wie ihn ihr die Phantasie vor wenigen Minuten gezeigt hatte und wußte einen Augenblick nicht, ob sie wache oder träume.

Ein zweiter Blick überzeugte sie von der Wirklichkeit, und mit einem herzzerreißenden Schrei gegen den Divan stürzend, wo der Geliebte lag, sank sie ohnmächtig zu Boden.

Die starken Essenzen, womit der Schmuggler ihre Schläfe rieb, brachten sie wieder zu sich.

In demselben Augenblicke erschien Carl mit dem Doctor Klode.

Der Schmuggler wollte Marie entfernen, er fürchtete für sie den Ausspruch des Arztes.

Aber sie blieb und ihr flehender Blick, ihre gerungenen Hände bewogen den Vater, in das Unvermeidliche zu willigen.

Der Doctor untersuchte Heinrichs Wunde, er fand sie schwer und durch den Blutverlust wie durch die lange Vernachlässigung lebensgefährlich, doch nicht absolut tödtlich.

Er legte einen Verband an, verschrieb einen Trank und entfernte sich dann mit dem Versprechen, am Morgen wieder nachsehen zu wollen.

Marie, welche überzeugt war, Heinrich liegt todt vor ihr, und nichts könnte ihn wieder zum Leben erwecken, hörte diesen Ausspruch

des Arztes wie eine himmlische Botschaft, sie kniete nieder, ihre Lippen bebten im Gebete.

Heinrich erholte sich allmählich, aber nun brach das Wundfieber mit fürchterlicher Stärke durch; er raste in gräßlichen Phantasien, er lästerte den Himmel und die Erde, sprach viel von Kerker, Gefangenschaft, Tod und Verderben.

Marie weilte an seinem Lager, reichte ihm die Medicin und flüsterte ihm Trost zu.

Wenn ihrer Stimme süßer Klang in seine Ohren drang, so war es, als ob die Augen des Kranken heller strahlten, als ob eine dunkle Erinnerung in ihm rege würde.

Sechs traurige Tage waren so verflossen, Marie war nicht von seinem Lager gewichen.

Endlich war die schwere Krisis überstanden und Heinrich erwachte zum gänzlichen Bewußtsein.

Thränen stürzten aus Beider Augen, Keiner von diesen Langgetrennten hatte wohl jemals gedacht, den so zärtlich gehegten Gegenstand seiner Liebe wiederzusehen.

Die Hand eines Sterblichen vermag nicht die Gefühle zu schildern, welche diese Beiden beseligten.

„Wenn das Weib am Krankenbette selbst dem kältesten, nüchternsten Alltagsmenschen wie ein Engel erscheint," sagte Heinrich mit bebender Stimme; „wenn ihm ein solches Wesen eine Heldin scheint auf diesem Schlachtfeld, wo Tod und Leben sich furchtbar bekämpfen und um die Herrschaft ringen; wenn er sich überzeugt, sie tragen nicht einen Orden auf der Brust, wohl aber einen solchen in derselben, wie einen leuchtenden Stern: dann erscheint sie in solchen Augenblicken in dieser Stellung mir, dem Liebenden, wie ein lichtumflossener Engel, höher verklärt durch ihr stilles Walten, ihr lautloses Dulden, als der Held, vom Kugelregen umdonnert, von Bayonneten umstarrt auf dem mit Leichen bedeckten Schlachtfelde. Ja, Deine Trostesworte sind mir Engelsmelodien, die mich in selige Träume wiegen; Deine Arzeneien erscheinen mir wie Zaubertränke, die mich genesen machen.

Der Ruinirte.

Der Bürgermeister Hansen ging mit einer ungewöhnlichen Ungeduld in seinem Zimmer auf und nieder. Er schien eine wichtige Botschaft zu erwarten.

Endlich wurde geläutet und bald traten zwei Männer ein, welche wir bereits gesehen haben: Wir erkennen in ihnen den Capitain van Enden und Radger.

„Sie sind sehr saumselig, meine Herren," redete Hansen sie in einem strengen Tone an, „daß Sie seit zwei Tagen nicht um Befehle anfragten; ich hoffe, Alles ist in Richtigkeit?"

Radger und van Enden wechselten einige vielsagende Blicke, welche der Beobachtung Hansens nicht entgingen, der aus seinen weiten Taschen ein versiegeltes Papier hervorzog.

„Sie scheinen sich über meine Sprache zu verwundern, meine Herren," fuhr er ruhig fort, „aber haben Sie nicht selbst unserm Vorstand einen unbedingten Gehorsam geschworen? wenigstens Sie, Capitain, als dessen Diener und Untergebener. Hier sind Ihre Befehle, welche Sie aber erst auf hoher See erbrechen dürfen, morgen mit dem Frühesten gehen Sie unter Segel. Mit den Geschäften sind wir im Allgemeinen zufrieden und hoffen wir in diesem Jahre auf einen hohen Gewinn; Sie, Capitain, werden dabei wahrlich nicht zu kurz kommen, Sie erhalten ja die Tantiemen regelmäßig und sollen diese bei außerordentlich günstigen Geschäften gesteigert werden. Heinrich ist doch bereits in Ihrem Gewahrsam?"

„Alle Teufel!" platzte der Capitain heraus, „Herr Bürgermeister, Sie sind da in verdammt falschem Fahrwasser, wie wir zu sagen pflegen; durchgerissen — fort — als hätte ihm der Teufel selber davon geholfen."

„Wie Capitain? sprechen Sie deutlicher!" rief Hansen und trat erschrocken zurück. „Ich will nicht hoffen, daß Sie meinen und den Befehlen Ihrer Vorgesetzten ungehorsam waren?"

Capitain van Enden verwickelte sich in einige Flüche und eine breite Auseinandersetzung.

Der Geschäftsführer Radger nahm das Wort für ihn und berichtete in Kurzem Heinrichs Flucht.

Hansen stand da, wie eine Bildsäule, er ward abwechselnd bleich und roth und machte seinem Zorn in Schmähungen und Verwünschungen Luft.

Radger benutzte eine Pause, den Faden seines Gesprächs wieder aufzunehmen.

„Herr Bürgermeister," sagte er, „nicht Heinrichs Flucht ist allein der Grund, weshalb wir nicht früher bei Ihnen erschienen; was hätte es genützt, Ihnen die allerdings fatale Nachricht zu überbringen, ohne zugleich ein niederschlagendes Pulverchen in Bereitschaft zu haben, Ihren muthmaßlich sehr großen Zorn schnell zu besänftigen. Ich habe mir daher alle mögliche Mühe gegeben, die Sache zu arrangiren, so weit es sich thun läßt. Die Matrosen, welche sich von verschiedenen Kerlen überfallen sahen, mußten sich nach einer tüchtigen Rauferei mit einem blauen Auge zurückziehen, aber sie bezeichneten uns jene Kneipe, in welcher der Mann mit der Blouse, den Satan selber an jenem Abend in die goldene Traube geführt haben muß, und wohin sie Heinrich geschleppt hatten. Ich dachte, wo diese Kerle, die ich genau kenne, im Spiele sind, ist auch ihr Chef nicht weit; überdies traute ich ihm ohnehin nicht allzusehr, da er sich in der ganzen Angelegenheit so sonderbar gezeigt hatte, wie noch nie. Ich gehe also am andern Morgen in die verdammte Kneipe, und lasse mir hier einen Krug Porter geben, indem ich vorgebe, hier auf Jemand warten zu müssen. Ich bringe das Gespräch auf diesen und auf jenen Gegenstand, und der Wirth, der nicht im Geringsten argwöhnte, welchen Antheil ich an der Geschichte nehme, erzählte mir haarklein den Hergang mit dem Flüchtling, um mich ein wenig aufzuheitern. Ich erkundigte mich, ob der Verwundete noch im Hause sei, er aber entgegnete, man habe ihn sogleich nach seiner Rettung fortgeschafft."

„Wer?" fragte ich, „die braven Burschen, welche sich für ihn herumgeprügelt? Wohin?"

Der Wirth zuckte die Achseln und antwortete geheimnißvoll zu seinem Beschützer.

Ich wußte nun genug und ging. Nils hat die Hand dabei im

Spiele, dachte ich mir, und sann auf Mittel, der Sache auf den Grund zu kommen. Richtig, Doctor Klode, der Armenarzt, war noch in der Nacht zu dem Schmuggler geholt worden. Heinrich liegt bei ihm gefährlich krank, so viel ist gewiß."

Der Bürgermeister sann einige Augenblicke nach und sagte dann rasch:

„Was meinen Sie, Geschäftsführer, was können wir in dieser Angelegenheit thun?"

„Warten, bis der kranke Vogel wieder flügge geworden ist und dann trachten, ihn durch List in unsere Gewalt zu bekommen, was uns nicht mißglücken kann. Nils hat irgend ein Interesse, daß er sich des Jungen so annimmt, dies ist klar; mit Gewalt aber richten wir nichts gegen ihn aus und wenn er Verdacht schöpft, auch nichts durch List, denn er ist der Mann dazu, alle unsere Pläne zu vereiteln."

Der Bürgermeister war lange Zeit unschlüssig, was er zu thun habe: er erwog Vortheile und Nachtheile eines jeden Planes, der sich ihm aufdrängte, und fand keinen passenden.

Er mußte sich dem Vorschlage Radgers fügen, Zeit und Gelegenheit abwarten, seinen Flüchtling wieder zu fangen, und statt desselben einen trübseligen Bericht an Frau Lerchner senden.

„Sie, Capitain," sagte er, indem er das Packet wieder zurücknahm, „gehen morgen Mittag unter Segel, vorher finden Sie sich jedoch hier wieder ein, um Ihre Befehle zu erwarten, denn diese nehme ich zurück. Ihre Pflicht ist es, meinen Bericht an den dortigen Verwalter, dem Sie statt Heinrich einen Brief übergeben werden, durch Ihre mündliche Aussage zu ergänzen. Jetzt gehen Sie, denn ich habe wichtige Geschäfte."

Radger ging, der Capitain aber blieb noch einige Augenblicke stehen, und starrte nachdenklich und verlegen vor sich nieder auf den Boden.

„Hansen maß ihn mit forschenden Blicken, als wollte er errathen, was in seinem Innern vorging.

„Herr Hansen," begann van Enden nicht ohne Verlegenheit, „ich wünschte eine Frage zu thun, würden Sie mir wohl dieselbe beantworten?"

„Ohne Zweifel, Capitain, wenn sie nicht gegen meine Pflicht ist; aber beeilen Sie sich, man wartet auf mich.“

„Nun, dann werde ich mich kurz fassen. Ich bin gezwungen, unter anderem Namen umherzugehen, Sie kennen meine Geschichte sehr genau. Ich habe einst ein Weib geliebt, wie Keiner. Diese Frau hielt ich für todt, aber sie lebt, und Sie, Herr Bürgermeister, stehen mit ihr in genauer Verbindung.“

Der Bürgermeister war bei dieser Aeußerung verlegen geworden, er wußte nicht, was er erwiedern sollte und hielt es für nothwendig, das Gespräch abzubrechen.

„Ich kann Ihnen heute unmöglich antworten,“ sagte Hansen, „aber Sie werden über diesen Gegenstand früher oder später einmal unterrichtet werden, nur nicht heute.“

Der Capitain warf einen vielsagenden Blick auf ihn, in welchem sowohl Haß als auch Hohn sich aussprach.

„Herr Bürgermeister, wir sprechen uns wohl noch, bevor ich abreise,“ sagte er in bedeutungsvollem Tone, „leben sie für heute wohl.“ —

Hansen blieb nicht lange allein. Kaum hatte ihn van Enden verlassen, als Frau Lerchner wie eine Wahnsinnige zu ihm in das Zimmer trat.

„Sehr gut, daß Sie einem gewissen Herrn nicht begegnet sind,“ redete er die Eingetretene lächelnd an; „es ist wahr, man muß Ihnen lassen, daß Sie Glück haben.“

„Von wem sprechen Sie, Herr Bürgermeister? wen hätte ich nöthig aus dem Wege zu gehen? ich kann vor aller Welt dreist auftreten und habe nicht nöthig, mich vor irgend Jemand zu verbergen.“

„Hand auf's Herz, Madame,“ versetzte der Bürgermeister, sie scharf und durchdringend anblickend.

„Mein Gott,“ sagte Frau Lerchner, „Sie erschrecken mich in der That, Ihr ganzes Wesen erscheint mir so seltsam, daß ich nicht weiß, was ich von Ihnen denken soll.“

„Und ich will mit der Sprache nicht heraus, Frau Lerchner, es kommt einmal Alles an das Tageslicht, früher oder später; also werden Sie auch erfahren, was ich Ihnen heute verschweige. Nun

von andern Dingen. Sie sind sehr erregt. Was haben Sie mir zu berichten?"

„Marie ist verschwunden," sagte Frau Lerchner in ungemeiner Aufregung.

„Marie verschwunden?" wiederholte der Bürgermeister, dessen Antlitz sich mit Todesblässe bedeckte.

„Was ich Ihnen sagte."

„Dann giebt es nur einen Ort, wo sie sich aufhalten kann," sagte der Bürgermeister nach längerem Schweigen. „Seien Sie unbesorgt, Frau Lerchner, wir werden die Verschwundene bald in Ihr Haus zurückgebracht haben."

„Wie, Sie sollten eine Spur gefunden haben?"

„Ich könnte für die Entdeckung Ihres Aufenthaltes schwören, aber erklären Sie sich mir näher: wie konnte sie verschwinden, da sie doch stets unter Ihrer Aufsicht war?"

Frau Lerchner erzählte dem Bürgermeister ausführlich Alles, was uns bereits bekannt ist.

„Also das beabsichtigte Manöver muß nun weiter hinausgeschoben werden," sagte er zähneknirschend. „Verdammt, hier hat der Schmuggler Nils seine Hand im Spiele," setzte er leise hinzu, „er will sie vereinen, aber es soll ihm nimmermehr gelingen."

Die Schmuggler.

Die Ruhe neigte sich ihrem Ende zu.

Die Reserve-Artillerie, die ferne dem Schauplatz der Ereignisse cantonnirenden Mannschaften der Colonnen und wer sonst noch verwendbar, hatten dem Strauchwerk auf den Knicks bittere Feindschaft geschworen.

Mit Sägen und Faschinenmessern wurden Expeditionen gegen die Knicks entsendet und die Sträucher, prächtiges Material zu dem

angeordneten Faschinenbau, entfernt. Sämmtliche Faschinen mußten bei der Sprödigkeit der Zweige statt der sonst üblichen Bindeweiden Drahtbänder erhalten.

Schanzkörbe kamen aus Schleswig an, da die Danewerke, deren Schleifung rüstigen Fortgang nahm, genug brauchbares Material lieferten.

Es war eine schnelle und eigenthümliche Vergeltung des Schicksals, daß das Zwing-Uri Schleswigs Utensilien zum Sturm gegen die Düppeler Schanzen lieferte.

Einen anderen Fingerzeig dafür, daß Wichtiges bevorstand, lieferte die zweite erst erbaute Pontonbrücke bei Eckensund. Der Bau dieser südlich von der schon vorhandenen geschlagenen Brücke dauerte zwei Stunden. Sie ruhte auf 25 Pontons und 4 Böcken. Die Pontons waren näher aneinander als bei der ersten Brücke; ihre Entfernung von Mitte zu Mitte betrug $10\frac{1}{2}$ Fuß.

Bei den preußischen Batterien behauptete man, daß viel Verrath von Seiten der Sundewitter im Spiele gewesen, da der Feind bei der Beschießung der Pulverkammern und Gebäude, in denen das Laboratorium stand, genau auf's Korn genommen wurde.

Am 20. Februar hatte eine Recognoscirung der 26. Infanterie-Brigade unter Befehl des Generals von Goeben und unter den Augen des Generals von Wintzingerode stattgefunden.

Die Truppen hatten diesmal die dänischen Vorposten von der Nordseite angegriffen, indem sie von Satrup aus vorgegangen waren und den Feind durch Flankenangriffe bis nach Rackebüll zurückgedrängt hatten.

Der Oberstlieutenant v. d. Goltz hatte die Ravenkoppel genommen und eine Abtheilung auf eine jenseits des Alsensundes liegende Schanze nicht ohne Erfolg Feuer geben lassen.

Der Zweck des Gefechts, die Recognoscirung der feindlichen Schanzen, war durch ein starkes Schneegestöber vereitelt worden, aber der Feind hatte eine Niederlage erhalten, da er außer vielen Todten und Blessirten zwei Officiere und 253 Mann an Gefangenen, eine Danebrog- und mehrere Jalonneurfahnen und viel Waffen und Kriegsmaterial verloren hatte.

Ferner war eine Wagen-Colonne mit Decken genommen worden,

welche für die dänischen Verwundeten bestimmt war und nun für die preußischen und dänischen Kampfunfähigen gemeinschaftlich benutzt wurde.

Zu den Gefangenen hatte der Stolz der Kopenhagener, das aus wirklich prächtigen Gestalten bestehende 16. Infanterie-Regiment (Seeländer), einen Officier und 71 Mann gestellt.

Der genommene Danebrog gehörte der 2. Compagnie desselben Regiments, auch befanden sich unter den Gefangenen, von denen laut Befehl des Prinzen die Schleswig-Holsteiner sofort beurlaubt werden sollten, sieben von der dänischen Garde.

Der diesseitige Verlust war verhältnißmäßig gering, er betrug nur 4 verwundete Officiere, 6 Todte und circa 21 verwundete Mannschaften; dieselben gehörten sämmtlich der 3. Compagnie 6. westphälischen Infanterie-Regiments Nr. 55 an.

Bei dem heftigen Geschützfeuer seitens der Dänen war dies nur durch das starke Schneegestöber, welches auch unsere Artillerie am Richten und Schießen hinderte, zu erklären.

Dem General-Major von Goeben war sein Pferd unter dem Leibe verwundet worden, dem Ordonnanz-Officier des General-Lieutenants von Wintzingerode, Seconde-Lieutenant von Sydow des westphälischen Dragoner-Regiments Nr. 7 ebenso, und dem Hauptmann im General-Stabe der 13. Division von Dörnberg das seinige aber erschossen worden.

Seine Königl. Hoheit der Kronprinz und der Feldmarschall von Wrangel waren bei der Recognoscirung und in dem Feuer der schweren Geschütze von den Schanzen unausgesetzt zugegen.

Die Artillerie und Kavallerie kam preußischer Seits nicht zum Gefecht, erstere hatten Schüsse aus Schanzen, Schiffen und selbst von Alsen unerwidert gelassen. Nur eine Batterie war am Schluß der Recognoscirung ausgefallen, um das Abbrechen derselben zu decken und die Dänen in Schach zu halten. Dieselbe hatte jedoch nur 20 bis 30 Schüsse gethan.

Die preußischen Truppen hatten sich ruhig und umsichtig im Gefecht gezeigt, daher auch eine besonders starke Feuerwirkung erzielt worden war; besonders ausgezeichnet hatte sich der Unterofficier Bode von der 10. Compagnie des 55. Regiments, welcher mit 2 Sectionen eine

feindliche Compagnie angriff, mehrere Leute tödtete und ihr auf der Flucht einige Gefangene abnahm.

Nach dem Gefecht vom 18. d. M. hieß es, daß der Feind große kupferne Kochkessel im Stenderuper Holz (auf Sundewitt) habe stehen lassen.

Eine Patrouille von 6 Ulanen war vorgeritten und nahm diese Kessel in Beschlag, als sie plötzlich gänzlich unverhofft von den Dänen überrascht wurde. Der zuerst im Sattel sitzende Mann mit seinem eroberten Kessel jagte mit eingelegter Lanze dem feindlichen Officier und Trompeter entgegen, die Kehrt machten, um einer Escadron entgegen zu reiten, mit der sie nun vorgingen. Jetzt retirirten unsere 6 Mann über Knicks und Gräben, oft stolpernd und fallend, und hatten, da die dänischen Reiter nicht folgen konnten, bald Alles ohne Verlust in Sicherheit gebracht.

Eine Patrouille derselben Escadron bekam in einem Dorfe Feuer und mußte zurück, nur ein Ulan blieb halten, saß ab, um eine neben ihm an der Mauer plattgeschlagene Kugel aufzusuchen, und folgte dann Schritt vor Schritt den Seinigen.

Am 22. Februar hatte man eine Recognoscirung auf der ganzen Front unternommen, um den Befehlshabern der Artillerie und Ingenieure Gelegenheit zu geben, eine möglichst genau Uebersicht über die Haupt-Verschanzungslinie des Feindes zu gewinnen.

Die Disposition hatte den Zweck, den Feind durch einen umfassenden, unerwarteten Angriff aus der Büffelkoppel zu verjagen, ihn in die Schanzen zu treiben und so dieselben zu recognosciren.

Den linken Flügel hatten die Westphalen, den rechten die Brandenburger; man brach in 3 Colonnen gleichzeitig auf.

Von Schmöl (auf Broacker) war in nordöstlicher Richtung (auf Wielhoi) der General von Canstein mit 4 Bataillonen, einer zwölfpfündigen und einer sechspfündigen Batterie und einer Escadron Ulanen gegen den südlichen Rand der Büffelkoppel vorgegangen, die Brigade Röder (geführt vom Obristen von Kaminski, da General Röder erkrankt) war auf der Chaussee von Nübbel, vier Bataillone, eine zwölfpfündige Batterie und zwei Escadronen Ulanen stark, vorgerückt, drei Bataillone hatten Front gegen Stenderup genommen, ein Bataillon war der Chaussee gefolgt und hatte sich gegen den Nord-

rand der Büffelkoppel und die südliche Grenze des Stenderuper Holzes dirigirt; die 3 Colonnen, Brigade Goeben (vier Bataillone, eine zwölfpfündige Batterie, zwei sechspfündige Geschütze und ein Detachement Dragoner) waren über Satrup gegen das Dorf Rackebüll avancirt.

Die Brigade Schmidt hatte ihre Stellung in der Reserve genommen.

Wirft man einen Blick auf die Karte, so sieht man, daß der Feind auf diese Weise derart umfaßt worden war, daß er im Stenderuper Gehölz und auf der Büffelkoppel sich ohne ein siegreiches Gefecht nicht vor Gefangennahme schützen konnte.

Die Infanterie war ohne Gepäck vorgegangen. Schon früh um 3 Uhr waren die Truppen aus ihren Cantonnements aufgebrochen und um 6 Uhr sämmtlich zur Stelle.

Es war ein empfindliches Schneegestöber, das während des ganzen Vormittags anhielt.

Zunächst hatte das 2. Bataillon 60. Infanterie-Regiments die Vorposten abgelöst.

Das Bataillon hatte also die Aufgabe, die aus dem Gefecht zurückkehrenden Truppen aufzunehmen.

Gegen 6½ Uhr hatte General-Major von Canstein an die einzelnen Commandeure den Befehl zum Avanciren ertheilt und die Vorwärtsbewegung begann.

Die Avantgarde hatte die 9. Compagnie 35. Infanterie-Regiments, ihr folgte ein Zug Pioniere des dritten Bataillons, dann die 10., 11. und 12. Compagnie 35. Regiments, das dritte Jäger-Bataillon, ein Zug von der 2. Escadron des 11. Ulanen-Regiments, hierauf die zweite 12pfündige Batterie der 3. Artillerie-Brigade, das zweite und erste Bataillon 35. Infanterie-Regiments: den Schluß bildete wiederum ein Zug Ulanen und ein Zug Pioniere.

Mittlerweile hatte eine gezogene 6pfündige Batterie am Wennigbund Aufstellung genommen, um sich nahende feindliche Schiffe fernzuhalten.

Es ließen sich vier Schiffe sehen, davon das eine (wie es schien eine große Corvette) auch von weiter Entfernung wirkungslose Schüsse

that. In Folge dessen sparte der Artillerie-Commandeur seine Munition.

Die Truppen waren auf der geraden Straße nach Düppel vorgedrangen und bald hatte das Knattern des kleinen Gewehrfeuers den Beginn des Gefechtes angekündigt.

Die Avantgarde war so rasch vorgedrungen, daß gleich am Anfange die Posten des offenbar vollständig überraschten Feindes von dieser abgeschnitten und gefangen genommen worden waren.

Zwei feindliche Abtheilungen hatten sich auf Anhöhen zurückgezogen.

Sofort war eine Compagnie des dritten Jäger-Bataillons und die zehnte Compagnie des 35. Infanterie-Regiments mit lautem Hurrah zum Sturme vorgegangen.

Je 20 und 80 Gefangene waren hierbei gemacht worden, unter ihnen zwei Officiere. Auch die Fahne war hier von einem Füsilier des 35. Infanterie-Regiments erbeutet worden, der, obgleich bereits am Kopfe verwundet, durchaus nicht hinter die Gefechtslinie gehen wollte, und nachdem er bereits das feindliche Zeichen genommen hatte, zum zweiten Male glücklicher Weise wieder nur leicht blessirt wurde.

In wilder Flucht waren die Dänen nach den Verschanzungen zurückgeeilt. Was irgend hinderlich war, hatte der „tappere Landsoldat" fortgeworfen: Käppi, Gewehr, Säbel, Patrontasche und anderes Kriegsmaterial.

Unsere Jäger und die Füsiliere des 35. Regiments hatten eine schöne Beute gemacht. Auch die Ulanen hatten nach beendeter Action 3 Beute-Pferde mit sich geführt.

Nachdem die Pioniere noch den Eingang der Büffelkoppel für größere Infanteriemassen passirbar gemacht, war das Gefecht abgebrochen worden.

Die Truppen hatten sich im Feuer vortrefflich benommen, da sie, namentlich die linke Flügelcolonne (Goeben), zuletzt ein heftiges Granat- und Kartätschenfeuer von den Wällen aushalten mußten, welches von dort eröffnet worden war, als die feindliche Infanterie in die Schanzen zurückgegangen.

Die Dänen fürchteten zweierlei: die Zündnadel-Gewehre und

den General von Goeben, „weil beide so unberechenbar schnell wären."

Unaufhaltsam waren die braven Westphalen vorgedrungen, bis auf 500 Schritt standen sie vor den Schanzen.

Die dritte Compagnie des 35. Infanterie-Regiments war am stärksten im Feuer gewesen und hatte sehr viel gelitten. Diese eine Compagnie hatte 30 Mann an Todten und Verwundeten verloren, unter ihnen von den fünf Officieren der Compagnie vier, wovon zwei schwer, zwei leicht verwundet worden waren. Nur der jüngste Officier war unverletzt geblieben! —

Im Centrum hatte das 24. und 64. Infanterie-Regiment agirt, die ebenfalls in's Feuer kamen.

Der dänische Verlustbericht des Gefechtes vom 22. Febr. lautet: „Das Vorposten-Gefecht war um 1 Uhr ungefähr zu Ende. Verwundet wurden: Adjutant Graf Sponneck, weniger schwer; vom 22. Regiment: Seconde-Lieutenant Hirsch leicht, Seconde-Lieutenant Frandzen, Seconde-Lieutenant Hansen sehr leicht; vom 18. Regiment: Seconde-Lieutenant Bönnelykke weniger schwer. Von der Leibgarde zu Fuß wurde Premier-Lieutenant Rosen weniger schwer verwundet. Bis 1 Uhr wurden 72 verwundete Unterofficiere und Gemeine eingebracht.

Nach einem Telegramm aus Sonderburg vom 22. Februar 6 Uhr Nachmittags war der Verlust bei dem Morgens stattgehabten Vorpostengefecht auf ein paar Hundert Todte und Verwundete geschätzt, und waren die Namen der verwundeten Officiere wie oben angegeben.

Nach einer späteren officiellen Angabe betrug der Verlust der Dänen 7 Officiere und 431 Mann.

Es waren meist Inseldänen, der Stolz der Kopenhagener, die am Gefecht betheiligt gewesen, aber es waren auch die Deutschen darin vertreten.

So schrieb ein Unterofficier vom 35. Regiment:

„Etwas Erhabenes haben wir erlebt. Nachdem auf die uns hörbaren dänischen Kommandos die Dänen hatten ein Hurrah ertönen lassen, den Bajonnetangriff aber unterlassen und zwar zu ihrem großen Glück, war plötzlich eine Schaar Ueberläufer mit geschwungenen

Hüten und eilenden Laufes herunter gekommen und zu uns hereingesprungen, nachdem sie die Waffen weggeworfen hatten. Rührend war es wie sie uns umarmten und küßten und als deutsche Brüder begrüßten.

In solchem Augenblicke, wo man sieht, wie man seine Landsleute aus dänischer Sclaverei befreit, von denen Mancher allerdings auf dem Wege zu uns durch dänische Kugeln hat bluten müssen, vergißt man Vieles, was sonst der Krieg Schreckliches mit sich bringt. Nie habe ich Menschen so außer sich vor Freude gesehen, wie diese Schleswig-Holsteiner. Einer wollte sogleich wieder gegen die Dänen los.

Das Bataillon hatte eine Fahne des 18. Bataillons erobert; wir hatten die Kerle vertrieben, den Fahnenträger heruntergeschossen, aber im Vorgehen die Fahne liegen lassen, worauf die elfte Compagnie dieselbe aufnahm. Als der Befehl gegeben worden war, nach vollendeter Recognoscirung die Position wieder zu verlassen, nahmen wir Haufen von Gewehren, Tornistern, Taschen u. s. w. mit."

„Besondere Erwähnung verdient die 3. Compagnie vom ersten Bataillon 55. preußischen Infanterie-Regiments, die sich durch große Bravour auszeichnete. Dieselbe trieb die Dänen bis hinter die vorderste Schanze zurück und näherte sich dieser im Verfolgungseifer bis auf 600 Schritt, um dann langsam und in bester Ordnung vor dem sehr starken Kartätschenhagel der feindlichen Geschütze sich zurück zu ziehen. —

Auch die Bravour eines Fünfunddreißigers, Namens Schurig, ist nennens- und rühmenswerth.

Der Mann wurde durch einen Streifschuß verwundet, sein Commandeur ließ ihn nach dem Verbandplatze gehen, er bat aber, noch bleiben zu dürfen. In dem nächsten Augenblicke ging eine Compagnie-Abtheilung gegen eine von den Dänen besetzte Anhöhe vor, Freund Schurig munter mit und holte sich den oben aufgepflanzten Danebrog (Compagnieflagge).

Auch der Krankenträger war wiederum lobend zu gedenken. Sie schwärmten dicht hinter den vorrückenden Truppen aus, sammelten Alles, was noch athmete, auf ihren Bahren und trugen es nach dem Verbandplatze der fahrenden Abtheilung des leichten Feldlazareths.

Wenn bei den Oesterreichern das stürmische, heldenmüthige Attaquiren hervorgehoben, so zeigte es sich in diesem Gefecht, daß bei den Preußen das ruhige und sichere Schießen vorzüglich zu rühmen ist.

Die vortreffliche Waffe machte es dem Feinde unmöglich, einen Bajonettangriff abzuwarten, sie versagte bei keinem Wetter und, mit Kaltblütigkeit gebraucht, wirkte sie mörderisch auf Distancen, auf welche der Feind kaum mit seinen Büchsen, nie aber mit Infanterie-Gewehren antworten konnte. Daher auch die geringen Verluste auf preußischer Seite.

Man wird später von diesem Kriege als einem Triumphzuge des gezogenen Geschützes und des Zündnadelgewehres sprechen.

Die Dänen behaupteten von den Preußen, diese brauchten nur einmal des Tages am Morgen ihre Gewehre zu laden und schössen dann den ganzen Tag daraus.

Den heiteren Muth unserer jungen Soldaten, trotz der oft ungeheuren Strapazen, constatirte folgendes Schreiben eines Officiers, welches lautet:

„Wir danken heute noch unserm Schöpfer, daß es uns bei Missunde so gut bekommen, denn, wenn man drei Stunden als Kugelfang dient und nur zwei Verluste im Bataillon hat, kann man wohl von großem Glück sagen. Ueberhaupt ist es mit der Wirkung der Kugeln oft eine eigene Geschichte und es ist dabei manches Eigenthümliche vorgekommen. So fiel z. B. eine Granate gerade in einen Trupp Soldaten und mitten unter die Bagage-Pferde, platzte dort und hat dennoch nicht eine einzige Verwundung hervorgebracht. Die armen Teufel kamen für diesesmal lediglich mit dem Schreck davon. Dagegen wurde einem armen Kerl vom 35. Regiment die linke Hand abgeschossen und gleich darauf pfiff noch eine Kugel ihm dicht an die Brust vorbei. Da hob der unerschrockene Mann die zerschossene Hand in die Höhe und sagte ganz ruhig: Na, ist das mit einem Schuß noch nicht genug? Eine andere Granate fiel dicht bei der 3. Schwadron des 3. Husaren-Regiments nieder, ohne zu platzen. Ein Kerl läuft in seiner Dummheit hin, hebt sie auf, drückt sie fest an sich und rennt zu einigen Officieren, um ihnen das Mordinstrument mit großer Freude zu zeigen. Ein Officier ruft ihn heftig zu:

Kerl, will er das Ding wohl schleunigst wegwerfen, es ist ja noch nicht geplatzt! Aber der Soldat entgegnete ganz gleichgültig: Ach, Herr Lieutenant, ich halte das Ding ja fest! Nur mit Mühe ist er zu bewegen, die Granate in's Wasser zu werfen. Eine andere Granate schlägt mitten in ein preußisches Bataillon. Der Feldwebel J. hört das Herannahen durch das eigenthümliche Gesumme; er bückt sich mit dem Kopfe, die Kugel setzt auf den Feldkessel auf und geht über das Bataillon fort. So ließen sich noch viele Einzelheiten erzählen, die hinterher sehr interessant sind, aber in der Stunde ihre sehr ernste Seite haben, besonders wenn man die entsetzlichen Verwundungen sieht, welche solches Eisenstück anrichten kann. An Anstrengungen hat es uns bis jetzt nicht gefehlt. Die guten Quartiere, auf welche man nach denselben hofft, lassen auch sehr auf sich warten. Hier lagen z. B. 34 Officiere in drei kleinen Zimmern. Stroh und Betten hatten wir seit Wochen nicht gesehen, die Sachen faulten einem fast am Leibe, denn seit 20 Tagen waren wir nicht aus den Kleidern gekommen, aber noch waren wir heiter und guten Muths in dem Bewußtsein, daß wir unser Leben für eine gerechte Sache wagten und hoffentlich bald Alles zu einem guten Ende geführt werden würde."

Ein Berliner, der bei der 6. Compagnie des Füsilier-Regiments Nr. 35. in der Vorpostenkette vor den Düppeler Schanzen stand, schrieb in einem Briefe an seine Mutter unter Andern:

„Die Dänen nennen uns Füsiliere nicht anders als „die schwarzen Raben" und unsere Ulanen „die Kosacken"; sie können unsere Schießart nicht begreifen, denn sie sagen: die Schwarzen schlagen sich auf die Knie und dann schießen sie den ganzen Tag ohne aufzustehen (was die Dänen beim Schießen thun müssen) uns immer in den Kopf und dabei bleiben diese schwarzen Raben immer auf der Erde liegen."

Am 24. Februar hatte der General von Göben eine Recognoscirung gegen Rackebüll unternommen.

Drei Compagnien des Füsilier-Bataillons Nr. 55. und zwei Geschütze waren von Satrup auf Rackebüll marschirt, 2 andere Compagnien des 55. Regiments, unter dem Major von Reks, waren gegen Stenderup, das 2. Bataillon des 15. Regiments, Oberst-Lieutenant

v. d. Goltz, aber über Oster-Satrup nach Sandberg und der Ravenkoppel vorgegangen.

Dieser letztgenannte Officier hatte den Feind aus der Koppel und dem Gehöfte Stabegard vertrieben, und sich überzeugt, daß die zurückgetriebenen Truppen von einem bei Lüllemühle (Kleinmühle) am Alsensund aufgestellten Bataillon aufgenommen wurden.

Die mittlere Colonne hatte die feindlichen Vorposten bis Rackebüll zurückgetrieben und jene Stellung wie früher besetzt gefunden.

Die dänischen, in der Wiesenniederung völlig verdeckt aufgestellten Bataillone, waren durch ihre eigenen Officiere verrathen worden, welche, während die Mannschaft verdeckt stand, ungenirt im Freien herumspazierten.

Der dichte Nebel verschleierte eine weitere Aussicht und ließ einen Angriff auf den allarmirten Feind nicht vortheilhaft erscheinen, weshalb man den Rückzug antrat, zumal auch alle gewünschten Nachrichten vom Feinde eingezogen waren.

Unsererseits war ein Mann leicht verwundet worden, dänischerseits waren mehrere Verwundete auf dem Kampfplatze liegen geblieben und fünf Mann waren gefangen genommen worden.

Am 26. Februar hatte die 25. Brigade die Vorposten abgelöst.

Die 25. Brigade wurde von dem General von Schmid kommandirt, welchen die Dänen bereits auf der Schanze Nr. 3. bei Fridericia im Jahre 1849 kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatten.

Am 1. März waren zu zwei verschiedenen Tageszeiten, am frühen Morgen und gegen Mittag, kleine Recognoscirungen gegen Rackebüll vorgenommen worden.

Die erste Recognoscirung war des Morgens um 6 Uhr von der 9. und 12. Compagnie 53. Regiments gegen Rackebüll und Ravenkoppel vorgenommen worden.

Ravenkoppel war frei geworden, dagegen Rackebüll vom Feinde stark besetzt geblieben.

Auf eine später eingegangene Meldung, daß auch Rackebüll vom Feinde geräumt worden sei, war ein kleines Detachement — die 3. Compagnie Westphälischen Jägerbataillons Nr. 7. — über Satrup nach Sandberg vorgeschoben worden.

In der Gegend von Rackebüll angekommen, hatte es sich aber gezeigt, daß die Meldung falsch war, denn nicht allein das Dorf, sondern auch die zu beiden Seiten desselben befindlichen Knicks waren vom Feinde stark besetzt gehalten.

Bei einer wiederholten Recognoscirung des 53. Regiments, von welchem die 3. Compagnie über Stenderup gegen Rackebüll vorgegangen war, war sie durch ein heftiges Gewehrfeuer aus den an Rackebüll anstoßenden Knicks empfangen worden.

Das Feuer war lebhaft erwidert worden, da jedoch die Dunkelheit eingetreten war, mußte das Gefecht bald abgebrochen werden.

Preußischerseits war kein Verlust zu beklagen, leider aber hatte noch im Zurückgehen eine Kugel den Lieutenant Vetter getroffen, Sohn des Rentiers Vetter in Berlin, und war derselbe, in der rechten Seite schwer verwundet, zur Erde gesunken.

Nach dieser Recognoscirung war eine Pause eingetreten.

Die Dänen waren so weit zurückgedrängt worden, daß man die Ankunft schwerer Geschütze abzuwarten hatte, um den Angriff auf die Schanzen beginnen zu können.

Es waren Colonnenwege gebaut und Strandbatterien errichtet worden, sowohl um Deckung gegen die Flankirung von der Seeseite gewinnen zu können, als auch an anderen Punkten zu dem Zwecke, die Verbindung zwischen Alsen und Friedericia erschwerter zu machen.

Man erzählte sich, daß der Prinz Friedrich Karl eines Tages beim Revidiren der Vorposten, einen Soldaten gefragt haben soll: „Wann werden wir die Düppeler Schanzen nehmen?“ worauf als die Antwort erfolgte: „Ich weiß es nicht, Königliche Hoheit,“ der Prinz unmuthig geäußert haben soll: „Ich auch nicht.“

Es ist dies eine um so charakteristischere Anekdote, weil man von dem kühnen Prinzen eine stürmischere Angriffsweise erwartet hatte.

Sei es nun, daß man im großen Hauptquartier den Sturm nicht ohne die Einleitung durch regelmäßige Belagerungsarbeiten gewollt, oder daß man durch den gleichzeitigen Angriff auf Friedericia en Sieg mit geringeren Verlusten zu erringen hoffte, es hatten sich gleichzeitig Gerüchte verbreitet, welche die Vermuthung angeregt, daß

die Düppeler Schanzen erst nach dem Eintreffen der Preußen auf Sundewitt in Vertheidigungszustand gesetzt seien.

Dänische Berichte hatten dies bestätigt und es lag der Vorwurf nahe, daß man preußischerseits den Versuch unterlassen habe, gleich nach dem Eintreffen in Sundewitt die Düppeler Schanzen durch Sturm zu nehmen, wie es die Oesterreicher mit der vorderen Verschanzungslinie der Danewerke gemacht.

Zu bemerken ist, daß man Feldschanzen, wie diejenigen, welche die Oesterreicher erstürmt hatten, sehr gut durch Attaquen nehmen konnte, wenn die diesseitige Artillerie das Gefecht eingeleitet und den Angriff unterstützt hätte, daß aber von einem Erstürmen ordentlicher Werke, wie bei Düppel, nicht die Rede sein konnte, ehe die Artillerie Bresche geschossen und die Hindernisse beseitigt hatte; der Sturm solcher Werke konnte daher nur eine Ueberrumpelung derselben während der Zeit sein, wo dieselben noch nicht völlig in Vertheidigungszustand gesetzt waren.

Zieht man in Betracht, daß die dänische Armee in fast aufgelöstem Zustande die Düppeler Schanzen erreichte, so erscheint dem Laien der Vorwurf, man habe ihr Zeit zur Erholung gegönnt, nicht ungerechtfertigt; es fragt sich daher, ob es möglich war, die Schanzen in den Tagen vom 8. bis 10. Februar durch Sturm zu nehmen.

Erstens glaubte man nicht — trotz der dänischen Berichte — daß die Düppeler Schanzen in jenen Tagen ungenügend armirt oder schlecht besetzt gewesen, denn in Flensburg hatten seit Beginn des Krieges dänische Reservetruppen gestanden, ebenso auf Alsen. Diese hatten jedenfalls zuerst die Düppeler Werke besetzt, dieselben waren schon armirt, denn in einigen Tagen wäre es nicht möglich gewesen, dies zu thun, die Dänen hatten in letzter Zeit nur die Vertheidigungsfähigkeit der Schanzen durch Verstärkung der Hindernißmittel erhöht.

Zweitens hatten dänische Kriegsschiffe im Alsensund und Wenningbund bereit gelegen, jeden Angriff zu flankiren. Man konnte ohne bedeutende Artillerie nicht gegen die Düppeler Werke vorgehen und bedurfte auch einiger Batterien, um die Schiffe fern zu halten. Die völlig verschneiten Wege hatten ein rasches Vorgehen der Artillerie unmöglich gemacht.

Drittens ist in Betracht zu ziehen, daß die preußische Gardedivision das einzige Corps war, welches zum Angriff verwendet werden konnte — das Corps des Prinzen Friedrich Karl hatte sich am 8. erst in Glücksburg concentrirt und das österreichische Corps war durch andauernde Ermüdung und Gefechte der Ruhe bedürftig geworden —; auch hatte diese Division angestrengtere und beschwerlichere Märsche zurückgelegt, als die dänische Armee, und am 8., als sie die Vorposten bei Bau bezog, gleichzeitig gegen Apenrade und gegen Gravenstein Front machen müssen.

Am 10. war die erste Recognoscirung gegen Rackebüll erfolgt, und zwar mit viel zu geringen Kräften, um einen Angriff der Schanzen mit der Recognoscirung verbinden zu können, wenn ein solcher möglich gewesen wäre.

Es hatte ein Tirailleurgefecht stattgefunden, bei welchem der Feind keinen ernsthaften Widerstand zu leisten vermochte, diesseits aber auch ein ernsthaftes Vorgehen unterlassen worden war, vermuthlich, weil man sich noch zu schwach glaubte, die Erfolge, die man vielleicht zu erreichen im Stande war, festhalten zu können.

Hätte man schon an jenem Tage mit einer Brigade anstatt mit einem Bataillon und mit hinreichender Artillerie recognosciren können, so wäre es vielleicht gelungen, mit dem geworfenen Feinde zugleich in eine Schanze dringen zu können.

Dies war jedoch nicht möglich gewesen, man war nur im Stande, da die Truppen im tiefen Schnee waten mußten, die Artillerie kaum vorwärts kommen konnte und die Verpflegung ungeheure Schwierigkeiten verursachte, erst in den folgenden Tagen eine genügende Macht entfalten zu können, um ernsthafter zu recognosciren; da aber hatten die Dänen bereits feste Vorpostenstellungen von den Schanzen genommen.

Die Angriffsweise der Oesterreicher war im Vergleich zu der Kampfweise der Preußen eine stürmischere genannt worden; dies war nicht zu leugnen, aber zu bestreiten, daß ihr deshalb ein Vorzug zu geben gewesen wäre.

Die Kampfweise jeder Truppe wird durch ihre Waffe bedingt.

Die Oesterreicher haben zum Bajonnetangriff schreiten müssen,

wo preußische Truppen selbst ohne Verluste dasselbe durch ein Feuergefecht erreicht hatten.

Es hieße den Vortheil des Zündnadelgewehrs verachten, wenn preußische Truppen attaquiren wollten, ehe sie den Feind durch ihr Feuergefecht zum Wanken gebracht; es sieht heldenmüthiger aus, wenn Colonnen sich todesmuthig auf den Feind stürzen und mit ungeheuren Verlusten den Sieg erfechten, aber eben so ehrenvoll und nicht minder rühmlichst ist es, durch ein Feuergefecht und ruhiges Manövriren den Feind mit geringen Verlusten zu besiegen.

Der Erfolg hat dies bewiesen.

Dänische Truppen hatten wohl den österreichischen, aber nie in demselben Maße den preußischen Attaquen gestanden. Dort warf sie ein heldenmüthiges Vorgehen, hier ließ sie die Ueberlegenheit der Waffe die Attaque nicht erwarten.

Ebenso wie die stürmischen Zuavenangriffe der französischen Armee im italienischen Kriege an dem ruhigen Feuer der Tyroler Kaiserjäger gescheitert, würden die dänischen Truppen, wenn es dahin käme, auch die Ueberlegenheit einer kaltblütig feuernden preußischen Truppe empfinden, und wie man daher den Heldenmuth der Oesterreicher in diesem Dänenkriege gerühmt hat, unterschätzte man die heldenmüthige Ruhe nicht, mit der preußische Truppen den Vortheil ihrer Waffen auszubeuten wußten.

Achtungs- und dankenswerth bleibt es jedoch, daß die preußischen Führer nichts Unmögliches gefordert haben und stets darauf bedacht gewesen waren, ihr Kapital an Menschenleben möglichst zu schonen, ohne deshalb weniger erreicht zu haben.

Das Wiedersehen.

Nils saß gedankenvoll an seinem Schreibtisch.

„Ja," sagte er, „es muß geschehen, es giebt keinen andern Weg, den Unglücklichen ihrer Falle zu entziehen; zunächst aber muß

die arme Frau, die von seinem Aufenthalt bis jetzt noch nichts erfahren hat, endlich davon in Kenntniß gesetzt werden. Die arme Mutter, die trostlos einer Wahnsinnigen gleich umherirrt, und um den noch immer todtgeglaubten Sohn trauert, soll getröstet werden, ihn sehen und an seiner Brust gesunden. Ich will sie heute besuchen und zwar meinen Entschluß sogleich ausführen."

Er begab sich in ein Nebengemach, wo Heinrich weilte.

Dieser war vollkommen genesen und machte wieder den Eindruck vortrefflicher Gesundheit.

„Und was soll nun werden, mein theurer Freund?" nahm Heinrich zu dem alten Manne gewandt das Wort; „was soll aus mir werden? Sie warnen mich stets vor unbekannte Feinde und geben mir den Rath, mich hier zu verbergen, aber endlich werde ich es müde, mich wie eine Eule, die dem schönen Tag flieht, zu verstecken; ich fürchte auch Niemand mehr, ich weiß nun woher der Schlag gegen mich geführt ist und werde meine Feinde vor Gericht fordern, und zwar vor ein Gericht, vor dem sie erbeben sollen."

„Ihre Feinde sind mächtiger als Sie glauben, mein lieber Rothenfelser, es geht nicht so leicht an; was nützt es Ihnen, wenn es Ihnen selbst gelänge, den Einen zu vernichten, wenn sich noch zehn Andere wider Sie erheben, die diesem Einen Unterthan sind?"

„Allerdings," sagte Heinrich mit Bestimmtheit, „wir müssen das ganze Nest vertilgen und Sie allein sind Derjenige, der mir dazu behülflich sein wird, jeden Einzelnen dieser Schurken zu nennen."

„Nur immer vorsichtig, mein Lieber, Sie sehen, daß ich Ihr Freund bin, ich glaube, es bedarf keines weiteren Beweises, ich habe Sie wohl hinlänglich davon überzeugt. Es sind dies Männer, denen ich selbst Freundschaft heucheln muß, ich bin leider dazu verdammt, auf eine kurze Zeit ihrem schrecklichen Bunde noch anzugehören, bald aber werde ich davon befreit sein; nur wenige Monate und ich werde frei sein wie der Vogel in der Luft, dann auch sollen Sie das Nähere über mich erfahren, zunächst aber, mein Sohn, sollen Sie heute überrascht werden."

„Welch eine Ueberraschung könnte mir mehr Freude gewähren, als die, welche Sie mir schon bereitet haben, indem Sie mir meine geliebte Marie zugeführt! O ich will die Verbindung mit diesem

Engel beschleunigen und schon in den nächsten Wochen mit ihr vor den Altar treten!"

„Der Mensch denkt, Gott lenkt," fiel der Alte bedeutungsvoll ein; „was mich betrifft, so will ich Alles dazu beitragen, Ihren Wunsch zu erfüllen, und nun merken Sie auf, giebt es wohl außer Marie Personen, die ihrem Herzen nahe stehen?"

„Gewiß," antwortete Heinrich gespannt.

„Nun und wollen Sie mir solche nennen?" fragte Nils.

„Bedarf es noch einer Erwähnung?" fiel Heinrich ein; „ist nicht meine arme Mutter, die seit Monden nichts von mir gehört hat, diejenige, welche meinem Herzen am Nächsten steht? Die unglückliche Frau. Als ich mich von ihr trennte, gab sie mir die Versicherung, nach Kopenhagen zu gehen, um meine Begnadigung zu erwirken. Die arme Unglückliche, was mag aus ihr geworden sein?" —

„Ihre Mutter ist krank gewesen, daß weiß ich genau."

„Wie, Sie wissen etwas Näheres über sie?" rief Heinrich, fast von einem gewissen Schrecken ergriffen. „O halten Sie nicht mit den Worten zurück, sagen Sie mir, wo sahen Sie sie, wie geht es ihr? Sie ist krank, sprechen Sie, die Sehnsucht des Sohnes ist grenzenlos, beschwichtigen Sie mein ungestüm pochendes Herz, das darnach verlangte, an der Brust der Mutter zu ruhen."

„Ihre Mutter ist hier."

„Also doch, sie hat ihren Plan ausgeführt und das sagen Sie mir erst heut'?"

„Vor allen Dingen galt es, Ihr Leben zu retten, hätte ich Sie in der goldenen Traube gelassen, dann wäre es um Sie geschehen, Sie würden heute auf dem Ocean schwimmen, um Gott weiß wohin geschafft zu werden. Ich mußte Sie vom Tode erlösen und da Sie hier halbtodt ankamen, so war es meine Pflicht, zunächst für Ihre Gesundheit Sorge zu tragen; dies ist mir, dem Himmel sei Dank, gelungen. Sie haben ferner Marie gesehen, und dieser Umstand trug nicht wenig dazu bei, Sie rasch der Genesung entgegenzuführen. Und nun wollen wir endlich an das Wiedersehen Ihrer Mutter denken."

„Wo ist sie? ich will gleich zu ihr eilen!“

„Gemach, junger Mann, die Aufregung könnte sie sonst tödten.“

„O grausames Schicksal!“ rief Heinrich mit bebender Stimme, „zu wissen, daß die theure Mutter an ein und demselben Orte mit dem Sohn athmet und sie nicht sehen darf, welche Höllenqual! Doch was wollen Sie noch thun?“

„Zu ihr gehen und sie allmälig auf das Wiedersehen vorbereiten, Sie sollen heute noch zu Ihrer guten Mutter geführt werden.“

„Wo wohnt sie?“ fragte Heinrich hastig, nachdem er wie aus einem schweren bangen Traume emporgefahren war.

„Ich werde Sie dahin führen,“ antwortete der Alte, „wozu also die Beantwortung dieser Frage? Bevor dies jedoch geschieht, sollen Sie mir ein Versprechen geben.“

„Und was verlangen Sie von mir?“

„Etwas, das Sie sehr leicht gewähren können, wiewohl es vielleicht Ihrem Stolz zu nahe treten wird.“

„So sprechen Sie nun, ich bin bereit, Ihnen jedes Opfer zu bringen, das Sie verlangen!“ entgegnete Heinrich entschlossen.

„Zunächst also bitte ich, mir, falls Sie Kopenhagen verlassen wollten, Mittheilung zu machen, wohin Sie gehen.“

„Ich bin bereit.“

„Und nun noch eins.“

„Was wünschen Sie noch?“

„Sie dürfen Marie nicht wiedersehen, bevor ich es Ihnen sage.“

„Diese Aufgabe ist schwer zu halten. Sagen Sie mir, ich sollte den Scheiterhaufen betreten um eines wichtigen Zwecks halber, ich würde nicht zurückbeben, Marie aber nicht sehen, auf deren Anblick ich so lange verzichten mußte, ist mehr, als man mir zumuthen kann. Das unglückliche Mädchen, sie war ja dem Wahnsinn nahe. Dem Himmel sei Dank, der Einfluß meines Wiedersehens hat sie sich und uns Allen wiedergegeben. Aber ich darf mindestens an sie schreiben?“

„Auch das nicht.“

„Mein Gott! wozu alle diese schreckliche Aufgaben?“ rief Heinrich überrascht.

„Junger Freund, ich bin ein alter erfahrener Mann, was ich that, habe ich stets reiflich überlegt, Sie sehen aus meiner gefurchten Stirn, daß ich manchen Kummer gehabt habe und dieser Kummer entstand größtentheils aus unvorsichtigen unüberlegten Schritten."

„Es wäre Unvorsichtigkeit und Unüberlegtheit, ja unverzeihliche Leichtfertigkeit, wenn Sie mir nicht gehorchten; gestatten Sie mir also, daß ich bei Ihnen auf unbedingten Gehorsam rechnen darf."

„Ich vertraue Ihnen," sagte Heinrich, „und ich will auf mein Glück verzichten; nur diese eine Hoffnung rauben Sie mir nicht, mit Marie bald vor den Altar treten zu können."

Der Alte sah ihn fragend an.

„Sie scheinen überrascht, daß ich so bestimmt von einer nahen Verbindung mit Marie spreche?"

„Verzeihen Sie, Herr Rothenfelser, gewiß muß es mir auffallen, denn ich weiß — —"

Hier schwieg der Alte und schlug die Blicke verlegen zu Boden.

„Daß ich kein Vermögen habe," fiel Heinrich hastig ein. „Ja, mein lieber guter Freund, das Vermögen liegt in meinem Kopf und in meinen Händen: ich habe fünf gesunde Sinne und zwei gesunde Arme, wie sollte es mir da fehlen können, mir und einem geliebten Weibe die Existenz zu begründen? für ein Mädchen, das man liebt, geht man, wenn es sein muß, in die Hölle; ich würde weder Mühe noch Arbeit scheuen, weder Tag noch Nacht rasten, um den häuslichen Heerd so rasch und so gut als möglich zu gründen."

„Wenn Ihnen Gott seinen Segen giebt, so wird das genügen," sagte der Alte gerührt: „überdies hat Marie auch Vermögen."

„Vermögen," wiederholte Heinrich, „darnach habe ich nicht gefragt, ich weiß es nicht."

„Ich sage Ihnen, sie hat Vermögen, die habsüchtige Mutter will es ihr entreißen und jener Schurke Hansen, den wir mit Gottes Hülfe bald dem Galgen entgegenwandeln sehen werden; es schweben überhaupt Geheimnisse über diese ganze Angelegenheit, deren Schleier ich Ihnen noch nicht lüften kann, nur Geduld Und jetzt werden wir uns trennen, ich begebe mich zu Ihrer Mutter und Sie warten meine Rückkehr ab."

Eine Audienz.

König Christian saß in seinem Zimmer und hörte aufmerksam dem Vortrage zu, welchen ihm der Chef des Militair-Cabinets, General-Lieutenant Klinkström, hielt.

„Traurig, traurig,“ sagte der König, „sie werden nicht eher rasten, bis sie vor den Thoren von Kopenhagen stehen.“

„Das wird der Himmel und unsere tapferen Soldaten verhüten,“ entgegnete der General-Lieutenant, „noch ist Düppel nicht in ihren Händen; ehe sie diese Schanzen in ihre Gewalt bekommen, müßten sie mindestens ein Jahr sie belagern und ich glaube, daß dem deutschen Michel wohl der Muth dazu vergehen würde. Es wird so viel von ihrer Tapferkeit gemacht,“ fuhr er fort, während sich über sein Antlitz ein finsterer Ausdruck verbreitete, „diese kolossalen Massen gegen das Häuflein der Unseren! Ich würde mich eines solchen Sieges schämen. Nun, wir werden sehen, ob sie mit den Düppeler Schanzen ein ebenso leichtes Spiel haben werden, und hätte ihnen General de Meza nicht das Danewerk geräumt, ich glaube, es wäre ihnen nicht so leicht zur Beute geworden.“

„Sagen Sie mir, lieber Klinkström,“ sagte der König nach einer Weile, während welcher er in Gedanken vertieft war, „Sie wissen, daß ich nach dem Lieutenant Rothenfelser forschen ließ.“

„Es ist mir bekannt, Majestät.“

Der König erhob sich und holte von seinem Schreibtisch ein Blatt Papier, auf welchem etwas verzeichnet war; er mußte einige Augenblicke darnach suchen.

„Nach dieser Meldung wäre Lieutenant Rothenfelser bereits seit drei Wochen hierher geschickt,“ nahm der König wieder das Wort, „und es wundert mich, daß ich bis jetzt noch nichts von ihm gehört habe; ich weiß genau, man hat ihn, wenn auch kränkelnd, doch auf das Schiff gebracht, das ihn nach der Residenz schaffen sollte. Forschen Sie nach seinem Aufenthalt, General, es liegt mir daran, ich will wissen, was aus ihm geworden; wäre er unterwegs gestorben und hätte man nach Schiffsbrauch seinen Leichnam in die Wellen

versenkt, so hätte ich immer davon Kunde haben müssen, aber das kann nicht der Fall sein, man hätte mir diesen Umstand nicht vorenthalten dürfen."

Der General-Lieutenant machte sich einige Notizen.

„Es soll die erste Aufgabe sein, die mir obliegt, Majestät."

„Nun gut, General, thun Sie Ihre Pflicht, es liegt mir in der That viel an dieser Auskunft, eine unglückliche Frau, die dem Grabe mit jedem Tage näher wankt, könnte vielleicht gerettet werden, — ich spreche von der Mutter des Rothenfelser. Die arme Frau wähnt, ihr Sohn sei todt; dieser Gedanke hat sie wahnsinnig gemacht, sie phantasirt stets von seinem Grabe, von den Henkern, von dänischen Schergen. Nun, Sie wissen ja, wie man gewöhnt ist, in Holstein von uns zu sprechen," setzte er mit einer gewissen Bitterkeit hinzu.

„Noch ist nicht aller Tage Abend, Majestät," nahm Klinkström das Wort, „noch sind die Heere von Oesterreich und Preußen nicht im Besitz des Landes; übrigens erinnern wir uns an die Affaire von 1848," setzte er mit spöttischem Lächeln und mit einem gewissen Nachdruck hinzu. —

„Wir werden ja sehen," sagte der König, und ein längeres Schweigen trat ein.

Endlich nahm der General-Lieutenant wieder seinen Vortrag auf, und bald ward er beendet.

Etwa eine Stunde war verflossen, als ein Kammerdiener eintrat und den Bürgermeister Hansen meldete.

Der König schien nachzusinnen.

„Bürgermeister Hansen," wiederholte er, „ja so, er hat um Audienz nachgesucht. Er möge kommen," setzte er kurz hinzu.

Wenige Augenblicke darauf sahen wir den Bürgermeister Hansen eintreten.

So brutal, so roh und unverschämt, wie dieser Mann im gewöhnlichen Leben zu sein pflegte, ebenso feig, so kriechend, so erbärmlich erschien er hier vor dem König.

Er verbeugte sich so tief, daß die Nase fast den Boden berührte.

Der König winkte mit der Hand, zum Zeichen, daß er näher treten möchte.

Schüchtern und unterthänig gehorchte Hansen.

„Majestät haben allergnädigst geruht,“ nahm er mit leiser Stimme das Wort, „mir gnädigst zu gestatten, vor Höchstselben zu erscheinen.“

Sie baten mich darum, sagte der König kurz, „und ich will hören, was Sie wünschen.“

„Allergnädigster König,“ nahm Hansen jetzt etwas ermuthigter das Wort, „ich war so glücklich, Ihnen meine Dienste widmen zu können, der unglückselige Krieg, der unser Vaterland heimsucht, hat mich vertrieben, ich mußte fliehen —“

„Die wahrhafte Treue,“ unterbrach ihn der König etwas herb, „flieht nicht, Herr Bürgermeister, sie harrt aus, sie stürzt sich in's Verderben, wenn es sein muß, aber sie giebt den Posten nicht auf.“

Der Bürgermeister schlug etwas beschämt die Augen nieder.

„Ja, ja, stotterte er, „es sollte so sein, aber —“

„Nun aber?“ fragte der König den Bürgermeister, den er zum ersten Male sah und dessen Aeußeres auf ihn keinen günstigen Eindruck gemacht hatte, mit forschenden Blicken betrachtend.

„Es traten hier Umstände ein,“ sagte er verlegen.

„Nun, ich weiß wohl, Herr Hansen“ versetzte der König, „Sie haben gethan, was leider viele Beamten thaten: sie ergriffen die Flucht und überließen Kassen und Bücher den Feinden, aber glücklicherweise sind die Acten und wichtigen Documente von der Abtheilung, der Sie in Flensburg vorstanden, aufbewahrt und werden mir in kurzer Frist zugestellt werden.“

Hätte der König in diesem Augenblick den Bürgermeister schärfer beobachtet, so wäre ihm das tödtliche Erblassen desselben nicht entgangen.

„Allergnädigster König,“ stotterte Hansen, ich war mit ganzer Seele stets an meinem Posten, fleißig, pünktlich und gewissenhaft in der Vollziehung meiner Pflichten.“

„Sie hatten die Stadtkasse, Herr Hansen?“

„Ja, Majestät, sie war mir anvertraut.“

„Gut denn, ich hoffe, es wird sich aus den mir zukommenden Schriften ergeben, daß Sie die Wahrheit gesagt haben; gewiß werden Sie ein treuer Beamter gewesen sein und ein anderer Posten

soll Ihnen angewiesen werden, ich will mit dem Kultusminister Rücksprache nehmen."

Hansen berührte wieder mit der Nase den Boden.

„Ich wagte es nicht, um eine neue Anstellung nachzusuchen, Majestät, aber da Sie huldvollst geruhen, mir eine solche in Aussicht zu bringen, so bin ich um so mehr beglückt."

„Ein Beamter mit gutem Gewissen darf immerhin wagen, alles zu fordern, was ihm gebührt," versetzte der König kurz; „Sie haben, sobald Sie Ihre Stelle gewissenhaft ausgefüllt haben, Ansprüche zu machen, und diese müssen erfüllt werden."

Der Bürgermeister trat näher, ergriff die Hand des Königs und wollte sie küssen.

„Nicht doch," sagte dieser abwehrend, „ich liebe dergleichen Ehrenbezeugungen nicht und für heute, Herr Hansen, sei die Audienz geschlossen.

Hansen verneigte sich und ging mit einem Gemisch von Scham und Verlegenheit langsamen Schrittes hinaus.

Die glückliche Mutter.

Frau Rothenfelser weinte in ihrem Gemach. Sie saß auf einem Sessel und hatte das Haupt über die Brust herabgesenkt. Ihr Anblick war ein wahrhaft jammervoller: das Gesicht bleich und eingefallen, die früher so schöne Matrone war kaum wieder zu erkennen, so entstellt erschien sie; nur in den Augen lag noch ein gewisses Feuer, aber ein Feuer, das unheimlich und grausig erschien.

Sie setzte eine Klingel in Bewegung, welche vor ihr auf dem Tische stand.

Eine Dienerin trat ein.

„Hat die Ministerin Hall nach mir gefragt?" sagte sie, nach-

dem sie wie aus einem schweren erwacht war, und ihre Zofe schon eine Weile vor ihr gestanden hatte.

„Sie hat sich melden lassen, Madame."

„Die gute Frau," sagte Frau Rothenfelser, und preßte einen langen Seufzer hervor. „Wie lange ist es her, daß sie bei mir gewesen?" setzte sie mit leiser Stimme hinzu.

„Es sind drei Wochen verflossen," entgegnete hierauf die Gefragte.

„Und was hat sie mir damals gesagt, liebe Bertha? ach mein Gedächtniß ist so schwach geworden. Seitdem sie meinen geliebten Sohn ermordet haben, weiß ich nicht mehr, was ich thue noch sinne! meine Kraft ist gebrochen, mein Geist verwirrt, ich werde wohl bald sterben."

„Nicht doch Madame, glauben Sie mir, Sie werden Freude haben und leben."

„Freude," wiederholte Frau Rothenfelser, wehmüthig ihr Haupt schüttelnd, „wo sollte diese mir noch lächeln können? Nein, nein, ich wandle dem finstern Grabe zu, aber durch die Nacht geht es ja zum Licht! das Grab ist finster, aber hell und leuchtend ist der Himmel, dort wird mir sein Antlitz entgegen lächeln; er wird mich empfangen der Märtyrer, der für sein Vaterland gelitten hat und gestorben ist!"

„Gut, gut, Madame, entschlagen Sie sich solcher düsteren Betrachtungen, sie machen Sie noch elender, noch kränker, ach, Sie gleichen ja schon einem Schatten; wenn Sie fortfahren werden, sich so zu grämen, dann werden sie hinschwinden. Nein, nein, Sie werden noch die Freude diesseits haben, Ihr Sohn soll ja nicht todt sein, Frau Ministerin selbst hat es gesagt."

„O nein, das sagte sie nicht, so etwas hätte ich mir gemerkt, eine Mutter behält solche Nachrichten besser; war ich doch zugegen, als sie ihn getödtet haben, wie kannst Du sagen, daß er lebt?"

Während sie diese Worte sprach, wurde ihr Antlitz bleicher, ihre Augen düsterer, jedes Glied ihres Körpers bebte. Sie sprang auf, nahm eine andere Haltung an, das Mädchen trat schüchtern und geänstigt zurück.

„Ja," fuhr sie mit schreiender, fast unangenehm krächzender

Stimme fort, „ja ich war Zeuge des Todes: sechs rothe Dänenteufel erschienen und schossen auf ihn, da sank der geliebte Sohn nieder; er wollte sich krampfhaft erheben, um mir Lebewohl zu sagen, allein es war unmöglich, das Blut floß aus sechs Wunden und er hatte seinen Geist aufgegeben. Als er todt war, neigte ich mich über ihn und küßte jede seiner Wunden, so daß das Blut mich benetzte. O dieses Blut meines Kindes schreit um Rache und diese Rache wird Dänemark ereilen! Mein Vaterland wird frei werden! Ich sage Dir, die Preußen und Oesterreicher werden mit klingendem Spiel und Trommel- und Paukenschlag einziehen, sie werden mit grünen Reisern geschmückt werden und Alt und Jung wird den Rettern jubelnd entgegen eilen! Das ist die Rache. Sie folgt der Tyrannei auf den Fersen."

Nach diesen Worten, die sie in höchster Aufregung versetzt hatten, sank sie erschöpft auf den Sessel nieder, ließ ihr Haupt wieder auf die Brust herabfallen, und versank in tiefes Schweigen.

Ihre Brust wogte noch gewaltig auf und nieder, ihre Athemzüge waren heftiger, ein rasselndes Geräusch, eine Art Röcheln ließ sich vernehmen, als ob eine Lungen-Entzündung im Anzuge wäre.

In diesem Augenblicke wurde Geräusch in dem Vorzimmer hörbar.

„Man kommt, Madame," sagte das Mädchen näher tretend und Frau Rothenfelser sanft am Arme fassend, „ermannen Sie sich doch jetzt."

„Wer kommt, wer will mich sprechen?"

„Haben Sie es denn vergessen, Madame? die Frau Ministerin wollte kommen, ich glaube sie ist bereits da."

Zitternd erhob sich Frau Rothenfelser vom Sessel und ging wankenden Schrittes, von der Zofe unterstützt, der Thür zu.

Noch ehe sie dieselbe erreicht hatte, öffnete sie sich und in der That erschien die Ministerin.

Diese schien äußerst erschreckt, als sie die arme Frau erblickte. In der Zeit, während welcher sie dieselbe nicht gesehen hatte, erschien sie ihr abgezehrter, sie machte den Eindruck des Entsetzens, denn sie glich einer wandelnden Leiche.

„Nun, wie geht es Ihnen denn?" sagte sie in theilnehmendem

Tone, „meine gute Frau Rothenfelser? nicht wahr, Sie fühlen sich wohl immer noch krank?"

„Krank bis zum Tod," ächzte die Gefragte, „aber bald wird mir besser sein."

„Ja, das hoffe ich auch; aber haben Sie denn von Ihrem Sohne noch keine Nachricht?"

„Mein Gott, immer von diesem Sohne," stöhnte Frau Rothenfelser, „er ist ja im Himmel, wie kann ich von ihm Nachricht bekommen? weder Dampfschiffe nach Eisenbahnen führen zum Himmel, man hört nichts von dem, was sich da oben ereignete; nur demjenigen wird dieses Glück zu Theil, der den müden Pilgerstab von der irdischen Jammerbahn niederlegt und dort eintritt."

„Frau Rothenfelser, Ihr Sohn lebt, er ist nicht todt, ich versichere Sie, und ich wundere mich, daß Sie von ihm nicht's gehört haben. Schon seit Wochen ward mir die Nachricht, daß ihn Seine Majestät begnadigt und er von Flensburg hierher geschickt worden ist."

„Mein Sohn sollte leben?" fiel Frau Rothenfelser ein, sich die Stirn reibend, als bemühte sie sich eine Erinnerung aus vergangener Zeit wach zu rufen.

„Er lebt, ich versichere es Sie! Schlagen Sie sich die Gedanken von seinem Tode aus dem Kopfe, nur so können Sie genesen. Aber es fällt mir ein, daß Sie es noch nicht wissen.

Diese so bestimmt geäußerten Worte schienen auf die Mutter einen düstern Eindruck hervorzubringen.

Sie stand lange sinnend, ihr Auge unverwandt auf die Ministerin gerichtet.

„Mein Sohn, mein Sohn," wiederholte sie und brach in ein langes anhaltendes Lachen aus, so daß Frau Hall und die Zofe von einem unwillkürlichen Entsetzen ergriffen wurden. Dieses Lachen hatte etwas, das mehr erschreckt, als wohlthuend wirkt.

„Warum lachen Sie nicht mit mir, Excellenz?" nahm Frau Rothenfelser das Wort, „es ist ja eine freudige Kunde, die Sie mir bringen; Sie stehen so ernst, so traurig da, während mein Herz vor Entzücken bebt. Lachen Sie mit mir, es wird mich trösten, thun

Sie dies, so will ich an die Wahrheit Ihrer frohen Nachricht nicht zweifeln."

„Ein wehmüthiges Lächeln schwebte um die Lippen der Frau Ministerin.

„Also — er — lebt —?" fragte Frau Rothenfelser langsam, so daß man jedes ihrer Worte zählen konnte.

„Ja, ja, er lebt, diese Versicherung kann ich Ihnen geben," versetzte die Ministerin, „und ich will sogleich nach dem Umstand forschen lassen, der das Eintreffen Ihres Sohnes in Kopenhagen verhindert, denn ich habe die Ueberzeugung, daß man ihn hierher gebracht. Gott möge Sie trösten, gute Frau. Leben Sie wohl und hoffen Sie das Beste."

Mit diesen Worten reichte sie der unglücklichen Mutter die Hand, und verließ erschüttert und erregt das Zimmer.

Zwei Stunden später erblicken wir einen andern Gast bei Frau Rothenfelser: es war — Nils.

Der Mann stand lange sprachlos da, nachdem er die unglückliche Frau beobachtend und prüfend angesehen hatte.

„Also das ist sie?" murmelte er, „Gott im Himmel, welche Veränderung."

Er stand schon eine geraume Zeit im Zimmer, ohne daß Frau Rothenfelser von ihm Notiz genommen hatte.

Endlich trat er näher, nahm die abgezehrte Hand und preßte sie in die seinige.

„Kennen Sie mich wohl, Madame?" redete er sie in sanftem Tone an.

Die Angeredete schlug die Augen auf, sah ihn starr an und beharrte im Schweigen.

„Kennen Sie mich nicht?" wiederholte er; „geben Sie mir Antwort."

„Nein," sagte sie unmuthig, „warum sind Sie gekommen, mich aus meinen Träumen zu stören? ach, sie waren so süß, ich war bei ihm. Aber wer sind Sie denn?"

„Ein Verkünder der Freude und des Glücks," antwortete der Gefragte.

„Schon wieder eine solche Redensart," sagte Frau Rothenfelser,

indem sie einen Blick voll Wuth auf den alten Mann schleuderte. „Alles," fuhr sie mit gereizter Stimme fort, „spricht von Glücksbotschaft und Freudenkunde, und Alles läßt mich in meiner Verzweiflung und mit meinem Schmerz allein. Nur jetzt hatte ich einen so süßen Traum und Sie haben mir eine schöne Stunde aus meinem Leben gestohlen, möge sie Ihnen der Himmel an dem Ihrigen abrechnen. Diese Stunde brachte mir den Traum von ihm, den Sie durch Ihr Eintreten so grausam zerstörten. Aber was wollen Sie denn? sprechen Sie schnell, denn ich will weiter träumen."

„Ihr Sohn lebt!"

Ein lautes Lachen entfuhr dem Munde der Frau Rothenfelser.

„Schon wieder Einer, der da sagt, er lebt. Wie oft werden diese Menschen davon noch sprechen? Alle sagen, er lebt und Keiner führt ihn mir in die Arme."

In eben dem Maße das Lachen vorhin gewesen war, ertönte jetzt das Weinen, das ihm folgte. Sie schluchzte so heftig, daß es fast krampfartig erschien und Nils sich genöthigt sah, Hülfe herbei zu rufen.

Bald darauf trat die Zofe ein und Beide betrachteten die unglückliche Frau, welche von heftigem convulsivischem Zucken ergriffen war.

„Sie hat wieder die Krämpfe," sagte die Zofe, „aber lassen Sie sie ungestört, der Anfall wird bald vorüber gehen, er kommt jetzt häufiger vor als früher; der Arzt sagt, wir sollen sie nicht berühren, auch nicht den Daumen aufreißen, den sie zwischen den anderen Fingern klemmt."

„Fürchtet er von solchen Anfällen keine Gefahr für ihr Leben?" fragte Nils.

„O ja," sagte die Zofe, „er meint, wenn die Krämpfe länger anwähren, könnte ihr Leben gefährdet sein."

„Die arme unglückliche Frau, sie scheint jetzt für keine Nachricht mehr empfänglich zu sein, da wird sich wenig machen lassen. Ihr Sohn lebt."

„Ist es denn wirklich der Fall?" fragte die Zofe.

„Mache ich den Eindruck eines Lügners?" sagte der alte Mann, indem er sein Auge auf die Gefragte richtete.

„Nein, nein, aber es ist in der That schon viel gesprochen worden, und ich kann jetzt nicht mehr daran glauben, als bis ich es sehe."

„Nun, Sie werden es sehen, noch bevor zwei Stunden vergehen, wird Herr Rothenfelser hier eingetroffen sein."

Während dessen hatte Frau Rothenfeiser sich erholt und Nils sich ihr genähert.

„Sie werden Ihren Sohn noch im Laufe des heutigen Tages sehen, Madame," sagte er mit leiser Stimme, „es ist keine Lüge. Ich berichte Ihnen die reine Wahrheit; nur Geduld, fassen Sie sich jetzt."

Frau Rothenfelser begann heftig zu zittern.

„O Gott," sagte sie, „ich soll ihn sehen. Nun, wenn das geschähe, dann könnte ich noch genesen und glücklich werden; aber ich glaube nicht daran," setzte sie weinend hinzu.

„Sie werden ihn sehen, fassen Sie sich, Madame. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf."

„Wer sind sie denn?" fragte Frau Rothenfelser, welche wieder ein Anflug von Besinnung gewonnen zu haben schien.

„Lassen Sie jetzt alle Fragen, denken Sie nur daran, sich auf den Empfang Ihres Sohnes vorzubereiten, den ich Ihnen gesund und munter in die Arme führen will."

„Sind Sie ein Bote Gottes, ein Engel des Himmels, oder der Heiland selbst?" fragte Frau Rothenfelser mit bebenden Lippen.

„Ich bin ein schwacher, sterblicher Mensch," sagte der Alte, „aber es ist mir gelungen, ihn zu retten; ich kann Ihnen jetzt das Nähere nicht auseinandersetzen, Madame, Sie sind zu ergriffen, Sie sind ja kaum fähig, eine Botschaft zu erfassen; er selbst wird Ihnen Alles mittheilen, was Sie zu wissen brauchen; mir gestatten Sie, daß ich mich entferne und ihn herbeiführe. Leben Sie wohl, Madame, bis wir uns wiedersehen."

Er zog ihre Hand an seine Lippen und verließ eilig und wie es schien mit einer gewissen Beruhigung das Zimmer.

Frau Rothenfelser war, als sie sich allein befand, etwas lebhafter geworden. Die Apathie hatte sie verlassen, die Spannung, die sich ihrer bemächtigt, hatte sie in eine Stimmung versetzt, die ihrem ganzen Wesen einen gewissen Schwung gab.

So schwach sie war, so machte sie doch mehrere Gänge durch das Zimmer. Sie trat an das Fenster und ging dann wieder an die Thür, kurz, ihr ganzes Benehmen deutete darauf hin, daß sie mindestens wieder theilnehmend geworden und eine gewisse Ungeduld zur Schau trug.

Man sah also, daß der Wahnsinn jetzt wenigstens gewichen, sie mußte doch an die Botschaft denken, ein Umstand, der bis jetzt noch nicht dagewesen war.

Plötzlich rief sie die Zofe und diese erschien.

„Bertha, nicht wahr, der Mann sagte, er wollte Heinrich herbeiführen?"

„Ja, Madame," entgegnete das Mädchen, „und er hat ein so ehrliches Gesicht, daß man ihm wohl Glauben schenken konnte."

„Ach Gott, die Ministerin hat auch ein offenes ehrliches Auge, ein Auge, aus dem der ganze Himmel spricht," versetzte Frau Rothenfelser mit einem fast schwärmerischen Feuer, „aber in dieser Beziehung hat sie mir doch die Unwahrheit gesagt."

„Nein, nein," fiel das Mädchen besänftigend ein, „sie hat Ihnen die Wahrheit gesagt, Ihr Sohn lebt."

„Ja, ja, ich möchte schon daran glauben, aber doch nicht eher, bis ich das geliebte Haupt in meine Arme halte, bis ich gehört habe, daß er athmet, bis ich jeden Zoll seines Antlitzes geküßt und seiner Stimme süßen Klang vernommen habe; nur dann erst, wenn ich ihn gesehen, ihn gehört, wenn ich mich vor Freude satt geweint und satt gelacht habe, werde ich überzeugt sein, eher nicht. Du kennst meinen Sohn noch nicht?"

„Nein, Madame, ich kenne ihn noch nicht, ich habe nur von ihm gehört."

„Er ist hübsch, seine Haut gleicht dem Schnee des Winters, wie wenn die Morgenröthe sich darauf spiegelt; sein Auge ist treu und offen, wie das des Deutschen; seine Gestalt ist hoch und im-

posant und vor Allem hat er ein Herz, das edel, erhaben und fern von jedem Falsch, von jedem Trug ist."

„Nun, ich werde ihn ja kennen lernen," sagte das Mädchen, „regen Sie sich nicht zu sehr auf, Madame, es könnte Ihnen schädlich sein, der Arzt hat Ihnen ja jede Gemüthsbewegung untersagt."

„O diese Gemüthsbewegung ist freudiger Natur, sie kann mir nicht schaden, im Gegentheil nur meine Genesung herbeiführen."

Plötzlich vernahm man laute Stimmen und Männertritte.

„Sie kommen, sie kommen!" rief die Zofe und riß hastig die Thür auf.

In diesem Augenblick traten zwei Männer ein: es waren Nils und — Heinrich.

Der Sohn stürzte auf die Mutter zu.

Als diese ihn kommen sah, stand sie wie eine Bildsäule, regungslos, keiner Bewegung, keines Wortes fähig.

Endlich stieß sie einen lauten Schrei aus.

„Ja, er ist es," rief sie, „mein Heinrich lebt."

Schweigen wir über dieses Wiedersehen, es vermag nicht die Feder eines Sterblichen Gefühle zu schildern, deren gewaltige Tiefe er selbst nicht ermessen kann.

Ein neuer Gewaltstreich.

Wir erinnern uns, daß Hansen der Frau Lerchner zugesagt hatte, nach dem Aufenthalt Mariens zu forschen. Er hatte von Radger die Vermuthung aussprechen hören, daß sie wohl in der Wohnung des Alten sein werde — und nur zu bald legte er Hand an's Werk.

Schon einige Tage, nachdem Heinrich das Haus seines Retters verlassen hatte, hatte er zwei tüchtige schlaue Bursche dingen lassen, welche mit einem Miethswagen täglich in der Nähe des Hauses halten mußten, um sich Mariens auf ein von ihm gegebenes Zeichen zu bemächtigen.

Die Zofe, welche Nils für seine Pflegebefohlene gemiethet hatte, war eine Dänin und bestochen worden und alles jetzt so vorbereitet, um den höllischen Plan gelingen zu machen.

Eines Morgens, Nils war eben ausgegangen, brachte das Kammermädchen für Marie einen Brief, in welchem sich eine Unglückliche, die sich ihre Jugendfreundin nannte und die das Schicksal nach Kopenhagen geführt hat, in den rührendsten Ausdrücken beschwor, ihr Trost und Hülfe zu bringen. Sie liege auf dem Krankenlager und erwarte stündlich ihren Tod, aber sie könne nicht sterben, ohne Marie gesehen, ohne ihr vorher ein wichtiges, sie betreffendes Geheimniß mitgetheilt zu haben.

Marie kannte den unterzeichneten Namen und erschrak.

Sie wußte indessen nicht, was sie thun sollte. Nils hatte ihr anempfohlen und sie beschworen, niemals das Haus ohne ihn zu verlassen. Das Mitleid aber hieß sie gehen, während eine unerklärliche Angst sie wieder zurückhielt.

Endlich hatte sie einen Entschluß gefaßt.

Sie klingelte ihrem Mädchen und befahl ihr, einen Miethswagen zu holen, denn sie wollte wieder zurück sein, ehe Nils nach Hause kommen würde.

Elfriede, so hieß die Zofe, eilte hinab, wechselte einige Worte mit dem Kutscher des in der Nähe wartenden Wagens, gab dem Lauernden das verabredete Zeichen und kehrte dann zu ihrer Gebieterin zurück, welche indessen den Hut aufgesetzt und ihren Mantel umgeworfen hatte.

„Wollen Sie nicht vorher ein Glas Limonade, Fräulein, ehe Sie gehen?" fragte sie geschäftig, „denn Sie sind so erhitzt, so aufgeregt."

„Ich habe Eile, Elfriede."

„Es ist rasch bereitet, Fräulein, folgen Sie meinem Rathe, Sie leiden bei der geringsten Aufregung so sehr an Kopfschmerz, und da ist es besser, wenn Sie vorher etwas genießen."

Sie eilte aus dem Gemach und brachte bald auf einem Präsentirteller das Getränk.

Marie leerte hastig das Glas, eilte die Treppe hinab und warf sich in den Wagen.

Der Kutscher fuhr eilig davon und bog bald in die nächste Straße ein.

Marie achtete nicht auf den Weg, sie hing ihren Gedanken nach; sie suchte vergebens zu errathen, wie die Unglückliche nach Kopenhagen gekommen sein konnte.

Sie war schon eine geraume Zeit gefahren, als sie ungeduldig zu werden begann, aber zugleich fühlte sie eine tödtliche Ermattung: ihre Augen schlossen sich unwillkürlich, eine unwiderstehliche Schlafsucht bemächtigte sich ihrer und wenige Secunden später lag sie in tiefem Schlummer.

Der Kutscher hatte sich einige Male aufmerksam nach ihr umgesehen. —

Als er sie mit geschlossenen Augen in der Wagenecke liegen sah, öffnete er das Fenster und fragte mit lauter Stimme, ob sie wünsche, daß er jetzt halten solle.

Keine Antwort erfolgte.

„Sie ist fertig," sagte er vor sich hin, kehrte um, hieb auf die Pferde ein und fuhr im Galopp nach einem Seitengäßchen, wo er bald vor einem kleinen Häuschen hielt.

Zwei Menschen, die Mitschuldigen der Verschworenen, erwarteten dort schon den Wagen, öffneten den Schlag, hoben die Bewußtlose heraus und trugen sie in's Haus.

Das Bubenstück war also gelungen.

Hier brachte man sie in ein Zimmer und legte sie auf ein Ruhebett nieder.

Der Bürgermeister gab den beiden feilen Knechten eine Summe Geldes und diese entfernten sich.

Er öffnete dann eine Nebenthür und Frau Lerchner trat durch dieselbe ein.

„Hier, meine geehrte Frau," nahm er mit einem Anflug von Spott das Wort, „gebe ich mir die Ehre, Ihnen Ihre Tochter in die Arme zurückzuführen. Sie sehen, wenn man Genie hat, gelingt Einem Alles. Kopenhagen liefert Gelegenheit genug, Männer zu liefern, die für Geld und gute Worte auch die nothwendigsten Dienste zu leisten im Stande sind."

„In der That, ich bin Ihnen dankbar, Herr Hansen,“ sagte Frau Lerchner mit düsterer Freundlichkeit, indem sie sich dem Ruhebette nahte, worauf Marie noch bewußtlos lag. „Doch was soll nun weiter geschehen? Ich hoffe, Marie wird nun mit mir gehen.“

„Nein, Frau Lerchner, heute noch nicht,“ entgegnete der Bürgermeister mit furchtbarer Bestimmtheit.

„Heute noch nicht?“ fragte Frau Lerchner mit einem Gemisch von Bestürzung und Staunen.

„Wie ich gesagt habe. Sie werden mir die Verfügung über Ihre Tochter in den nächsten Tagen gestatten; Sie kennen den Zweck, weshalb sie hierhergeführt und dürfen auch nicht vor den Mitteln zurückbeben, diesen zu erreichen.“

„Ich muß Ihnen sagen, Herr Hansen, daß mir jetzt, so nahe vor der Ausübung jenes Bubenstücks, die Haut schaudert.“

„Schon wieder nervös, Frau Lerchner,“ sagte der Bürgermeister mit spöttischem Lächeln. „Es ist eine seltene Erscheinung, daß Sie sentimental werden; doch ich bedaure, auch keinen Schritt von meinem Plane weichen zu können. Aber wovor beben Sie denn, Frau Lerchner? Verzeihen Sie mir die Frage: Sie, eine Frau, die so leicht vor keinem Mittel zurückbebt, einen Zweck zu erreichen, vor keinem Mittel, sage ich, und wäre es auch noch so schrecklich. Sie wissen, daß ich die Ehre habe, Ihr Vertrauter zu sein; Sie wissen, daß mir viele Geheimnisse Ihrer Vergangenheit bekannt sind, und daß es mir nur ein Wort kostet, Ihnen eine höchst unangenehme Lage zu bereiten,“ setzte er mit bedeutungsvollem Nachdruck hinzu.

Frau Lerchner erbleichte; sie zitterte und wagte in dem ersten Augenblick keinen Widerspruch.

Bald aber schien sie sich eines Anderen besonnen zu haben; die Blässe ihres Angesichts machte einer dunklen Röthe Platz, das matte Auge belebte sich von einer unheimlichen Gluth und es schien drohende Blitze auf den Bürgermeister schießen zu wollen.

„Herr Hansen, bisher haben Sie mir wenigstens nicht gedroht, wenn wir auch in manchen Punkten nicht mit einander übereinstimmten; heute aber wagen Sie es, zu drohen. Hier, Herr Bürgermeister sind Sie nicht mehr im Amte, keine Gewalt steht Ihnen zur Verfügung.“

„Sie sehen, Madame," sagte Hansen lächelnd, „welche Gewalt mir zu Gebote steht. Sie haben die Beweise in Händen, wie rasch es mir gelungen war, den Aufenthalt Ihrer Tochter zu erfahren und diese aus den Händen Ihrer Verfolger zu befreien. Und Sie zweifeln noch an meiner Macht? Geben Sie sich keiner Täuschung hin, der Bürgermeister Hansen ist zwar in Kopenhagen nur ein Privatmann, aber er hat Verbindungen, mächtige, geheime Verbindungen, merken Sie sich das, Verbindungen, die Alles möglich machen, was selbst einem Könige unmöglich wäre; denn dieser hat immer noch eine gewisse Verantwortlichkeit den Ministern und dem Volke gegenüber. Ich aber bin Privatmann, bin selbstständig, habe weder nach einem Minister noch nach einem Volke zu fragen; was ich will, muß geschehen, was ich thue, ist gethan."

Frau Lechner sah ihn betroffen an, sie wußte nicht, was sie ihm erwidern sollte, denn die Aeußerung war mit einem so unheimlichen, drohenden und unheilverkündenden Ausdruck gesprochen, daß sie bebte.

Zum ersten Mal begann sie diesen Mann zu fürchten.

„Herr Bürgermeister," nahm sie nach längerem Schweigen das Wort, „vergessen Sie nicht, daß auch ich Ihnen gefährlich werden kann. Sie wissen, daß, so wie Ihnen einige Geheimnisse aus meiner Jugend bekannt sind, auch ich in gewisser Beziehung aus der Schule plaudern kann. Ich weiß, zu welchen Mitteln Sie Ihre Zuflucht nahmen, wenn Sie in Geldverlegenheit waren; nicht wahr, Herr Hansen, das können Sie nicht leugnen?"

Hansen wurde ein wenig verlegen, bald aber sammelte sich dieser Mann wieder, der so leicht die Geistesgegenwart nicht verlor.

„Ich weiß, wovon sie sprechen," sagte er lächelnd, „aber Ihre Mühe ist vergebens, ich verlache Ihre Drohungen. Was wollten Sie thun? Wozu Dinge beweisen, die längst der Vergessenheit übergeben sind. Was ich in meinem Amte that, ist geschehen, Niemand hat den Schaden bemerkt und jetzt muß Manches auf Kosten des Krieges geschoben werden."

„Herr Bürgermeister, Sie täuschen sich, der Feind wird nicht wagen, die Journale des Magistrats zu vernichten, er wird sie ver-

siegeln, mit Beschlag belegen, aber er wird nichts daran berühren, wenn er auch die Kassen plündert, so wird er doch die Bücher reserviren und sie den Dänen wieder einliefern, sobald Friede gemacht ist, und dann würde sich die Sache anders herausstellen, man müßte auf einem Blatt doch gewisse Zahlen-Correcturen vorfinden."

„Wozu alle diese Erörterungen, Frau Lerchner, die uns nicht zum Ziele führen; ich schlage vor, das wir Frieden machen, es ist besser, wir dürfen einander nicht feindlich gegenüberstehen und wollen daher einen Vergleich schließen: Marie bleibt in diesem Hause bis morgen."

„Und welcher Unterschied ist darin," sagte Frau Lerchner, „wenn sie überhaupt nicht gleich nach meiner Wohnung zurückkehren kann?"

„Ein sehr großer," sagte dee Bürgermeister, „da ich die Absicht hatte, sie mindestens acht Tage fern zu halten, denn so viel Zeit ist mindestens erforderlich, um unsern Plan vollständig in Ausführung zu bringen. Aber ich will nachgeben und vorweg nur theilweise dem Ziele entgegen gehen. Aber verehrte Frau," fuhr er in höhnischem Tone fort, „darf ich fragen, warum Ihnen denn so sehr um die schnelle Wiederkehr des Mädchens zu thun ist? Hatten Sie doch sonst nicht die geringste Zärtlichkeit für sie. Plötzlich fällt es Ihnen ein, eine liebende Mutter zu werden. Es ist wahrhaftig sonderbar, wenn der Tiger, der seine Jungen sehr oft erwürgt, sie plötzlich zu lecken beginnt."

Frau Lerchner knirschte vor Wuth mit den Zähnen, die Worte des Bürgermeisters hatten sie tief verletzt, aber sie beherrschte sich mit ungewöhnlicher Kraft.

„Ich will nicht auf Ihre ungeschliffenen Aeußerungen eingehen, sondern Ihnen nur erwidern, daß ich Grund habe, gegen meine Tochter zärtlich zu sein, denn es kann mit jedem Tag ein Ereigniß eintreten, das mich zwingt, eine furchtbare Rechenschaft zu geben. Das ist die Ursache, warum ich gegen Marie die liebende Mutter spielen muß, Sie werden vielleicht schon in den nächsten Tagen etwas darüber erfahren. Ich habe hier einen Menschen gesehen, bei dessen bloßen Anblick sich mein Haar zu Berge sträubt. Doch ein ander Mal mehr davon, ich kann jetzt nicht aussprechen, ich bin so

verwirrt, so zerstört. Kommen Sie heute Abend zu mir, vielleicht wird es bei einem Glase Wein sich machen, daß ich sprechen kann, aber Marie müssen Sie mir noch heute zuschicken, es könnte sich sonst ein Unglück ereignen. Wie gesagt, ich kann nicht reden, ich muß verschwiegen sein wie das Grab."

Eine so ungemeine Angst hatte sich ihrer bemächtigt, sie war von einer mächtigen Aufregung befallen, daß der Bürgermeister sie verwundert anblickte.

„Seltsam," sagte er, „ich habe Sie noch nie so gesehen, es müssen doch wichtige Gründe sein, die sie plötzlich zu einer so auffallenden Besorgniß für Marie bestimmen."

„Nun, ich hoffe, Sie werden mir am Abend Mittheilungen machen, was indessen Ihren Wunsch betrifft, Marie noch heute bei sich zu sehen, so muß ich Ihnen von vornherein bemerken, daß die Erfüllung desselben unmöglich ist."

„Es muß sein!" rief Frau Lerchner mit einer krampfhaften Bewegung.

„Unmöglich!"

„Dann rufe ich augenblicklich, so laut ich kann, um Hülfe. — Wir sind hier zwar in einer entlegenen Gasse, aber Menschen giebt es auch hier, alle Häuser, die uns umgeben, sind bewohnt."

„Aber wollen Sie sich gefälligst an's Fenster begeben und hinaussehen, welche Gesichter Sie hier erblicken? In jedem einzelnen derselben ist tausendfaches Laster ausgeprägt. Erfahren Sie, daß wir hier in der schrecklichsten Gegend der ganzen Stadt sind, hier weilt der Abschaum der Gesellschaft."

„Und in eine solche Gegend haben Sie die arme Marie gebracht?" rief Frau Lerchner im Tone bitteren Vorwurfs. „Ich liebe das Mädchen nicht, das ist Ihnen kein Geheimniß, aber ich muß Ihnen bekennen, daß es mir dennoch nahe geht, Gott weiß welchen Gefahren sie hier ausgesetzt ist."

„Das ist meine Sache, Frau Lerchner, nehmen Sie indessen die Versicherung hin, daß ich Sie nach Kräften beschützen werde. Und nun gehen Sie, sie wird munter, fort, fort."

Frau Lerchner warf einen zerstreuten Blick auf den Bürger-

meister, dann wieder auf ihre Tochter und verließ mit hastigen Schritten das Zimmer.

Als sie die Straße erreicht hatten, rannte sie vorwärts, als würde sie von einer Legion von Dämonen verfolgt; in ihrem Herzen war es siedend heiß, es brauste in ihrem Kopfe, als summte ein Bienenschwarm in demselben.

Gräßliche Gedanken kreuzten sich in ihrem Innern, Furcht, Verzweiflung, banges Grauen, Entrüstung und Besorgniß waren die Gefühle, die sich ihrer zumeist bemächtigt hatten.

Sie hatte nicht bemerkt, daß ihr zwei Männer folgten, die sie unabläſſig beobachteten, ging sie rechts, so wandten sich auch diese dahin, nahm sie den Weg zur Linken, so schritten diese auch hier ihr nach.

„Das ist sie," flüsterte der eine der beiden Männer dem Andern zu, „beobachte sie genau, daß Du sie wieder erkennst."

„Ich werde dieses Weib immer wieder erkennen, wenngleich sie sich seit der Zeit, daß ich sie nicht sah, sehr verändert hat; doch der dämonische Ausdruck ihres Gesichts, das Versteckte, Geheimnißvolle, Jesuitische, ist immer noch vorherrschend, sie ist nur, statt daß sie damals eine jugendliche Sünderin war, jetzt eine ergraute geworden.

„Und Du hast nichts vergessen?" fragte der Erste wieder.

„Nicht das Geringste," versetze der Andere, „ich weiß es noch wie heute, es war ein furchtbarer Augenblick, der so tief in mein Gedächtniß eingegraben ist, daß er, lebte ich selbst noch tausend Jahre, nicht aus meinem Gedächtniß schwinden würde, und das will wohl etwas sagen."

„Dann bin ich zufrieden. Der arme Capitain van Enden thut mir leid, sein Schicksal geht mir nahe: ich beklage ihn, er ist von Herzen ein grundguter, ich möchte fast sagen ein ehrlicher Kerl, er dient den Schmugglern und warum soll er es nicht, da es doch immer ein rentables Geschäft ist. Aber die Nachricht, die wir ihm bringen, wird ihm Freude bereiten, und seid überzeugt, er ist kein Käuz und wird uns mindestens eine Belohnung von 200 Thalern einhändigen. Doch gieb Acht, daß sie uns nicht verschwindet."

„Ich habe sie immer im Auge, wie sollte ich dieses Weib verlieren; doch ich werde nicht eher rasten, bis sie auf dem Raben=

stein prangt, das ist vermuthlich die einzige Freude, die mir im Leben noch werden kann. Jetzt geht sie in ein Haus, dort wird sie wohnen, ich werde gleich das Nähere erfahren. Du wirst Dich jetzt entfernen und mich binnen zwei Stunden in der goldenen Traube erwarten, wo wir uns treffen wollen, um das Nähere zu verabreden."

Die beiden Männer trennten sich.

Der Eine von Beiden ging in das Haus, welches kurz zuvor Frau Lerchner betreten hatte, und erkundigte sich hier nach den Einwohnern.

Zu seiner größten Freude erfuhr er, daß vor kurzer Zeit eine Frau aus Flensburg, welche sich Lerchner nenne, eine Wohnung im ersten Stock gemiethet habe.

Sein Herz pochte wild und ungestüm und mit einer drohenden Bewegung eilte er hinaus.

Friedericia.*)

Während der Krieg in Schleswig über die jütische Grenze spielte, waren die Kämpfe der Diplomatie weder in Frankfurt noch an den auswärtigen Höfen außer Thätigkeit.

In Würzburg hatten sich die Minister einiger Mittel- und Kleinstaaten versammelt, um den Beschluß zu fassen, die Vertheidigung Holsteins gegen etwaige Angriffe der Dänen keinenfalls der alliirten Armee zu überlassen.

Die Uebersetzung der Etappenstraße hatte man bewilligt, nachdem von Berlin sehr ernstliche Worte gefallen waren.

Am 25. Februar hatten die Großmächte in Frankfurt den Antrag gestellt, behufs Herstellung einer einheitlichen Action zur Unterstützung der Herzogthümer, die Executionstruppen in Holstein unter den Befehl des Feldmarschalls von Wrangel zu stellen; ferner

---

*) S. Dedenroth's Winterfeldzug.

war in den folgenden Tagen mit Oesterreich die Vereinbarung getroffen, daß man ebenso energisch den Drohungen Englands trotzen und in Jütland vorgehen wolle.

Das Capern Deutscher Schiffe von Seiten der Dänen machte Repressalien nöthig, ferner aber war das Ende eines Krieges nicht vorauszusehen, so lange man dem Feinde die Möglichkeit ließ, die operirende Armee von einem gesicherten Punkte aus belästigen zu können. Friedericia und Alsen unterstützten einander gegenseitig, die Alliirten wären daher benachtheiligt gewesen, wenn sie nur bei Düppel angreifen durften, aber zugleich vor Angriffen von Jütland her auf der Hut sein mußten.

Das Vorgehen in Jütland war daher beschlossen worden, zugleich aber auch den auswärtigen Mächten erklärt, daß man damit den politischen Endzweck des Krieges nicht erweitern wolle.

Auf den englischen Vorschlag einer Conferenz zur Erledigung des Streites, war nur unter der Bedingung eingegangen worden, daß die Dänen entweder Düppel und Alsen räumen sollten, oder, daß der Krieg während der Conferenzen weiter geführt werde.

So natürlich diese Forderung war, denn es wäre thöricht gewesen, wenn der Sieger sich bereit gezeigt hätte, dem Gegner Zeit zu gönnen, sich zu erholen und neue Rüstungen zu beginnen, so war die Stimmung der Engländer dadurch doch nur um so gereizter gegen die Mächte geworden.

Es ist bereits früher mitgetheilt, daß Kolding stark verbarrikadirt und von der Avantgarde besetzt gehalten worden war, während das Gros der Garde-Division in Christiansfelde stand.

In Folge der starken Requisitionen, die in Kolding ausgeschrieben worden waren, hatte der Dänische General folgendes Schreiben an den Feldmarschall gerichtet:

„Euer Excellenz! Im Auftrage meiner Allerhöchsten Königl. Regierung gebe ich mir die Ehre, Euer Excellenz Aufmerksamkeit darauf hinzulenken, daß die von den vereinigten Königl. Preußischen und Kaiserlich Oesterreichischen Truppen besetzte und mit Requisitionen beschwerte Stadt Kolding, so wie die Dörfer Seest, Hjarup, mit mehreren nördlicher liegenden Dörfern und Landdistricten, innerhalb der Grenze Jütlands liegen. Ich ersuche Euer Excellenz, mich

mit einer gefälligen Antwort zu beehren, woraus hervorgehen dürfte, daß ich Ihnen, dem erhaltenen Auftrage gemäß, diese Mittheilung gemacht habe.

Ich ergreife diese Gelegenheit, um Euer Excellenz meine allergrößte Hochachtung auszusprechen, indem ich die Ehre habe, mich zu zeichnen

Euer Excellenz
ganz gehorsamster
gez. von Hegermann-Lindencron,
General-Lieutenant."

Das Hauptquartier des Königlich-Dänischen Armeecorps in Jütland, den 29. Februar 1864.

Die Antwort war Folgende:

„Euer Excellenz erwiedere ich auf das geehrte Schreiben vom 20. Februar c. ergebenst, daß die Stadt Kolding und einige benachbarte Dörfer südlich der Kolding-Au, von den diesseitigen Vorposten zur Deckung der in Nord-Schleswig stehenden Occupations-Truppen, einstweilen besetzt worden sind.

Zur reglementsmäßigen Naturalverpflegung der auf jütischem Boden einquartirten Truppen gehen die Requisitionen an den Hardesvogt von Kolding, welchem demgemäß anheimgestellt ist, nach welchem Modus er die Landgemeinden Jütlands zu den Lieferungen heranzieht. Falls Euer Excellenz Werth darauf legen, die Bewohner Jütlands von diesen Lasten befreit zu sehen, was auch mein Wunsch ist, so würde zunächst Königlich Dänischerseits die Kaperei Deutscher Handelsschiffe auf offener See in Wegfall kommen müssen.

Indem ich eine bezügliche Mittheilung an die Königlich-Dänische Regierung ergebenst anheimstelle, habe ich die Ehre, mich mit vorzüglichster Hochachtung zu zeichnen

Hauptquartier Hadersleben, den 2. März 1864.

gez. von Wrangel,
General-Feldmarschall und Oberbefehlshaber
der alliirten Kaiserlich Oesterreichischen und Königlich
Preußischen Armee."

Gleichzeitig mit der Errichtung von Batterien am kleinen Belt, welche die Dänen zwangen, ihre Verbindung zwischen Alsen und Friedericia auf dem weiteren Wege jenseits Fünen, durch den großen Belt, herstellen, war die jütische Grenze streng überwacht und der Angriff von Friedericia durch Heranholen von Belagerungs-Geschützen und Ponton-Trains vorbereitet worden.

Bei der Dänischen Armee waren noch Ende Februar Klagen über mangelhafte Verpflegung geführt worden. So heißt es unter Andern in einem Briefe aus Veile in Jütland vom 21. Februar:

„Ich habe zwei Mann vom 7. Regiment im Quartier, die gestern seit acht Tagen zum ersten Male Natural-Verpflegung erhalten haben und seit 20 Tagen ihre Löhnung nicht ausgezahlt bekamen. Die Soldaten sollen ein halb Pfund Fleisch pro Mann erhalten, statt dessen empfingen sie gestern nicht mehr als die Hälfte dieser Ration. Und doch halten Reihen von Wagen mit Victualien außerhalb der Stadt; daß die Soldaten daher stehlen, um ihren Hunger zu stillen, ist natürlich. Heute Nacht ist bei den Vorposten außerhalb der Stadt ein Soldat des 7. Regiments erfroren, nachdem er drei Tage hindurch Schlaf und Nahrung entbehrt."

Gleiche Klagen waren von den Truppen auf der Insel Alsen und bei der Düppelstellung laut geworden.

Anfangs März hatte man sich in Kopenhagen entschlossen, die Holsteiner aus dem Dänischen Heere zu entlassen, vermuthlich, weil man sich endlich davon überzeugt hatte, daß man keinen Menschen zwingen könne, gegen sein Vaterland zu kämpfen, und daß eine unzuverlässige Truppe mehr Nachtheile als Vortheile bringe.

Die ersten Gefangenen der Allirten sollten in Kopenhagen vom Pöbel gemißhandelt worden sein.

Diese Brutalität war erklärlich, wenn wir hörten, wie man dort die Holsteiner Soldaten behandelt hatte, von denen man gefordert, daß sie für „Dänemarks Freiheit und Recht" bluten sollten.

Ein Bericht darüber lautet folgendermaßen:

„Aus Kopenhagen waren gestern früh mit dem Dampfschiffe „Ellida" ungefähr 400 aus dem Dänischen Heere entlassene Holsteiner hier eingetroffen, von denen ein großer Theil mit dem Mittagszuge unserer Eisenbahn weiterreiste, während die übrigen, in anderen

Gegenden Holsteins zu Hause Gehörigen, zu Fuß nach der Heimath zurückgekehrt waren.

Den per Eisenbahn Reisenden war von der Eisenbahn-Direction unentgeltliche Beförderung bewilligt worden, da die Leute größtentheils ganz ohne Geldmittel und meistens auch sehr nothdürftig bekleidet waren, indem sie, um die Ueberfahrt auf dem Dampfschiffe bezahlen zu können, einen Theil ihrer Kleidungsstücke hatte verkaufen müssen.

Ihre Aussagen bestätigten vollkommen, was schon aus Altona über die dorthin, einige Tage vorher aus Kopenhagen Zurückgelehrten, gemeldet worden war, namentlich auch in Betreff der Mißhandlungen, denen sie von Seiten des Kopenhagener Pöbels ausgesetzt waren.

So hatten z. B. viele von ihnen schon seit drei Tagen kein warmes Essen bekommen, da man ihnen in keiner Kopenhagener Speisewirthschaft für Geld und gute Worte hatte etwas verabfolgen wollen und sie als „verdammte Deutsche" zur Thür hinausgeworfen.

Gleichzeitig mit der Entlassung der Holsteiner Soldaten war ein Wechsel in den höheren Führerstellen der Armee eingetreten.

General-Lieutenant de Meza war vom Commando der activen Armee definitiv entbunden worden, statt seiner hatte der General-Lieutenant von Gerlach das Commando erhalten.

General Gerlach war 64 Jahre alt und hatte kürzlich in Missunde befehligt; 1849 hatte er sich bei Fridericia ausgezeichnet und sich später bei Idstedt als ein äußerst kaltblütiger und unerschrockener Officier bewährt; er sollte der populärste, freisinnigste und nationalste Officier in der dänischen Armee sein und man wiegte sich allgemein in der Hoffnung, daß er unmittelbar nach Uebernahme des Oberbefehls die Defensive gegen Preußen ergreifen würde.

Noch verdient bemerkt zu werden, daß General Gerlach aus Schleswig gebürtig, das bis jetzt das Vorrecht gehabt hatte, Dänemark die besten Generale zu liefern.

Auch die Generale Bülow und Krogh, die Sieger von Friedericia und Idstedt waren Schleswiger.

General Gerlach hatte seinen Posten mit folgender kriegerischer Proclamation übernommen:

„Soldaten! Se. Majestät der König hat mir Allerhöchst das Commando über die active Armee anvertraut. Wir stehen mächtigen Feinden gegenüber, allein ich, der ich fünfzig Jahre mich unter Euch bewegt habe, weiß, was Ihr ausrichten könnt, weiß, daß Ihr unverzagt Euren Führern folgen werdet. Im Kriege 1848—1850 ist niemals ein Mann unter meinem Commando seiner Fahne und seinen Pflichten untreu geworden. Ich darf als Euer General freudig für Euch einstehen. Ihr werdet als treue und tapfere Dänische Männer Euch des Vertrauens würdig zeigen, welches der König und die Nation in Euch setzen. Es soll meine Aufgabe sein, nach besten Kräften für Euer Wohl zu sorgen. Dafür verlange ich Euer ungeheucheltes Vertrauen. Unverzagt wollen wir der Gefahr entgegen gehen, mit Gott für König und Vaterland!"

Zum Festungs-Commandanten war der General Lunding, zum Chef der Festungs-Artillerie der Oberst-Lieutenant Reich, einer der tüchtigsten Dänischen Offiziere, ernannt worden.

Es hatte nicht lange gewährt, bis die Armee Gelegenheit gefunden hatte, auf die kriegerische Anrede ihres neuen Befehlshabers antworten zu können.

Am 5. März war von den Alliirten der Vormarsch damit begonnen worden, daß das Oesterreichische Corps nordwärts gezogen und an der jütischen Grenze concentrirt worden war.

Am 6. März hatte sich die Preußische Garde-Division in und um Kolding vereinigt, mit der Reserve in Vonsild, südlich davon hatte sich das Oesterreichische Corps aufgestellt.

Am 7. März hatten die Truppen, um mit überraschender Schnelligkeit vorgehen zu können, folgende concentrirte Stellungen eingenommen:

Garde-Division in Kolding; Oesterreichische Corps, so wie von Preußischen Truppen eine reitende Batterie und das Kürassier- und 8. Husaren-Regiment südlich von Kolding zu beiden Seiten der Chaussee.

Die letztgenannten Preußischen Truppen waren unter Befehl des Feldmarschall-Lieutenant von Gablenz getreten.

Hauptquartier war Vonsild.

Die Disposition für den 8. März war folgende:

Die Garde-Division sollte gegen Fredericia, das Oestr. Corps gegen Veile vorrücken, indem es Kolding und die Kolding-Au passirte.

General v. d. Mülbe hatte die Meldung erhalten, daß das Defilee von Gudsön (auf dem directen Wege Kolding-Fredericia liegend und aus zwei Brücken zwischen Sumpf-Niederungen mit einer Chaussee bestehend) von Dänischer Infanterie besetzt und durch Verhaue gesperrt worden sei.

Eine nachhaltige Vertheidigung dieses Defilee's wäre Dänischerseits leicht gewesen und hätte einen langen Aufenthalt der Preußischen Truppen verursacht.

Um einen solchen zu vermeiden, hatte General v. d. Mülbe beschlossen, die Chaussee Kolding-Veile bis Alminde zu benutzen, dort rechts abzubiegen und über Mönsvraa, Kongings-Kilde und Hoirup-Krug gegen Fredericia vorzustoßen.

Zu diesem Behufe hatte aber die Garde-Division, damit die Kaiserlich-Königlich Oesterreichischen Truppen um 6 Uhr auf der Chaussee nach Veile ihren Vormarsch antreten konnten, und diese schon von Truppen frei fanden, bereits um 3¼ Uhr früh (bei stockfinsterer Nacht, die kaum erlaubte, den Fußgänger vom Reiter zu unterscheiden,) aufbrechen müssen.

General v. d. Mülbe hatte gegen Gudsön nur bestimmt, unter des Majors von Beeren Führung, das 1. Bataillon den Garde-Grenadir-Regiments „Königin" mit einer Escadron Garde-Husaren und zwei Geschützen der vierpfündigen Garde-Batterie, welche um 6 Uhr früh gegen Gudsön abmarschiren und gegen den Feind daselbst ein hinhaltendes Gefecht führen sollten, wenn er Widerstand leiste, dagegen ihn energisch verfolgen sollten, wenn er weiche.

In Kolding war ein Bataillon des 4. Garde-Grenadier-Regiments „Königin" als Besatzung zurückgeblieben und es bestand sonach die Haupt-Colonne des General-Lieutenants v. d. Mülbe nur noch aus 10 Bataillons, 2 Escadrons und 24 Geschützen.

Heftiger Regen hatte seit der Nacht vom 6. zum 7. März den Schnee beseitigt, in den Gräben war nur noch weniges Eis, die Chaussee war tief aufgeweicht, die Queerwege fast grundlos und die

Felder so tief, daß einzelne Reiter bis an den Bauch der Pferde einsanken.

Die Umstände hatten das an sich schon so schwierige Terrain noch schwieriger gemacht.

Die Colonne des Generals v. d. Mülbe hatte, nach einem Marsche von 3¼ Stunde in undurchdringlicher Dunkelheit und dichtem Nebel, in der befohlenen Ordre de bataille mit der Tête Kongers Kilde, mit der Queue Alminde erreicht.

Die Spitze hatte gemeldet, daß das Defilee des Hoirup=Krug besetzt sei.

Die Truppen hatten 1¼ Stunde lang Ruhe, nachdem die Chaussee vor ihnen frei geworden war.

Aufsteigende Signale, Glockengeläute in den Dörfern hatten jedoch dem Feinde ihren Anmarsch verrathen; eine Ueberraschung war hierdurch unmöglich geworden.

Es verdient bemerkt zu werden, daß bei dem beschwerlichen Nachtmarsche kein Stocken und keine Verirrungen vorgekommen waren.

Um 8 Uhr war Se. Königl. Hoheit der Kronprinz mit dem Feldmarschall von Wrangel bei der über Alminde vorgegangenen Colonne eingetroffen; Se. Königl. Hoheit der Prinz Albrecht (Vater) war ebenfalls kurz vorher daselbst angekommen.

Um 7¾ Uhr konnte Major vou Beeren bei Gudsön eingetroffen sein und es war um diese Zeit die Division Mülbe wieder angetreten; sie hatte nach einstündigem Marsche das besetzte Defilee von Hoirup=Krug erreicht.

Das Füsilier=Bataillon des Garde=Grenadier=Regiments (Königin Elisabeth) hatte Tirailleure rechts und links vom Wege vorgeschickt, mit diesen den Feind eingeschüchtert und mit Compagnie=Colonnen das Defilee im ersten Anlauf genommen, noch ehe zwei gezogene vierpfündige Geschütze in dem weichen Boden ihre Aufstellung (links der Straße, auf einem Vorsprunge des Terrains) hatten erreichen können.

Zwei Compagnien hatten sodann den Wald rechts des Weges vom Feinde gesäubert, zwei Compagnien waren links auf dem freien Felde vorgegangen.

Für die beiden ersteren war in dem verwickelten Terrain die Leitung sehr erschwert, da die Bewegung der ganzen Frontlinie rasch vorwärts gegangen und der Nebel die Uebersicht gestört hatte.

Das Dorf Hoirup, südwärts des Defilee's gelegen, welches gleifalls vom Feinde besetzt worden war, hatte man gar nicht angegriffen, — es war dem Gros der Avantgarde die Nachlese geblieben.

Da die Hauptcolonne dem Vortrupp nicht so schnell hatte folgen können, so war diesen Letzteren Halt geboten worden.

Das Gros der Avantgarde (zwei Batoillone des Grenadier-Regiments Königin Elisabeth) war zur Verstärkung vorgerückt, und nun war weiter vorgedrängt und der Feind von Gehöft zu Gehöft getrieben worden.

Einen lebhafteren Wiederstand hatte er nur am Heisekrug (Kreuzungspunkt der Straße Kolding-Friedericia, Veile-Snoghöi und Alminde-Fridericia) geleistet, wo auch die beiden Vierpfünder der Avantgarde in Thätigkeit waren.

Der Feind war gegen Fridericia retirirt.

Von der Avantgarde waren vier Compagnien gegen Sönderskoodgaard vorgegangen, zwei Compagnien in den Wald östlich vom Heisekrug, — zwei Compagnien hatten noch gefehlt wegen des Umweges über Hoirup, — ein Bataillon war als Repli am Heisekrug zurückgeblieben; zwei Vierpfünder rechts davon.

Ein weiteres Vorgehen, ehe das Gros der Garde-Division eingetroffen sein würde, war untersagt worden.

Zwei Meldungen des Majors von Beeren waren bei dem General-Lieutenant v. d. Mülbe eingetroffen.

Die erste, über Viltrup, hatte mitgetheilt, daß der Feind Gudsön geräumt habe; die zweite war die Chaussee entlang gekommen und besorgte, daß feindliche Colonnen auf der Chaussee nach Snoghöi (gegenüber von Middelfahrt) im Abzuge wären, und daß feindliche Trupps bei Taarup verspätet und in den Büschen zurückgeblieben seien.

Gegen Letztere war das Bataillon vom Heisekrug (Major v. Rohl) verwendet worden — eine andere Bewegung gegen Snoghöi hin sollte von dem jüngst eintreffenden Bataillon des Gros gemacht werden, um den Feind vom Fjord abschneiden zu können.

Um 10 Uhr etwa hatte das Tirailleurfeuer in der Front mit Heftigkeit wieder angefangen.

Der Feind hatte einen Gegenstoß gegen Sonderskoovgaard versucht, den er mit Kanonen- und Shrapnellfeuer möglichst zu unterstützen bemüht gewesen war.

Das Gros der Division war mit der Tête herangekommen, die Vierpfünder hatten das Feuer aufgenommen (ihr erster Schuß hatte eine feindliche Colonne zerstreut), und die feindlichen Geschütze hatten bald wieder das Feld geräumt.

Das Füsilier-Bataillon 4. Garde-Regiments zu Fuß hatte die Front gegen Sonderskoovgaard verstärkt, während noch zwei Vierpfünder neben den bereits placirten östlich vom Heisekrug aufgestellt worden waren.

Letztere waren nicht mehr zum Schuß gekommen, während die Infanterie vorgegangen war und Sonderskoovgard bis zum östlichen Ausgange dieses Dorfes genommen hatte.

Das 1. und 2. Bataillon 4. Garde-Regiments zu Fuß war demnach mit zwei Vierpfündern gegen Snoghöi dirigirt werden.

Das 3. Garde-Regiment und ein Bataillon des Grenadier-Regiments Königin waren als Reserve am Heisekrug zurückgeblieben.

Um 12 Uhr hatten die Truppen der Garde-Division nach dem Gefecht ihre Aufstellung rechts bei Sanddal an die Möllebucht gelehnt, den Vogelsang (Wald und Sumpf) vor der Front und hatten eine Stütze noch links auf Sonderskoovgaard.

Ein Bataillon und eine Escadron waren unter dem Obersten v. Oppel nach Bredstrup gesandt worden, um durch Besetzung dieses Dorfes die Verbindung mit dem Kaiserlich Königlich Oesterreichischen Corps herzustellen.

Erritsö, Sonderskoovgaard, Heisekrug, Breestrup waren der Avantgarde und dem Gros, Taula der Reserve angewiesen worden.

Was nicht unterkam, sollte bivouakiren.

Um 2 Uhr war der Major v. Alvensleben (General-Stabs-Offizier der Garde-Division), der die Bewegung gegen Snoghöi vorgeschlagen hatte, mit dem Säbel eines Dänischen Compagnie-Chefs eingetroffen, der mit seiner Compagnie am Ufer des Fjords

die Waffen gestreckt hatte (Hauptmann Daun vom Dänischen 20. Infanterie-Regiment — Jüten —).

Diese Compagnie hatte sich langsam vor dem Angriff des Majors von Beeren zurückgezogen, war in den Wald des Henneberg gegangen, um gegen Snoghöi zu retiriren, als die beiden Bataillone des 4. Garde-Regiments auf der Chaussee Veile-Snoghöi ihren Rücken zu bedrohen begannen.

Hauptmann Dann hatte versucht, an's Meer zu gelangen, war aber nach kurzem, wirkungslosem Feuergefecht abgeschnitten worden, seine Compagnie hatte die Gewehre umgekehrt und die Bajonnette in die Erde gestoßen.

Mit einem Verlust von einem Schwer- und zwei Leichtverwundeten waren hier 1 Hauptmann, 2 Offiziere, 150 Mann gefangen, davon 1 Offizier schwer verwundet worden.

Während des Gefechts der Hauptcolonne von Hoirup bis Sonderskoovgard waren viele einzelne Gefangene gemacht worden.

Das Gefecht der Infanterie war vorherrschend Tirailleurgefecht und von den höheren Commandeurs (General v. d. Mülbe, Oberst v. Bentheim, Oberst v. Winterfeld) persönlich geleitet worden.

Die Truppen hatten, trotz der Ungunst des Bodens und des Wetters, wie auf dem Exercierplatz tiraillirt.

Die feindlichen Tirailleurs hatten viel, doch mit geringer Wirkung geschossen.

Die feindliche Artillerie hatte gar nicht getroffen.

Die Ruhe und Sicherheit des Soldaten war wesentlich durch das Vertrauen auf sein Zündnadelgewehr gesteigert worden, während die Dänen wieder schlecht schossen; obgleich die Kaltblütigkeit der Dänen die frühere war, waren sie doch überall so schnell aus den Knicken vertrieben, daß es fast den Eindruck eines Treibjagens gemacht hatte.

Die 3. sechspfündige Batterie der Garde-Artillerie-Brigade, welche früher der Insel Fanö gegenüber als Strand-Batterie aufgestellt gewesen, war nach beschwerlichen Märschen bis hinter Fridericia in Hostrup angelangt.

Die Batterie hatte an dem Kampfe von Fridericia Theil genommen, doch zählte sie glücklicherweise keinen einzigen Verwundeten.

Der Verlust der Preußen war: 2 Mann todt und 20 Mann verwundet, 2 Offiziere leicht verwundet (Hauptmann v. d. Lochau, Schuß durch den Arm, Lieutenant von Rosenberg, Contusion des Schlüsselbeins).

Nach dem offiziellen Dänischen Bericht commandirte zuerst der Obrist Lieutenant Scholten, General Wilster war erst später eingetroffen.

Die Stärke der Dänen betrug 8 Compagnien des 20. Infanterie-Regiments und eine Batterie.

Ihr Verlust belief sich auf 4 Offiziere (darunter General Wilster) und 14 Mann waren verwundet worden. 4 Offiziere und 191 Mann waren zu Gefangenen gemacht.

Ein kühner Entschluß.

Frau Rothenfelser hatte durch die Freude über die Wiederkehr ihres Sohnes in ihrem Gesundheitszustande einen so überraschenden Umschwung genommen, daß sie sehr bald kaum wiederzuerkennen war.

Es ist bekannt, wie sehr irgend ein wichtiger Gemüthseindruck gerade auf Geisteszerrüttete wirkt, gewöhnlich führt er zu einer Krisis, die entweder Heilung oder einen höheren Grad des Wahnsinns herbeiführt.

In diesem Falle war es Heilung und mit jedem Tage schritt Frau Rothenfelser der Gesundheit näher.

Heinrich hatte das seinem Freunde gegebene Versprechen erfüllt, er blieb bei seiner Mutter und hatte durchaus nicht nach dem geforscht, was Jener ihm untersagt.

„Du bist nun schon seit mehreren Tagen bei mir, mein lieber Heinrich,“ nahm die Mutter wieder das Wort, „und hast mir noch nicht gesagt, ob Du von Marie irgend welche Kunde gehabt hast.“

„O, ich kann Dir viel sagen,“ versetzte Heinrich, „aber ich wagte

es nicht, Dich durch zu viele Erzählungen aufzuregen, Du bist immer nur ein Reconvalescent und man darf Dir nicht zu viel zumuthen; nun aber, da ich mit Freuden sehe, daß Du der Gesundheit mit Riesenschritten entgegengehst, will ich nicht länger zögern, Dir mitzutheilen, daß ich von Marie Kenntniß habe. Sie hat viele Leiden überstanden und weilt gegenwärtig in dieser Residenz."

„Hier in Kopenhagen?" rief Frau Rothenfelser erfreut.

„Wie ich Dir sage und Du sollst sie bald sehen. Wie wird sie sich freuen, wenn sie erfährt, daß Du wieder hergestellt bist, die sie für todt gehalten."

Die Mutter legte ihrem Sohne dringend an's Herz, ihr Marie möglichst noch an demselben Tage zuzuführen, und Heinrich versprach dies zu thun, welche Schwierigkeiten sich ihm auch in den Weg stellen möchten.

Er machte sich eben auf den Weg zu seinem alten Freunde, als dieser ihm entgegenkam.

„Mein theurer Heinrich," sagte er, „ich komme eben, um Ihnen anzuzeigen, daß man mir ein arges Stück gespielt hat: Marie ist entführt."

„Entführt?" rief Heinrich, erschreckt zurückbebend.

„Leider," antwortete Jener bitter, „aber ich kenne den Schlupfwinkel, wohin man sie gebracht hat, nur dort kann es sein. Aber wehe jenem Elenden, wir werden Rache an ihm nehmen.

„Wo ist sie? Führen Sie mich sogleich zu ihr, ich muß sie sehen!"

„Geduld, junger Freund, Sie werden nicht mit mir gehen, sondern mich erst anhören. Ich war soeben im Begriff, zu Ihnen zu kommen, um sie von dem Plane in Kenntniß zu setzen, den ich in Bezug auf Sie über Ihre Braut habe. Sie Beide werden Ihr Glück in Kopenhagen nicht finden, Sie müssen sich nach England begeben. Ich habe mit einem Freunde Rücksprache genommen, dessen Schiff schon in den nächsten Tagen in See geht, er wird Sie hinüberführen nach England. Sie erhalten Empfehlungen an einen Freund und werden sich dort Ihr häusliches Glück gründen. Marie wird, wie gesagt, mit Ihnen gehen, um, sobald Sie London erreicht haben, Ihre Gattin zu werden."

„Aber mir fehlen ja alle Mittel, wie soll ich eine Existenz begründen?“ fragte Heinrich traurig.

„Das wird meine Sache sein, Sie sind dreier Sprachen mächtig, der Englischen, Dänischen und Deutschen. Der Freund, an den ich Sie empfehle, bedarf eines Corr spondenteu, und hat sich an mich in dieser Beziehung gewendet. Ich dachte an Sie und Sie werden diese Stelle bekleiden. Bei einem Gehalte von 1000 L. müssen Sie eine Existenz begründen können.“

Heinrich umarmte den Freund für diese Mittheilung.

„Ja,“ sagte er, „und wäre es noch weniger, das bescheidene Asyl, das ich zu gründen hoffe, bedürfte kaum des dritten Theils. Aber, Marie, ich will sie sehen.“

„Gedulden Sie sich, morgen Abend werden Sie dieselbe am Strande wiederfinden. Verabschieden Sie sich von Ihrer Mutter und fassen Sie Muth; vertrauen Sie auf Gott, dann wird Alles gut gehen. Nun habe ich Ihnen noch in Betreff des Schiffes was zu sagen.“

„Nun?“ fragte Heinrich neugierig.

Der alte Mann flüsterte ihm einige Worte zu und Heinrich erbleichte.

„Das ist allerdings eine unangenehme Aufgabe, sowohl für mich als für Marie, indessen, was kümmert es mich, auf welchem Schiff ich mich befinde.“

„Sie werden da seltsame Gesichter sehen,“ sagte der alte Mann. „Es sind allerdings Lente, denen es nicht darauf ankommt, einen Menschen aus der Welt zu schaffen, oder für ein gutes Stück Geld verbotene Waaren an den Strand zu bringen, doch immerhin wird es Niemand wagen, Ihnen oder Ihrer Braut etwas zu Leide zu thun, mein Freund ist der Capitain dieses Schmugglerschiffes, er wird Sie lieben, wie sein Kind, Sie und Ihre Braut, denn er hat ein allgemeines Interesse für Sie.“

Die Unterredung zwischen Heinrich und seinem alten Freunde wurde noch eine kurze Zeit hindurch fortgesetzt, dann trennten sich Beide, nachdem sie sich gegenseitig noch einmal die Versicherung gegeben hatten, daß Jeder auf die Zuverlässigkeit des Andern rechnen könnte.

Am zweiten Tage darauf erhielt Heinrich ein Schreiben folgenden Inhalts:

Mein lieber Heinrich!

„Morgen in aller Frühe geht das Schiff ab. Marie wird Sie am Strande erwarten. Der Capitain van Enden freut sich, Sie in seine Arme zu schließen. — Kommen Sie heute Abend nach dem Hotel „zu den 3 Löwen," dort werden Sie ihn treffen."

Bevor Heinrich dieser Aufforderung nachkam, eröffnete er seiner Mutter die Absicht nach England zu gehen, um dort seine Existenz zu begründen. Er theilte ihr alles Nähere mit, was sie wissen mußte.

Frau Rothenfelser ward schwer von dieser Nachricht erschüttert, allein sie war gewöhnt, von ihrem Sohne fern zu leben, und die Aussicht, daß er seinem Glücke entgegengehe, machte ihr das Scheiden leicht.

„Gehe mit Gott, mein Kind! Nimm sie mit Dir, die Du liebst, und der Herr wird Euch seinen Segen geben. Sobald der Frühling kommt und Du Dein Haus begründet hast, schreibe mir, dann will ich zu Euch hinüberkommen."

Sie umarmte den Sohn, und dieser trennte sich von ihr, um der ergangenen Einladung nachzukommen.

In einem Separatzimmer des Gasthofes „der drei Löwen" saß der Capitain van Enden neben dem alten Freunde, als Heinrich eintrat; kaum aber hatte letzterer den Capitain erkannt, als er erschreckt zurücktrat.

„Das dachte ich mir wohl," schrie van Enden mit barscher Stimme, „daß der Junge sich erschrecken wird, wenn er mich sieht. Es ist auch kein Wunder, in der Weise, in der ich ihm in der goldenen Traube entgegentrat, konnte er keinen sehr günstigen Eindruck von mir in sich aufnehmen. Aber mein lieber theurer Freund, seien Sie deshalb unbesorgt, Sie werden nicht vor mir zu zittern haben, es beißen nicht alle Hunde, welche bellen. Verzeihen Sie mir diese etwas derbe Sprache, es liegt so in der Natur des Seemannes. Uebrigens bin ich ein kreuzbraver Kerl und eine ehrliche Haut, wenn ich auch ein Schmugglerschiff commandire, so steht das mit meinem

guten Herzen durchaus nicht in Widerspruch; es ist nun einmal mein Erwerb. Die Kerle, die ich commandire, sind verwegene Schurken, aber Sie pariren mir, deshalb fürchten Sie für Ihre Braut nicht die geringste Inconvenienz."

„Aber ich begreife nicht, mein Herr, was Sie in jener sogenannten „goldenen Traube" zu jenem räthselhaften Betragen veranlaßte, wenn Sie, wie Sie sagen, sich mir gegenüber als mein Freund vorstellen?"

„Mein lieber Heinrich, daß ich es bin, werden Sie sehr bald erfahren," sagte der Capitain van Enden, indem er den jungen Mann in seine Arme schloß und ihn küßte. „Ich hoffe wohl dieser Beweis wird genügen."

Heinrich warf einen forschenden Blick bald auf den Capitain, bald auf den alten Mann, er wußte nicht, was er von diesem räthselhaften Betragen denken sollte.

„Es ist mir Alles so unbegreiflich," sagte er, „diese seltsame Umgestaltung der Dinge. Vor wenigen Wochen erscheint mir ein Mensch als der ärgste Feind, heute ist er mein intimster Freund, ohne daß ich auch nur die allergeringste Veranlassung dazu gegeben habe." —

„Sie werden Alles später erfahren, sagte ich Ihnen schon vorhin."

„Und warum nicht gleich?"

„Forschen Sie jetzt nicht, es giebt Geheimnisse, die man nicht Jedem offenbaren kann, wenigstens nicht im ersten Augenblick. Geduld, dann wird sich Alles finden. Morgen werden Sie mit Ihrem Bräutchen das Schiff besteigen und wir gehen hinaus in das Meer. Was das Passagiergeld betrifft, so ist es Ihnen sowie Ihrer Braut erlassen."

„Aber mein Herr, das werde ich nimmermehr annehmen," rief Heinrich.

„Nicht diese Sprache gegen einen alten Seemann, ich bin nicht Ihr Herr, ich bin Ihr Herzensfreund," sagte van Enden, indem er Heinrichs Hand warm in der seinigen preßte.

„Heda, eine Bowle Punsch."

Bald war das Gewünschte herbeigebracht und die drei Herren

tranken bis in die späte Nacht hinein, wo endlich Heinrich zum Aufbruch mahnte.

„Er hat Recht," sagte van Enden lallend, „wenn wir jetzt nicht aufhören, dann kann der „Pluto" morgen nicht in See gehen, es ist bereits zwölf Uhr, morgen früh um acht Uhr wollen wir aufbrechen."

Als Heinrich dem Capitain gute Nacht sagte drückte ihn dieser an seine Brust mit einer Innigkeit, die ersterem auffallend erscheinen mußte. —

„Sie werden noch Manches erfahren, was Ihnen jetzt Geheimniß ist," flüsterte der Alte ihm leise zu, als Beide die Straße erreicht hatten.

Früh am andern Tage fand sich Heinrich am Strande ein.

Dort harrte Marie schon seiner an der Seite des alten Mannes.

Diesem war es in der That gelungen, den Ort, wohin man sie entführt hatte zu entdecken, und schon an dem Abend desselben Tages, an welchem wir Hansen in jenem entlegenen Häuschen bemerkt hatten, in dem er mit Frau Lerchner jenes Zwiegespräch geführt hatte, wurde sie von dem alten Manne, der in Begleitung dreier rüstiger Bursche hingekommen war, wieder nach seiner Wohnung hingeschafft.

Heinrich eilte stürmisch auf Marie zu und die Liebenden hielten sich lange umschlungen.

Dann bestiegen sie das Schiff, und der kühne Entschluß, hinaussteuern in ein fernes Land ward ausgeführt.

Eine Meuterei.

Der „Pluto" schwamm ruhig auf dem Ocean und steuerte seinen Cours nach der englischen Küste.

In England wollte auch der Capitain das Schiff für immer

verlassen und das Commando seinem Lieutenant, einem Italiener, Giulio Starozzi, übergeben, mit dem er bereits Rücksprache darüber genommen.

Mit Heinrich hatte er Vieles gesprochen, es hatte sich ein so intimes Verhältniß zwischen Beiden eingestellt, daß sie unzertrennliche Freunde schienen.

Nur des Nachts hatte Jeder seine Koje eingenommen und am Tage waren Heinrich, der Capitain und Marie unzertrennbare Gefährten.

Beide ahnten sehr bald, daß der Capitain in geheimen Beziehungen zu ihnen stand, von denen er nichts entdecken wollte, so viel aber erkannten sie, daß er ihnen wohl wollte und das genügte ihnen. Darum bestürmten sie ihn nicht mit Fragen und überließen Alles der Zukunft.

Das Schiff war gehörig maskirt, die Stückpforten waren geschlossen alle Waffen in den Raum gebracht worden und das furchtbare Raubschiff hatte das allerunschuldigste Aussehen.

Ein Stück weiß angestrichenen Linnens, auf welchem mit großen Buchstaben „der Pluto aus Kopenhagen" stand, war auf dem Stern gehangen, alle Papiere, welche noth thaten, um sich, im Falle das Schiff von einem Kreuzer angehalten würde, über Ladung, Cours und Bemannung legitimiren zu können, lagen in schönster Ordnung bereit, während alle übrigen (der Pluto war mit Documenten für alle Fälle versehen) sorgfältig in einem geheimen Fache im Getäfel der Capitänscajüte aufbewahrt waren.

Daher kam es denn, daß, wenn der „Pluto" auch öfter seiner sonderbaren Takelung wegen von Kriegsschiffen angerufen wurde, er sich immer glücklich aus jedem Verhör zog.

Er war ausgezeichnet gebaut, seine hochaufstrebenden Masten glatt gehobelt, die Stangen, Kreuzhölzer, Kappen und Blöcke weiß angestrichen.

Die Taue strafften überall an, die wohlgestellten Segel zeigten deutlich, daß das Schiff von der Hand eines Kundigen gesteuert werde. —

Das Verdeck war mit schmalen Planken von Förenholz belegt, die Taue an kupfernen Belegnägeln aufgerollt, die Bollwerke grün

angestrichen, das Compashäuschen wahrhaft künstlerisch mit Messing ausgelegt.

Der „Pluto“ lief vor einer steifen Brise etwa acht Knoten die Stunde.

Der Capitain saß unten in seiner Cajüte und der Lieutenant hatte einstweilen das Commando des Schiffes übernommen.

Van Enden befand sich mit Heinrich und Marie allein.

Marie hatte sich anfangs unwohl befunden, jetzt war sie vollkommen wieder hergestellt und hatte sich an die Bewegung des Schiffes gewöhnt.

Van Enden hatte ihnen nach und nach seinen ganzen Lebenslauf mitgetheilt und Pläne für seine und ihre Zukunft entworfen, aber er wußte doch dasjenige zu verschweigen, was seinen beiden Pflegebefohlenen geheim bleiben sollte.

Es war nicht zu leugnen, daß Heinrich sowohl als auch seine Braut bei den vertraulichen Mittheilungen des Capitains, bei den blutigen Bildern, die er vor ihren Augen entrollte, schauderte, und ein Grauen beschlich; aber wenn er sie mit seinen offenen blauen Augen ansah, so konnten sie ihm nicht zürnen, denn alle Blutthaten, die er verübt, waren größtentheils nur Nothwehr, gemordet hatte van Enden nie.

Der Capitain hatte viel Unglück gehabt, hoffte jetzt aber auf eine glückliche Zukunft; er besaß Schätze, welche ihm ein unabhängiges Leben sicherten. Er hoffte durch Reue sein Gewissen und den Himmel zu versöhnen.

„Die Zeit naht,“ sagte er halb vor sich hin, halb gegen Heinrich gewendet, „wo ich mich lossagen muß von diesen Genossen, der Lieutenant und der Steuermann wissen bereits um meinen Entschluß, und was drei wissen, erfahren bald dreißig. Ich muß mich mit ihnen daher verständigen, im Hafen könnte es, fürchte ich, leicht zu spät sein.“

„Sie werden recht thun, Capitain,“ sagte Heinrich, „denn offen gestanden, sehne ich mich, das Schiff zu verlassen, auf welchem die Geister so mancher Gemordeten nach Rache schreiend, mitsegeln. Jedes Ding ist gut zu seiner Zeit.“

„Noch diesen Abend will ich die Mannschaft auf das Verdeck

pfeifen lassen und ihr meinen Entschluß mittheilen; mögen sie mich dann meinetwegen auch nur als Passagier auf dem Pluto betrachten, sie werden mich doch mit gewohnter Achtung und Furcht behandeln, eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus."

Aber während der Capitain von einer schönen Zukunft träumte, umkreiste ihn bereits das Verderben, er hörte nicht den leisen Tritt desselben.

Die Nemesis naht ihrem Opfer in Schlangenkrümmungen, aber einmal in seiner Nähe, erfaßt sie dasselbe mit einem gewaltigen Tigersprunge.

Die Mannschaft murrte bereits im Stillen, daß der Capitain gegen seine sonstige Gewohnheit kein Schiff anhielt, keine Gelegenheit benutzte, Beute zu machen.

Starozzi, obgleich von dem Capitain selbst in Kenntniß gesetzt, warum er so handle, benutzte seinen ganzen Einfluß, die üble Stimmung des Schiffsvolks noch zu erhöhen.

Er machte mit dem Steuermann gemeinschaftliche Sache und zettelte eine förmliche Meuterei an.

Er besaß ferner genaue Instructionen der Gesellschaft für diesen Fall, welchen sie vorausgesehen, so wie ein von ihr ausgefertigtes Capitainspatent, um, wenn er es für nöthig halten sollte, davon Gebrauch zu machen.

Er hatte endlich von dem Augenblicke an, als ihm van Enden seine Absichten mitgetheilt, dahin gearbeitet, dessen Pläne zu vereiteln und die Gesellschaft von einem abtrünnigen Gliede, welches ihr heute oder morgen gefährlich werden konnte, für immer durch den Tod zu befreien.

Der Capitain ertheilte ihm den Befehl, bei der Abendglocke alle Mannschaft auf's Deck pfeifen zu lassen.

Starozzi aber ließ sie sogleich heimlich durch den Steuermann in den Raum bescheiden und hielt ihnen dort eine lange und energische Rede.

„Männer," sagte er, „seit einer Reihe von Jahren begleiten wir den Capitain, haben uns indessen niemals ein Vergnügen daraus gemacht, da unser Geschäft viele Gefahren mit sich bringt Wir sind nicht hinausgesteuert in's Meer, um Spazierfahrten oder Ver-

gnügungsreisen zu machen. Unsere Aufgabe war eine andere, unendlich wichtigere.

„Männer!“ fuhr er in immer entschiedenerer Weise fort, „wir alle sind keine Knaben, um uns am Gängelbande herumführen zu lassen; wir wissen, warum wir hier sind und was wir wollen. Unser Geschäft ist eins der gefährlichsten und erfordert Muth, festen Willen und vor allen Dingen eine gewisse Abgestumpftheit der Nerven.

„Wir sehen häufig Blut fließen und unser Blick darf vor demselben nicht zurückbeben. Man könnte uns diesen Anblick freilich ersparen, würde man uns freiwillig das ausliefern, was wir haben wollen.

„Wenn wir uns auch nicht Seeräuber nennen können, so gehören wir doch zu jener Gattung von Schmugglern, welche rufen: Brod oder Tod!

„Männer! Ich habe nicht nöthig, unser Treiben Euch näher zu beleuchten, es ist einem Jeden von Euch bekannt, ich wiederhole nur, daß hauptsächlich Muth und Entschiedenheit gefordert wird. Der Capitain van Enden, meine Freunde, hat seinen Muth eingebüßt, er hat sich zwei Leute mit auf das Schiff genommen, die diesen verderblichen Einfluß auf ihn geübt haben, wir können ihn nicht mehr gebrauchen.

„Darum erkläre ich eine offene Empörung!

„Ihr habt mich zu Eurem Capitain erwählt, ich danke Euch für Euer Vertrauen und gelobe Euch Treue bis in den Tod. Mit Blut und Leben gehöre ich Euch, aber dasselbe fordere ich auch von Euch, mit Blut und Leben gehört daher auch mir an.

„Tod allen Feiglingen, Verderben über die, die uns entmuthigen wollen!

„Und ich wiederhole: weder paßt der Capitain für uns, noch passen wir für ihn. Die Zeiten sind vorbei, wo er uns befehlen konnte, daher beseitigen wir ihn und seine Gesellschaft: den jungen Buben und das Frauenzimmer.

„Es geht zwar über unsere Statuten, denn diese untersagen uns einen jeden Mord, es sei denn, daß die Nothwehr ihn erfordere. Den Capitain ermorden wir nicht durch seine Beseitigung, indem wir

ihn tödten, wir üben nur Gerechtigkeit. Unsere Statuten sagen, Jeder, der widerspenstig ist, werde mit dem Tode bestraft. Nun, meine Freunde, was ist van Enden anders als widerspenstig? Er ist uns abtrünnig geworden, hat die Lust verloren, uns zu führen und sein Geschäft fortzusetzen, mithin ist er nicht nur ein Widerspenstiger, sondern ein Verräther und muß fallen.

„Es steht nun fest, daß der junge Deutsche und seine Braut gleichfalls fallen müssen, wenn wir keinen Verrath fürchten wollen, darum erkläre ich, ist auch hier der Mord nothwendig, weil er auch hier durch die Nothwehr gerechtfertigt wird.

„Und nun, meine Freunde, seid meines Winkes gewärtig, sobald ich rufe, legen wir Hand an's Werk, und morgen wird dieses Schiff unter meinem Commando auf den Wogen steuern, unter meiner Leitung werdet Ihr unseren Jagden nachgehen."

Diese Rede wurde mit einem allgemeinen Hurrah aufgenommen und Jeder begab sich dann wieder an seinen Posten.

Der Abend kam, die Pfeife des Bootsmannes rief alle Mann auf's Deck.

Der Capitain van Enden erschien und redete die Versammelten nach einer kurzen Musterung an.

„Kameraden!" nahm er das Wort, „wir sind nun Jahre zusammen auf dem „Pluto" gesegelt und haben in allen Meeren mehr kühne Thaten ausgeführt, mehr Schiffe genommen, als mancher Kreuzer Sr. Dänischen Majestät in Kriegszeiten; aber meine Freunde, ein altes Sprichwort sagt: „Ist der Tag noch so lang, kommt der Abend." Ich sehne mich nach Ruhe und möchte nicht gerne ein so schönes, thatenreiches Leben an der Raa irgend eines Kriegsfahrzeuges beschließen.

„Ich will daher," fuhr er nach einer Pause fort, „dies abenteuerliche Leben aufgeben und schließlich einmal ein Weib als Ballast mitnehmen in mein Lebensschiff.

„Ich gedenke mich in England, vielleicht auch gar in Nordamerika niederzulassen, und will vergessen, daß ich der Capitain des schönsten Piratenschiffes gewesen bin, das je seine Linnen unter Gottes freiem Himmel ausspannte.

„Ich lasse Euch, meine braven Jungen, nicht ohne tüchtigen

Commandanten zurück, da sei Gott davor, daß der „Pluto“ genommen würde aus Mangel eines Befehlshabers: mein Lieutenant Starozzi soll fortan das Commando übernehmen und Euch führen, wohin es ihm beliebt.

„Das Schiff war nicht mein Eigenthum, sonst würde ich Euch nach Möglichkeit lohnen und Euch rathen, dies gefahrvolle Leben aufzugeben und den „Pluto“ im nächsten Hafen in Flammen aufgehen zu lassen!

„Ich glaube, Ihr werdet mit meinen Anordnungen zufrieden sein, meine Jungen, und hiermit entbinde ich Euch denn ein für allemal von dem mir geleisteten Eide. Ein Hurrah jetzt für den alten, ein doppeltes für den neuen Capitain!“

Die Mannschaft hatte stumm und finster diese Anrede vernommen, keine Lippe bewegte sich, als der Capitain geendigt hatte.

Van Enden blickte erstaunt und grollend die ihn umgebenden Piraten an.

„Halloh!“ rief er unmuthig, „habt Ihr Bursche die Zunge verloren, oder soll ich Euch durch die Neunschwänzige die Sprache geben?

„Euer Commando ist aus, Capitain,“ sagte der Steuermann vortretend, „Ihr habt es soeben niedergelegt, es würde sich also Niemand finden, um Eure Befehle zu vollziehen.“

„Ho, ho! so weit sind wir noch nicht!“ rief van Enden zornig, „Lieutenant, nehmen Sie den Steuermann in Arrest!“

Der Lieutenant blieb ruhig mit verschränkten Armen stehen und zuckte die Achseln.

„Sie haben die Fessel des Gehorsams selbst gelöst,“ sagte er dann mit unheimlich drohender Stimme, „machen Sie daher keine unnützen Forderungen weiter.“

Ein Gemurmel des Beifalls durchlief die Reihen des versammelten Schiffvolks.

Der Capitain erbleichte und trat dann unschlüssig einen Schritt zurück.

„Das ist ja Meuterei!“ brüllte er, die Hand an das Degengefäß legend; „und Sie sind ein Schurke, Lieutenant, da Sie mit diesen Leuten unter einer Decke stehen!“

Starrozzi trat in den Kreis, der sich auf seinen Wink schnell um den Capitain und um ihn geschlossen.

„Ihre Herrschaft auf dem „Pluto," Capitain, ist zu Ende, sagte er fest und mit volltönender Stimme, indem er ein großes besiegeltes Blatt aus der Brieftasche zog und es entfaltete. „Nicht Sie haben Ihr Commando niedergelegt, sondern Sie sind desselben auf höheren Befehl entsetzt worden. Kennen Sie dieses Siegel, die geheime Chiffre, mit welchem dieser Befehl unterzeichnet ist?" setzte er strenge hinzu, indem er dem Capitain das Blatt hinreichte.

„Teufel!" rief dieser, nachdem er einen flüchtigen Blick darauf geworfen hatte, „ich bin verloren! Das hat mir der Schurke Hansen gethan, seine Macht geht weiter als die meine! O könnte ich zurück und mich an dem Buben rächen! O würde ich in einen Adler verwandelt und hätte ich Flügel, um augenblicklich nach Kopenhagen zu gelangen; ich würde mich auf ihn herabstürzen, ihn in meinen Krallen emporheben und ihn dann niederfallen lassen, daß er entweder auf dem Boot zerschellt oder in dem Meere ersäuft! Fluch ihm in alle Ewigkeit!"

Diese Worte hatte er leise gesprochen, so daß Niemand sie hören konnte, dann blieb er in Gedanken versunken und schweigend stehen.

„Sie sind verloren, Capitain," fuhr Starozzi kaltblütig fort, „denn dasselbe Blatt, welches Sie Ihres Commando's entsetzt, stellt Sie zugleich vor Ihren Richter; ich bin dadurch beauftragt, im Einvernehmen mit der Schiffsmannschaft Ihr Urtheil zu sprechen und es vollziehen zu lassen."

Van Enden's Gesicht wurde immer bleicher, seine Augen richteten sich immer durchbohrender auf den Lieutenant, während ein eigenthümlicher Zug von Staunen und Schrecken um seine Lippen schwebte.

„Sie wundern sich, Capitain," nahm Starozzi wieder das Wort, „aber sie wußten nicht, daß ich, wie jeder Einzelne von uns, der Gesellschaft, welche wir nicht nennen, welche Viele, ja die Meisten von diesen nicht einmal dem Namen nach kennen, heimlich einen Eid abgelegt haben, bindender, fürchterlicher als der, den wir Ihnen geleistet haben."

„Was sagen Sie da?“ rief van Enden, dessen Staunen sich steigerte.

„Hören Sie weiter. Sie wußten nicht, daß jeder Einzelne dadurch zwar zu einem unbedingten Gehorsam gegen Sie mit verpflichtet wurde, aber auch über Ihr Betragen genau zu wachen, die gemessensten Aufschlüsse in jedem Hafen, wo wir Anker warfen, an bezeichnete Personen zu geben hatte. Sie wußten es nicht, Capitain, daß ich Ihnen von Seiten der Gesellschaft zur Aufsicht beigegeben war, daß ich die Vollmacht stets bei mir trug, sie bei der geringsten Gefahr, welche aus Ihrem Handeln, aus Ihren Plänen für die Gesellschaft oder das von Ihnen befehligte Schiff entspringen könnte, Ihres Commando's zu entsetzen, Sie zu richten, wie Sie dies Recht als Commandont bisher über Ihre Untergebenen ausübten. Ich wollte es erst zum Aeußersten kommen lassen, denn ich war mir meiner großen Verantwortlichkeit wohl bewußt; Sie haben mich jetzt selbst gezwungen, von meiner Vollmacht Gebrauch zu machen und können sich die Folgen Ihrer Handlungsweise zuschreiben; Ihren Degen, Capitain!“

Van Enden sprang hoch wie ein angeschossener Stier, seine Augen glühten, wie die einer Hyäne, wenn sie sich auf die Beute stürzt. —

„Nimmermehr!“ brüllte er, indem er seinen Degen zog, „so lange ich noch athme, soll Niemand es wagen, Hand an mich zu legen!“

„Ich warne Sie, Capitain, Sie vergrößern Ihr Verbrechen,“ sagte Starozzi.

Während dieser Worte maß er den Wüthenden mit ruhigem, kalten Blicke.

„Schurke, dies für Dich!“ schrie der Capitain und stürzte mit gezückter Waffe auf den Lieutenant los.

Dieser sprang schnell auf die Seite und wich so geschickt dem Stoße aus.

Im nächsten Augenblick war van Enden entwaffnet und wurde von den Matrosen trotz seines hartnäckigen Widerstandes zu Boden geworfen.

„Bindet den Rasenden an den Mastbaum,“ befahl der Lieute-

nant, „dann wollen wir weiter Gericht über ihn halten, er soll nach unseren Gesetzen gerichtet werden.“

Dieser Befehl wurde schnell vollzogen und der Capitain sah sich im nächsten Augenblicke von seinen Matrosen so fest an den Mittelmast gebunden, daß er kein Glied mehr rühren konnte.

Er tobte und fluchte, der Schaum trat ihm vor den Mund, seine Augen funkelten und waren mit Blut unterlaufen, er knirschte mit den Zähnen; aber wohin er seinen Blick wenden mochte, nirgends fand er einen Ausdruck des Mitleids oder der Theilnahme in den wettergebräunten Zügen der Schiffsmannschaft.

Auch der Stärkste und Muthigste sucht, wenn er sich selbst nicht mehr zu vertheidigen mag, nach fremder Hülfe. Zu dieser letzten Maßregel treibt ihn ein dem Menschen eigenthümlicher Instinkt an.

Und auch der Capitain, dem wir wahrlich weder Muth noch Entschlossenheit absprechen werden, sah sich gezwungen, nach Hülfe rufen. Er brüllte laut:

„Rettung, Rettung! Hülfe! Lieutenant Rothenfelser, retten Sie mich!“

Ein lautes, schallendes Gelächter ertönte von der umstehenden Menge.

„Dieser Knabe sollte Sie retten?“ rief der Lieutenant lachend, „Capitain, was ist aus Ihnen geworden? Ich habe nimmermehr gedacht, daß Sie eine so kleinliche Seele besitzen; ich dachte in Ihnen schlummert ein großer Geist, eine Kühnheit, die einem Riesen Trotz bieten müßte; und nun, sehe ich, sind sie zum schwachen Kinde herabgewürdigt. Was nun den Knaben anbetrifft, dessen Hülfe Sie anrufen, so will ich Ihnen eröffnen, daß ich für seine Beseitigung gesorgt habe, sowohl für seine als auch für die des jungen Mädchens. Beide waren bis jetzt getrennt: er wohnte in der Koje zur rechten, sie bewohnte die Koje zur linken Seite. Jetzt, da sie Beide sterben müssen, habe ich ihnen das Vergnügen bereitet, noch eine Zusammenkunft zu gestatten: sie sind Beide eingesperrt, weil es kurz vor ihrem Ende ist; auch Sie müssen sterben, Capitain, es bleibt keine andere Wahl, rufen Sie also bis Ihnen die Stimme versagt, Sie werden nicht einmal von ihnen gehört.“

„Elender Bube!“ rief van Enden zähneknirschend, „Du ahntest nicht, daß in mir eine so kindliche Seele wohnte, wie Du Dich ausdrücktest; ich aber wußte nicht, daß in Dir das Herz eines Tigers wohnt! Was haben die Schuldlosen gethan, daß Du sie ermorden willst?“

„Gethan haben sie noch nichts, aber sie werden thun, Capitain, sie werden uns verrathen, das steht wahrlich über allen Zweifel fest,“ rief der Lieutenant.

„Gott wird Dich richten, Schurke! Warte, wie Du Dich gegen mich empörst, so wird Dein Untergebener Dich einst stürzen! Die Zeit der Rache naht, sei überzeugt, Du wirst der Strafe nicht entgehen.“

„Sie haben meine Rede durch Ihren verächtlichen Hülferuf unterbrochen, hören Sie mich jetzt zu Ende, Capitain,“ nahm Starozzi das Wort. „Sie vergaßen jenes Eides,“ fuhr er nach längerer Pause fort, indem er einen strengen, vernichtenden Blick auf den Gebundenen richtete, „Sie vergaßen jenes Eides, den Sie sowohl Ihren Untergebenen, als auch Ihrem Herrn geschworen, und dieser lautet: nimmer den „Pluto“ verlassen zu wollen, so lange noch eine Planke desselben an der andern hielte, so lange noch ein Mann athmet, nicht an eine Lossprechung zu denken; keine Heimath, kein Weib und keine Verwandte zu besitzen. Sie wollen das Commando niederlegen, das Schiff verlassen, uns des Eides entbinden, weil Sie denselben selbst nicht mehr zu halten gedachten. Kameraden, welches Loos trifft den Meineidigen?“ sprach er dann zur Schiffsmannschaft gewendet.

„Der Tod!“ schallte es rings aus dem Kreise wie aus einem Munde.

„Sie hören es, Capitain, nicht ich allein, wir Alle verdammen Sie zum Tode.“

Van Enden's Kraft war gebrochen; er, der dem Tode so oft in's Auge gesehen, denselben so oft kühn und trotzig herausgefordert hatte, bebte jetzt bei dem Gedanken, sterben zu müssen auf Befehl seiner Feinde, durch die Hände seiner Untergebenen; sein Haupt sank matt auf die Brust.

„Erkennen Sie diesen Ausspruch für gerecht?“ fragte Starozzi den Zitternden. „Hätten Sie ihn nicht selbst über den Untergebenen gefällt, der wortbrüchig geworden wäre, wie Sie?“

Ein dumpfer schwerer Seufzer entrang sich der Brust des Capitains.

„Welcher Gesellschaft haben wir denn Treue geschworen?“ fragte er nach längerem Schweigen. „Sind sie nicht elende Verworfene? ist dieser weggejagte Bürgermeister nicht die nichtswürdigste Creatur auf Gottes Erdboden? verdiente er jemals von den Strahlen der Gottessonne beschienen zu werden? Doch ich will nicht richten über ihn, ich bin selbst ein Sünder, ein Verworfener, darum wollte ich meiner sündigen Laufbahn entsagen, Euch und dies Schiff auf immer verlassen.“

„Bereiten Sie sich auf den Tod vor, Capitain, und sagen Sie mir, ob Sie noch irgend etwas auf dem Herzen haben, ich bin bereit, Ihren letzten Wunsch zu befriedigen.“

„Sterben, sterben!“ murmelte van Enden, „und eben jetzt, wo ich dem Glücke nahe stand, wo ich meine Sünden bereuete, wo ich eine andere, schönere Laufbahn einschlagen wollte! O, ich war verflucht, und der Verfluchte findet keine Gnade vor dem Himmel. Und sie? sie —?“

Der Lieutenant trat ganz nahe zu dem Gebundenen, legte seine Lippen an dessen Ohr und sagte leise:

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß der junge Deutsche und seine Braut gleich Ihnen sterben werden, beunruhigen Sie sich also deshalb nicht. Bereiten Sie sich also zum Tode vor, in einer Viertelstunde ist Alles vorüber.“

Der Capitain stieß einen Mark und Bein durchdringenden Schrei aus.

„Gnade! Gnade für sie, für die beiden Unglücklichen, die ich in's Verderben riß!“

„Wir kannten nie Gnade, Capitain.“

„O,“ rief van Enden, „ich habe sie bereden lassen, mich zu begleiten, ich habe sie mithin in das Todesnetz gezogen, das mich nun umstrickt. Erbarmen Sie sich zweier unschuldigen Menschen! und soll der Mann sterben, so schonen Sie wenigstens das Mädchen!

Erbarmen Sie sich eines schuldlosen Weibes! hören Sie! Ach, ich habe diese Beiden so innig geliebt und sie werden nun durch mich gemordet! Sie kennen die geheimnißvollen Beziehungen nicht, die mich an sie fesseln, und sie sollen sie nie erfahren, ich nehme sie mit in's Grab."

„Keine weibischen Klagen," entgegnete mitleidslos der Lieutenant, ich handle in höherem Auftrage und bin, verlassen Sie sich darauf, unbeugsam."

„In höherem Auftrage?" rief van Enden mit schrecklicher Stimme. „Wie, hat man auch schon erfahren, daß ich die beiden Unglücklichen mit auf mein Schiff nehmen würde, war auch diese Kunde schon zu den Ohren jenes verruchten Schurken gekommen? Aber ich begreife nicht, wie Hansen einen solchen Befehl ausfertigen konnte! er, der sie doch zu lieben wähnte? O, dieses nichtswürdige, schurkische Oberhaupt! Dieser geheime Actionär einer Schmuggler- und Seeräuberbande! Kehrte ich noch einmal nach Kopenhagen zurück, ich wollte Alles bekennen und er sollte das erste Opfer sein, das am Galgen schaukelte."

„Schweigen Sie! schweigen Sie!" rief der Lieutenant mit gebieterischer Stimme, „das sind alles Klagen, die vergebens ertönen, der Wind wird sie über das Meer zerstreuen und endlich in die Wogen versenken."

Jetzt trat er zurück in den Kreis, den die Leute um ihn bildeten und forderte sie auf, ihm den Eid, der ihm Macht über ihr Leben verlieh, zu leisten.

Alle entblößten ihr Haupt und sprachen mit erhobener Rechten die fürchterliche Formel nach, welche sie für immer zu Genossen des finstern Lasters verband, welche sie zu Sklaven ihres Befehlshabers machte.

Und dennoch hatte diese furchtbare wilde Scene, in der man der menschlichen Gesellschaft Schaden und Gefahr schwor, eine eigenthümliche Feierlichkeit.

Der neue Capitain befahl nun der Schiffsmannschaft, auf dem Deck zu bleiben, bis die Hinrichtung vollzogen sei, die Segel zu kürzen und das Schiff gegen den Wind zu legen.

Alles war also zum Verderben des Unglücklichen bereit.

Starozzi selbst ging in van Enden's Cajüte hinab, um von derselben Besitz zu nehmen und auch dem unglücklichen Rothenfelser und Marie ihr Urtheil zu verkünden.

Marie war schon seit zwei Stunden mit Heinrich in einem Raum eingeschlossen.

Sie erschöpften sich in Muthmaßungen allerlei Art und kamen auf den fürchterlichsten Verdacht.

„Ich fürchte," nahm Heinrich das Wort, „wir sind verrathen, wir sind auf's Neue in ein Netz gelockt."

„Und wer, meinst Du, sollte auf unser Verderben sinnen?" fragte Marie.

„Dieser Capitain will uns verderben, wir sind die Opfer unserer Feinde."

„Nicht er, — unmöglich!"

„Höre mir zu, Geliebte, man konnte uns in Kopenhagen nicht nahen, denn dort war das Auge der Polizei. Was thut man, man schickt uns durch irgend eine Vorspiegelung auf ein Schiff, läßt uns hinaussteuern in's Meer, um uns hier dem gewissen Tode zu überliefern!"

Marie schüttelte den Kopf.

„Aber nein, nein!" rief er dann, „daß uns der Alte verrathen hat, scheint mir selbst unmöglich, seine ehrlichen Züge konnten nicht täuschen."

„Nein," fiel Marie ein, „er meinte es gut, so kann kein Sterblicher heucheln; es würde sich die menschliche Natur verleugnen, wenn dieser würdige alte Mann, der mich bat, ihn Vater zu nennen, der so väterlich und freundlich für mich gesorgt, der mich den Händen der Frau entreißen ließ, die mich ihre Tochter nannte, um mich mit Dir wieder zu vereinen, der mich, als ich von ihm wieder heimlich entführt wurde, aus der schmählichsten Lage befreite, in welche mich

der schändliche Hansen gestürzt hatte. Er kann solcher Grausamkeit nicht fähig sein, eben so wenig der Capitain van Enden. Heinrich, Du thust ihm Unrecht, aber ich verarge es Dir nicht; wer so getäuscht ist, wie Du, wer unter den Schlägen des Schicksals gelitten gleich Dir, der ist zum Mißtrauen geneigt, in seiner Brust ist bereits der Same des Argwohns gestreut, um dort zu keimen und rasch wurzelnde Saaten in dem gequälten und verzweifelnden Herzen sprießen zu lassen.

Heinrich war in Gedanken versunken, eine ungemeine Wehmuth hatte sich seiner bemächtigt; er war verwirrt geworden und wußte selbst kaum, was er denken sollte.

Allerdings war es ihm nicht einleuchtend, daß weder der alte Mann, noch van Enden so plötzlich zu Verräthern geworden sein sollten.

Er sann hin und her, aber kein einziges Motiv drang sich ihm auf, um den Argwohn, den er in seinem Inneren nährte, zu rechtfertigen.

Marie trat zu ihm.

„Sei nicht traurig, mein Heinrich," sagte sie, „was auch der Himmel über uns verhängt hat, wir wollen es ruhig tragen; haben wir doch schon so Manches erduldet, der Himmel hat uns immer wieder errettet und wird auch ferner seine Hand über uns halten; sonst wären wir längst in den Abgrund gestürzt, an dessen Rand wir schon so oft geschwebt haben."

Heinrich warf einen langen innigen Blick auf Marie und sagte dann zu ihr:

„Deine Worte erfüllen mich mit neuer Hoffnung!"

Sie sah ihn lächelnd an.

„Du bist ein Engel der Wahrheit und der Liebe! ja, Dein Trost dringt mir sanft zum Herzen. Deiner Stimme süßer Klang zaubert alle Sorgen hinweg, die mein gedankenschweres Haupt erfüllen, alle Pein, die meine Brust beschwert. Wenn Dein himmlisches Auge auf mich blickt, wenn Dein Mund mir lächelt, dann fühle ich eine neue Kraft in mir rege werden, eine Kraft, deren geheime Macht in mir bis zu solchen Augenblicken zu schlummern schien. Ja, Mädchen, Du weckst auf's Neue den erschlafften Muth,

Du belebst die gesunkene Hoffnung! Ich will die Schwermuth verbannen und hoffen."

„Sei auch nicht argwöhnisch, mein Heinrich," nahm Marie wieder das Wort; „allerdings ist es ein auffallender Umstand, daß man uns hier plötzlich zu Gefangenen gemacht, aber wer kann denn wissen, was vorgekommen! Vom Capitain geht diese Maßregel nicht aus."

Dann trat eine Pause im Gespräche ein.

„Aber es herrscht eine so unheimliche Ruhe, es ist alles so seltsam!" rief Heinrich.

„Auch mir, Geliebter, drängen sich jetzt allerlei schreckliche Ahnungen auf."

„Du sagst," sprach er weiter, „ich solle keinen Argwohn fassen, aber was bedeutet denn dieses alles! Barmherziger Himmel! wenn uns Gefahr drohte! Ich würde nur Dich beklagen! Du mein Einziges, mein Alles, solltest irgend einem schrecklichen Schicksal verfallen sein? Diesen Gedanken vermag ich nicht zu ertragen, er tödtet mich!"

Verwirrt durchmaß er den engen Raum und blieb dann wieder gedankenlos stehen, indem er die Hand an seine glühende Stirn preßte. —

Marie trat an ihn heran, ihr Haupt sank auf seine Schulter herab und Beide verharrten dann ängstlich lauschend in längerem Schweigen.

Plötzlich glaubten sie in der Ferne verworrenes Geschrei zu vernehmen.

„Was war das?" rief Heinrich erschrocken auffahrend, „hörtest Du nichts?"

„Ja, ja!" flüsterte Marie leise.

„Was bedeutet das? was geht hier vor? Erst ein so geisterhaftes Schweigen und dann verworrenes Geschrei, als ob Dämonen aus dem Meere hervorstiegen und diesem Schiff den Untergang prophezeien wollten!"

„Auch mich erfüllen düstere Gedanken und furchtbare Ahnungen! Ja, Heinrich, es ist mir, als ob Deine schreckliche Prophezeiung sich erfüllen sollte und dieses Schiff schon nach wenigen Augenblicken

ein Raub des Verderbens werde und wir, wir werden mit ihm umkommen!"

Bald darauf ließen sich Tritte vernehmen, man nahte dem Raume, in welchem die beiden Gefangenen sich befanden und schloß ihn auf.

Starozzi erschien, sein scharf markirtes Antlitz war finster und unheimlich.

„Mein Fräulein," nahm er dann im ernsten aber nicht strengen Tone das Wort, „ich wollte Sie bitten, mir auf einen Augenblick zu folgen."

„Nicht von der Stelle!" rief Heinrich mit donnernder Stimme. „Was soll diese Maßregel! mit welchem Rechte haben Sie uns zu Gefangenen gemacht? mit welchem Rechte, frage ich Sie, führen Sie meine Braut von dannen? zu welchem Zweck? Erklären Sie sich, geben Sie mir Rechenschaft, oder beim Himmel, ich werde sie mit Gewalt von Ihnen fordern!"

„Wenn Sie von Gewalt in diesem Augenblicke sprechen, Sie, ein Mann, der in unseren Händen ist, der nur noch wenige Augenblicke zu leben hat, so erscheint mir das wahrlich wie Hohn!" sagte Starozzi mit wild funkelnden Augen.

Marie stieß einen Schrei des Entsetzens aus, jedes Glied ihres Körpers begann zu zittern.

Heinrich wurde unwillkürlich von neuem Schrecken ergriffen, er faßte sich aber bald.

„Was wollen Sie damit sagen?" rief er, dem Lieutenant entschieden entgegentretend, zu.

„Ich fühle durchaus keine Veranlassung, Ihnen irgend welche Erklärung zu geben. Was geschehen soll, habe ich Ihnen bereits gesagt; wie dies von Statten gehen wird, werden Sie zeitig genug erfahren."

„Man will mich also ermorden?"

„Nichts weniger als das, Sie sind nach den Formen unserer Gesetze zum Tode verurtheilt. Ich glaube, es kann Ihnen übrigens gleichgültig sein, auf welche Weise Sie sterben: ob man Sie in's Wasser wirft oder Sie auf andere Weise in das bessere Jenseits, in das Land des ewigen Schweigens spedirt."

„Mensch!“ rief Heinrich, der seinen Arm ergriff und ihn heftig schüttelte, „sind Sie rasend? welche Worte? was soll das sagen? Sie sprechen von Tod? Capitain van Enden!“ rief er mit furchtbarer Stimme.

Ein schwerer ferner Seufzer war jetzt hörbar; gleich darauf ertönte aber das gräßliche Lachen des Lieutenants.

„Hörten Sie diesen Seufzer?“ sagte er; „es ist möglichst der Sterbeseufzer des Mannes, den Sie riefen. Er ist in unserer Gewalt und auch Sie. Bereiten Sie sich zum Tode, das ist das letzte Wort, das ich Ihnen sage. Und Sie folgen mir, Fräulein, ich muß mit Ihnen sprechen.“

Bei diesen Worten versuchte er, die todesbleiche Marie mit sich fortzuziehen, allein Heinrich trat ihm in den Weg, ergriff ihn, und hielt ihn so fest, daß er keinen Schritt zu thun vermochte.

„Nimmermehr, elender Bube, so kommst Du nicht von hinnen!“ rief er mit einer Stimme, die schauervoll durch den ganzen Raum hallte. „Du trägst einen Degen, Du nennst Dich einen Lieutenant! Mörder! Banditenchef! sprich deutlich, was hast Du vor? was hat van Enden verschuldet, was haben wir gethan, daß Du ihn und uns morden willst? Fluch über Dich, verruchter Schurke! Mit welchem Rechte wagst Du einen Degen zu tragen? Hinaus aus der Scheide mit dem Schwert, Dein eigener Stahl durchstoße Dein verbrecherisches Herz!“

Mit diesen Worten riß er den Degen aus der Scheide des Lieutenants.

Er würde ihn unfehlbar niedergestoßen haben, hätte Marie nicht seinen Arm festgehalten.

„Mein Heinrich, keinen Mord! Belaste Deine Seele nicht mit einem Verbrechen! Der Himmel steht uns bei, er wird uns retten aus dieser Gefahr.“

Diesen Augenblick hatte Starozzi benutzt. Er hatte Heinrich wieder den Degen entrungen, ihn zu sich gesteckt und war dann mit Marie verschwunden, während Heinrich sich in seiner Cajüte verschlossen sah.

Er hörte nur das Schluchzen und immer ferner werdende Weinen Marie's, bis endlich tiefe Stille folgte.

Fast vom Wahnsinn erfaßt, war er bereit, seinem Leben sofort ein Ende zu machen.

Er schrie, er rang verzweiflungsvoll die Hände. Was sollte geschehen? wer sollte ihm Aufschluß geben, über dieses grauenvolle geheime Verhängniß, das über ihn und Marie mit unwiderstehlicher Gewalt herabzog?

Ueberlassen wir ihn seiner Lage und folgen wir Marie, welche von dem Lieutenant Starozzi in einen anderen Schiffsraum geführt wurde.

„Mein Fräulein,“ nahm der Lieutenant mit Höflichkeit das Wort, die Marie befremden mußte, „Sie scheinen erstaunt über die Vorgänge?“

„Wie sollte mich das Alles nicht mit Befremden erfüllen, was bedeuten diese Gewalthaten?“

„Ich will Ihnen Aufschluß geben, denn Sie sind geduldig und scheinen sich etwas ruhiger in Ihr unvermeidliches Schicksal zu ergeben, als der Herr, den wir soeben verlassen haben und dem doch seine Widerspenstigkeit nichts nutzen wird. Sehen Sie nur, Ruhe imponirt mir, und diese setzen Sie mir entgegen; darum will ich Ihnen sagen, was vorgeht. Bisher war van Enden Capitain des „Pluto“, aber die Zeiten haben sich geändert, ich bin jetzt Befehlshaber auf dem Schiffe.

„Und der Capitain van Enden?“ fragte Marie im höchsten Schrecken.

„Er ist auf dem Deck, und wird der gerechten Strafe nicht entgehen.“

„Und welcher verbrecherischen Thaten beschuldigt man ihn, mein Herr?“

„Seine Pläne sind Ihnen nicht unbekannt und können es nicht sein. Sie müssen ferner aber so gut wissen als ich, daß das Schiff nicht

sein Eigenthum sei, sondern einer großmächtigen Gesellschaft gehört, welche — doch wozu Erklärungen über Dinge, welche Sie so gut oder vielmehr noch besser wissen müssen, als ich, denn so viel ich vermuthe, gehören Sie zu den Eingeweihten der Geheimnisse des van Enden. Und nun vernehmen Sie denn kurz, daß der Capitain seinen Eid gebrochen, die Gesellschaft ihn durch uns zum Tode verdammt und er sterben muß."

Marie machte eine Bewegung des Entsetzens und der Ueberraschung.

„Mein Herr, ich weiß nichts von Allem, was Sie da sagen," nahm sie verwirrt das Wort. „Ich verstehe nicht, was Sie meinen; von welcher geheimen Gesellschaft sprechen Sie? wer gab Ihnen das Recht, einen Menschen zum Tode zu verurtheilen? wer sind Sie überhaupt? Ich bin mir meiner Lage nicht klar, ich könnte wahnsinnig werden, wenn ich daran denke. Sie wollen den Capitain tödten, der Lieutenant Rothenfelser soll sterben und mir wird wohl ein gleich böses Schicksal beschieden sein? Was hat das alles zu bedeuten?"

„Mein Fräulein," sagte der Lieutenant mit einer gewissen Ruhe, „hören Sie mir zu, unterbrechen Sie mich nicht, Sie sollen, so viel in meinen Kräften steht, über Alles Aufklärung erhalten, was Sie wissen wollen."

Marie nickte stumm mit dem Kopfe.

„Auch ohne, daß ich Ihnen gesagt hätte, daß Sie sterben müssen, würden Sie wohl das scheinbar ungerechte Loos errathen haben, das Sie erwartet."

„Ich errathen? Mein Gott, was hatte ich denn verbrochen?" fragte sie.

„Sie mögen unschuldig sein, wie das Licht der Sonne, mein Fräulein, das bezweifle ich nicht, aus Ihren Augen spricht ein Himmel von Wahrheit und Sanftmuth, und dennoch müssen Sie sterben, weil Sie das Unglück haben, die Liebe des van Enden zu besitzen. Sie dürfen nicht mehr dieses Schiff verlassen, merken Sie wohl, Sie werden hier sterben; denn würden wir Sie freilassen, so würden Sie uns verrathen, und Sie werden zugeben, daß wir dies vermeiden müssen."

Marie erbleichte und ein leichter Schrei tönte von ihren Lippen, schnell aber faßte sie sich und sagte, Starozzi fest anblickend, mit eisiger Stimme:

„Ich ahnte nicht, daß, als ich dieses verwünschte Schiff betrat, mich das Verderben umgarnt hätte. Ich fürchte den Tod nicht, ich habe ihn oft gerufen und jetzt erscheint er mir. Nur flehe ich um Gnade für ihn, für den Unschuldigen, der durch mich stirbt: schonen Sie meines Bräutigams, des gleich mir vom Unheil verfolgten Rothenfelser.“

„Mein Fräulein, diese Selbstaufopferung könnte mir nahe gehen, wenn ich Rücksicht nehmen dürfte, wenn ich Erbarmen haben könnte so wären Sie die Erste, der ich es beweisen würde; allein ich darf nicht, das Gesetz ist unerbittlich und muß auf diesen Schiffen strenge walten.“

„Gesetz!“ rief Marie entrüstet, „Sie wagen es, von Gesetz zu sprechen und Sie scheinen mir gerade ein Mann zu sein, der außer dem Bereich aller Gesetze steht, der der Gesellschaft Haß und Tod geschworen. Gott,“ fuhr sie mit ungemeiner Traurigkeit fort, „es fällt mir ein, van Enden hat mir ja gesagt, daß dieses ein Schmuggler-Fahrzeug, ein Raubschiff ist. Barmherziger Himmel! wo waren denn meine Sinne, daß ich nicht sogleich in Ihnen den Piratenchef erkannte.“

„Der van Enden folgt,“ sagte der Lieutenant düster. „Nun, Sie sehen also, daß ich recht gesprochen, wenn ich behauptete, Sie seien mit allen Vorgängen vertraut, Ihr Bräutigam aber muß sterben, unwiderruflich gleich Ihnen!“

Marie sank auf's Knie und hielt ihre Hände gefaltet; ihr Antlitz war bleich wie ein Marmorbild, ihre Augen blickten zum Himmel, sie glich in diesem verhängnißvollen Augenblicke einer heiligen Märtyrerin, welche den Himmel zum Zeugen ihrer Unschuld und zur Rettung ruft.

Ihre Lippen zitterten wie Rosenblättchen, welche der Hauch des Windes bewegt.

Endlich hatte sie ihr Gebet beendet; mit einer gewissen Ruhe erhob sie sich, trat mit Entschiedenheit vor den Lieutenant und blickte stolz und ruhig auf ihn.

„Wann soll ich sterben?“ fragte sie.

Ihr durchbohrender Blick traf den Lieutenant, der seine Haltung verloren hatte und unwillkürlich eingeschüchtert war. Er stammelte sonderbarer Weise einige Entschuldigungen.

„Keine Ausflüchte mehr,“ sagte Marie verächtlich. „Sie haben Ihre That nur vor Gott und ihrem Gewissen zu verantworten. Ich werde Ihnen keine Vorwürfe machen, ich bin zu stolz, mich so weit zu erniedrigen und fordere Sie noch einmal auf, geben Sie mir Antwort auf meine Frage: wann wird mein Tod von Ihnen angeordnet werden?“

„Der Capitain stirbt den Tod des Verräthers, den Tod der Schande, wie man es auf den Kriegsschiffen nennt; er wird gehangen. Ihnen steht es frei, die Todesart zu wählen: Gift oder Tod in den Wellen.“

Marie warf einen Blick tiefer Traurigkeit auf ihn, der Starozzi unwillkürlich erschütterte.

Nach einer kurzen Pause, in der er sich wieder gesammelt hatte, fuhr er fort:

„Es ist freilich eine traurige Wahl; doch ich darf nicht zurücktreten, ich muß meiner Pflicht gemäß handeln.“

Einen Augenblick blieb Marie in tiefes Nachdenken versunken stehen.

Plötzlich rötheten sich ihre Wangen, ihr Auge blitzte, sie richtete sich mit Stolz und Würde empor.

„Ich bin Ihnen Dank schuldig, daß Sie mir einen leichten und schmerzlosen Tod, wie ich hoffe, gönnen. Ich ziehe es vor, in den Wellen zu enden, freiwillig. Wie jene Sapho vom Leukatischen Felsen will ich in's Meer springen und in seinem Schooße mein Grab suchen. Doch eine Frage noch, mein Herr; wann stirbt der Capitain van Enden?“

„In einer Viertelstunde; sie wurde ihm bewilligt, um seine Seele mit Gott zu versöhnen.“

„Und der Lieutenant Rothenfelser, wann er?“ fragte Marie mit gepreßter tonloser Stimme.

„Er wird ihn um eine Viertelstunde überleben,“ war die Antwort des Lieutenant.

„Darf ich den Capitain noch einmal sprechen?“

Der Lieutenant besann sich eine Weile.

„Bedenken Sie, es ist eine letzte Gunst, eine Gunst, um welche Sie eine Sterbende bittet,“ nahm Marie wieder das Wort.

„Es sei Ihnen gewährt, Fräulein. Darf ich Ihnen meinen Arm bieten? Das Schiffsvolk weiß zwar, daß Sie sterben werden, aber noch nicht auf welche Weise, und es könnte einen der Leute gelüsten, Sie über Bord zu stürzen oder mindestens Ihnen eine Schmähung zu Theil werden lassen. Darum gestatten Sie, daß ich Sie begleite.“

Marie wußte eigentlich nicht, wie ihr geschah, mechanisch überließ sie ihren Arm dem Lieutenant und folgte demselben auf das Verdeck.

Man hatte van Enden, welcher sich in sein Schicksal fügte, die Banden erleichtert und sich begnügt, ihn um die Mitte des Leibes an den Mastbaum zu binden.

Er war in ein dumpfes Hinbrüten versunken und starrte gedankenlos in die weite Wasserwüste.

Er hoffte wohl zuweilen ein Schiff an dem Horizonte auftauchen zu sehen, das ihm eine augenblickliche Rettung bringen konnte, aber im nächsten Moment zitterte er wieder bei dem Gedanken an ein solches Erscheinen, wenn er bedachte, daß ihm, dem Seeräuber, auch in diesem Falle kein besseres Loos erwartete, daß der Tod ihm gleichfalls drohte.

Er hatte es versucht zu beten, aber seine Zunge klebte am Gaumen, die Worte fehlten ihm.

Marie ließ auf dem Verdeck den Arm ihres Begleiters fahren und trat zu dem Verurtheilten, indem sich Alle zurückzogen, um diese letzte Unterredung nicht zu stören.

„Van Enden,“ sagte Marie, indem sie sanft die Hand auf seine Schultern legte, mit zitternder Stimme, „ich bin gekommen, Sie zu fragen, warum Sie uns in's Unglück stürzten, Sie zu beschwören bei dem Namen des Himmels, bei Gott dem Allmächtigen, vor den Sie bald treten werden, mir zu sagen, in welcher geheimnißvollen Beziehung Sie zu mir und meinem Bräutigam stehen. Ich will Ihnen keine Vorwürfe machen, daß Sie uns auf dieses Schiff geführt

haben, unserm Tode entgegen, Sie wußten es nicht, denn ich sehe, Sie sind in einem ähnlichen Falle als wir. Erfüllen Sie also meine Bitte."

„Armes Mädchen!" rief der Capitain mit dem Ausdruck der Verzweiflung, „forsche nicht nach diesem Geheimniß, ich werde es Dir nicht entdecken; aber verzeihe mir, daß ich Dich und Deinen Bräutigam dem Verderben weihe. Konnte ich ahnen, daß diese Leute sich wieder mich empören, daß eine Emeute auf dem Schiffe ausbrechen würde —"

Er konnte seine Worte nicht vollenden, denn ein Thränenstrom stürzte plötzlich aus seinen Augen.

Dieser Mann hatte vielleicht in diesem Augenblick die erste Thräne geweint; er, der so viel Blut vergossen, der wohl Hunderte mit kaltem Blut zu seinen Füßen sterben sah, weinte jetzt wie ein Kind.

„Gut," sagte Marie, „Sie wollen nicht sprechen; es sei, ich will auf die Entdeckung dieses Geheimnisses verzichten, was nutzt es auch mir, der dem Tode Geweihten, ob ich von irdischen Dingen noch etwas erfahre oder ob es mir verschwiegen bleibt. Aber Ihre Lage jammert mich und wenn Sie sich in das Unvermeidliche fügen müssen, so seien Sie stark, wie es dem Manne geziemt; Sie wissen, daß Sie sich Ihrem Schicksal nicht entziehen können, warum nun so traurig?"

Van Enden sah auf, er schlug mit einem schmerzlichen Schrei die Hände vor's Gesicht.

„O, Marie," rief er, „vergieb, ich bin der böse Dämon, der Dich und Deinen Bräutigam in's Unglück, in's Verderben gerissen, ich treibe Euch Beide in den Tod, willst Du, kannst Du mir verzeihen?"

Marie legte zum Zeichen der Versöhnung ihre Hand in die seinige.

„Es ist schmerzlich," sagte sie, „daß Sie den Tod eines Verbrechers sterben sollen, sterben durch die Hand von Elenden, welche tausend Mal mehr gefrevelt haben, als Sie! Das schmerzt mich tief. Ist denn keine Rettung möglich?"

„Keine! Marie. Blicke hin auf jene verhärteten Seelen, welche

eben so gleichgültig einst den Todesweg betreten werden, als sie mich jetzt sterben sehen! Sieh hin, auf den Italiener, jenem Schmugglerknecht, der durch meinen Tod gewinnt! Sieh hin, ob sie das Erbarmen kennen!"

Plötzlich hörte Marie einen sanften, schmerzlichen Ton in ihr Ohr dringen, sie blickte um sich und Heinrich stand vor ihr.

Der Lieutenant hatte Befehl gegeben, Rothenfelser herbeizurufen; er sollte diese Scene kürzen, und da er wußte, daß Marie auch danach verlangen würde, mit ihrem Bräutigam zu sprechen, so hatte er ihn gleich herbeirufen lassen.

Heinrich verweilte schon einige Minuten hinter Marie und hatte die letzten Worte van Enden's gehört.

„Ja," wiederholte er nun mit schmerzlicher Stimme, „siehe hin, und frage Dich dann, ob jener elende Mensch, jener Räuberchef, Erbarmen kennt."

„Erbarmen," wiederholte Marie, „Erbarmen, mein Heinrich? Wer spricht von Erbarmen? wer hofft ein solches? Unser Loos muß sich unabänderlich erfüllen: wir müssen sterben! Aber sollen wir fallen wie Feiglinge? unbekümmert, unbeweint, ungerächt! Glaubst Du, ich fürchte den Tod? Ich bebe eben so wenig vor ihm zurück, als jene Römerin Arria, welche sich den Dolch in die Brust stieß und ihn dann lächelnd ihrem Gatten hinreichte mit den Worten: Nimm, es schmerzt nicht! Aber eine Hölle kocht in meinem Innern und ich möchte eine Welt untergehen sehen mit mir, denn es ist gar zu bitter, schuldlos Den sterben zu sehen, den man so innig liebt, wie ich Dich, mein Heinrich! Du wirst erschrecken vor meinen Worten. Du siehst, eine Furie ist aus mir geworden, das schuldlose, sanfte Mädchen, das Dir auf Helgoland entgegenkam, von dem Du sagtest, daß sie ein Engel der Erlösung sei! Ich könnte jetzt eine Welt vertilgen! mein Unglück schmerzt mich, mein Unglück hat mich zur Raserei gebracht! Gott, mein Kopf war so verwirrt, siehe nur, mein Heinrich, bin ich denn nicht wahnsinnig? ist es denn natürlich, daß ich, die noch vor wenigen Minuten zu Gott beten konnte, jetzt eine solche Hölle in meinen Busen berge."

Sie sank an Heinrich's Brust und ließ ihr Haupt lange an seiner Schulter ruhen.

„Marie, bewundernswürdiges Heldenmädchen!“ sagte Heinrich, indem er sie innig umarmte, „Du beschämst den kühnsten Mann! Ich sterbe jetzt freudig.“

Marie hatte sich währenddessen wieder gesammelt.

„Heinrich!“ rief sie, indem sie den Geliebten umschlang, und einen langen Kuß auf seine Lippen drückte, „Du siehst, der Elende naht uns, er will uns trennen. Wir wollen nicht erst seinen Befehl abwarten, wir sind zu stolz, um uns von einem Räuberchef gebieten zu lassen. Laß uns scheiden, es wird nicht lange dauern, wir gehen von einander um uns dort oben, wo es keine Trennung giebt, wieder zu vereinen.“

„Entfernen Sie sich, mein Fräulein,“ sagte der Lieutenant, welcher sich während dessen ihnen genähert hatte, „ich will in Ermangelung eines Priesters zunächst dem Verurtheilten van Enden die letzten Gebete vorlesen; wenn er ein Bedürfniß fühlt, sein Herz zu erleichtern, so will ich seine Beichte hören.“

Dann gebot er seinen Leuten:

„Bringt die Dame in die Cajüte. Diesen,“ fuhr er auf Heinrich deutend fort, „laßt zurück, er soll mit dem Verräther zu gleicher Zeit enden.“

Marie wurde von den Leuten, die diesen Befehl erhalten hatten, fortgeführt.

Aber kaum hatte sie einige Schritte zurückgelegt, als sie sich gewaltsam von ihnen befreite.

Mit einem lauten Schmerzensschrei stürzte sie noch einmal auf Heinrich. Beide hielten sich lange umschlungen, bis sie endlich wieder von der rohen Rotte getrennt wurden.

„Lebe wohl, mein Geliebter, nur kurze Zeit und wir sehen uns wieder. Ob ich den Tod in den Wellen finde, ob er Dich hier an Bord erreicht: gleichviel, unsere Seelen werden sich wieder finden, der irdische Tod trennt sie nicht.“

Heinrich antwortete nicht, seine Brust war schwer, er vermochte kaum zu athmen; seine Blicke stierten der Davoneilenden nach, welche von den Barbaren unsanft fortgeschleift wurde.

Die österreichischen Truppen *).

Das in Jütland eingerückte Corps war aus folgenden Truppentheilen zusammengesetzt:

Infanterie-Brigade Gondrecourt; Infanterie-Brigade Thomas; Infanterie-Brigade Nostiz und Infanterie-Brigade Baron Dormus von Kiliansbausen.

Jede dieser Brigaden bestand aus einem Feldjäger-Bataillon, zwei Regimentern Infanterie und einer Batterie Fuß-Artillerie.

Kavallerie-Brigade Dobrzienski v. Dobrerzig.

Bestehend aus zwei Regimentern Kavallerie. Corps-Geschütz-Reserve, bestehend aus zwei Batterien Fuß-Artillerie. Corps-Munitions-Park, Corps-Colonnen-Magazin.

Der Befehl über diese Truppen war von dem Feldmarschall-Lieutenant von Gablenz geführt worden.

Ein sehr ausgiebiges Thauwetter, gefolgt von anhaltendem Regen, hatte namentlich die Seitenwege in einen grundlosen Zustand versetzt, daher war der Marsch aller in der Nacht vom 7. zum 8. März größtentheils abseits der Chaussee bivouakirten Truppen ein sehr beschwerlicher gewesen.

Die Seitencolonne des Feldmarschall-Lieutenants Grafen Neipperg, bestehend aus der preußischen combinirten Kavallerie-Brigade Oberst Flies und den österreichischen Infanterie-Brigaden General-Major Thomas und Dormus, welche auf der bei Eistrup über die Kolding-Au gebauten Brücke dieses Gewässer überschreiten sollte, war, nachdem im Laufe der Nacht das angeschwollene Wasser die Brücke überfluthet hatte und die dahin disponirten Brückenwagen auf den Feldwegen stecken geblieben, nach längerem Zeitverlust genöthigt gewesen, theils durch eine gangbar gemachte Fuhrt, theils auf hergestellten Nothstegen und mit einer Brigade über die Brücke bei Kolding überzugehen, konnte daher bei der schlechten Beschaffenheit der ihr ange-

*) Dedenroth's Winterfeldzug.

wiesenen Wege nicht rechtzeitig auf gleicher Höhe mit der auf der Chaussee gegen Veile vorrückenden Colonne anlangen.

Diese letztere, mit dem Dragoner-Regimente Fürst-Windischgrätz und zwei Geschützen der Brigade-Batterie v. Nostitz unter General-Marschall Baron von Dobrzienski an der Tête, war erst ungefähr $^{4}/_{5}$ Meilen südlich von Veile um 11 Uhr Vormittags auf feindliche Kavallerieposten gestoßen, gegen welche der Generalstabs-Hauptmann Graf Uxküll mit einem Zuge vorgegangen und eine stärkere, ihm entgegenrückende feindliche Kavallerie-Abtheilung ohne langes Besinnen mit der eben zur Hand habenden Hälfte dieses Zuges mit Bravour angriff.

Im Handgemenge war der genannte Hauptmann durch mehrere Säbelhiebe nicht unerheblich verwundet worden, war jedoch nach Anlegung eines leichten Nothverbandes nicht zu bewegen gewesen, das Gefecht bis zu dessen endlicher Beendigung am späten Abend zu verlassen.

Mit gleichem Heldenmuthe hatte Ober-Lieutenant Graf Czernin an der Spitze seiner kleinen Abtheilung attakirt, war aber, nachdem er mehrere erhebliche Wunden erhalten hatte, bewußtlos vom Pferde gefallen und mußte, als stärkere feindliche Kavallerie-Abtheilungen zur Unterstützung herangerückt waren, in den Händen des Feindes belassen werden.

Nachdem die Infanterie-Brigaden Nostitz und Gondrecourt, welchen die Corps-Geschütz-Reserve folgte, herangekommen, hatte man um $12^{3}/_{4}$ Uhr den Angriff begonnen.

Am Eingange der Stadt Veile war an der Brücke ein starker Verhau angebracht worden und war mit Sicherheit anzunehmen, daß der Feind ihn nicht so leicht räumen, sondern ihn zu halten versuchen werde.

Unter klingendem Spiel der Musik hatte sich indessen die Sturmcolonne in Bewegung gesetzt, ihren Schritt bald verdoppelt und endlich unter mächtigem Hurrah, welches weithin im Thale wiederhallte, auf die Barrikade angestürmt.

Es war das brave Regiment Hessen, das sich die Ehre des Sturms erbeten hatte.

Die Pioniere hatten die Pallisaden heruntergehauen und die

schweren Barrikaden waren in's Meer gestürzt; kaum war eine kleine Oeffnung entstanden, als auch ihre Kameraden im Laufschritt durch die lange Straße längs des Meerbusens vorgedrungen waren.

Aus allen Häusern hatte man auf sie geschossen; die Bürger hatten Theil genommen am Kampfe, manches Gebäude hatte mit Sturm genommen werden müssen.

Der Anblick dieses Sturmes, sowie das damit correspondirende stete Krachen aus großen und kleinen Schlünden hatte in der That auf den Zuschauer einen großartigen Eindruck gemacht.

Schon aus dem ersten, rechts von der Brücken-Barrikade liegenden Hause hatte die Stürmenden das bei den Dänen so sehr beliebte Buschklepper-Feuer und von der Barrikade her ein Hagel von Kugeln empfangen. Trotzdem war dieselbe nach einem hitzigen Kampfe von fünf Minuten genommen und der Feind hatte sich eiligst, aber in größter Ordnung, durch die Stadt hindurch nach dem nördlich liegenden Höhenkamm zurückgezogen.

Der Gegner hatte sich nunmehr ganz in der, von Natur aus sehr starken und noch durch Verhaue fast unzugänglich gemachten Aufstellung nördlich der Veile-Au festgesetzt und dieselbe unter Commando des General-Lieutenants Hegermann-Lindenkrone, unter welchem der Oberst Müller als Brigadier befehligte, mit drei Regimentern Infanterie, zwei Regimentern Kavallerie, zwei Roß- und einer Raketenbatterie, besetzt gehalten.

Feldmarschall-Lieutenant Gablenz hatte nun auch die zwei 8pfündigen Batterien der Corps-Geschütz-Reserve in's Feuer gezogen, die Brigade Gondrecourt nach Veile nachrücken lassen und der Brigade Nostitz den Befehl ertheilt, zum Angriff der jenseitigen Höhen vorzugehen, zu welchem Behufe das 9. und 18. Feldjäger-Bataillon gegen die rechte Flanke des Feindes dirigirt worden war.

Durch diese musterhaft und mit der höchsten Bravour ausgeführte Bewegung waren die vom Feinde besetzten Höhen erstiegen worden und den gegen die Front mit gleicher Entschlossenheit vorgehenden Infanterie-Regimentern der Brigade-General-Major von Nostitz ihre schwierige Aufgabe erleichtert.

Die einbrechende Dunkelheit und die außergewöhnliche Ermüdung der Truppen hatte eine energische Verfolgung des Feindes, welcher

Horsens zurückgezogen und diesen Rückzug durch ein noch längere Zeit anhaltendes, wenn auch wenig wirksames Artilleriefeuer zu decken gesucht hatte, unmöglich gemacht.

Das Gefecht hatte von halb 3 bis halb 7 Uhr Abends gedauert und den Dänen namhafte Verluste gekostet, worunter circa zweihundert Gefangene.

Während der Kampf um die Höhen jenseits Veilen entbrannt war und das Geschützfeuer über die Stadt hinwegspielte, hatte in den Straßen der Stadt ein erbittertes Gefecht stattgefunden, wobei die Dänen mehrere Salven aus nächster Nähe gegeben, aber zu hoch geschossen.

Der Prinz von Altenburg, Lieutenant im westphälischen Ulanen-Regiment Nr. 5., der zufällig zu dem österreichischen Gefechte gekommen war, hatte jetzt auch zu Fuß an diesem Straßenkampfe Theil genommen.

Um 3 Uhr Nachmittags etwa war man vor den Höhen vor Veile angekommen, wo der Feind entschlossen schien, Stellung nehmen zu wollen.

Sofort hatte Feldmarschall-Lieutenant-Gablenz die Gefechtsdispositionen getroffen.

In kaum einer Viertelstunde war die Gefechtslinie gebildet und der erste Kanonenschuß gefallen, der auch gleich energisch beantwortet wurde.

Die Brigade Nostiz hatte den rechten Flügel und das Centrum gebildet, ein Theil der Brigade Gondrecourt bildete den linken Flügel.

Zwei Compagnieen vom Regiment „Hessen“ hatten den ersten Sturm auf die hochgelegene Windmühle vollführt, die stark besetzt war.

Nach einem zehn Minuten langen heftigen Kampfe waren die Dänen, sowohl hier als auch im Centrum auf der Hauptstraße, wo sie ebenfalls mit der Artillerie stark engagirt waren, in größter Ordnung durch das Gehölz ins Thal gewichen und hatten sich schon theilweise auf der rechts durch die Veile-Bucht, links durch einen Binnensee gedeckten Straße nach der Stadt hineingezogen.

Jetzt hatte der linke Flügel sein wirksames Feuer begonnen und westlich nach dem Höhenkamme des Thales operirt.

Zu gleicher Zeit hatte sich im Centrum eine Sturmcolonne, bestehend aus einem Bataillon „Hessen" und zwei Compagnieen vom 9. Jäger-Bataillon gebildet.

Am Eingange der Stadt war an der Brücke eine starke Barrikade errichtet worden und man war anzunehmen berechtigt, daß der Feind dieselbe nicht so schnell zu räumen gedachte.

Unter klingendem Spiel hatte sich die Sturmcolonne in Bewegung gesetzt, bis sie endlich unter schallendem Hurrah auf den Verhau angestürmt war.

Schon aus dem ersten, rechts von der Brücken-Barrikade liegenden Hause hatte die Stürmenden ein sehr heftiges Heckenfeuer empfangen, von der Barrikade war ein Hagel von Kugeln gekommen. Trotzdem war dieselbe nach einem hitzigen Kampfe von fünf Minuten genommen und der Feind hatte sich eiligst, aber in größter Ordnung durch die Stadt hindurch nach den nördlich derselben gelegenen Höhen gezogen.

Hier hatte er seine ganze Kraft concentrirt und es schien, als ob er diese Position, an deren Verschanzung und Befestigung durch Verhaue die Dänen, nach Aussage von in Veile wohnenden Deutschen volle vierzehn Tage gearbeitet hatten, unter allen Umständen halten wollte.

Aus dem am Fuße des Berges gelegenen, die Straße der Stadt dominirenden Häusern hatte die vorstürmenden Truppen ein gut unterhaltenes Feuer empfangen, selbst aus den letzten in der Straße der Stadt liegenden Häuser war fortgeschossen worden, während von dem Kamm der Höhe herab ebenfalls jeder Zugang bestrichen worden war.

Man war genöthigt, sich demnach zuerst der Häuser in der Stadt zu bemächtigen, wobei selbst mehrere Civilisten unter den Kämpfern gefangen genommen worden waren.

Dieser gleichsam zum Straßenkampfe gewordene Theil des Gefechts hatte über eine Stunde gedauert, während welcher die, auf den südlich von der Stadt gelegenen Höhen aufgestellten österreichischen

Geschütze, über die Stadt hinweg, wirksam in das Gefecht eingegriffen hatten.

Feldmarschall-Lieutenant Gablenz hatte inzwischen einen Flankenmarsch des linken Flügels an dem Fuße der dominirenden Höhen befohlen.

Jetzt hatte das Anstürmen auf die Höhen von allen Seiten begonnen und der Feind, der bald inne geworden, daß er plötzlich auf seinem rechten Flügel ernstlich bedroht sei, war mit einem Theile seiner Truppen durch den Wald zurückgezogen, hatte aber nichtsdestoweniger dafür gesorgt, fortwährend ein gut genährtes Feuer zu unterhalten.

Die österreichischen Truppen hatten die letzte Stellung des Feindes erklommen und genommen und seinen geordneten Rückzug noch so lange verfolgt, bis die eintretende Dunkelheit jedem weiteren Vordringen auf dem unbekannten, äußerst coupirten Terrain Einhalt geboten.

Die Stärke der Dänen war der der österreichischen Truppen verhältnißmäßig gleich.

Die Dänen hatten das 1., 7. und 11. Infanterie-Regiment, 5 Schwadronen Dragoner und 2 Batterien, also etwa 5000—6000 Mann in einer äußerst günstigen, theilweise vortrefflich befestigten Defensiv-Stellung im Gefecht, während die österreichischen Truppen 8000 Mann in der Offensive zählten.

Als die Dunkelheit eingebrochen, hatten die Bürger der Stadt auf die Soldaten geschossen.

Einige Züge mögen hier, weil von allgemeinem Interesse, nicht unerwähnt bleiben.

Einer der österreichischen Soldaten, der in Begriff stand, einen Schluck aus seiner Feldflasche zu nehmen, hatte einen Schuß durch den Arm erhalten. Seine Kameraden waren sofort in das Haus gedrungen, aus welchem gefeuert worden war.

Der Besitzer hatte sich in den Hof geflüchtet und in einem Stallraum verborgen; hier aufgefunden, war er von den erbitterten Verfolgern so arg mit den Bajonneten verwundet worden, daß er seinen Geist aushauchte.

Ein Zweiter war auf dem Markt erschossen worden, sieben andere Bürger waren desselben Schicksals gewärtig.

Die Stadt war durch diesen Widerstand selbstverständlich hart mitgenommen worden.

An der Ecke einer Straße war aus einem Porzellan- und Glaswaaren-Geschäft ebenfalls fortdauernd mit Erfolg geschossen worden. Ein Trupp Jäger war im Sturm vorgegangen und in den Laden eingedrungen, in wenigen Augenblicken war Alles kurz und klein geschlagen und der gestürmte Raum hatte das Bild gänzlicher Verwüstung dargeboten.

Daneben hatten die Bewohner Veile's den Truppen Quartier verweigert, was die Erbitterung noch mehr gesteigert.

Ein Offizier mit sechs Mann hatte ein Haus am Süderende bezogen und Quartier verlangt.

Der Hauswirth hatte auf zwei elende Kammern gedeutet und vorgegeben, daß der übrige Raum nicht ihm gehöre, der Eigenthümer nicht zur Stelle sei und er selbst nur als Miether dieses Haus bewohne.

Der Offizier, der die Lüge sofort durchschaut, hatte die Schlüssel zu den verschlossenen Thüren verlangt.

Als aber die Herbeischaffung innerhalb der bewilligten zehn Minuten nicht erfolgt war, hatte er die Thüren erbrechen lassen, und für sich und seine Mannschaft auf diese Weise das Quartier requirirt.

Zur Strafe für seinen Eigensinn waren dem Bewohner noch zwei Mann mehr zugetheilt, er selbst angewiesen worden, eine der Kammern zu beziehen.

Die Bitte, ihm ein Bett zu gestatten, wurde auf die höflichste Weise abgeschlagen und mit schärferen Maßregeln gedroht, falls ähnliche Ungenauigkeiten in seinen Aussagen noch einmal vorkommen sollten.

General Graf Gondrecourt war beim Gefecht vom Pferde gesprungen und mit gezogenem Säbel in die Reihen der Stürmenden getreten.

Der dem Corps-Commando zugetheilte Baron Löwenstern, Rittmeister im Ulanen-Regiment Erzherzog Karl, war ebenfalls schon beim

ersten Sturm vom Pferde gesprungen, hatte einem Gemeinen von Hessen-Infanterie das Gewehr aus der Hand genommen, sich einige Patronen geben lassen und in Reih und Glied gestellt.

Seine zwei ersten Schüsse waren vortrefflich, denn die Geschossenen rührten sich nicht mehr; mit dem dritten hatte er einen Gefangenen gemacht, den er sich selbst aus den Reihen geholt, worauf er noch weiter mit fortgestürmt.

Ober-Lieutenant Schädelbauer war durch mehrere Kolbenschläge schwer verwundet worden, Lieutenant Pochner leicht.

Ober-Lieutenant Rathlew, welcher schon bei Oeversee durch einen Schuß, der aber durch einen Thaler in seinem Portemonnaie abgeschwächt wurde, verwundet worden und vor wenigen Tagen zu den Truppen zurückgekehrt war, hatte jetzt eine tödtliche Blessour erhalten.

Auf dem Abschiedsballe der Oesterreicher in Hadersleben hatte er den Thaler an einer Schnur auf der Brust getragen. In Veile war er einer der Ersten, der in der Stadt eindrang, bei der Verfolgung hatte er eine Kugel erhalten, die durch den Orden der Eisernen Krone in die Brust gedrungen.

Ober-Lieutenant Ivanowich von demselben Regiment war leicht verwundet worden.

Lobend war erwähnt, daß Feldmarschall-Lieutenant Gablenz in diesem Gefechte nur da, wo es nöthig war, den „Stier bei den Hörnern" faßte, und mehr als bei Oeversee durch geschicktes Manövriren Erfolge erreicht hatte.

Er hatte, wie ein Offizier schrieb, vor der Front gehalten und seine Truppen wie Dominosteine ausgespielt.

Die Dänischen Truppen.

Der officielle Dänische Bericht über die Gefechte vom 8. März lautete:

Vorgestern war das auf Vorposten befindliche 20. Infanterie-

Regiment im Elbothal von einer feindlichen Stärke aller Waffen angegriffen worden.

Die Vorposten waren stark bedrängt worden, namentlich bei Heisekrug und Hemmberg, wo Capitain Daue seine Retraitelinie zu verlassen genöthigt war und wahrscheinlich in Gefangenschaft gerathen war.

Unsere Vorposten hatten sich zurückgezogen, ohne den Widerstand zu forciren, und hinter Erilsöe, so wie vor der Ueberschwemmung und dem befestigten Lager in einem Abstande von 1200 Ellen Stellung genommen.

Der Feind hatte Sandalshuse, die Fugelsanger Hölzung und Soustroup besetzt.

Gleichzeitig mit dem Angriffe auf die Vorposten von Friedericia hatte sich der Feind um 9 Uhr Vormittags mit größerer Stärke vor den Vorposten der 4. Division gezeigt.

Zwischen 3 und 4 Uhr hatte sich hinter Veile ein größerer Infanterie- und Artilleriekampf entsponnen.

Da aber diese Stelle, indem Veile verlassen, nicht haltbar gewesen, war dieselbe um 5¼ Uhr aufgegeben und das Militair nordwärts dirigirt, worauf die Verfolgung, namentlich mit 10 bis 12 Piecen Artillerie, bis zur Höhe von Juelsburg ununterbrochen fortgesetzt wurde.

Aus Middelfahrt war 10½ Uhr Vormittags gemeldet worden, daß der Feind sich mit starken Infanteriemassen auf der Chaussee zwischen Erritskov und Börupkov zurückzöge.

Vom Kirchthurm aus war durch Fernröhre in der ganzen Umgebung kein Feind zu erblicken.

Von Snoghöi war der Feind um 7 Uhr Morgens aufgebrochen.

Es brannte bald an zwei Stellen zwischen Snoghöi und Friedericia.

Ferner war aus Friederica vom 8. März Abends berichtet worden:

Das „Dampfschiff „Zephyr" war mit ungefähr 140 Verwundeten nach Bogense und Korsör abgegangen, unter ihnen befand sich

General Wilster und dessen Stabschef, Capitain Hoffmann, dessen rechtes Bein amputirt worden.

Außer Hauptmann Daue und seiner Compagnie waren vermißt: der Seelieutenant Rosenstand und 18 Untercorporale und Gemeine vom 20. Regiment, welche bei einer Patrouille von dem Haveballe-Paß abgeschnitten worden waren.

Nach einem späteren Bericht hatten die Dänen bei Veile das 7. und 11. Infanterie-Regiment, eine Batterie und 3 Escadrons im Gefecht gehabt; ihr Verlust daselbst hatte in 190 Mann Todte, Verwundete und Vermißte bestanden, darunter befanden sich drei verwundete Offiziere.

Feldmarschall-Lieutenant Gablenz hatte, während die preußische Garde-Division Friedericia von der Landseite umschloß, die Verfolgung der Dänen angetreten; er hatte am 10. März das von den Dänen verlassene Horsens erreicht, am 12. Sconderborg, am 13. Aarhuus, jedoch ohne die verlorene Fühlung mit dem Feinde wieder gewinnen zu können.

Die bei Veile geschlagenen 5- bis 6000 Mann Dänen entkamen, ebenso wie die Armee vom Danewirke.

Die Meldung des Feldmarschall-Lieutenants v. Gablenz, daß die Dänen sich in Aarhuus eingeschifft haben sollten, weshalb er die weitere Verfolgung aufgegeben, hätte auf einen Irrthum beruht, Niemand hatte an eine derartige Einschiffung gedacht, der Rückzug war vielmehr, und zwar in größter Hast, weiter nach Norden fortgesetzt worden.

Mit Ausnahme einer kleinen Abtheilung, welche sich direct gen Norden nach Aalborg, am östlichen Theile des Lymfjord, begeben hatte, war das Gros (Infanterie, Artillerie und Kavallerie) in nordwestlicher Richtung bis an den, Jütland seiner ganzen Breite nach durchschneidenden Lymfjord marschirt und hier am Ufer desselben während nahezu dreimal 24 Stunden auf das Aufhören des starken Nordweststurmes, welches ein Uebersetzen über den Fjord und nach der in demselben befindlichen Insel Mörs augenscheinlich unmöglich machte, geharrt.

Nachdem endlich der Sturm sich gelegt, war dann, während von dem nachrückenden Feinde noch immer nichts zu entdecken war,

die Einschiffung und Ueberfahrt über den die Insel Mörs von dem Festlande trennenden Salling-Sund in größter Ordnung vor sich gegangen.

Die Oesterreicher hatten unterdessen die eroberten Positionen von Aarhuus-Scanderborg besetzt.

Die Position Aarhuus war deshalb wichtig, weil von hier aus die jütische Querstraße sich über Silkeborg in gerader Linie nach Rinkjobing am Skavning-Fjord zog, von wo die Straße auf der Westseite der Halbinsel über Varde nach Ribe ging.

Wer dieses Wegquadrat inne hatte, beherrschte die Südhälfte von Jütland.

Von Horsens bis Scanderborg waren $2^3/_4$, von dort bis Viborg 9 Meilen.

Viborg liegt mit Randers in gleicher Breite, nördlich von Silkeborg.

Die Dänen hatten also wieder eine ihrer beliebten Flankenstellungen bezogen, um sich einer Landung auf der Ostküste der Besatzung in Aarhuus und Randers im Rücken zeigen zu können.

General von Hegermann-Lindencrone hatte beschlossen, eine Art Guerilla-Krieg zu führen.

Die den Deutschen feindselige Haltung der Jüten, die Beschaffenheit des Terrains und die Leichtigkeit, überall die Truppen plötzlich landen zu können, hatte es nicht rathsam erscheinen lassen, der Uebermacht einen wesentlichen Widerstand auf dem freien Felde zu leisten.

Die Preußische Garde-Division hatte bei ihren Unternehmungen Vorposten gegen Friedericia ausgesetzt, während die Artillerie-Bomben über die Meerenge von Erikföe aus nach Strib (bei Middelfahrt) zu werfen versuchte, aber es hatte sich gezeigt, daß hier kein Erfolg bei dem Versuch eines Ueberganges zu erwarten war. Die Breite des Wassers und die reißende Strömung hatten unüberwindliche Hindernisse entgegengesetzt.

Der Versuch eines Bombardements von Friedericia hatte ebenfalls gezeigt, daß bei dieser Festung eine regelmäßige Belagerung erforderlich war.

Am 19. Mai waren die Vorposten des Feindes nach der Festung

zurückgeworfen worden, am 20. hatte des Bombardement begonnen und war gleichzeitig eine Recognoscirung gegen das verschanzte Lager unternommen.

Der Feldmarschall hatte persönlich den Kampf geleitet, der Kronprinz von Preußen war zugegen gewesen.

Friedericia (die Stadt) brannte, aber gegen die Bastionen war der Erfolg nur ein geringer zu nennen gewesen; man hatte daher beschlossen, sich mit einer Cernirung der Feste zu begnügen.

Ein Theil der Garde-Division (mit Ausnahme der Kavallerie) war am 25. März zurückgezogen und in Eilmärschen nach dem Sundewitt dirigirt worden, dem österreichischen Corps dagegen die Cernirung anvertraut worden.

Das letztere Corps hatte seine Vorposten eine halbe Meile von der Festung zurückgezogen.

Im Norden hatte sich die dänische Armee auf der von der Landseite uneinnehmbaren Halbinsel Helgenäs concentrirt; die Position bei Veile war deshalb verschanzt worden, um gegen Ueberfälle geschützt zu sein.

Es ist hier der Ort, von der Art zu sprechen, wie die Dänen den Krieg führten und welche Ansichten bei ihnen über Kriegführung galten.

Ein dänisches Blatt schrieb u. A.:

„In Deutschland gelte ein tüchtiger Patrouilleur und ein Meuchelmörder als ein- und dasselbe. (!)

Sich einzuschleichen und einen Mann niederzuschießen, gelte in Deutschland als Heldenthat, wofür man decorirt werde.

In Deutschland gelte es als Tapferkeit, wenn man 50 Mann aufstelle und sie 1000 Ellen weit losschießen läßt, damit einer oder der andere Mann von der Feldwache falle.

Man müsse dänischerseits jeden Patrouilleur oder Schleichmörder aufhängen, welchen man 1000 Ellen weit von der Vedettenkette treffe.“ —

Sehr charakteristisch waren folgende Notizen, die wir einem und demselben Blatte entnahmen. Sie lauteten:

„Aus Sonderburg vom 13. März, 1 Uhr:

Gestern war die Leiche des Lieutenants Bluhme auf eine von

Seiten des Feindes schöne und ehrenvolle Weise an unsere Vorposten gebracht worden.

Die Preußen hatten den Sarg mit Kränzen geschmückt und eine große Danebrogsflagge über den Deckel ausgebreitet. Zwei gefangene Unteroffiziere waren freigegeben worden und folgten der Leiche als Ehrenwache. Die Leiche war mit dem Dampfschiff „Phönix" hierher abgegangen.

„Ein Corporal, welcher mit einer Patrouille einem Offizier als Patrouillenführer begegnet war und von diesem, indem er ihn vortreten ließ, das Loosungswort verlangt hatte, hatte den Offizier, welcher dasselbe aus Zerstreutheit unrichtig angegeben, zu Boden geworfen und ihn durch Säbelhiebe und Fußtritte arg zugerichtet. Als der durch die nächtliche Finsterniß hervorgerufene Irrthum endlich entdeckt worden war, war es zu spät, denn der Offizier mußte, jämmerlich zerschlagen, schleunigst nach einem Alsener Lazareth geschafft werden."

Folgende Anekdote, die ebenfalls hierher gehört und von einem deutschen Correspondenten herrührt, sei ebenfalls, als hierher passend, noch angeführt.

Ein österreichischer Jägeroffizier war eingetroffen, der bei dem Gefecht bei Veile in dänische Gefangenschaft gerathen und dessen Entweichen in ergötzlicher Weise erfolgt war.

Seine Bewachung war drei Soldaten aufgetragen: zwei Dänen und einem Schleswiger.

Am Abend hatte der Letztere die günstige Gelegenheit wahrgenommen, dem Offizier zuzuraunen:

„Herr Leitnambt, wenn Se wöllt asrick, so ritsche wi hüt Nacht Beede ut."

Der Offizier wollte natürlich so wie der Soldat; gesagt, gethan, und der des Terrains außerordentlich kundige Schleswiger entkam ebenso in die Vorpostenkette der Alliirten, wie der Offizier, welcher sich bitter über die ihm zu Theil gewordene Behandlung beklagte.

Die dänischen Soldaten waren brutal gegen ihn gewesen, die jütischen Bauern, in deren Hause man ihn vorläufig untergebracht, hatten ihm alles abgenommen, Uhr, Geld, Brieftasche u. s. w., die

vergoldeten Knöpfe erst abgeschnitten, dann ihm die Uniform genommen und den Mantel gelassen.

Stellt man diese Berichte zusammen und erinnert man sich der Mißhandlungen, welche die ersten deutschen Gefangenen und die holsteinischen Soldaten von Seiten des Kopenhagener Pöbels zu erdulden hatten, dann dürfte der dänische Volkscharakter im wahren Lichte erscheinen, da die dänische Presse, anstatt dergleichen Brutalitäten und Ehrlosigkeiten zu brandmarken, Verleumdungen gegen die deutschen Truppen ausstieß, und von der „Barbarei" der Preußen und den „rohen Banden" der Oesterreicher sprach.

Ein verwundeter Däne, dem man bei Oeversee die Wunde mit einem Tuche verbunden und unbeachtet gelassen hatte, feuerte meuchlerisch auf den General Gondrecourt; trotzdem hatte man noch Pardon gegeben.

Der Corporal vom Regiment Lichtenstein, der eine Erpressung versucht hatte, war standrechtlich erschossen, Veile aber nicht geplündert worden, trotzdem sich dänische Bürger am Kampfe betheiligt hatten.

Der Fanatismus der Einwohner Jütlands hatte den der dänischen Nordschleswiger noch übertreffen, von welchen ein Grenadier schrieb:

„Die Leute waren so dänisch gesinnt, daß es fast nicht auszuhalten, während wir doch wo möglich für die Leute unser Leben lassen mußten; wenn die Kerle am Dänischsprechen waren, konnte man nichts verstehen. Sagte man aber: „Schnack tüschke Spräke," so spieen sie einem fast in's Gesicht."

Der dänische General hatte die Unterstützung der Bauern benutzt, um dem Feinde zu schaden, und es war daher jede noch so große Last gerechtfertigt, die der Feind dem Lande als Strafe auferlegt hatte. —

Nach Krigesrecht hatte man diese Art Volkskriege mit dem Niederbrennen der betreffenden Ortschaften beantwortet.

Es fehlte gänzlich an Uniformen für die neu ausgehobenen Rekruten:

So schrieb ein dänisches Blatt:

„Ein Theil der neuen Mannschaften hatte eine isländische Nacht-

jacke und hellblaue Ueberzieher als Uniform, diese Rekruten hießen „Vergißmeinnichte,“ und diese Blauröcke, welche sich in der Armee auszeichneten, galten für Freiwillige oder doch für eine besondere Art Soldaten, so daß man vorzugsweise auf diese feuerte, und es war nun, da diese Verstärkungen meist aus verheiratheten Familienvätern bestanden und Frau und Kinder zu versorgen hatten, große Unzufriedenheiten entstanden.

Der Mangel an Uniformen konnte nicht entschuldigen und es war verlangt worden, daß die Blauröcke Compagnieen für sich bilden sollten.“

Mit dieser Bemerkung hatten die Dänen eine Entschuldigung dafür gefunden, nicht uniformirte Leute bewaffnet, und umgekehrt, Soldaten als Bauern verkleiden zu können, um sie spioniren zu lassen.

Ein deutscher Correspondent schrieb darüber:

„Dänische Schlauheit und List, so fein sie auch ihr Gewebe gesponnen, waren dennoch allmählig bis auf die dünnsten Fäden entdeckt worden.

Die Unternehmungen des Feindes innerhalb der letzten Zeit hatten geradezu angedeutet, daß derselbe sich angeschickt, in Jütland den „kleinen Krieg“ zu führen, wozu er sich eines ganz eigenen Verfahrens bediente.

Das plötzliche Erscheinen seiner Kavallerie auf diesem und jenem Punkt, die Coups, die sie ausführte und auszuführen versucht hatte, das eben so schnelle, öfter spurlose Verschwinden dieser bald schwächeren, bald stärkeren Reitertrupps hatte sehr bald zu einer eigenthümlichen Entdeckung geführt, wozu die häufigen Patrouillen der österreichischen Kavallerie nach dem Westen und Nordwesten von Jütland das ihrige beigetragen hatten.

Es hatte sich nämlich zweifellos herausgestellt, daß ein Theil der in Jütland stehenden dänischen Kavallerie-Regimenter sich in kleinen Abtheilungen bei den Bewohnern der Höfe und Dörfer vertheilt und ihre Pferde eingestellt.

Um unkenntlich zu sein, trugen sie daselbst Bauerntracht, verrichteten so, weniger auffallend, den Kundschaftsdienst und nicht selten sah man sie, sowie preußische oder östreichische Truppen sich nahten,

in kleinen Schaaren aus den Dörfern heraussprengen, um dem nächsten Gros ihrer Truppen Meldung zu erstatten. Zeitweise auch vereinigten sie sich zu größeren Abtheilungen, legten die Uniformen wieder an und versuchten dann irgend einen Handstreich.

Größeren Kräften gegenüber verhielten sie sich passiv, spionirend, kleinere Patrouillen erspähten sie zum Ueberfall oder legten einen Hinterhalt.

Es hatte diese unzweifelhafte Wahrnehmung zu der weiteren Entdeckung geführt, daß sich bei den dänischen Landleuten im Bereich der alliirten Truppen Pferde fanden, die nicht nur durch alle äußeren Merkmale das geschulte Reitpferd bekundeten, sondern auch übereinstimmend mit einem Brandmal versehen waren.

Die selbstverständliche Folge dieser Entdeckungen war, daß von nun an mit der unerläßlichsten Strenge seitens der verbündeten Truppen derartige Pferde, wo sie sich befanden, als Beutepferde eingebracht und entweder als Ersatzpferde in die Kavallerie oder als Zugpferde verwendet wurden.

Nur so und mit dem eisernsten Ernst war es möglich, einem solchen Treiben ein Ende zu machen und eine Entwickelung des feindlichen Kundschaftsdienstes, so wie einem eigenthümlichen Guerillasystem entgegenzutreten, deren Folgen uns vom größten Nachtheil sein mußten.

Auf diese Weise war ein Ueberfall erklärlich, der den Dänen 22 Husaren in die Hände brachte.

Ungefähr 2½ Meile von Veile, am nördlichen Ufer des Veilefjord, lag das Gut Rosenwald; hier befand sich ein kleiner Hafen, welcher von den Küstenfahrzeugen häufig benutzt wurde, um daselbst ihre Ladungen an Landesproducten einzunehmen.

An dieser Stelle sollten die Dänen an's Land gegangen sein.

Hier hatten sie wahrscheinlich auch Nachricht von der Stellung der preußischen Truppen erhalten; auch hatte es ihnen nicht schwer fallen können, einen Führer zu finden, der sie auf Nebenwegen durch die zum Theil bewaldete und mit tiefen Schluchten durchzogene Gegend unbemerkt bis nach Assendrup und Engum, zwei Dörfern südlich von der Chaussee nach Horsens, eine gute Meile von Veile gelegen, brachte, woselbst eine Husaren-Abtheilung stationirt war.

Die Husaren, welche erst einige Stunden vorher zur Ablösung des früher hier belegenen Dragoner-Detachements eingetroffen waren, hatten zum Theil sich zur Ruhe begeben, ermüdet durch einen längeren Marsch, zum Theil waren sie noch in einem Gehöft, am äußersten Ende des Dorfes Assendrup belegen, zur Feier des zweiten Ostertages um eine dampfende Bowle versammelt, als sie auf eine eben so überraschende als verhängnißvolle Weise in ihrem Genuß gestört worden.

Die Dänen hatten unentdeckt die ersten Häuser des Dorfes umstellt und waren dann in dieselben eingedrungen, überrumpelten die ohne Ahnung von der Nähe des Feindes dort weilenden und sich völlig gesichert glaubenden Husaren und nahmen sie ohne Widerstand gefangen.

Man hatte ihnen keine Zeit gelassen, zu den Waffen greifen zu können, kein Schuß war gefallen, keine Klinge war blank gezogen worden.

Doch die Dänen hatten Eile; den aus dem süßen Schlummer Emporgerissenen war nicht Zeit gelassen worden, sich völlig anzukleiden, und ungesattelt, das Geschirr im Stich lassend, hatten sie die Pferde davongetrieben, wie dies mehrere Wagen, mit Sattelzeug und Montirungsstücken beladen, bekundeten, welche hier eingebracht worden waren.

Doch nicht ganz ohne Geräusch war die Gefangennehmung vor sich gegangen, oder vielleicht war es Einzelnen gelungen, sich derselben durch heimliche Flucht zu entziehen und ihre in den benachbarten Gehöften einquartirten Kameraden zu warnen; diese hatten sich eiligst auf's Pferd geworfen und im Vereine mit den im nächsten Dorfe belegenen Husaren, welche nach erhaltener Nachricht in größter Schnelligkeit herbeigesprengt, hatten sie sich auf den Feind geworfen, um ihm wo möglich die gemachte Beute wieder abzujagen, doch das coupirte Terrain verhinderte sie, den Feind in seiner gesicherten Stellung zu attaquiren.

Schüsse krachten durch das Thal.

Salve auf Salve war von den Dänen ausnahmsweise erwidert worden.

Die preußischen Husaren hatten ihren Angriff einstellen müssen, die Dänen dagegen zogen sich zurück, und bevor Verstärkung angelangt, waren sie, durch den dichten Wald und die Dunkelheit gedeckt, ebenso unbemerkt verschwunden, wie sie vor kurzer Zeit gekommen waren.

Bei dem Abzug des Gegners war von demselben ein schwer verwundeter preußischer Husar bis zum Einschiffungsplatz mitgeschleppt worden, dort entkleidet und hülflos liegen gelassen, andern Tages halb todt vor Frost von den Unseren aufgefunden und nach Veile gebracht.

Derartige und andere Grausamkeiten und Perfidien, wie sie seitens der Dänen gegen Wehrlose ausgeübt worden waren, erregten nachgerade bei den alliirten Truppen die größte und wohl gerechte Erbitterung.

Die Expedition war dänischerseits von dem Capitain Stockfleth und dem Premier-Lieutenant Harboe commandirt worden, sie brachte ihnen an Gefangenen 22 Husaren und 27 Pferde.

Nachdem Horsens von den Oesterreichern geräumt, war es (am 28. März) wieder von den Dänen besetzt worden, als jedoch am 10. April von den Preußen eine Expedition gegen diese Stadt zur Eintreibung von Requisitionen unternommen worden war, hatte die Besatzung es nicht für gerathen gehalten, sich in derselben zu vertheidigen.

Ein Augenzeuge schilderte dies Unternehmen folgendermaßen:

„Da der von den alliirten Truppen occupirte Theil Jütlands zwischen Kolding und Veile durch die Erhaltung einer beinahe 30,000 Mann starken Armee schon bedeutend gelitten hatte, so sollte zur Schonung der hiesigen Gegend eine größere Truppenmacht nach Horsens beordert werden, um dort Lebensmittel und Fourage zu requiriren.

„Morgens 3 Uhr war die hiesige preußische Besatzung zum Abmarsche bereit und bald darauf hatten sich die Colonnen auf der Chaussee gegen Horsens in Bewegung gesetzt.

„Im Ganzen hatten 3 Bataillone Garde-Infanterie, 3 Schwadronen Husaren und eine reitende Batterie an dieser Expedition Theil genommen.

„Gegen 8 Uhr waren die ersten Truppen der Avantgarde, Husaren, vor Horsens eingetroffen, die Dänen hatten jedoch die zur Stadt führenden Brücken abgebrochen, die nächstgelegenen Häuser besetzt und schossen aus den Fenstern auf die jetzt schnell anrückenden Preußen.

„Die Husaren hatten Halt gemacht, um die Ankunft der Infanterie abzuwarten, welche auch bald zu ihnen gestoßen und sich schleunigst daran gemacht hatte, die abgebrochenen Brücken durch herbeigeschleppte Bretter wieder gangbar zu machen; zwei Compagnieen des Garde-Regiments „Elisabeth" hatten jedoch nicht erst die Herstellung abgewartet, sondern die Aue vermittelst einiger über die Brückenträger gelegten Laufplanken zur eiligen Verfolgung des Feindes passirt, der inzwischen mit seiner ganzen Macht, eine Compagnie Infanterie und ein Zug Dragoner, den Rückzug angetreten hatte, die Preußen setzten ihm bis Hanstedt nach, ohne daß es ihnen gelungen, denselben zum Stehen bringen zu können.

„Es waren bei dieser Verfolgung mehrere Salven gewechselt worden, doch auf zu große Entfernung, um eine Wirkung erzielen zu können. Nur einen Todten, den das verderbenbringende Geschoß noch auf eine Distance von 1200 Schritten erreicht, und einen Verwundeten, hatten die Dänen in den Händen der Preußen zurückgelassen, außerdem war noch ein Mann, der in Horsens zurückgeblieben war, gefangen genommen worden.

„Die Preußen, von der vergeblichen Verfolgung Abstand nehmend, waren in die Stadt zurückgekehrt, wohin indessen auch die übrigen Truppen über die bald wiederhergestellte Brücke eingerückt waren.

„Auf dem Marktplatz hatte man campirt, die Gewehre waren zusammengestellt worden, und nachdem man sich an den durch die Bürger der Stadt bereitwillig herbeigeschafften Erquickungen oder an den eigenen im Brodbeutel und in der Feldflasche mitgebrachten Vorräthen genügend gestärkt, hatte man sich auf das über den ganzen Raum ausgebreitete Stroh gelagert, um durch einige Stunden Schlaf neue Kräfte für den Rückmarsch zu sammeln.

„Die Autoritäten der Stadt waren auf das Rathhaus beordert worden, und wurde ihnen aufgegeben, innerhalb drei Stunden die

geforderten Lebensmittel herbeizuschaffen, widrigenfalls ward mit Zwangsmaßregeln gedroht.

„Gegen 3 Uhr Nachmittags hatten die preußischen Truppen den Rückmarsch nach Veile angetreten, 300 Stück Rindvieh und 200 beladene Wagen mit sich führend; besonders war auch dafür gesorgt worden, eine Quantität guten Bieres, an welchem man in Veile sehr Mangel leiden mußte, mitzunehmen.

„Die Preußen waren zum ersten Male ohne Tornister und Helm ausmarschirt, und hatte sich diese Maßregel vortrefflich bewährt. Trotz eines anstrengenden Marsches von acht Meilen waren die Soldaten guten Muthes und weniger erschöpft als gewöhnlich bei Zurücklegung einer kleineren Wegstrecke.

„Die ganze Expedition war durch das schönste Frühlingswetter begleitet."

Die Explosion.

Der Capitain van Enden sollte so eben seinen Tod erleiden, der Lieutenant war an ihn herangetreten und sah ihn mit durchdringendem Blicke an.

„Capitain," sagte er, „Ihre Stunde hat geschlagen, ich hoffe, Sie sind genügend vorbereitet, und mögen jetzt vor Ihrem Richter treten, dem Sie Rechenschaft abzulegen haben, für Ihre Verbrechen. Was die irdische Justiz vermag, soll in diesem Augenblick geschehen. Haben Sie noch einen Wunsch, so sprechen Sie."

„Ja," sagte der Capitain, „vergönnt mir noch zehn Minuten Aufschub, weiter verlange ich nichts."

„Gewährt!" versetzte der Lieutenant, und zog sich mit seinen Leuten zurück.

Rothenfelser stand an der Seite des Capitains und blickte in das wüste Meer hinaus, welches dumpf brauste.

Er war in Gedanken versunken, die ganze Vergangenheit, von seiner frühesten Kindheit an, zog an seiner Seele vorüber, er schauderte von Zeit zu Zeit; namentlich durchbebte ihn ein Grauen, als er bis an die Gegenwart gekommen war.

Wie furchtbar seine Schicksale waren, ist uns bereits bekannt. Er hatte in Flensburg dem Tode in's Gesicht gesehen, als er vom Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt wurde; er hatte ihn auf den Schlachtfeldern, in der Gefangenschaft, in jener Mörderschänke erwartet, aber kein Augenblick war ihm so schrecklich, wie dieser, indem er in ihm auch zugleich das Theuerste, was er auf Erden besaß, verlieren sollte: die schuldlose Marie, seine geliebte Braut, mußte sterben, und das brach ihm das Herz. Was hatte sie verbrochen, daß sie eines schmerzlichen Todes sterben sollte? Doch war auch er nicht schuldlos? hatte er irgend einen Fehl begangen, der seinen Mord rechtfertigte? Er konnte nur van Enden beklagen, doch warum ihn verdammen? Er hatte die besten Absichten gehabt, als er ihn und seine Braut auf das Schiff einlud, da er sein Schicksal nicht ahnen konnte! —

Plötzlich hörte er seinen Namen rufen und blickte aufschreckend sich um.

„Ich war es, der Sie rief, Heinrich, ich will Sie retten, Sie und Ihre Braut!" sagte van Enden. „Warum sollen Sie unter dem Schicksal leiden, das ich erdulden muß? Ich habe unzählige Verbrechen begangen, der Tod kommt mir erwünscht; wenn ich auch jetzt meine Lebensweise ändern und eine neue Lebensbahn betreten wollte, so sterbe ich doch gern, um durch den Tod die Frevel zu sühnen, die ich beging. Aber Sie sind schuldlos, Sie und das junge Mädchen, Sie haben nichts verbrochen, Sie sollen gerettet werden; aber es muß schnell sein, schnell, Heinrich, hören Sie? nur von einer raschen kühnen That hängt Ihre und die Rettung Ihrer Braut ab. Hören Sie mich an."

Heinrich trat näher und der Capitain flüsterte ihm schnell einige Worte zu.

Kaum hate er beendet, als Heinrich von einer Leichenblässe bedeckt wurde.

„Mein Gott, was muthen Sie mir zu?"

„Es gilt Leben um Leben!“

„Nein, nein, eines solchen Verbrechens werde ich nimmer fähig sein!“

„Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie so schwach sein würden, in dem Augenblick der Verzweiflung vor einer kühnen That zurück zu beben.“ —

„Sie nennen es kühne That, wo es sich um ein grenzenloses Verbrechen handelt? nein, nein, der Himmel bewahre mich vor Mord, lieber will ich untergehen und Ihr Schicksal theilen, als mein Gewissen mit dieser That beflecken.“

„Aber Ihre Braut, was hat sie gethan?“ rief van Enden verzweifelt.

„Ich kann nicht morden, der Himmel sei uns Allen gnädig,“ sagte Heinrich mit gepreßter Stimme.

„Nun denn, so muß ich selber handeln,“ sagte van Enden. „Lieutenant Starozzi!“ rief er mit lauter Stimme.

Der Gerufene erschien.

„Ich muß meine Nichte sprechen.“

„Ihre Nichte, Capitain? wozu bedarf es dessen noch, da auch sie dem Tode geweiht ist?“

„Ich will ihre Verzeihung, ich kann nicht ruhig sterben! möge das der Segen des Priesters sein, der mich hinübergeleitet in das Reich der Ewigkeit! Denken Sie an Ihr eigenes Schicksal, es könnte Ihnen einst ergehen wie mir: gegen Sie könnte sich diese Rotte empören! O, hüten Sie sich, wenn Sie in jenem Augenblicke der Verzweiflung sich des unglücklichen van Enden erinnern! in einem Augenblick, wo man mit gezücktem Schwert vor Ihnen steht, um Sie zu ermorden und Sie um einige Minuten flehen, die man Ihnen nicht gewährt! Wenn dann mein Bild vor Ihrer Seele vorüberschwebt, so werden Sie von einem Schauder des Entsetzens durchrieselt werden, und sich selber sagen: ich hätte ihm die erbetene Frist gewähren sollen!“

Der Lieutenant stand einige Augenblicke in Gedanken versunken da.

„Es ist gut, Capitain,“ sagte er dann, „Ihre Bitte soll gewährt sein! gehen Sie hinab, doch zögern Sie nicht lange, denn wir

müssen weiter gehen, und es ist nicht Sitte, daß man die Anker lichtet, bevor die Execution vollstreckt ist."

Er selber löste van Enden's Bande.

„Kommen Sie," sagte dieser zu Heinrich, mit einer Hast, die auf eine schreckliche Erregung deuten ließ.

Heinrich folgte dem Capitain.

Beide schritten in den unteren Raum des Schiffes hinab, wo Marie auf den Knieen lag.

„Rasch!" sagte van Enden, „jetzt werden wir uns alle Drei retten können, nur Schnelligkeit entscheidet."

Jetzt warf auch er sich auf das Knie und sprach ein kurzes, inbrünstiges Gebet.

Als er dies geendet hatte, erhob er sich und trat festen Schrittes zu Heinrich heran.

„Nach zehn Minuten," sagte er, „wird von diesem Schiff kein Stäubchen mehr vorhanden sein."

„Was wollen Sie beginnen?" fragte Heinrich.

„Um Gotteswillen, Capitain, was soll vor sich gehen," rief Marie, wild um sich blickend.

„Es ist keine Zeit zu Auseinandersetzungen!" sagte van Enden mit Hast.

Jetzt nahm er einen Schwefelfaden, welchen er aus einem Schranke hervorholte, und verbarg diesen so sorgfältig, daß weder Heinrich noch Marie auch nur das Geringste davon gewahren konnte.

Leise öffnete er die Thür, sich vorsichtig umsehend, ob ihn Niemand bemerkte.

Alle Mannschaft war auf dem Deck; ein Schiffsjunge, welcher im Gange beschäftigt war, beachtete ihn nicht.

Er eilte den Gang entlang, stieß den Riegel von der Pulverkammer auf und trat hinein.

Er athmete tief auf, als er sich am Ziele sah, lehnte sich an den Thürpfosten und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit dem Geräusch, das undeutlich, wie aus weiter Ferne von dem Verdeck herabtönte.

Eine Masse von Patronen und Schiffsbedarf war in der Kam-

mer aufgespeichert, die Pulverfässer offen, um der Luft den Zutritt zu gestatten.

Jetzt zündete er den Schwefelfaden an und steckte ihn in eins der Pulverfässer.

Hiernach trat er hinaus. Ohne ein Wort zu sagen, ergriff er Heinrich an der einen Hand, schleppte Marie an der andern nach und stürzte die Treppe in größter Eile hinauf.

Oben angekommen, umschlang er Beide und sprang mit ihnen über Bord in das Meer.

Ein dumpfes Geräusch, wie eben das Fallen von Körpern in das Wasser es verursacht, ward hörbar, dann folgte darauf tiefes Schweigen.

Das Schiffsvolk war so verwirrt, daß es sich im ersten Augenblick nicht fassen konnte.

„Verrath, Verrath!" rief der Befehlshaber. „Laßt eins der Boote hinab, schnell ihnen nach!"

In weniger als drei Minuten war dieser Befehl vollzogen, ein Boot war auf dem Wasser, um den Flüchtigen nachzusetzen und sie einzuholen.

Eben wollte ein Matrose hinabspringen, da plötzlich ertönte ein Krachen und Knallen, dem eine furchtbare Explosion folgte.

Der „Pluto" flog in die Luft, Trümmer, rauchende Balken, halbverbrannte Leichname bedeckten die Meeresfläche.

Die Nacht legte bald ihr großes schwarzes Bahrtuch über das Grab des Schiffes und seiner Mannschaft.

Die Einnahme von Fehmarn.

Während bei Düppel und Fridericia der Krieg sich in Belagerungen verwandelt, hatte eine preußische Truppe an der holsteinischen Küste bewiesen, was kühner Unternehmungsgeist vermag, wenn der Feind sich im Uebermuth sicher glaubt.

Der Däne wähnte sich Herr der See und hatte seine Flotte zwar nicht zum Angriff auf deutsche Küsten, wohl aber zum Raube von Handelsfahrzeugen und zur Plünderung der holsteinischen Insel Sylt benutzt.

Wie auf der Westküste hatte er auch auf der Ostküste Requisitionen einzutreiben versucht und zu diesem Zwecke, so wie auch, um gelegentlich eine Landung zu versuchen, bei der Insel Fehmarn eine Station für Kanonenboote errichtet.

Der General v. Schlegell hatte beschlossen, den Versuch zu machen, die Insel durch Ueberrumpelung zu nehmen, gerade als die Dänen dort bedeutende Requisitionen ausgeschrieben.

Den Lemker Hafen ließ man durch zwei Kanonenboote bewachen, es lag bei ihnen auch ein unbesetztes Transportschiff.

Oestlich des Sundes, am Tief, lagen ein Kanonenboot und vier Transportschiffe.

Auf Fehmarn am Sunde war eine Wache, der Rest der Besatzung befand sich in Burg.

Vorsatz war, unter dem Schutze einer 12pfündigen und einer halben Haubitz-Batterie, welche die Kanonenboote abhalten konnten, bei Nacht überzusetzen und bei Tagesanbruch die Besatzung von Burg zu überfallen.

Die Schwierigkeit war, Fahrzeuge unbemerkt bei den blockirenden Schiffen vorüberzubringen, da nur kleinere, die zum Uebersetzen über den mehr als 2000 Schritt breiten Sund nicht geeignet waren, auf Wagen herangeschafft werden konnten.

Nach einigen Schwierigkeiten seitens der Besitzer der Boote war es dem Major v. Zilinicki gelungen, acht Boote, jedes für etwa 20 Mann, in Heiligenhafen (einer holsteinischen Stadt, gegenüber Fehmarn) zu erhalten.

Diese Boote waren Abends 11½ Uhr aus Heiligenhafen gefahren und unbemerkt an den dänischen Schiffen vorbei nach dem Sunde gekommen, wo dieselben am 15. Morgens gegen 2 Uhr eingetroffen.

Inzwischen war die Artillerie dort in zwei Batterien aufgestellt worden und um 2½ Uhr die Infanterie, sechs Compagnieen des 5. Brandenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 48, eingetroffen.

Aus dem Dorfe Großenbrode hatten einige kleinere Kähne auf Wagen herbeigeschafft werden können.

Man hatte beabsichtigt, vier Compagnieen überzusetzen und gehofft, damit vor Tagesanbruch fertig zu sein; indeß hatte sich gegen Mitternacht ein starker Wind erhoben, der immer heftiger geworden war und von dem das Wasser um 5 Fuß aus dem Sunde getrieben wurde.

Deshalb konnten die Boote, selbst die kleineren, welche nur drei, höchstens vier Mann faßten, nicht an die Landungsbrücke; es mußten nun Wagen in die See gefahren und mit Brettern belegt werden, um eine Brücke zu bilden, von der je drei Mann an die gegen 200 Schritt weiter in See liegenden größeren Boote gebracht werden konnten.

Diese großen Schwierigkeiten, die Dunkelheit und die sehr hoch gehenden Wellen hatten veranlaßt, daß die 8. Compagnie unter Hauptmann v. Mellenthin erst gegen 5 Uhr Morgens eingeschifft worden war.

Nach Fehmarn zu war der Wind gut, rückwärts sehr ungünstig, so daß die leeren Boote kreuzen mußten und erst nach einer starken halben Stunde das diesseitige Ufer wieder erreichen konnten; dabei war der Wind immer heftiger geworden, so daß von dem Unternehmen abgestanden worden sein würde, wenn nicht schon eine Compagnie in Fehmarn gelandet und die Uferwache, ein Unteroffizier und sechs Mann überfallen und gefangen genommen, so wie das Leuchtfeuer unbrauchbar gemacht hätte.

Bei dem Ueberfall der Wache war ein Mann schwer, zwei Mann leichter verwundet, von den Dänen hatte der Unteroffizier eine schwere Verwundung erhalten.

Die Compagnie des Hauptmann v. Mellenthin, so wie die nachfolgenden mußten, sobald die Barken auf den Grund stießen, aussteigen und anfangs bis an die Hüften in dem stürmisch bewegten Wasser waten.

Der achten Compagnie war die fünfte unter Hauptmann Kaßner gefolgt.

Es hatte zwar angefangen etwas heller zu werden, dagegen sich

die Schwierigkeit des Einschiffens und der Ueberfahrt durch den immer stärker werdenden Sturm gesteigert.

Unter noch größeren Schwierigkeiten war gegen 8 Uhr auch die 7. Compagnie über den Sund gelangt.

Die 6. Compagnie hinüber zu bringen, war unmöglich geworden, der Sturm war zu heftig, drei Boote waren schon am Fehmarn'schen Ufer auf's Land getrieben und hatten ihre Anker verloren; die kleineren Boote waren vom Sturm weit weg, zuweilen wohl bis über 1000 Schritt nach Osten zu getrieben worden. Man mußte aussteigen und, bis an die Brust im Wasser, die Boote wieder heranziehen.

Daß das Ueberschiffen überhaupt so weit gelang, war nur der unglaublichen Ausdauer der Bootsleute zu danken, die nun aber erklärt hatten, vor Erschöpfung nicht weiter ihre Arbeit fortsetzen zu können.

Die drei Kanonenboote „Krieger", „Ole Bull" und „Marstrang" hatten sich auch nach Tagesanbruch ganz theilnahmlos verhalten.

Erst gegen 9 Uhr hatten die beim Lemker Hafen postirten Boote, aber auf 5000 Schritt Entfernung und wie gewöhnlich wirkungslos, gefeuert.

Mit vieler Umsicht und kräftigem Entschlusse hatte Hauptmann v. Mellenthin Burg überfallen und dort die Besatzung, die größtentheils noch in den Betten lag, gefangen genommen.

Lieutenant v. Baggesen und ein Wachtmeister hatten fast allein energischen Widerstand geleistet, wobei der Wachtmeister erschossen worden.

Zwei Leute der 8. Compagnie wurden durch Säbelhiebe verwundet.

Im Ganzen waren gefangen genommen: das Besatzungscommando unter Premierlieutenant Zerslewe, 9 Unteroffiziere, 1 Spielmann, 86 Gemeine; ferner eine Commission zur Requirirung von Pferden, Rittmeister der Gendarmerie von Benzon, Lieutenant vom 4. Dragoner-Regiment v. Baggesen, der Thierarzt mit Offiziersrang Baron Eggers, 1 Unteroffizier und 22 Dragoner. Außerdem einige Matrosen, die sich gerade zu dieser Zeit in den Häfen am Lande befanden.

Eine kleine Lärmkanone, 3-Pfünder, war an der Strandwache vorgefunden worden.

Die von den Dänen requirirten 26 Pferde waren den Eigenthümern zurückgegeben worden, sie hatten am 15. mit den anderen requirirten Gegenständen eingeschifft werden sollen, des Sturmes wegen war es unterblieben.

Die Bewohner von Fehmarn, über die Maßen erfreut, dem dänischen Drucke entzogen zu sein, hatten die unerwartet früh erscheinenden Truppen mit nicht enden wollendem Jubel empfangen, illuminirt und die Soldaten mit großer Freigebigkeit bewirthet.

Die Unthätigkeit der Kanonenboote war dadurch erklärt worden, daß die Offiziere sich auf einem Balle in Burg befunden und der Sturm ein Operiren der Boote erschwerte.

Zum Gelingen dieses kühnen Handstreichs hatte die energische Hülfe einiger Civilpersonen wesentlich beigetragen. Unter ihnen waren besonders der Gutsbesitzer Lemke aus Clausdorf, der Kornhändler Waller und die Bootsmänner Schumburg und Schmietz aus Heiligenhafen hervorzuheben, von denen die Ersteren durch pecuniäre Hülfe und durch Dienstleistungen aller Art ihren Einfluß auf die Bootsleute geäußert, damit diese in ihrer äußerst anstrengenden Arbeit nicht nachließen.

Von den preußischen Soldaten hatten außer dem Hauptmann v. Mellenthin noch die Musketiere Schleicheisen und Pätzke Auszeichnungen für ihr ehrenvolles Verhalten empfangen.

Das Geheimniß.

In der Steyermark, hart an der Straße, welche nach Grätz führt, zwischen den Städten Marburg und Pegau, steht ein einsames Gehöft.

Das Haus ist, wie alle in diesen Gebirgen, aus behauenen

Baumstämmen und Holz aufgeführt und mit leichtem Schindelwerk gedeckt.

Es besteht aus einem Erdgeschoß und einem Stockwerke, in welches eine hölzerne Treppe aus dem Vorhause führt.

Das Erdgeschoß enthält eine Küche, die Vorrathskammer und eine große Stube, in der ein grüner Kachelofen fast ein Fünftheil des Raumes einnimmt und welche der gemeinschaftliche Aufenthalt und Schlafort sämmtlicher Hausbewohner ist; das Stockwerk aber drei kleine Zimmer, welche nur bei festlichen Gelegenheiten benutzt oder Fußreisenden angewiesen werden, die ein Ungewitter zwingt, hier zu übernachten.

Die Einrichtung derselben ist einfach und trägt alle Spuren, daß sie bereits vom Ahn auf den Enkel vererbt worden.

Große alterthümliche Bettstellen mit hoch aufgethürmten Betten und Polstern, während Ueberzüge von blauem und ungestreiftem Kattun sind; Tische und Stühle roh und massiv, aus Eichen- oder Tannenholz gezimmert, zum Theil mit Wachs gebohnt.

Statt der Schränke befinden sich große, bunt angestrichene Truhen in dem Zimmer.

An den Wänden sind einige Heiligenbilder in schwarz polirtem Rahmen, neben dem Thürpfosten ein kleines zinnernes Gefäß mit Weihwasser.

Die Wände wie der Fußboden sind mit weißem Tannenholz getäfelt, die Fenster klein und die Scheiben mit Blei eingefaßt, aber man hat durch dieselben eine entzückende Aussicht in eine lachende Gegend.

Dort fließt die Mur durch grüne Wiesen und gelblich blühende Saatfelder.

Am jenseitigen Ufer ist Feistritz mit seinen Silber- und Blei-Bergwerken.

In der Ferne erblickt man riesige waldbedeckte Gebirge und auf einem Hügel die Wallfahrtskirche Straßengel.

Rechts von dem Gehöfte zieht sich eine Bergkette hin, auf deren Gipfel die Ruinen von Rabenstein und Pfannberg ihre halb zerstörten, von Ungewittern geschwärzten hochragenden Thürme und Mauern erheben.

Das Haus selbst lehnt an einem überhangenden Felsen wie ein Schwalbennest; hinter demselben öffnet sich ein kleines, waldbegrenztes Thal mit einer Grotte, reich an sonderbaren und merkwürdigen Tropfsteinbildungen.

Dies Gehöft heißt „die Badl" und die Besitzerin desselben, eine Frau von etwa 50 Jahren, Wittwe, treibt darauf ein kleines Schankgewerbe für Fuhrleute, welche hier zuweilen im Vorüberfahren anzuhalten pflegen.

Es war Ende März des Jahres 1864, als der Klang des Posthorns die Wirthin von ihrer Arbeit in der Küche abrief und sie neugierig in die Hausthür trat.

Ein schwer bepackter Reisewagen hielt auf der Straße vor derselben und der Postillon rief ihr zu: die Herrschaft, welche er fahre, sei krank und wünsche hier einige Stunden von der beschwerlichen Reise auszuruhen.

Sie eilte zum Wagen, um die seltenen Gäste zu bewillkommnen und ihre Bereitwilligkeit zu versichern.

Das Fenster wurde herabgelassen und eine ziemlich rauhe Stimme wiederholte die vom Postillon gethanen Fragen.

Auf die bejahende Antwort wurde der Schlag geöffnet, ein kleiner Mann von etwa 40 Jahren sprang heraus und war der Dame, welche ihn begleitete, beim Aussteigen behülflich. Die Wirthin schritt voran und führte ihre beiden Gäste, von denen der kleine Herr die junge Dame am Arme führte, in die große Stube, während erstere den Befehl gab, die oberen Zimmer zu heizen.

Die fremde Dame hatte gedankenvoll auf eine der großen, an den Wänden stehenden Banken Platz genommen und sprach kein Wort.

Jetzt trat eine Dienerin ein, welche aus einem zweiten Wagen gestiegen war, und musterte mit trübem Gesicht das so wenig für an Bequemlichkeit und Eleganz gewöhnte Gäste einladende Gemach, während sie einen noch traurigeren Blick auf die Dame warf.

Die Wirthin fragte, ob die Dame etwas zu genießen wünschte, worauf jene mit einem leisen Schütteln des schön geformten Kopfes antwortete.

Sie war schwarz gekleidet, ein weiter Ueberwurf von Sammet,

welcher fast bis an die Füße reichte und mit Pelz gefüttert war, verhüllte ihre Gestalt.

Vom schwarzen Kreppḥut fiel ein doppelter Schleier, welcher ihr Gesicht verbarg, und nur der entblößte Hals von untadelhafter Weiße und Schönheit verrieth, daß die Unbekannte noch dem Jugendalter angehören mußte, denn das Alter macht die Haut gelb und welk und durchfurcht die Stirn mit Runzeln.

Eine Viertelstunde später wurde der Herr benachrichtigt, daß die oberen Gemächer geheizt seien.

Er, der bisher schweigend gesessen hatte, erhob sich, befahl der Dienerin, welche folgen wollte, einstweilen zurückzubleiben und ging, von der Wirthin begleitet, die Treppe hinauf.

Er betrachtete genau die ihm gewiesenen Zimmer, warf einen Blick auf die Gegend und nahm dann auf einem Stuhl Platz, indem er lange prüfend das Gesicht der Wirthin betrachtete.

„Sie sind Wittwe, Madame,“ sagte er dann, „und das Gehöft ist Ihr Eigenthum?“

„Zu dienen, Euer Gnaden,“ antwortete die Wirthin, indem sie sich ehrfurchtsvoll verneigte.

„Können Sie mir nicht diese Zimmer auf drei Monate vermiethen und die Dame außerdem bei sich in Kost nehmen? Ich frage nicht nach dem Preise, Frau, und wenn Sie klug sind und verschwiegen, will ich gern als Erkenntlichkeit das Doppelte der verlangten Summe zahlen.“

„Aber Euer Gnaden scherzen mit mir, dieses abgelegene Haus, diese einfachen Zimmer —“

„Genügen mir vor der Hand, meine Liebe. Die Dame, die hier angekommen ist, soll ruhig, ungestört, einsam und unerkannt hier bleiben. In Bruck, wo ich mich einige Tage aufhielt und mich an einen würdigen Freund wandte, wurde ich durch diesen an Sie verwiesen.“

„Wie ist der Name dieses Freundes, wenn ich Euer Gnaden bitten darf?“ fragte die Wirthin.

„Herr Straubinger.“

„Ah, Herr Straubinger!“ wiederholte die Wirthin mit ungemeiner Freude. „Dieser edle Herr! ja, er ist mein Freund! Und

nun, mein Herr, nachdem Sie mir dies gesagt haben, steht Ihnen mein ganzes Haus zur Verfügung."

„Gut, Madame! Aber wer weiß, ob Sie auch auf meine sonstigen Bedingungen eingehen? Ich habe Vertrauen zu Ihnen gefaßt, ich hoffe, Sie werden es in keinem Falle mißbrauchen. Vor allen Dingen: können Sie verschwiegen sein?"

„Da sei Gott davor, daß ich Ihr Vertrauen mißbrauche, Euer Gnaden!" versetzte die Frau, im Tone äußerster Ueberzeugung. „So wahr ich selig zu werden hoffe, ich will verschwiegen sein, wie das Grab."

„Nun, dann setzen Sie sich, hören Sie mir aufmerksam zu und überlegen Sie wohl, ob Sie meinen Vertrag eingehen wollen. Die Dame, die ich zu Ihnen führe, ist leidend, und soll in diesem milden Klima, das schon in dieser Jahreszeit hier beginnt, ihre Gesundheit wieder herstellen. Sie ist eine Waise aus ferner Gegend, Madame, hat Vater und Mutter früh verloren, ich bin der einzige Freund, der sich ihrer annimmt; wenngleich Sie bemerkt haben werden, daß wir kein Wort mit einander gewechselt, so versichere ich Sie doch, daß die Dame mir von ganzer Seele und mit ganzem Herzen ergeben, und daß ich ebenso für ihr Glück und Wohlergehen verantwortlich bin."

„Verzeihen, Euer Gnaden," unterbrach ihn die Wirthin hastig, wollen Sie mir nicht sagen, aus welchem Lande Sie kommen?"

„Es thut eigentlich zur Sache nichts, aber ich will Ihnen nicht verschweigen, daß ich aus Dänemark komme."

„Aus Dänemark? großer Gott!" rief die Frau, indem eine flüchtige Röthe über ihre Wangen lief, „da ist ja der böse Krieg, der schon so viele Opfer gekostet und auch unsere Landeskinder gefordert hat."

„Da ist Krieg, gute Frau, Sie haben vollkommen recht. Die Preußen führen da Krieg mit den Dänen und haben sich zu diesem Zweck mit den Oesterreichern verbunden; sie wollen Schleswig-Holstein frei machen. Aber sagen Sie mir, gute Frau, warum bringt Sie denn die Nachricht in solche Erregung? Sie scheinen mir ganz besonderes Interesse an diesem Kriege zu nehmen?"

„Ach, mein lieber Herr, man hat mir auch meinen Sohn mit-

genommen und ihn nach Schleswig-Holstein geführt. Er war erst siebzehn Jahre alt und ein sehr guter Mensch. Ich habe schon seit langer Zeit keine Nachricht von ihm gehabt. Seit Seine Excellenz der General-Feldzeugmeister von Gablenz auf Schloß Gottorp angekommen ist, wohin auch mein Sohn gegangen, habe ich keine Nachricht von ihm, und das ist nun schon gar lange her. Wer weiß, wie es ihm gehen mag, ob er gar noch lebt? Ich sage Ihnen, mein lieber Herr," fuhr die Frau weinend fort, „ich kann keine Nacht ruhig schlafen. Früher schlief ich nach meinem Ave mater und Pater noster ruhig ein, jetzt kann ich zwanzig Rosenkränze pflücken, der Schlaf flieht, wenn ich an meinen Sepprl denke."

„Nun, es wird ihm schon gut gehen, liebe Frau, seien Sie außer Sorge," sagte der Fremde, welcher in tiefes Nachdenken versunken war und an dessen Züge die Frau, hätte sie ihn genau beobachtet, eine gewisse Veränderung, ja ein Erbleichen bemerkt haben würde, als sie ihres Sohnes erwähnte.

„Das gebe Gott und seine Heiligen," sagte die Steyermärkerin, indem sie andächtig ihre Hände faltete und zum Himmel emporblickte. —

„Kommen wir nun auf unsere Angelegenheit zurück, die Dame wird hier bei Ihnen wohnen, während ich mich in kurzer Entfernung aufhalten werde," sagte der Fremde. „Nun fordere ich von Ihnen das Versprechen, daß Sie diese Dame, falls ihr irgend etwas widerfährt, von keiner andern Person bedienen lassen, als von ihrem Kammermädchen und von sich selbst, hören Sie? Ich fordere es von Ihnen, und wenn sie etwa die Besinnung verlieren sollte, so werden Sie nicht zugeben, daß man ihr den Schleier wegnehme oder auch nur lüfte, der ihr Gesicht verhüllt, unter keiner Bedingung! Selbst wenn sie sterben sollte!" setzte er mit zitternder Stimme hinzu, „so lassen Sie dieselbe in dem Schleier begraben. Wollen Sie mir dies Versprechen geben? es ist die erste Bedingung, unter welcher ich die Dame zurücklasse."

„Ich verspreche es Ihnen, Euer Gnaden," antwortete die Wirthin nach kurzem Bedenken; „weiß Herr Straubinger um diese Bedingung?"

„Ich habe es ihm mitgetheilt; er hat sie gebilligt."

„Nun, dann bin ich überzeugt, daß ich ein verdienstvolles Werk thue, indem ich mich Ihren Wünschen und denen des Herrn Straubinger füge.“

„Sie sehen hier wohl wenig Gäste?“ fragte der Fremde nach einer Pause.

„Im Winter fast Niemand, gnädigster Herr, ein paar Fuhrleute abgerechnet, welche aber auch nur auf einige Augenblicke hier anhalten.“

„Desto besser, so lange die Dame hier wohnt, dürften Sie ohnedies keine Reisenden bei sich aufnehmen. Ihre Dienstleute sind doch zuverlässig?“

„Die Knechte, Euer Gnaden, wohnen in einem Wirthschaftsgebäude, welches ich in Röthelheim besitze, da bei diesem Hause keine Feldwirthschaft ist. Ich und meine Tochter sind hier genug und versehen Alles.“

„Ich sehe, Herr Straubinger hat mich nicht getäuscht; wollen Sie also diese Dame bei sich aufnehmen und mir versprechen, das Geheimniß, welches ich Ihnen noch anzuvertrauen habe, heilig zu halten? die Bedingungen, die Sie noch jetzt von mir erfahren werden, erfüllen?“

„Euer Gnaden,“ sagte die Frau, „ich stehe vollständig zu Ihrem Befehl.“

„Gut, dann lassen Sie den Wagen abpacken und in den Hof oder unter Dach bringen.“

„Wie, Euer Gnaden,“ rief die Frau, „ich dachte, Sie wollten schon heute wieder abreisen?“

„Nein, gute Frau, ich bleibe hier; morgen, vielleicht auch übermorgen, einige Tage wohl gar, dann werde ich diesen Gasthof verlassen. Der Postillon soll mit den Pferden nach Bruck zurückreiten, lassen Sie das Gepäck in die Zimmer bringen.“

Die Wirthin ging und der Herr blieb jetzt in dem Zimmer allein zurück.

Er stand auf und warf einen langen forschenden Blick durch's Fenster in die Gegend.

Noch deckte Schnee die Felder wie die Gebirge, wenn auch der Himmel sich blau und bewölkt darüber ausspannte und die Strahlen

der Sonne in tausend bunten Farben sich auf die weiße Fläche brachen.

„Also hier," murmelte er mit leiser Stimme, „hier wird es geschehen. Doch eine Unglück drohende Ahnung erfüllt mich seit Kurzem, das ganze Unternehmen ist wahrlich nichts Geringes, aber es muß endlich sein! Der Himmel oder die Hölle hat sie mir wiedergegeben und sie soll aus meinem Besitz nicht mehr kommen. Der Elende, der mich bisher gehindert hat, ist durch das Schicksal selbst aus dem Wege geräumt und ich bin Herr aller meiner Wünsche, mehr kann ich für den Augenblick nicht verlangen. Und welch' ein Glück, daß sie so gefügig ist! Diese Gefügigkeit ist freilich mehr die Folge einer Stumpfsinnigkeit, als wirklicher Gehorsam und wahrhafte Zuneigung. Doch was kann ich dazu thun, die Zeit wird es mildern. Wenn nur nicht der alte Schurke den Aufenthalt auswittert! er hat Späher, die vollbringen, was sonst keinem Sterblichen möglich ist."

Verweilen wir nicht länger bei dem Selbstgespräch dieses Fremden, sondern bemerken wir kurz, daß er am andern Tage, nachdem er mit der fremden jungen Dame ein längeres Gespräch geführt, den Gasthof „zur Badl" verließ und in dem nahe gelegenen Städtchen Bruck seine vorläufige Wohnung aufschlug.

Die Dame hatte sich in kurzer Zeit so wohnlich als möglich in der beschränkten Behausung eingerichtet.

Das Kammermädchen bewohnte das erste Zimmer, das mittlere diente zum Arbeits- und Speisezimmer, das kleinste war das Schlafgemach der Fremden.

Ihr Arbeitstisch stand am Fenster, von wo aus sie oft ihre Blicke in die schöne, im Winterkleide freilich etwas einförmige Gegend warf.

Mit schmerzlicher Sehnsucht schien sie in mancher Erinnerung zu schwelgen: vielleicht sind ihr Tage in heiterer Abwechselung und Geselligkeit verflossen und jetzt mußte sie hier in der Einsamkeit leben.

Sie war auf sich selbst beschränkt und auf die wenigen mitgebrachten Bücher, denn wenn sie auch ihr Mädchen mit seltener Vertraulichkeit und Freundlichkeit behandelte, so konnte ihr, der fein

gebildeten Dame, eine solche Gesellschaft so wenig genügen, als die der einfachen, gutmüthigen Wirthin, welche sich vergebens alle Mühe gab, den immer wachsenden Trübsinn, der fast in Melancholie, ja, wie es Mancher nennen würde, in stillen Wahnsinn ausartete, der sich der jungen Dame bemächtigt hatte, durch freundlich anregende Gespräche zu verbannen.

Die Fremde theilte ihre Zeit zwischen Arbeit, Lesen der Bibel oder des Gesangbuches, Gebet und Schlaf.

Um die Mittagszeit machte sie kleine Spaziergänge in Begleitung ihres Mädchens; aber die trüben Bilder und Gedanken, welche sie unaufhörlich verfolgten, denen sie sich ohne Unterlaß hingab, die traurige Einförmigkeit ihres Lebens machte sie immer schwermüthiger. Wenn sie die Stickerei vornahm, so ließ sie heiße Zähren darauf fallen. Dann trat oft das Mädchen zu ihr und suchte sie mit liebevoller Theilnahme zu trösten.

„Warum weinen Sie?" fragte sie mit sanfter Stimme; „keine Klage weckt die Todten und was dem Grabe verfallen ist, muß vergessen werden."

„Vergessen?" wiederholte jene. „Kann man Vaterland und Liebe vergessen?" setzte sie mit dumpfer Stimme hinzu. „Beides ruht im Herzen tief verborgen und wenn dieses aufhört zu schlagen, geht die in ihm niemals schweigende, ewig sprechende Stimme mit in das Jenseits hinüber. Aber laß mich unglückliches Mädchen, Du weißt ja, wenn ich an frühere Zeiten denke, daß ich dem Wahnsinn so leicht anheimfalle, oder sprich, ist es denn so gewesen? hatte ich denn jemals einen Mann geliebt? habe ich ein Vaterland oder bin ich plötzlich auf die Erde geschleudert worden? war ich stets verlassen von allen Wesen, die hienieden wandeln? Und er, er, der verhaßte Mensch, wenn ich ihn sehe, durchbebt mich ein Gefühl von Schmerz und Verzweiflung! Aber sei überzeugt, ich werde nicht lange diesen Despotismus ertragen! Ich wiederhole, wenn ich ihn sehe, durchschüttelt mich ein Gefühl von Angst und Entsetzen! Ich möchte ihm entfliehen, und dennoch vermag ich es nicht! Dennoch bannt mich dieser Mensch mit seinen Augen, wie der Blick des Basilisk den ihm Nahenden verzaubert!"

Eines Morgens trat die Wirthin in das Zimmer der jungen Dame.

„Ein alter Bettler, welcher oft hier einsam vorübergeht, hat mich sehr dringend gebeten, ihn zu Ihnen zu führen, mein gnädiges Fräulein!"

„Ein alter Bettler wünscht mich zu sprechen?" fragte die Angeredete mit Staunen.

„Ja, er hat sich nach Ihnen mit so außerordentlicher Theilnahme erkundigt, daß ich überrascht war, wie ein so zerlumpter Mensch so nach einer vornehmen Dame forschen konnte."

„Sagen Sie ihm, ich könnte mich jetzt nicht sprechen lassen, er möge kommen, wenn ich gesund bin."

„Es ist mir auch lieber, mein gnädiges Fräulein," sagte die alte Frau, „denn ich habe dem Herrn, der Sie hierhergebracht hat, mein heiliges Versprechen gegeben, Niemanden zu Ihnen zu lassen. Heute früh hat auch dieser seinen Diener hierhergeschickt und nach Ihrem Wohlsein forschen lassen, er wird heute Nachmittag hier eintreffen."

Die Dame hatte kaum diese Worte gehört, als ihr Gesicht sich mit Todesbläſſe bedeckte und sie halb bewußtlos auf einen Stuhl niedersank.

Das Seegefecht bei Rügen*).

Stolzer noch als der kühne Handstreich auf Fehmarn glänzte unter den preußischen Kriegsthaten von 1864 der Heldenmuth, mit welchem die junge Kriegsmarine Preußens ihrem Banner die Feuertaufe gegeben.

Von Seiten Dänemarks war die Blockade der Ostseehäfen an-

*) Dedenroth's Winterfeldzug.

gekündigt worden, es galt also, darzuthun, daß die preußische Marine den Kampf nicht scheue und zuerst bezwungen werden müsse, ehe von einer wirklichen Blockade die Rede sein konnte.

Die Dampf-Corvette „Arcona" (28 Kanonen) und „Nymphe" (13 Kanonen) unter Commando des Geschwader-Chefs, Capitain Jachmann, waren am 16. März Morgens aus Swinemünde gelaufen, um zu recognosciren, ob die von den Dänen zum 15. März proclamirte Blockade der pommerschen Häfen von Barth bis Cammin in Wirklichkeit oder nur auf dem Papier existirte.

Sie hatten ihren Cours nördlich genommen, ohne bis zur Greifswalder Oie irgend ein feindliches Kriegsschiff in Sicht zu bekommen.

Als sie darauf bis Jasmund weiter gedampft, hatten sie in etwa drei Meilen Entfernung ein Geschwader von drei schweren Schiffen wahrgenommen.

Da es jedoch bereits 5 Uhr geworden und ein eventuelles Gefecht erst mit dem Dunkelwerden hätte beginnen können, hatte Capitain Jachmann es vorgezogen, für die Nacht nach Swinemünde zurückzukehren.

Am andern Tage, Morgens 7 Uhr, waren die Schiffe wieder ausgegangen, diesmal mit der Absicht, die Dänen aufzusuchen, um sich mit ihnen zu schlagen.

Zuerst war nach Cammin und dann nordwestlich nach der Greifswalder Oie gesteuert worden.

Hier war der Dampf-Aviso „Lorelei" (2 Kanonen) mit dem Commandanten der Kanonenboot-Flotille, Capitain Kuhn, am Bord, zu dem Geschwader gestoßen, während die erste Division Dampf-Kanonenboote Ordre erhalten hatte, sich als Soutien nahe dem Lande zu halten.

Bereits um 12 Uhr hatte man in nördlicher Richtung den Rauch der dänischen Flotte entdeckt, auf welche man nun mit voller Fahrt losdampfte.

Um 1 Uhr hatte man bereits sechs Schiffe unterschieden, die sich nach kurzer Zeit als ein Schrauben-Linienschiff (Skiold, 64 Kanonen), 2 Schrauben-Fregatten („Jylland" und „Själland", 44 und

42 Kanonen), 2 Schrauben-Corvetten von je 16 Kanonen und ein Dampf-Aviso herausstellten.

Trotz der ungeheuren Uebermacht der Dänen, 179 Kanonen gegen 43, hatten sich die Preußen nicht einschüchtern lassen, sondern ihren Cours gerade auf die feindliche Flotte gehalten, welche sich in ziemlich enger Linie geschlossen hatte und stillliegend unsere Schiffe erwartete.

Um 2½ Uhr waren diese bis auf 5000 Schritte herangekommen, als die „Arcona" den Dänen die erste Kugel zugesandt und damit den Feind zum Kampfe herausgefordert hatten.

Trommel und Horn ertönten an Bord der preußischen Schiffe zum Generalmarsch, dem Signal, daß Alles zum Gefecht bereit gemacht werden sollte.

Die Stückpforten waren geöffnet, die Kanonen geladen worden, die Pulver- und Geschoßträger hatten aus Pulver- und Bombenkammern Ketten nach den Geschützen in den Batterieen gebildet, um in ununterbrochener Reihe diesen die nöthige Munition zuführen zu können.

Die Gefechtsnetze waren über dem Deck ausgespannt worden, um die Mannschaften gegen den Sturz von oben geschossener Spieren zu sichern, die Aerzte hatten an den ihnen angewiesenen Verbandplätzen unter der Wasserlinie ihre Vorbereitungen zur Aufnahme der Verwundeten getroffen, die Zimmerleute hatten Pumpen und Spritzen in Ordnung gebracht und die Kugelpfropfen zum Verstopfen etwaiger Schußlöcher fertig gelegt.

Das Deck war genäßt und mit Sand bestreut worden, um den Leuten einen festen Halt zu geben und nach fünf Minuten hatte man Alles so weit fertig gemacht, um den ernsten Kampf beginnen zu können.

Die Commandanten hatten an ihre Mannschaften eine Ansprache gehalten und sie zur Ruhe und Kaltblütigkeit ermahnt.

Ein dreifaches Hurrah hatte darauf als Antwort die Lüfte durchdrungen.

Jeder war sich bewußt, daß ein schwerer Kampf bevorstand, allein Jeder wußte auch, daß heute der Ehrentag für die preußische Marine war und daß sie ihre Feuerprobe zu bestehen hatte.

Der Feind hielt in bewegungsloser Erwartung, nur die schwarzen Rauchsäulen, welche aus den Schornsteinen hervorquollen, verriethen, daß in den Maschinen der größte Dampfdruck vorbereitet wurde, um in dem geeigneten Augenblicke auf uns losbrechen zu können.

Das kleine preußische Geschwader war indessen ruhig auf die dänische Linie losgesteuert.

Die „Arcona“ hatte drei Salutschüsse gegeben, zum Zeichen, daß sie den Kampf annehme.

Kurz darauf waren, hinter der Halbinsel Jasmund hervorkommend, noch vier dänische Kriegsdampfer erschienen.

Dieser Uebermacht gegenüber hatte die „Arcona“ Anstalten getroffen, sich den Rückzug zu sichern.

Die sechs dänischen Dampfer hatten auf der Höhe von Jasmund eine geschlossene Linie formirt, in der Mitte das Admiralitätsschiff (Fregatte) und das Linienschiff.

Die preußische Aufstellung war wie folgt: „Arcona“ auf der Höhe des Prorer Wieks, „Nymphe“ etwas näher dem Lande und die sechs Kanonenboote im Prorer Wiek.

Die „Arcona“ hatte das Gefecht begonnen und die „Nymphe“ war ihr gefolgt, indem beide Schiffe ostwärts abfielen und mit dem „Själland“ und dem „Skiold“ Breitseiten wechselten.

Da es eine unverzeihliche Tollkühnheit gewesen wäre, den Kampf in größerer Nähe gegen eine so unverhältnißmäßige Masse Geschütze, wie uns gegenüberstanden, mit Breitseiten auf längere Zeit fortzusetzen, so war von den preußischen Schiffen der Rückzug angetreten worden, wie dies bereits eine halbe Stunde vor Beginn der Action vom Capitain Jachmann befohlen war.

Ein Hagel von Kugeln und Granaten sauste durch die Luft, und wenn auch nur die Fregatte „Själland“ und das Linienschiff „Skiold“ als die beiden vordersten, am Kampfe Theil genommen hatten, so standen doch immer 106 Geschütze gegen 43 und die Dänen waren daher mehr als doppelt so stark.

Es hatte sich sehr bald gezeigt, daß die Preußen eine harte Arbeit zu bestehen haben würden.

Das Linienschiff und die Fregatte, namentlich die letztere, liefen

nicht nur eben so schnell wie die „Arcona", Nymphe" und „Loreley", sondern besser, wenigstens in der ersten halben Stunde des Kampfes, so daß die Preußen bald das Breitseitengefecht aufgeben und sich auf dem ganzen Rückzuge nur mit den Heckgeschützen vertheidigen konnten.

Die „Nymphe" hatte gleich bei den ersten Lagen eine 84pfündige Bombe durch den Schornstein und eine 30pfündige Vollkugel durch das Dampfrohr erhalten.

Dadurch konnte sie nur mit der größten Mühe Dampf halten, und um dies zu erzielen, waren die Feuer mit Theer, Oel und Talg gespeist worden.

Trotzdem hatte sie nun etwas über neun Meilen gemacht und war eine Zeit lang hinter der „Arcona" zurückgeblieben, welche nicht 7, sondern $9^1/_2$ Meilen lief.

Als dies der Feind bemerkt, hatte er seine Breitseiten auf die „Nymphe" concentrirt und versucht, sich zwischen „Arcona" und „Nymphe" zu drängen und diese abzuschneiden, während er die „Arcona nur gelegentlich beschoß.

Diese hatte mit ihren Heckgeschützen die „Nymphe" so weit es irgend in ihrer Macht stand, vertheidigt.

Um die Distanz zwischen sich und dem Feinde zu vergrößern, durfte sie eben so wenig wie die „Nymphe" auflupen, um Breitseiten abzugeben, sondern mußte, wie diese, südlich steuern, um nicht in Lee von der Greifswalder Oie zu gerathen.

Wäre es nicht gelungen, Schornstein und Dampfrohr der „Nymphe" einigermaßen zu repariren und durch preußische Geschosse die Fregatte in ihrer Fahrt zu hemmen, so wäre die „Nymphe" wahrscheinlich abgeschnitten worden.

Die „Loreley", deren Maschine über Wasser lag, erhielt einen Schuß, der ihr Boot zertrümmerte und den Lootsen gefährlich verwundete.

Trotzdem hatte sie, fortwährend feuernd, die dänischen Schiffe umkreuzt, denen sie sich häufig bis auf 500 Schritte zu nähern wagte. —

Da sie durch einen Schuß in die Maschine oder Radkasten offenbar in die Hände des Feindes gefallen wäre, so hatte sie sich

zurückziehen müssen und war nach dem Landtief zu der Kanonenboot-Flottille gegangen, die den Schiffen nicht zu Hülfe kommen konnte, weil sie sich dadurch der Gefahr des Abgeschnittenwerdens ausgesetzt hätte.

„Skiold" und „Själland" concentrirten demnach ihr ganzes Feuer auf die „Nymphe" und es war diesem kleinen Schiffe beschieden, über eine halbe Stunde lang einen förmlichen Eisenregen auszuhalten, gegen den es sich, von den Heckgeschützen der „Arcona" unterstützt, nur mit der Hälfte seiner Kanonen zu vertheidigen vermochte.

Auf die „Arcona" wurde nur aus den Bugkanonen des Feindes gefeuert, während die „Nymphe" die Breitseiten empfing. Sie litt dadurch sehr, bekam 13 Schüsse in den Rumpf, ihr erstes Boot wurde fortgeschossen, durch das andere gingen zwei Kugeln, eine Granate platzte in der Großmars, das Tauwerk wurde überall abgeschossen und von der Großstenge und dem großen Eselshaupt durch eine Kugel die Hälfte fortgenommen, so daß erstere nur wie durch ein Wunder nicht von oben stürzte.

Eine andere Granate platzte so nahe beim Schiffe im Wasser, daß sie eine förmliche Fluth über das letztere spritzte und das Zischen und Krachen der Geschosse über und in unmittelbarer Nähe des Schiffes war schrecklich, da mit einer Breitseite der beiden Dänen 30 bis 40 Geschosse zugleich angebraust kamen.

Indessen war es gelungen, den Schornstein und das Dampfrohr einigermaßen zu repariren und da Maschinisten und Heizer ihr Bestes thaten, auch die vorderste und schnellste dänische Fregatte, durch die preußischen gezogenen Geschütze wahrscheinlich an der Maschine beschädigt, plötzlich weniger Fahrt machte, so gewannen jetzt die Preußen an Distanz und kamen aus dem Bereiche des heftigen feindlichen Feuers, während ihre eigenen gezogenen Geschütze mit größerem Vortheil wirken konnten.

Im Ganzen erhielt die „Nymphe" drei platte Lagen vom Linienschiff, darunter 64 Treffer; sie wehrte sich jedoch wacker. Ein Granatschuß aus einem gezogenen 24-Pfünder der „Nymphe" traf eine der Fregatten und richtete solche Verwüstung an, daß dieselbe längere Zeit kampfunfähig war.

Das Linienschiff ward ebenfalls arg zugerichtet; man sah die Stücken an der Schanzbekleidung herunterhängen. Von der Mannschaft der „Nymphe" hatte ein Mann durch eigene Unvorsichtigkeit beim Laden das Leben eingebüßt.

Das dänische Geschwader folgte den preußischen Schiffen und schoß mit Lancaster-Geschützen und 84pfündigen Bomben. Eine der letzteren ging durch die hinter dem Heck hängende Gig der „Arcona" und platzte auf dem Deck; die Stücke schlugen theilweise durch und tödteten in der Batterie drei Mann, während sie zwei andere schwer verwundeten. Auf dem Deck verwundete außerdem ein Stück den ersten Offizier des Schiffes, Lieutenant zur See I. Classe, Berger, der gerade im Begriff war, dem Capitain Jachmann einen Rapport abzustatten.

Außer dieser Granate hatte die „Arcona" nur Schüsse in der Takelage erhalten und ist daher vollkommen gefechtsfähig geblieben. Auf der „Nymphe" war der Verlust an Menschenleben für das erhaltene heftige Feuer gering; sie hatte nur 2 Todte und fünf Verwundete, darunter keinen schwer.

Die Kanonenboot-Flottille unter Lieutenant I. Classe, Kinderling, hat wegen des hohen Seeganges nur wenig Antheil an dem Gefecht genommen.

Dem Kanonenboot „Hay" (Commandant Lieutenant zur See Jung) war der Kessel beschädigt worden; es konnte nicht Dampf halten und sollte schon verlassen und angezündet werden, als das Kanonenboot „Hyäne" (Commandant Lieutenant zur See Donner) in das stärkste Feuer der Dänen zurückging und den „Hay" herausschleppte. Das Kanonenboot „Komet" wollte längere Zeit das Signal zum Zurückgehen durchaus nicht verstehen, sondern meinte, der Befehl lautete: „Feuern aus größerer Nähe."

Um 5 Uhr, also nach zwei ein halb stündigem Kampfe, wurde von beiden Seiten das Feuer eingestellt und die Preußen dampften nach Swinemünde, gefolgt von der dänischen Flotte, die jedoch beim Streckelberge Halt machte und beidrehte. Ueber den von den Dänen erlittenen Schaden lassen sich natürlich nur Muthmaßungen anstellen, wenn auch von den preußischen Schiffen 25 bis 26 Treffer beobachtet wurden.

Man sah, wie schon bemerkt, mehrmals auf dem Linienschiffe Feuer, eine Granate ist einer Fregatte vom Bug aus durch das ganze Schiff gefahren und lag nach einer am 18. in Swinemünde eingegangenenen Depesche vor Rügen eine dänische Fregatte mit einem Schleppdampfer in der Tramper Bucht vor Anker und reparirte ihre Schäden.

Von allen Seiten, sogar von dem französischen Moniteur der Flotte ward anerkannt, daß es eine That von seltener Kühnheit Seitens des Capitains Jachmann gewesen, mit einer so kleinen Macht, wie ihm zu Gebote stand, den an Geschützzahl fünffach und an Schiffen doppelt überlegenen Feind zehn Meilen weit in See bei Jasmund aufzusuchen, ihm eine Schlacht anzubieten, $2^1/_2$ Stunden mit ihm zu kämpfen und sich dann in Ruhe und guter Ordnung zurückzuziehen.

Die preußische Marine hat gezeigt, daß es ihr weder an Muth noch an Geschicklichkeit gebricht, sie hat ihre Feuertaufe mit Ehren bestanden und der König durch Ernennung des Capitain Jachmann zum Contre-Admiral dies anerkannt.

Mit der ängstlichsten Spannung war von dem Swinemünder Feuerthurm und von Rügen aus der Gang des Gefechts beobachtet worden, allgemein befürchtete man den Verlust der „Nymphe", als jedoch Abends gegen 8 Uhr die Schiffe in den Hafen dampften, erfüllte endloser Jubel der Bewohner und der Garnison die Luft und die tapferen Preußen wurden mit den so ehrenvoll verdienten Hurrah's empfangen.

Die Schäden der „Nymphe" wurden sofort ausgebessert und bereits am 19. war das ganze Geschwader wieder gefechtsfähig und stach in See, ohne jedoch den Feind zu treffen, der so übermüthig die Blockade angekündigt.

Schon am 18. traf auch die dritte Division Dampfkanonenboote durch das Haff von Stralsund in Swinemünde ein, um dem Feind, falls er sich zeigen sollte, die Spitze zu bieten. „Offiziere und Mannschaft," sagte der offizielle Bericht, „haben die ersehnte Gelegenheit des Kampfes kaltblütig und ehrenvoll bestanden."

Zur Beurtheilung dieser Action und des Geistes, welcher sie

wagen ließ, mögen hier einige vergleichende Zahlen und Thatsachen dienen.

So viel bekannt und mäßig gerechnet, hatten die Dänen in Summa 170 Kanonen. Diesseits standen gegenüber 43 Kanonen; hierzu die 13 Kanonen der ersten Flotten-Division gerechnet, welcher nach der vorliegenden Meldung ein näherer Antheil jedoch nicht gestattet war, so ergiebt sich die Zahl der Kanonen preußischerseits mit 56.

Die drei Fahrzeuge „Arcona", „Nymphe" und „Loreley" hatten überdies noch keine Schießübung abhalten können und bis dahin noch keinen scharfen Schuß gethan. Wer das Wesen eines Kriegsschiffes nur einigermaßen kennt, wird begreifen, was es heißt, die erste Schießübung gegen den Feind zu halten.

Je größer aber die Ungunst der Verhältnisse, um so ruhmvoller die seemännische Kühnheit, welche, wo Erfolge nicht erwartet werden können, dennoch den Kampf für die Ehre der preußischen Flagge im Namen des Königs und des Vaterlandes aufnimmt.

Die jungen Mannschaften feuerten ruhig wie bei einer Uebung und neben dem Capitain Jachmann wird in allen Berichten besonders die Ruhe und Unerschrockenheit des Commandanten der „Nymphe", Lieutenant 1. Classe, Werner, gerühmt. Eine Granate, welche eins der Boote zerschmetterte, ging ihm so dicht am Kopfe vorbei, daß er einige Zeit betäubt wurde; trotzdem hielt er bis zum letzten Augenblicke auf der Commandobrücke aus.

Die Liste der in dem Gefechte bei Rügen Getödteten ist folgende: An Bord der „Arcona": Steuermann Eppenroth, Matrose 3. Classe Carl Rud. Richard Schäfer, genannt Moldenhauer (aus Memel), Matrose 4. Classe Mathies Skoworowski (aus Kaschteres, Kreis Thorn).

Die Dänen nannten dies Gefecht eine „Seeschlacht", und trotz ihrer großen Uebermacht an Schiffen vermieden sie es der Kriegsmarine Preußens zu begegnen.

Es konnte nicht die Aufgabe preußischer Schiffe sein, den Gegner zu suchen, um vielleicht im ehrenvollen Kampfe der Uebermacht zu erliegen; es war ruhmvoll genug, wenn sie den Feind von allen Häfen fern hielten, in denen die preußische Kriegsflagge sich bauschte, und dies that

sie — wir möchten vergleichsweise sagen — mit jenem kecken alt-preußischen Soldatengeiste, der die Reiter von Fehrbellin, von Hohen-friedberg, der die Schaaren von Zieten und Seydlitz beseelte. Es klingt fast märchenhaft, wenn wir Thatsachen erzählen, welche die blauen Wogen der Ostsee, die Kreidefelsen Rügen's geschaut.

Am 14. April gegen Mittag ward vom großen Leuchtthurm zu Swinemünde der Rauch von 5 feindlichen Schiffen bemerkt. „Kurz darauf," so lautet der Bericht, „setzte sich unsere Flottille („Arcona", „Nymphe", „Grille", 5 Kanonenboote mit dem Dampfer „Verein") in Bewegung und verließen den Hafen. Die Kanonenboote und die „Grille" liefen westwärts und sind bereits außer Sicht; die „Arcona" liegt augenblicklich (5½ Uhr Nachmittags) auf der Höhe von Misdroy und die „Nymphe" kehrt so eben unter fortwährendem Signalwechsel mit der „Arcona" in den Hafen zurück. Wie verlautet, soll sie sogleich wieder in See gehen."

Der zweite Bericht ist Abends abgegangen und erzählt weiter: „Die „Nymphe" ging nach kurzem Aufenthalte wieder in See. Der nach westwärts außer Sicht gekommene Aviso-Dampfer „Grille" hielt an der Oie Schießübungen ab und zog dadurch zwei feindliche Schiffe, 1 Fregatte und 1 Linienschiff, heran. Um nun nicht genöthigt zu sein, bei der Oie binnenwärts durchzulaufen, nahm die „Grille" auf Befehl des Prinz-Admirals, der sich an Bord befand (2 Kanonen) das Gefecht auf, um gegen den Feind die Kanonen zu probiren. Gegen 30 Schuß, welche von ihr aus den jüngst erhaltenen Zwölfpfündern abgegeben wurden, tauschte der Feind Bomben und verschiedene Breitseiten aus; doch blieb das feindliche Feuer wirkungslos, da die Geschosse der Dänen mit Ausnahme von zwei Bomben, welche über das Schiff fortgingen, dasselbe nicht erreichten. Dagegen hatten die Kugeln der „Grille" zweimal die feindliche Fregatte getroffen.

„Gegen 6 Uhr kam die „Grille" mit den feindlichen Schiffen in Sicht, auch tauchte etwas später westwärts ein dänischer Panzerschooner auf. Die „Arcona" und „Nymphe", sowie die Kanonenboote, waren von der „Grille" zu weit entfernt, um sich an dem Kampfe betheiligen zu können, auch konnte derselbe der eintretenden Dunkelheit wegen nicht fortgesetzt werden.

„Gegen 8 Uhr hielten die Dänen nordwärts ab und unsere Flotte ging in den Hafen zurück.“

Aus Stralsund ward am 15. der S. Z. berichtet: „Gestern Mittag ging bei der Lootsen-Station Posthaus die Nachricht ein, daß ein feindlicher Dampfer in Sicht sei. In Folge dessen lief die daselbst stationirte 3. Flotten-Division sofort aus und bald zeigte sich ein dänischer Schooner. Derselbe kam mit voller Dampfkraft auf die Division zugedampft und gab einige Schüsse ab, welche diesseits sogleich erwidert wurden und ging den feindlichen Schiffen eine diesseitige Kugel durch den Radkasten, die zweite zertrümmerte ihm den Bug, die dritte streifte den großen Mast und die vierte, eine Granate, platzte vor dem Wasser, worauf der Däne mit voller Kraft das Weite suchte.

Ein von dem als Chefboot fungirenden Tender „Anclam“ dem Kanonenboot „Habicht“ zugegangenes Signal wurde von dem Commandanten fälschlich dahin verstanden, daß der „Habicht“ weiter nach Dornbusch recognosciren solle, ob noch andere feindliche Schiffe in Sicht seien. Der „Habicht“ ging ruhig weiter und fand beim Umbiegen der Spitze bei Dornbusch plötzlich eine dänische Fregatte dicht vor sich, welche ihn mit einer vollen Ladung begrüßte. Die Schüsse waren jedoch so schlecht gezielt, daß das Boot von ihnen nicht getroffen wurde.

Der „Habicht“ gab darauf 6 Schüsse ab, welche alle trafen, und zwar ging eine Granate dem Dänen durch eine Batteriepforte und crepirte in der Batterie, der große Däne folgte seinem kleinen Schooner und beide vereint ergriffen vor einem kleinen preußischen mit zwei Kanonen armirten Kanonenboote die Flucht.

Rückkehr nach Kopenhagen.

Zur Entwickelung unserer Erzählung ist es vor Allem nöthig, auf den Augenblick zurückzukommen, wo die Explosion des Schiffes stattfand.

Wir wissen, daß von dem Fahrzeuge fast keine Spur übrig geblieben und daß die ganze Mannschaft eine Beute des Verderbens geworden war.

Drei Seelen nur athmeten noch, es waren diese van Enden, Heinrich und Marie. Letztere war bereits dem Untersinken nahe, als sie van Enden mit starkem Arme ergriff, sie fest umschlang und Heinrich andeutete, ihm schwimmend zu folgen.

Durch die heftige Bewegung des Meeres und den in Folge der Explosion verursachten hohen Wellenschlag weiter getrieben, sollten sie indeß keine Beute des Todes werden, obwohl die Kräfte der Unglücklichen mehr und mehr nachließen. Van Enden keuchte unter der Anstrengung des Schwimmens, denn er vermochte nur mit dem einen Arme die Fluthen zu theilen und gegen dieselben anzukämpfen, der andere hielt die bewußtlose Marie fest umschlungen, dennoch verrieth er durch keine Geberde die Abnahme seiner Kräfte.

„Das Boot! das Boot!" rief er plötzlich Heinrich zu, welcher seine Blicke unverwandt auf die neben ihm Schwimmenden gerichtet hatte.

„Ich sehe nichts! Wo? wo?" rief dieser.

„Dort sehe ich ein Boot! Dem Himmel sei Dank, der es uns zu unserer Rettung sendet! Es ist das Boot meines Schiffes, welches allein übrig blieb und wir dürfen uns jetzt als gerettet ansehen!"

Heinrich schwamm mit der Hast der Verzweiflung voran und nach wenigen Augenblicken war es ihm gelungen, das Boot zu erreichen, seine letzten Kräfte aufbietend, schwang er sich hinein.

Nach einigen Minuten hatte er es dem ihm entgegen schwimmenden van Enden zugeführt, er nahm aus den Armen desselben die theure Last, legte sie auf den Boden des Fahrzeugs und zog dann den selbst halb Bewußtlosen hinein.

Naß und von Kälte halb erstarrt, war es jetzt allerdings eine schwere Arbeit, das Boot zu regieren; indeß die Noth kennt keine Rücksicht.

Mit rüstigen Armen ergriff Heinrich die in dem Boote befindlichen Ruder, setzte das Fahrzeug in Bewegung und so steuerten sie muthig vorwärts.

Schon nach Verlauf etwa einer halben Stunde gewahrten sie in einiger Entfernung ein Schiff, welches sich zu nghern schien. Heinrich jubelte in seinem Herzen.

„Es naht uns Rettung!" rief er mit freudestrahlendem Gesicht van Enden zu, der sich inzwisch ein wenig erholt hatte.

Der Capitain warf einen flehenden Blick zum Himmel, er sprach kein Wort und Beider Augen waren bald auf das Schiff, bald auf das halbtodte Wesen gerichtet, welches regungslos neben ihnen lag.

Jetzt ergriff auch van Enden, nachdem er das Schiff bemerkt hatte, hastig die Ruder, von Hoffnung beseelt und neu gestärkt steuerten sie auf dasselbe zu und schon in einer halben Stunde hatten sie es erreicht.

„Erbarmen Sie sich dreier Unglücklichen!" rief van Enden aus voller Kehle.

Kaum ward der Ruf vernommen, als auch sofort der Capitain des fremden Schiffes erschien; dieser erkannte die Gefahr der Unglücklichen und ertheilte ohne Zögern den Befehl dieselben aufzunehmen.

Glücklicherweise war es ein deutscher Capitain, welcher ihnen die größte Theilnahme bewies, indem er schleunigst für alle nur möglichen Bequemlichkeiten Sorge trug. Marie wurde zunächst in eine Koje gebracht, wo ihr die sorgsamste Pflege zu Theil wurde und schon nach einer Stunde hatte Heinrich die Genugthuung, die Geliebte vollständig wieder hergestellt zu sehen.

Das Schiff steuerte, wie man bald erfuhr, nach Kopenhagen zu. Freilich war dieser Umstand für die Geretteten, namentlich für Heinrich, nicht erwünscht, van Enden aber erglühte vor Rache, ihm galt es jetzt gleich, wohin das Schicksal ihn führte.

Am dritten Tage schon langten sie in den Hafen von Kopenhagen an, wo sie sich wieder des Anblicks eines bunten Treibens und lebhaften Verkehrs erfreuten.

In dem Gedränge der Volksmenge zeigte sich ein Mensch von kleiner Gestalt, welcher sich in demselben Augenblick entfernte, als das Schiff landete.

Eine halbe Stunde später sehen wir diesen kleinen Mann in dem Zimmer Hansen's.

„Ich bringe Ihnen heute eine Botschaft seltener Art, Herr Bürgermeister," nahm er das Wort; „Sie werden ohne Zweifel überrascht sein und kaum an die Möglichkeit meiner Nachricht glauben wollen."

„Nun, so sprich, bringst Du Gutes oder Böses? Ich bin in der letzten Zeit allerdings nicht gewöhnt, eine gute Kunde von Dir zu hören, stets werde ich durch Dich in Trübsinn versetzt."

„Ich will Ihnen offen gestehen, Herr Hansen, daß dies seinen Grund nur in den Verhältnissen hat, ich habe ja zwei Missionen zu erfüllen und es sagt ein altes Sprüchwort, daß Niemand zweien Herren dienen kann. Es liegt mir die heilige Pflicht ob, für mein Vaterland alles nur Mögliche zu thun, daher ist es nöthig, daß ich mich auf dem Schlachtfelde umhertreibe, um den Herren Oesterreichern und Preußen das Leben sauer zu machen, das Terrain, welches sie allmählich erobern, sollen sie theuer erkaufen. Ich muß Ihnen bekennen, daß ich eine wahre Freude empfinde, wenn ich das Blut unserer Feinde fließen sehe."

„Du bist ein närrischer Mensch," entgegnete Hansen, „Blut ist Blut und es ist wahrlich schwer, preußisches oder österreichisches von dem dänischen zu unterscheiden. Doch bleiben wir bei der Sache, welche Botschaft bringst Du mir?"

„Es ist Ihnen bekannt, Herr Bürgermeister, daß seit kurzer Zeit eine gewisse Dame und zwei gewisse Herren aus Kopenhagen spurlos verschwunden sind; außerdem ist Ihnen nicht unbekannt, welcher Elende es war, der dieses Verschwinden herbeizuführen wußte; aber es ist in der That wahr und Ihnen ohne Zweifel nicht bekannt, daß der Himmel mit diesen beiden Menschen ist und sie in seinen Schutz nahm, wiewohl Sie dies eigentlich nicht erwarten dürfen."

„Warum darf ich dies nicht erwarten?" rief Hansen zürnend aus; „was thue ich denn Böses? Habe ich mehr gethan, als tausend Andere? Ich liebe und das ist Alles; ein Verbrechen, welches aus Liebe geschieht, kann nicht so hoch angerechnet werden, daher ist mein Gewissen ruhig."

„Verbrechen bleibt Verbrechen, Herr Bürgermeister; indessen es ist durchaus nicht meine Sache, Ihnen hier ein Moral-Collegium zu lesen, Sie sind ja alt und verständig genug, um selbst zu wissen, was Sie zu thun haben, doch eigentlich handelt es sich nicht um ein Verbrechen der Liebe, sondern — —"

Hier hielt er inne, als bereuete er, unvorsichtig gehandelt zu haben.

„Nun sprich weiter! Warum zögerst Du mit Deinen Worten?" rief Hansen mit finsteren Blicken, welche durchbohrend auf den Kleinen gerichtet waren.

„Herr Bürgermeister, man spricht nicht gern von gewissen discreten Geschäften."

„Schurke, bist Du auch dahinter gekommen?" rief Hansen mit wüthender Geberde, welcher Teufel führte Dich hinter alle Geheimnisse? Du bist in der That zum Spürhunde geboren, Deine Seele gleicht nicht weniger der eines Hundes und es ist wahrlich ein Mißgriff von der Natur, daß sie diese in eine menschliche Hülle gerathen ließ. Doch still davon — zwei Tausend Thaler haben," murmelte er leise.

„Sofort zahlbar, Herr Bürgermeister?" fragte der Kleine mit frohlockender Stimme.

„Sofort und zwar in preußischen Papieren, die sich in meinem Besitze befinden."

„Sehr gut, preußische Papiere stehen stets in gutem Ansehen selbst in dem Lande, wo man Preußen wie die Nacht haßt; ich hasse zwar nicht die Nacht, wohl aber die Sünde."

Ein höhnisches Lächeln schwebte um den Mund des Bürgermeisters, als er diese Worte vernahm.

„Du hassest also die Sünde?" wiederholte Hansen bedenklich, „nun gut, es soll mich freuen, auch einmal einen tugendhaften Menschen in meiner Nähe zu haben, denn das ist mir seit langer Zeit nicht passirt."

„Sie konnten einen solchen auch nicht gebrauchen, Herr Bürgermeister. Doch ich bin in Noth, — das Geld, geben Sie mir das Geld."

„Und doch verdienst Du Geld in Hülle und Fülle, wo bleibt

dasselbe? So viel ich weiß, sind Dir vor gar nicht langer Zeit erst aus der Regimentskasse durch einen gewissen General 5000 Thaler zugeflossen."

„Es ist dies allerdings wohl wahr, allein, Herr Bürgermeister, ich habe Frau und Kind."

„Was höre ich, Du bist verheirathet?" rief der Bürgermeister verwundert aus.

„Nun, das wird Ihnen, glaube ich, doch nicht unbekannt geblieben sein?"

„Bis zu diesem Augenblick wußte ich davon nichts, wie Du siehst, bin ich nicht wenig überrascht."

„Seien Sie überzeugt, Herr Bürgermeister, ich habe Ihnen dies nicht absichtlich verschwiegen, meine Frau und die beiden Kinderchen lebten bisher in London, erst seit wenigen Tagen sind sie in Dänemark eingetroffen und jetzt haben sie sich in Schleswig-Holstein niedergelassen, in der Nähe von Düppel, wohin, wie man hört, unsere Feinde ihre Truppen dirigiren."

„Und wann beabsichtigst Du zurückzukehren?"

„Sobald ich höre, daß sie auf Düppeler Grund und Boden anlangen, will ich eintreffen."

„Ich hoffe, der Himmel wird es verhindern," sagte der Bürgermeister in sonderbarem Tone.

Dieser elende und verbrecherische Mensch, dem weder ein Gesetz der Natur noch der Moral heilig war, heuchelte eine Verehrung für sein Vaterland, von der sein Inneres auch nicht das Geringste empfand; was hatte das Vaterland mit solchem Wesen gemein? Was kümmerte er sich um das Schicksal seiner Brüder? Hatte er nur Geld in Händen und somit die nöthigen Mittel, seinen Lüsten zu fröhnen, so konnte die Welt für ihn zu Grunde gehen; er trug sein Vaterland indeß bei jeder Gelegenheit auf den Lippen und dies hatte seinen Grund vor Allem darin, daß er bei der Regierung in hohem Ansehen bleiben wollte, um später einen, möglicherweise noch einträglicheren Posten zu erhalten, als den, welchen er in Flensburg bekleidete.

„Also Herr Bürgermeister zur Sache, eine gewisse Dame und zwei Herren sind so eben eingetroffen."

„Sprichst Du die Wahrheit?“ rief Hansen, den Kleinen mit scharfen Blicken prüfend.

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, und meine Ehre gilt etwas, das wissen Sie.“

„Das weiß ich allerdings,“ entgegnete der Bürgermeister höhnisch, „aber es wird sehr schwer fallen, sich jetzt wieder ihrer zu bemächtigen.“

„Durchaus nicht, Herr Bürgermeister, überlassen Sie mir die Sache, ich habe einen Späher am Strande zurückgelassen und habe genaue Kenntniß davon, wohin sie sich begeben, die Hauptsache ist eben nur, daß die junge Dame nicht länger in Kopenhagen bleiben darf.“

„Aber wohin soll sie gebracht werden und was nützt es mir, wenn sie in die Fremde geht?“

„Herr Bürgermeister, was heißt heute Fremde oder Heimath, die ganze Welt, möchte ich sagen, ist in Augenblicken durchflogen, nein, nein, in unserer gegenwärtigen Zeit giebt es keine weiten Strecken mehr.“

„Aber ich frage wiederholt, wohin? wohin?“ rief der Bürgermeister, mit unruhigen Schritten auf- und abgehend. „Ha,“ fuhr er plötzlich lebhaft fort, als wäre er auf einen glücklichen Gedanken gekommen, „nach Oesterreich! Ich habe in der Steyermark einen Freund, an diesen werde ich sofort schreiben und ich bin überzeugt, er wird für ein Quartier Sorge tragen; dort muß sie bis zu Anfang des Monats Juni bleiben, während dessen werde ich meine Angelegenheiten ordnen und mich alsdann selbst nach Oesterreich begeben. Deine Aufgabe aber ist es, sie dorthin zu begleiten, sie muß Deine Gefangene sein, ohne daß Du ihr dies natürlich in irgend einer Weise fühlen lässest; es wird Dir jedenfalls möglich sein, sie unter passendem Vorwande dorthin zu schaffen, zumal ihr Geist eine geraume Zeit fast gänzlich zerstört war, während der Zeit, in welcher sie um den einfältigen Rothenfelser trauerte, befand sie sich in einem an Wahnsinn grenzenden Zustande; die geringste Gemüthsbewegung, die ohne Zweifel eine abermalige Trennung von ihrem Geliebten herbeiführt, wird sie in den Zustand von Sinnezerrüttung zurückver-

setzen, in jenes Dulden, in jenes stumpfe Ergebensein, ich hoffe somit, der Plan wird Dir gelingen."

„Die Aufgabe ist dennoch nicht so leicht, als Sie denken, Herr Bürgermeister, ich bin ein Däne, dem Oesterreich feindlich gegenüber steht und dieser Umstand ist wohl zu erwägen."

„Ich weiß, es wird Dir nicht schwer werden, dorthin zu gelangen, derartige Bedenken darfst Du fernhalten, was thut übrigens die Feindschaft der Länder, wenn ein Privatmann eine Reise nach Oesterreich unternimmt? Ich habe mich in früheren Jahren lange Zeit mit dem Polizeiwesen beschäftigt und ich bin überzeugt, daß diese Dir auch nicht die kleinsten Hindernisse in den Weg legt, wir leben nicht mehr in den Zeiten des Barbarismus, wo ein Jeder ohne Weiteres gespießt wurde, sobald er aus dem gegnerischen Lande kam. Es bleibt also dabei, Du hast Dich vor Allem ihrer zu bemächtigen, das ist die Hauptsache."

„Ich halte dies gerade für Nebensache, Herr Bürgermeister, die Hauptsache ist die Belohnung."

„Diese soll Dir nicht entgehen, doch zahle ich nicht eher einen Pfennig, als bis ich von Dir einen Brief erhalten habe, aus dem ich ersehe, daß Du glücklich an Ort und Stelle angelangt bist und in dem Du mir Deine Adresse genau angiebst, alsdann erhältst Du Deine Belohnung und zwar in guten österreichischen Staatspapieren oder, wenn Du willst, auch in preußischen Banknoten."

„Die preußischen Banknoten sind mir weit angenehmer, obgleich ich Preußen hasse, so ziehe ich dennoch sein Geld allem anderen vor."

„Wie viel begehrst Du?"

„Ich dächte, es dürfte nicht zu viel verlangt sein, wenn ich mir die kleine Summe von zweitausend Thalern zu liquidiren erlaube, eintausend Thaler nehme ich als Entschädigung für die Reise, die mit nicht unbedeutenden Kosten verknüpft ist, denn ich führe eine junge Dame bei mir, welche Bequemlichkeiten verlangt und daher erbitte ich mir diese letztere Summe sogleich."

„Sie soll Dir auch werden, sobald Du mir sagst, in welcher Weise Du es möglich zu machen gedenkst, Dich unter so schwierigen Umständen des Mädchens zu bemächtigen; bedenke nur, daß wir in

einer civilisirten Stadt leben, es läßt sich hier nicht alles das unternehmen, was man in einem Lande wie Spanien oder Italien wohl mit großer Leichtigkeit ausführen kann."

„Warum alle diese Bedenken, Herr Bürgermeister, sehen Sie nicht, daß schon so Vieles geschehen ist? Freilich können Dolch und Gift hier keine Rolle spielen, aber wir haben gute Bursche, wir haben Matrosen und Kutscher von Fiakern, die für Geld und gute Worte dienstbare Geister sind und meinem Zwecke sich nützlich erweisen."

„Mensch, erkläre Dich deutlicher, ich vermag Deine Pläne nicht zu errathen."

„So hören Sie denn, Herr Bürgermeister, ich stehe fast mit allen Kutschern der Fiaker in dem vertrautesten Verhältniß, diese Kerle befinden sich stets, wenn sie nicht auf dem Wagen sitzen, in der Kneipe und zechen; eine der Hauptschänken dieser Leute, welche ich genau kenne, ist der „Habicht", dort findet man sie fast allabendlich, nachdem sie ihr Tagewerk vollbracht haben. Am Hafen, Herr Bürgermeister, befinden sich gegenwärtig funfzig Fiaker, sämmtliche Kutscher derselben folgen dem Rufe meiner Späher, welche sie genau kennen, denn sie haben mit ihnen oft bis in die Nacht hinein gezecht und außerdem durch sie manchen guten Schilling gelöst, nur ein leiser Wink von ihnen und sie fahren die betreffenden Herrschaften, wohin man ihnen befiehlt."

„Kerl, ich muß gestehen, Du bist groß!" rief der Bürgermeister überrascht aus.

„Ja, ist man heut zu Tage kein Genie, so kommt man zu nichts!" versetzte der Kleine lächelnd.

„Aber die Braut wird sich jedenfalls weigern, ohne den Bräutigam zu fahren."

„Was thut das?"

„Was das thut?" wiederholte der Bürgermeister bedenklich, „glaubst Du denn, daß dieser Rothenfelser sich so ohne Weiteres ergeben wird, wie ein Kind? Er ist ein erfahrener Mann, der sich in Schlachten tapfer und muthig bewährte, es darf also mit Sicherheit angenommen werden, daß er Geistesgegenwart genug besitzt, um sich nicht von einem Kutscher überwältigen zu lassen."

„Hören Sie, Herr Bürgermeister, der Fiaker, welcher die betreffenden Herrschaften aufnimmt, wird von zwei anderen gefolgt, in deren jedem vier meiner Späher sich befinden, dies sind zusammen acht Mann und ich hoffe, sie werden genügen, um mindestens drei gut und sicher zu fassen. Also tausend Thaler, Herr Bürgermeister, das Geschäft ist abgemacht, was wollen Sie mehr?"

„Noch sind wir nicht zum Abschluß gekommen, ich will mich selbst überführen."

„So folgen Sie mir, Herr Bürgermeister und Sie sollen Alles mit eigenen Augen ansehen, versehen Sie sich indessen gleich mit dem nöthigen Gelde, sicher ist sicher, Sie wissen, ich liebe es sehr, daß man eine Sache schnell regelt und ordnet. Ein sogenanntes glattes Geschäft hat das meiste Interesse für mich.

„Also tausend Thaler," sagte der Bürgermeister und trat an seinen Geldschrank. „Hier hast Du alle Geldsorten und Du kannst wählen, welche Dir am liebsten sind."

„Jene grünen preußischen Banknoten, wenn ich bitten darf, wollen Sie mir gefälligst ein Päckchen von 100 zuzählen, macht circa tausend Thaler, welche ich, wie schon gesagt, als Reisevergütigung empfange."

„Hier sind sie," sagte der Bürgermeister, „aber Du erhältst sie nicht eher, als bis das Ereigniß glücklich von Statten gegangen ist, die zweitausend Thaler erhältst Du, nachdem der erste Brief aus Oesterreich in meine Hände gelangt, der mich von der glücklichen Ankunft Marien's in Kenntniß setzt."

Beide verließen hierauf das Zimmer.

Am Hafen drängten sich die Massen. Heinrich, van Enden und Marie bestiegen einen Fiaker und hatten unzweifelhaft nicht bemerkt, daß der Kutscher desselben lange Zeit mit einem Menschen in heimlichem Gespräch begriffen war.

Die Dämmerung war fast zu Ende und schon senkte sich die Nacht herab, als der Wagen, in welchem die Reisenden Platz genommen hatten, von zwei anderen Fiakern gefolgt, durch die Straßen der Stadt fuhr.

Sie waren eine beträchtliche Strecke gefahren, als es Heinrich plötzlich auffiel, daß sie sich noch immer nicht am Ziele befanden; er hatte dem Kutscher den Befehl gegeben, nach der Straße zu fahren, in welcher die Wohnung seiner Mutter lag und diese war, so viel er wußte, nicht allzu weit entfernt.

„Es ist mir selbst unbegreiflich, wohin der Kerl fährt!" rief van Enden und klopfte an das Fenster des Wagens.

„Heda!" rief er dem Kutscher zu, „sind wir noch immer nicht am Ziele?"

„Gleich! Gleich!" ertönte die kreischende Stimme des Letzteren. In demselben Augenblick ward Halt gemacht und der Wagenschlag geöffnet.

Wie groß aber war jetzt die Verwundernug der beiden Männer, als sie sahen, daß acht kräftige Kerle den Wagen umgaben.

„Was ist das?" rief Heinrich, während Marie, vor Schreck und Furcht erbleichte.

„Wir werden Sie ganz ungehindert nach Kopenhagen zurückschicken, meine Herren, wenn Sie uns gestatten, diese Dame in Empfang zu nehmen," sagte der Eine von ihnen.

Eine derbe Ohrfeige van Endens war die Antwort, während Heinrich von Wuth erfüllt, aus den Wagen sprang und sich mit den Elenden, die man mit Recht Banditen nennen konnte, in ein Handgemenge einließ.

Dieser Augenblick aber war für die arme Marie entscheidend. Während sich van Enden und Rothenfelser mit diesen Menschen beschäftigten, hatten sie den Fiaker ganz außer Acht gelassen und dieser war inzwischen schnell mit der bewußtlosen Beute davongefahren; eben so wenig hatten sie bemerkt, daß jenem Fiaker noch eine Kutsche folgte.

Als der Fiaker, welchen die Kerle streng im Auge behielten, ihrem Gesichtskreise entschwunden war, stießen sie Alle ein lautes und höhnisches Lachen aus.

„Nun sind Sie frei, meine Herren und mögen gehen, wohin Sie wollen!“ rief der Anführer von ihnen aus; „es hat zwar einige Beulen gegeben, aber das schadet nichts, wir haben unser Schäfchen in's Trockne gebracht, bringen Sie das Ihre ebenfalls dahin. Wir rathen Ihnen, in die Stadt zurückzukehren, von der Sie einige Meilen entfernt sind.“

Verzweifelt, überrascht, zerstört und kaum ihrer Sinne mächtig, blickten Heinrich und van Enden durch die Dankelheit, allein Alles um sie her war öde und still, nur zwei Fiaker standen noch da; Heinrich eilte zu dem einen, van Endeu zu dem andern, doch Marie fanden sie nicht.

„Ist es der Hölle Spiel?“ rief Heinrich wüthend aus; „Himmel, was ist hier vorgefallen, welche neue Schandthat ward hier wieder vollbracht?“

Mit Verzweiflung und unter lauten Verwünschungen stürzte er sich von Neuem auf seine Feinde; auch van Enden folgte seinem Beispiel; allein was half dies Alles, wenn sie auch Manchen von ihren Verfolgern verletzten, Marie konnten sie nicht wieder zurückerlangen, sie war fort und nirgends zu finden.

Die Kerle hatten ihre Mission beendet und bestiegen die zwei noch dastehenden Fiaker.

„Ist es Ihuen gefällig, meine Herren, bei uns Platz zu nehmen?“ rief eine Stimme, „dann bitten wir schnell einzusteigen, wo nicht, bleibt es Ihnen überlassen, hier auf dem kühlen Rasen zu ruhen; Sie, Herr Rothenfelser, hoffe ich, werden nicht frieren, die Gefühle der Liebe, die stets nach eingetretener Trennung heißer sind, werden Sie genügend erwärmen, und Sie, Herr Capitain, haben in Ihrem Leben Rum genug zu sich genommen, um keine Kälte zu spüren. Fahre zu, Kutscher!“

Beide Wagen fuhren schnell davon, während Rothenfelser und van Enden noch am Orte der eben geschehenen That weilten.

Letztere blieben jedoch nicht lange unthätig, sondern faßten bald einen Entschluß. Wüthend und verzweifelt kehrten sie nach der Stadt zurück, um zunächst der Polizei von dem Vorgefallenen Anzeige zu machen.

„Strecken Sie den Bürgermeister Hansen durch einen Schuß

nieder," sagte van Enden, „dies ist das Einzige, was ich Ihnen rathen kann; er wird Ihnen auch sagen können, wohin Marie gekommen, ich werde indessen Alles in Bewegung setzen, um ihrer habhaft zu werden und mich zu diesem Behufe zu unserm alten Freunde begeben."

Mit diesen Worten trennten sich Heinrich und van Enden.

Der Bürgermeister und der Kleine, in dem wir wohl den Spion erkannt haben werden, befanden sich in dem Wagen, welcher dem Fiaker, der Marie barg, gefolgt war.

„Nun, Herr Bürgermeister," begann der Spion, „was sagen Sie, „ist der Coup nicht herrlich gelungen?"

„Ich könnte Dich umarmen, wenn Du nicht ein zu großes Scheusal wärst, allein Du dienst mir treu und ich bin zufrieden; indeß, noch befindet sie sich nicht in diesen Wagen und noch ist sie nicht mit Dir verschwunden."

„Gedulden Sie sich, Herr Bürgermeister, auch dieses wird sogleich geschehen sein."

Der Kleine gebot dem Kutscher, zu halten, und dies war auch das Zeichen für den voranfahrenden Fiaker; beide hielten zu gleicher Zeit an.

Die beiden Männer stiegen jetzt aus und der Spion begab sich nach dem ersten Fiaker.

In diesem lag nun das arme Mädchen zusammengekauert und gänzlich bewußtlos in einer Ecke. Er nahm sie, wie ein Kind in seine Arme und setzte sie aufrecht in den Wagen.

„Für eine Zofe und die nöthige andere Garderobe werde ich Sorge tragen," sagte der Spion; „sie soll schwarze Kleidung erhalten, denn Heinrich muß für sie todt sein, und um ihn wird sie trauern. In etwa zehn bis zwölf Tagen werden Sie Nachricht haben, Herr Bürgermeister und nun vor Allem die Tausend Thaler."

Hansen händigte ohne Weiteres dem Kleinen die Banknoten ein, dieser setzte sich hierauf in den Wagen und fuhr mit Marie davon.

Zwei Tage später traf der Spion mit seiner Beute in Hamburg ein. Der elende Bürgermeister hatte Recht gehabt, Marie war in Trünsinn versunken und somit gänzlich unfähig, irgend welchen selbst-

ständigen und zusammenhängenden Gedanken zu fassen; sie wußte nur, Heinrich sei todt, dieser traurigen Ueberzeugung war sie geworden und mit lächelnder Miene legte die Unglückliche Trauerkleider um den an, der ihr das Theuerste im Leben gewesen war. Den Spion kannte sie nicht mehr, ja sie hielt diesen sogar für einen Freund.

Von Zeit zu Zeit erwachte jedoch dennoch gegen den Letzteren ein Gefühl des Hasses in ihrer Brust, allein der glattzüngige Heuchler verstand es vortrefflich, sie in eine Unterhaltnng zu ziehen und bald waren alle derartigen Gefühle zurückgedrängt.

Nur auf diese Weise war es dem bösen Menschen möglich geworden, die Unglückliche bis nach der Steuermark zu schaffen und wir wissen nun, wer jene Dame in der Badl und Derjenige, der sie dorthingebracht hatte, waren.

Das Duell.

Der Bürgermeister hatte aus Gründen der Vorsicht sich mehrere Tage von Kopenhagen entfernt. Mit verzweifeltem Herzen begab sich Heinrich zu ihm, leider aber vergebens; die Diener Hansens versicherten ihn, ihr Herr müsse bald zurückkehren und so blieb ihm nichts weiter übrig, als täglich seine Besuche fortzusetzen.

Seine Mutter war, obgleich sie das letzte Ereigniß ihres Sohnes auf das Tiefste erschüttert hatte, inzwischen völlig wieder genesen; er lebte still und zurückgezogen bei ihr, die volkreiche und lebhafte Residenzstadt hatte keine Reize für ihn, um seine Mutter zu zerstreuen, besuchte ee öfter die Theater, dabei war aber seine Hoffnung auch darauf gerichtet, vielleicht einmal in der Loge den Bürgermeister zu entdecken.

Er suchte im Uebrigen stets die einsamen Plätze auf, um sich dort seinen Gefühlen und Träumen ganz überlassen zu können und mied gern jede Gesellschaft. Aber wenn auch sein Geist, sein Herz bei Marie weilte, wurde dennoch oft die Erinnerung an sein Vater-

land in ihm wach rufen; selbst der Anblick der Straßen und Plätze, welche er bisweilen an ihrer Seite durchwandelte, konnte dieses Gefühl nicht zurückdrängen; namentlich wurde ein Schmerz in ihm wachgerufen, wenn er immer wieder neue Regimenter nach dem Kriegsschauplatz abgehen sah.

Kam er aber an dem Hause des Bürgermeisters vorüber, dann tauchte Mariens Bild in seiner Brust von Neuem auf und verursachte alle Schmerzen, alle Qualen, die je ein Liebender, der auf solche Weise von der Geliebten getrennt wurde, empfunden haben kann. War er denn nicht an sie gefesselt durch ein Band, das die Gottheit selbst gewoben hatte? Was aber war aus der Armen geworden?

Sollte es ihm nicht einmal vergönnt sein, Hansen zu treffen; er hatte geschworen, Rache zu nehmen an dem Bürgermeister für die Beschimpfung, die er ihm zufügte und für den Diebstahl seiner Braut; er konnte unmöglich eher Ruhe finden.

So kam er eines Tages auf den Einfall, dem Bürgermeister eine Karte mit einem fremden Namen zu senden und diesen um eine Unterredung zu bitten.

Dieser Plan wurde sofort ausgeführt und Heinrich erhielt eine verbindliche Einladung für den nächsten Vormittag.

Letzterer war hoch erfreut, daß ihm die List gelungen und konnte kaum die Zeit erwarten, wo er dem Bürgermeister gegenüber stehen sollte.

Mit hochklopfendem Herzen begab er sich zur bestimmten Zeit nach dem Hause des Letzteren; er flog hastig die Treppen hinauf und trat, von einem Diener dem Bürgermeister gemeldet, in ein Vorgemach.

Hier verweilte er einen Augenblick mit der größten Ungeduld im Herzen. Dann trat der Diener, der ihn gemeldet, wieder in das Zimmer und sagte ihm, daß er eintreten könne.

Hansen saß auf dem Sopha und rauchte eine Cigarre, im Lesen eines Romans vertieft. Er legte das Buch indeß sogleich bei Seite und ging dem Eintretenden höflich entgegen.

Kaum aber hatte er denselben aufmerksam angesehen, als er

schnell zurückfuhr und ihm mit den Zeichen der tiefsten Verachtung den Rücken wies.

„Sie haben es nur dem Namen, den Sie jetzt angenommen, zu verdanken, mein Herr," sagte er mit eisiger Kälte, „daß ich die Thür meines Gemachs Ihnen öffnen ließ, Sie sind jedenfalls sehr kühn, nein keck, mein Herr Rothenfelser, Graf Hochstetter (diesen Namen hatte Heinrich angenommen) oder wie Sie sonst heißen mögen, daß Sie es sich unterstehen können, mir unter die Augen zu treten."

Heinrich bot seine ganze Geistesgegenwart auf, um seinem Beleidiger gegenüber so kalt als möglich zu bleiben.

„Ich komme, Herr Bürgermeister," sagte er in entschiedenem Tone, indem er näher trat, „wenn auch unerwartet, doch nicht ungemeldet; ich bin gekommen, um zunächst von Ihnen über den Verbleib meiner Braut Rechenschaft zu fordern."

„Wirklich," höhnte der Bügermeister, „ist es schon so weit gekommen, daß ein elender Abenteurer in unserer Wohnung uns vorschreibt, was wir zu thun haben."

Heinrich hatte seine Blicke fest auf ihn gerichtet und erbleichte vor Wuth und Groll.

„Hüten Sie sich, Herr Bürgermeister," entgegnete er in einem Tone und mit einer Festigkeit, welche Hansen unwillkürlich einschüchterten, „ich verlange von Ihnen Rechenschaft, wo ist Marie? wo ist meine Braut?"

„Sind Sie von Sinnen?" rief der Bürgermeister laut lachend, „bin ich der Hüter Ihrer Braut? Es ist lächerlich genug, daß ein Mensch so erbärmlich sein kann, sich seine Braut rauben zu lassen; suchen Sie den Dieb auf, der sie genommen, aber kommen Sie nicht zu mir."

„Sie verweigern mir also jede Auskunft?"

„Jede," sagte der Bürgermeister kurz.

„Nun, dann bleibt mir nur eine Alternative übrig," sagte Heinrich kalt, „ich verschmähe es, wie ein gewöhnlicher Mensch bei den Gerichten Genugthuung zu suchen, sondern ich werde mir diese selbst verschaffen und schneller handeln; ich habe mir vorgenommen, Ihnen eine Kugel durch den Kopf zu jagen, wie Sie es nicht anders ver-

dienen; um Sie indeß nicht so ohne Weiteres zu ermorden stelle ich Ihnen anheim, sich zu vertheidigen."

„Wenn ich recht höre, so sprechen Sie von einem Duell," sagte der Bürgermeister lachend, „mein lieber guter Mann, verschonen Sie mich mit derartigen sonderbaren Anträgen, beleidigen Sie mich nicht weiter, ich werde leicht heftig und es könnte das böse Folgen haben. Es thut mir leid, Ihnen Manches gesagt zu haben und ich bereue sehr, einen Menschen wie Sie vorgelassen zu haben; ich rathe Ihnen, nehmen Sie das Gesetz für sich in Anspruch, und ich werde vielleicht zu einer Geldstrafe verurtheilt, dies ist das Einzige, das mich treffen kann und Sie haben alsdann die verlangte Genugthuung; von einem Duell zwischen uns kann, sage ich Ihnen mein Herr, auf keinen Fall die Rede sein."

„Gut," rief Heinrich wüthend aus, „entweder Sie folgen mir auf den Kampfplatz oder ich schieße Sie auf der Stelle nieder, Sie haben sich sofort zu entscheiden."

Mit diesen Worten eilte er zur Thür, verriegelte diese und zog ein Pistol aus der Tasche.

„Vor Allem Ruhe, mein Herr, sagte der Bürgermeister, welcher erbleichte, als er sah, daß Heinrich Ernst machte. „Sie scheinen also wirklich ihren tollen Streich ausführen zu wollen?"

Jetzt galt es, sein Leben zu sichern, was half es ihm, wenn er nach Hülfe rief, die Thür war verschlossen, und noch ehe diese erbrochen war, hatte eine Kugel seinem Leben ein Ende gemacht, er war in seines Gegners Gewalt.

„Ich weiß zwar nicht, ob ich verpflichtet wäre, mich mit Ihnen zu schlagen, allein ich gebe einer Laune nach und erkläre, daß ich bereit bin, das Duell anzunehmen."

„Bestimmen Sie Ort und Zeit, auch haben Sie die Wahl der Waffen," sagte Heinrich.

„Gut, morgen früh um 5 Uhr im Christianspark, ich schlage mich nur auf Pistolen."

„Desto besser, die Beleidigung und Schmach war zu groß, als daß diese in anderer Weise ausgeglichen werden könnte, ich werde also die Ehre haben."

Er verbeugte sich hierauf höflich aber kalt und verließ das Zimmer des Bürgermeisters.

Am andern Morgen begab er sich auf den Kampfplatz, allein, wer nicht erschien, war der Bürgermeister. Wüthend warf sich Heinrich in den Wagen und befahl dem Kutscher ihn nach der Wohnung Hansen's zu fahren.

Die Diener des Letzteren hatten die strenge Weisung erhalten, ihn nicht vorzulassen. Als Heinrich der Eintritt in das Haus verweigert wurde, schleuderte er mit kräftigen Armen die ihm hindernd Entgegentretenden zur Seite, eilte nach dem Gemach Hansen's und polterte mit solchem Ungestüm an der Thür desselben, daß er sich endlich gezwungen sah, diese zu öffnen.

„Elender Feigling!" schrie ihm Heinrich wuthentbrannt zu, „das also war die Genugtthuung, die Sie mir geben wollten! Ich gebiete Ihnen, sich auf der Stelle anzukleiden und mir nach dem Kampfplatze zu folgen!"

„Lassen Sie mich in Ruhe und entfernen Sie sich aus meinem Hause, wir haben mit einander nichts gemein; ich habe die Sache heute anders eingerichtet, ein Diener ist angewiesen, zur Polizei zu gehen, während Sie sich hier aufhalten."

„Gut denn, der Diener geht zur Polizei und ich begebe mich zum König."

Der Bürgermeister erbleichte; diese Drohung änderte plötzlich seinen Sinn; er hatte die Ueberzeugung, daß Heinrich der Mann war, der Wort hielt und so sah er sich denn gezwungen, zum Kampfplatz zu folgen.

„Haben Sie Secundanten?" fragte er Heinrich.

„Es ist unnöthig, diese zu stellen," entgegnete Letzterer; „doch was thut es? Sie werden einen Secundanten zur Stelle schaffen, ein Zeuge ist genug, um zu sehen, wie ein Mann seine Ehre rächt."

„Ich frage Sie aber, wen soll ich in der Eile damit beauftragen? Ich weiß es nicht."

„Haben Sie keines Ihrer Geschöpfe zur Hand?" fragte Heinrich kurz; — doch nein, eines solchen Elenden sollen Sie sich nicht bedienen, wenn Sie sich mit mir schlagen, begeben Sie sich nach

einer Kaserne, der erste beste Offizier wird bereit sein, Ihnen diesen Dienst zu erweisen."

Der Bürgermeister mußte sich in die Nothwendigkeit fügen; er bebte am ganzen Körper und nachdem er mit zitternden Händen ein Pistol bei sich verborgen hatte, trat er nochmals auf seinen erbitterten Gegner zu.

„Ist es Ihr fester Wille, daß wir uns schlagen?" fragte er mit sichtlicher Angst.

„Es giebt keine Gnade, Sie müssen sterben," antwortete Heinrich finster.

„Und wer sagt Ihnen denn, daß mich das Loos treffen muß? Können Sie nicht ebenso gut fallen?"

„Es kann allerdings auch mein Schicksal sein, allein ich fürchte es nicht."

„Gut denn, ich begreife Sie," rief der Bürgermeister, plötzlich wie von einem guten Gedanken erfüllt.

Er hatte sich nämlich vorgenommen, einen ihm bekannten Offizier aufzufordern und diesen zu bitten, daß er sich für ihn schlagen solle. Er folgte jetzt Heinrich und bald hielt der Wagen vor der betreffenden Kaserne.

Nach einigen Augenblicken war der Freund Hansen's aufgesucht und dieser zeigte sich in der That bereit, dem Bürgermeister als Secundant zu dienen.

Alle drei stiegen nun in den Wagen und nach kurzer Zeit gelangten sie auf den Kampfplatz.

Hier angelangt, wandte sich Hansen an den fremden Offizier, welcher sich Baron v. Strock nannte.

„Herr Baron," sagte er, „ich bin des Schießens unkundig, „in Ihrer Hand steht mein Leben."

„Wie? — Sie sind des Schießens unkundig?" fragte der Offizier, „und konnten dennoch ein Duell eingehen? Ha, der Mensch ruhte gewiß nicht, Sie mußten es annehmen, um nicht ehrlos zu erscheinen. Herr Rothenfelser," redete der Baron Heinrich an, „es ist hier eins der tragikomischsten Ereignisse, die jemals in den Annalen der Duelle sich vorfinden; Ihr Gegner ist des Schießens unkundig,

was soll in diesem Falle geschehen? Verlangen Sie, das er Abbitte thut?"

Ein höhnisches Lächeln spielte um die Lippen Heinrichs, er entgegnete dem Baron:

„Mein Herr, auch ich bin ein Ehrenmann, mein Name kann Ihnen nicht unbekannt sein."

„Ich kenne den Namen," erwiderte Strock, „indem er Heinrich die Hand reichte.

„Und Sie können mir ein solches Anerbieten machen? Was nützt mir die Abbitte dieses Mannes?"

„Aber er kann ja doch nicht schießen!" rief der Offizier, ein lautes Lachen ausstoßend.

„Er mag es versuchen."

„Nun denn, wenn Sie durchaus Blut sehen wollen, so erbiete ich mich, mich an Stelle des Herrn Bürgermeisters mit Ihnen zu schlagen; wissen Sie, daß ich ein vortrefflicher Schütz bin und daß ich nicht so leicht fehle, daher bitte ich Sie um Ihrer selbst willen, suchen Sie die Sache in anderer Weise auszugleichen."

„Auch ich bin ein geübter Schütz und schieße als solcher sicher," versetzte Heinrich kalt. „Aber ich muß Ihnen gestehen, daß es mir keine Genugtthuung gewährt, einen Andern niederzuschießen, während der Beleidiger am Leben bleibt; nein die Sache ist doch zu sonderbar, mein Herr, der Bürgermeister wird doch wohl verstehen, einen Hahn zu spannen; ich bin fest entschlossen, mich nur mit ihm zu schießen."

„Dann bleibt Ihnen keine andere Wahl, Herr Bürgermeister," sagte Strock, „übrigens können Sie auch wohl ein solches Opfer meinerseits nicht verlangen, ich glaube es ist genug, daß ich Ihr Secundant bin."

Theils Scham, theils eine gewisse Abgestumpftheit, welche die Furcht hervorrief, bestimmten jetzt den Bürgermeister sich in die schreckliche Nothwendigkeit zu fügen.

„Messen Sie die Distanz, Herr Baron," sagte Heinrich, „und dann in Gottes Namen Feuer! Wir Soldaten, wissen Sie ja, halten nicht viel auf Ceremonie."

„Der Baron zuckte die Achseln, maß die Distanz ab und ver-

beugte sich dann, seitwärts tretend, gegen beide Herren, zum Zeichen, daß der Kampf seinen Anfang nehmen könne.

Der Bürgermeister war der Geforderte und hatte den ersten Schuß; er erhob das Pistol, freilich unruhig, zielte indessen lange, ja, man konnte sagen, scharf und drückte endlich ab — der Schuß war in die Luft gegangen.

„Herr Rothenfelser," rief der Bürgermeister, „jetzt ist die Reihe an Ihnen."

„Sie haben in die Luft geschossen," sagte Heinrich, „schießen Sie noch einmal, es soll Ihnen vergönnt sein, den zweiten Schuß zu thun."

„Welche Großmuth!" rief der Baron aus. „Herr Rothenfelser," sagte er, indem er näher trat, „ich halte Ihre Großmuth für schlecht gerechtfertigt, Sie sind der Beleidigte, der Gekränkte und gestatten Ihrem Gegner einen zweiten Schuß?"

Ein verächtliches Lächeln spielte um die Mundwinkel Heinrichs, er kreuzte die Arme über die Brust und entgegnete kalt:

„Ich halte das Duell für zu heilig, um es zu einem Possenspiel herabzuwürdigen, bei dem man des Scheines halber ein paar Kugeln wechselt, diese in die Luft schießt und hinterdrein sich brüderlich umarmt, froh, so wohlfeilen Kaufs davon gekommen zu sein. Ihr großmüthiges Handeln, Herr Bürgermeister, war sehr überflüssig und außerdem beleidigend für mich; treten Sie wieder an Ihren Platz und schießen Sie noch einmal, da Sie Ihren ersten Schuß gutwillig in die Luft schickten, aber seien Sie überzeugt, ich werde nicht eher Halt rufen, als bis Blut geflossen und einer von uns kampfunfähig ist."

Der Bürgermeister begab sich zitternd und wohl auch erbittert durch das Benehmen des Gegners auf die Distanz zurück, er zielte zum zweiten Male scharf, aber die Hand zitterte und — wiederum pfiff die Kugel an dem Kopfe des Gegners vorüber.

Hierauf hob Rothenfelser nachlässig das Pistol.

„Ihr Leben, Herr Bürgermeister, liegt jetzt in meiner Hand!" rief er laut, „ich schieße das Aß von der Karte, merken Sie es sich; es war von mir wohl überlegt, daß ich Sie aufforderte, den zweiten Schuß zu thun; da Sie aber jetzt entweder aus Furcht oder aus

Muthwillen zum zweiten Male fehl geschossen, kenne ich keine Rücksicht mehr; es liegt indeß durchaus nicht in meiner Absicht, Sie zu tödten, wohl aber werde ich Ihnen einen Denkzettel geben, der zur Narbe werde, verstehen Sie mich? Diese Narbe soll Sie stets an mich erinnern, vielleicht werden Sie dann eines Besseren belehrt und mir reuig gestehen, was Sie mir bisher so hartnäckig zu sagen verweigerten."

Er schoß ab — die Kugel traf den Arm des Bürgermeisters und zerschmetterte den Knochen.

Der Secundant sprang schnell hinzu und fing den Verwundeten in seine Arme auf.

Die Recognoscirungen gegen Düppel im März*)

Die ersten Wochen des März wurden vor Düppel dazu benutzt, die Belagerungs-Arbeiten gegen die Düppeler Schanzen vorzubereiten. Die erste schwere Batterie traf am 7. März in Flensburg ein; aber es schien unmöglich, die Geschütze auf den grundlosen Wegen weiter zu schaffen.

Die Schwierigkeiten waren unsäglich, man benutzte die Wasserwege, aber das Ausladen der Geschütze war bei dem fortwährenden Regen, der den Boden immer tiefer aufwühlte, mit den größten Umständen verknüpft. Der breiige Schmutz schlug über die gelegten Bohlen zusammen und die Geschütze sanken bis an die Achsen ein; es war nöthig, Knüppeldämme von Faschinen anzulegen und oft, wo die Pferdekräfte nicht ausreichten, 100 bis 200 Soldaten anzuspannen, um die Geschütze vorwärts zu bringen.

Die Mühseligkeiten, welche die Truppen dabei zu überwinden hatten, waren unbeschreiblich; aber trotz des angestrengten Dienstes

---

*) S. Dobenroth's Winterfeldzug.

und des schlechten Wetters blieb der Gesundheitszustand befriedigend und der Geist vortrefflich.

Am 12. März war man so weit, um mit der Arbeit der Batterieen beginnen zu können; es war daher die Aufgabe, das Vorterrain der Schanzen, aus welchen bisher die Recognoscirungen stattgefunden, in den diesseitigen Besitz zu bringen, die Dänen hatten jedesmal das Terrain wieder besetzt, sobald die recognoscirenden Abtheilungen sich zurückzogen.

„Es war festgestellt," so lautet der amtliche Bericht über ein Gefecht am 13. März, „daß die feindlichen Vorposten die Linie Lillemölle-Staavegard-Rackebüll inne hatten, daß das letztere Dorf verbarrikadirt sei. Da der Sturm das bodenlose Gelände in den letzten Tagen ein wenig getrocknet hatte, wurde für den 13. März früh vor Tagesanbruch ein Ueberfall der Vorposten auf dieser Linie befohlen.

Derselbe wurde vom 2. Bataillon 13. Regiments, so weit dasselbe nicht auf Vorposten war, und vom Füsilier-Bataillon 55. Regiments ausgeführt, in der Art, daß der Oberstlieutenant Freiherr v. d. Goltz um 4½ Uhr links von dem Gehölz Ravenskoppel vorging, während der General v. Göben um dieselbe Stunde von Satrup gegen das Gehölz und gegen Rackebüll aufbrach.

Der Oberstlieutenant v. d. Goltz sollte etwas früher als der Major v. Rex an den Feind kommen, da jener das Hauptunternehmen ausführen, dieser aber vorzugsweise dasselbe decken und sichern sollte.

Es war ferner befohlen, daß Oberstlieutenant v. d. Goltz sofort nach gelungenem oder mißlungenem Coup und jedenfalls vor hellem Tage hinter seine Vorposten zurückgehe, und daß Alles mit ungeladenen Gewehren vorgehe und sich, sobald man entdeckt sei, mit dem Bajonnet auf den Feind werfe.

Die ertheilten Befehle wurden glücklich ausgeführt. Hauptmann Freiherr v. d. Reck ging mit 85 Mann unmittelbar am Meeresstrande gegen die Lillemühle vor. Hauptmann v. Krieg wurde auf Stavegaard und im Falle dies nöthig war, weiter auf Lillemühle dirigirt.

Hauptmann v. d. Reck führte seinen Auftrag in brillanter Weise

aus, überraschte die Posten, folgte ihnen an der Spitze seines Detachements im Laufschritt auf dem Fuße, langte mit ihnen zugleich bei der Lillemühle an, warf sich mit Hurrah auf die Gebäude derselben, trieb die nach Aussage der Gefangenen dort postirte Compagnie in wilde Flucht und nahm zwölf Mann gefangen ohne den geringsten Verlust zu erleiden.

Gleichzeitig — um 5 Uhr — griff rechts von ihm der Lieutenant Müller mit einem Zuge der 7. Compagnie, welcher Stavegaard stark verbarrikadirt fand, die nächsten in einem Hause aufgestellten Posten mit dem Bajonnet an und nahm 14 Mann gefangen. Es war kein preußischer Schuß gefallen.

Oberstlieutenant Freiherr v. d. Goltz trat dann sofort den Rückmarsch an und war um 6 Uhr bereits hinter den stehen gebliebenen Vorposten.

Das Füsilier-Bataillon 55. Regiments seinerseits ging ganz ebenso entschieden auf der Chaussee vor, indem die 12. Compagnie auf Rackebüll, die 11. auf das Gehölz Ravenskoppel dirigirt, die 9. und 10. in Reserve gehalten wurden.

Die 12. Compagnie — Hauptmann Baumeister — jagte die feindlichen Vorposten, auf 20 Schritt von ihnen mit Schüssen empfangen, nach Rackebüll hinein, eine erste Barrikade mit Sturm nehmend.

Der bestimmte und wiederholte Befehl, Rackebüll selbst nicht anzugreifen, hielt sie vor dem Dorfe fest, wo sich dann ein kurzes Feuergefecht entspann, während dessen die dänischen Offiziere scheltend und fluchend ihre Leute vergeblich zum Vorbrechen zu ermuntern suchten.

Hauptmann v. Flotow mit der 11. Compagnie besetzte die Ravenskoppel und Lieutenant Scheringer, mit einem Zuge über dieselbe hinaus vorgehend, warf sich auf die einige Hundert Schritt dahinter stehenden feindlichen Vorposten und brachte 8 Mann derselben gefangen zurück.

Auch das Füsilier-Bataillon war schon um 6 Uhr bei den Vorposten zurück, ohne auch nur den geringsten Verlust erlitten zu haben.

36 Gefangene mit 35 Gewehren wurden in das Hauptquartier

abgeliefert. Dem die Feldwache bei Lillemühle befehligenden Offizier gelang es, mit Zurücklassung seines Degens, zu entkommen. Alle Gefangene, unter denen mehrere Unteroffiziere sich befanden, waren Insel-Dänen.

„Es sollte preußischerseits," so schreibt ein Berichterstatter, „bei dem beabsichtigten Unternehmen nicht geschossen werden und war deßhalb selbst das Laden der Gewehre verboten worden. Auch durfte beim Avanciren weder geraucht noch gesprochen werden.

Lautlos setzte sich also die Mannschaft in Marsch und so gelang die völlige Ueberrumpelung des Feindes.

Wie es jetzt bei den kleinen Treibjagden üblich ist, gingen rechts und links Compagnieen schleunigst vor, während die Front, den Kreis zu schließen, folgte.

Bald stieß die Tete der letzteren auf den ersten feindlichen Posten. Er wollte schießen, das Gewehr versagte. Er griff zum Bajonnet, doch schon durchbohrte ein preußisches Bajonnet seine Brust und lautlos sank er zu Boden.

In einem Hause schimmerte Licht. Zwei Mann schlichen an das Fenster und sahen einen mit Schreiben beschäftigten dänischen Offizier. Im Nu waren die Fensterkreuze eingebrochen und die Soldaten sprangen mit einem Satze in die Stube.

Der Offizier sah überrascht auf, doch hatte er die Geistesgegenwart, das Licht sofort zu löschen. In der Dunkelheit entkam er durch eine Hinterthür und auch glücklich dem sich immer enger schließenden Kreise; sein Käppi und den abgelegten Säbel hatte er zurückgelassen.

An ein Entkommen durfte die umzingelte Feldwache nicht denken, sie mußte sich ergeben, während die übrigen Dänen unter den Schußbereich der Düppeler Geschütze zurückgeworfen wurden. Von preußischer Seite fiel ein Mann; er wurde in nächster Nähe von einem dänischen Vorposten erschossen."

An demselben Tage (13. März) fand die Eröffnung der berühmt gewordenen Gammelmark-Batterieen statt. Diese Batterieen waren auf den Uferhöhen der Meeresküste mit unsäglicher Mühe erbaut worden, um die Schanze 1 und 2 in Flanke und Rücken, das Terrain vor den Schanze in der Flanke und endlich das Replis

des Feindes, die Stadt Sonderburg auf der Insel Alsen, zu beschießen.

Die Kanonade zeigte dem Feinde schon in den ersten Tagen die Gefährlichkeit dieser Batterieen und die ungeheure Ueberlegenheit der preußischen Geschütze.

In Gegenwart der preußischen Prinzen Carl und Friedrich Carl ward ein Feuer eröffnet, das in ganz Europa die bewundernde Aufmerksamkeit auf die preußische Artillerie hingezogen; über die blaue Meeresbucht hinweg flogen die Projectile mit erbarmungsloser Präcision in die feindlichen Schanzen. Der „Rolf Krake" wagte es nicht, seine Pflicht zu erfüllen und die Flanken der Schanzen zu decken; die preußischen Granaten schlugen zündend in Sonderburg ein und trafen die Pontonbrücke über den Alsener Sund.

Eine Belgische Zeitung schreibt hierüber:

„Die Entfernung der an der Bucht des Wenningbunds errichteten Batterie, von wo aus die Stadt beschossen ward, bis zur Rathskammer, vor welcher eine Kugel niederfiel, beträgt, schlecht gerechnet, wenigstens drei Viertel einer dänischen Meile, d. h. drei englische oder mehr als eine französische Meile. Wir haben bisher noch in keinem europäischen Kriege Geschütze gesehen, welche bis auf solche Entfernung wirksam."

Ein Berichterstatter der „Kölnischen Zeitung" schildert das Bombardement:

„Die Dänen haben die Schanze Nr. 2 am Wenningbund, trotz des unausgesetzten Feuers aus der Batterie am Gammelmark, wieder bemannt und überschütten uns jetzt mit Bomben, die aber bisher fast alle in der Luft crepiren oder wirkungslos über uns weggehen. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, die Bomben zu beobachten, die über die spiegelklare Fläche der blauen Ostsee in größeren und kleineren Bogen wie feuerspeiende Teufel hin und her brausen und mit entsetzlichem Getöse die Luft durchschneiden; man kann kaum den Tag erwarten, wo auf der ganzen Linie die Kanonade eröffnet werden wird."

Es gelang den feindlichen Geschützen nicht, dieser Batterie auch nur den geringsten Schaden zu thun, das schlechte Material der Dä-

nen trug noch dazu bei, die mangelhafte Construction ihrer Geschütze doppelt bemerkbar zu machen.

Am 17. März versuchte der Feind durch einen Ausfall die preußischen Vorposten zurückzuwerfen und ihre Belagerungsarbeiten zu stören.

Gegen 10 Uhr debouchirte der Feind in Colonnen aus dem bisher immer von ihm besetzten und zur Vertheidigung eingerichteten Dorfe Rackebüll, warf die ihm gegenüberstehenden Vorposten zurück und steckte dann einige in unserer Vorpostenkette belegene Gehöfte in Brand.

Der General v. Göben, zu dessen Brigade diese Vorposten gehörten, warf den Feind in das Dorf und trieb ihn jenseit desselben zurück. Beim Beginn dieses Gefechts hatte er dem General von Röder, Commandeur der 12. Infanterie-Brigade, der in Nübbel stand, Mittheilung davon gemacht und ihn dringend um Unterstützung ersucht.

General v. Röder befand sich in der Lage, hierauf antworten zu müssen, daß er so eben von dem commandirenden General den Befehl erhalten habe, nach eigenem Ermessen, heute oder morgen, das von den Dänen stark besetzte, sorgsam zur Vertheidigung eingerichtete Dorf Düppel anzugreifen und zu nehmen und daß er den Angriff sofort ausführen werde.

Die drei Bataillone des 24. und das erste Bataillon des 64. Regiments machten sofort unter Führung des Oberstlieutenant von Hartmann einen lebhaften Angriff auf Düppel, während das Infanterie-Gefecht bei Rackebüll fortdauerte.

Alsbald eröffneten die feindlichen Schanzen ein starkes Geschützfeuer aus allen Werken, trotzdem aber und ungeachtet aller angebrachten Vertheidigungsmittel wurde Düppel genommen und der General v. Röder meldete um 2½ Uhr, daß das ganze Dorf Düppel, einschließlich seiner östlichen, den Schanzen zunächst belegenen Lisiere in seinem Besitze sei.

Die feindliche Infanterie hatte sich in die Schanzen zurückgezogen, aus denen das Geschützfeuer fortdauerte.

Wiederholt ist es zum Angriff mit dem Bajonnet gekommen und fast Haus für Haus, oder Ruine für Ruine mit Sturm genommen

worden. Es war das erste Mal, daß wir die Dänen zum Stehen bekamen und sie mit Erbitterung kämpfen sahen.

Die Zahl der einander gegenüberstehenden Truppen war eine ganz gleiche. Nicht die Uebermacht warf die Dänen in die Schanzen zurück, sondern die Bravour der Truppen.

Prinz Friedrich Carl schickte dem General v. Röder den Befehl Düppel zu halten und die Vorposten der östlichen Lisiere des Dorfes verdeckt aufzustellen.

Als General v. Röder mit den hierauf bezüglichen Anordnungen beschäftigt war, erhielt er von dem General v. Göben die Mittheilung, daß er das Dorf Rackebüll nicht länger halten werde, da dies ihm nicht nothwendig erscheine und er außerdem von starken feindlichen Colonnen, die vom Alsensund vorgingen, in seiner linken Flanke sich bedroht sehe.

General v. Röder ließ dies dem Prinzen mit der Bitte melden, zu befehlen, daß Rackebüll gehalten werde, da er selbst sonst voraussichtlich in Düppel einen schweren Stand haben würde, und der gewünschte Befehl erging sofort.

Ursprünglich war es allerdings die Absicht gewesen, für diesen Tag nur die Düppeler Kirche besetzt zu halten, während auf den Besitz von Rackebüll kein Werth gelegt war, und der General von Göben war deshalb nach der dem General v. Röder gemachten Mittheilung langsam und ungehindert zurückgegangen.

Nach der um halb 3 Uhr erhaltenen Meldung, daß Düppel genommen sei, hatte der Prinz auch der 11. Brigade (Canstein) den Befehl zugehen lassen, ihre Vorposten, die den rechten Flügel von der Chaussee bis an den Wenningbund inne hatten, so weit vorzutreiben, daß sie mit den Vorposten der 12. Brigade in gleicher Höhe zu stehen kämen.

Es war um diese Zeit eine Pause eingetreten. Um 4 Uhr rückten die Teten der Brigade Canstein vor und stießen bei dem Gehöft Frydendal und den damit in gleicher Höhe liegenden Knicks auf ernsten Widerstand, der jedoch überwältigt wurde; ebenso wurde das mit besonderer Sorgfalt angelegte bis in die See hineinreichende Verhau genommen.

Gleich darauf eröffneten die Schanzen 2, 3, 4 und 5 ein

heftiges Geschützfeuer gegen die Truppen der Brigade Canstein, ohne diese indeß in ihrem Vorrücken aufzuhalten.

Zu derselben Zeit debouchirten feindliche Colonnen in der Stärke von mehreren Bataillonen zwischen den Schanzen 5 und 6 und rückten gegen Düppel vor, um durch die Einnahme desselben zugleich die Brigade Canstein zum Rückzug zu nöthigen.

Das Dorf Düppel war in dem zunächst der Chaussee belegenen Theile von 2 Bataillonen des 64. Regiments besetzt; trotz deren tapferer Gegenwehr gelang es dem Feinde einzudringen und die vordersten Häuser zu besetzen.

Das erste Bataillon des 64. Regiments ging jetzt links zur Unterstützung vor, rechts das Füsilier-Bataillon des 60. Regiments unter persönlicher Leitung des Regiments-Commandeurs, Oberst-Lieutenant v. Hartmann (der bei dieser Gelegenheit verwundet wurde, trotzdem aber dem Gefechte bis zu Ende beiwohnte) und die 3. Compagnie des dritten Jäger-Bataillons, die, die Wichtigkeit des Augenblicks erkennend, sich gleichfalls gegen die vordringenden dänischen Colonnen wandten.

Durch das Beispiel ihrer Offiziere und Unteroffiziere angefeuert, drangen unsere Leute unaufhaltsam vor und nach heftigem, zum Theil mit dem Bajonnet geführten Kampfe, mußte der Feind weichen und den Rückzug nach den Schanzen antreten, verfolgt von dem Feuer unserer Infanterie.

Das Feuer aus allen uns gegenüberliegenden Werken, das nur geschwiegen hatte, so lange es durch die eigene Infanterie maskirt war, wurde mit erneutem Nachdruck, theilweise mit glühenden Kugeln gegen das bereits seit 1 Uhr an mehreren Punkten brennende Dorf wieder aufgenommen und dauerte ununterbrochen bis zum Eintritt der völligen Dunkelheit fort.

Als der General v. Göben den Befehl erhielt, Rackebüll zu halten und seine Vorposten bis jenseit des Dorfes hinauszuschieben, hatte er bereits den Rückmarsch nach seinem Cantonnement bei Satrup angetreten, da um diese Zeit auch das Gefecht um Düppel schwieg und für beendet gehalten wurde.

Er machte sofort Front und griff, unterstützt von dem 1. Bataillon des 13. und von dem Füsilier-Bataillon des 53. Regiments

(von der Brigade Schmid) das von den Dänen stark besetzte Dorf an, stieß aber auf heftige Gegenwehr, und hatte nicht nur das Feuer aus den seiner Front gegenüberliegenden Schanzen, sondern auch in seiner linken Flanke aus den Batterieen jenseit des Alsensundes zu bestehen.

Dennoch rückte er immer weiter vor und hatte beim Eintritt der Dunkelheit sowohl das Dorf, wie auch das vorwärts gelegene Terrain in Besitz. Auch hier schwieg das feindliche Geschützfeuer erst geraume Zeit nach Sonnenuntergang.

Des von Schnee und Regen tief aufgeweichten Bodens wegen war es unserer Artillerie unmöglich, sich anders als auf chaussirten Straßen zu bewegen. Es geschahen deshalb nur bei dem ersten Angriff auf Düppel einige Granatwürfe, während im Uebrigen unsere Infanterie den Kampf gegen Infanterie und Geschützfeuer schwersten Kalibers durchzufechten hatte.

Im Verhältniß zu den erreichten Erfolgen waren unsere Verluste nicht bedeutend, was wir hauptsächlich der Gewandtheit unserer Infanterie in Benutzung des Terrains zu danken haben.

An Offizieren blieben todt: Lieutenant Hölscher vom Mindener Landwehr-Bataillon, commandirt zum 15. Infanterie-Regiment und Premier-Lieutenant v. Gerhard vom 64. Infanterie-Regiment; verwundet: Oberst-Lieutenant v. Hartmann vom 60., Major v. Glüner vom 64., Hauptmann v. d. Reck und v. d. Schulenburg vom 15., Hauptmann v. Bosse und die Lieutenants Ranzow und v. Studnitz vom 55. Infanterie-Regiment.

Der Verlust des Feindes, von dem über 300 Gefangene eingebracht worden, darunter ein Regiments- und ein Bataillons-Commandeur (beide verwundet), muß viel bedeutender gewesen sein; bei Düppel allein lagen an 100 dänische Leichen, darunter mehrere Offiziere.

„Einzelne Bataillone (z. B. das 3. Jäger-Bataillon) haben sich vorgenommen, keinen Pardon mehr zu nehmen und keinen zu geben, seitdem es auch am 17. wieder vorgekommen ist, daß die Dänen, nachdem sie die Gewehre fortgelegt und die Hände erhoben hatten, auf die sich jetzt harmlos den „Gefangenen" nähernden Jäger, die blitzschnell wieder aufgehobenen Gewehre auf 25 Schritt Entfernung

abschossen. Die getroffenen Kameraden (ich höre von 2 Todten und 7 Verwundeten) wurden sogleich gerächt. Von den 35 Dänen, die sich dieser Perfidie schuldig machten, lebte nach wenigen Augenblicken nicht einer mehr."

Kirch-Düppel wurde von Preußen besetzt gehalten und somit hatte dies blutige Gefecht, welches die Dänen begonnen, um die Belagerungs-Arbeiten zu zerstören, gerade den Erfolg, daß das Terrain unmittelbar vor den Schanzen in die Hände der Preußen fiel.

Bei der Kanonade zwischen den Batterieen am Südrande des Wenningbundes und den Schanzen 1 bis 4 gelang es, eine Baracke hinter der Schanze 1 anzuzünden; außerdem gingen zwei Gehöfte in Flammen auf. Auch wurde das Blockhaus in der Schanze 1 von einem 24pfündigen Geschoß durchschlagen, wobei nach der Aussage von Gefangenen 36 Mann getödtet und verwundet worden sind.

Ueber die Wirkung dieser Granate, die aus den Gammelmarker Batterieen am 16. nach Schanze 2, wie man von den Batterieen aus deutlich sehen konnte, in das Blockhaus einschlug, erzählt ein gefangener dänischer Soldat, der viel auf seine Cocarde hält und durchaus unzufrieden mit seiner Gefangennahme war, auch sich zum Oefteren entschuldigte, daß er nicht gefangen genommen worden wäre, wenn er nicht einen Streifschuß erhalten hätte, kurz, wie folgt: „Wenn man ein Thier von der Schlachtbank bringt, kann es nicht schlimmer aussehen, wie die in dem Blockhaus befindlichen 4 Offiziere und 32 Mann ausgesehen haben; der größte Theil ist todt, alle anderen kampfunfähig geworden und dies Resultat durch *eine* Granate!"

In einem Artikel über das bei Rackebüll stattgehabte Gefecht ist eines Unteroffiziers Erwähnung geschehen, welcher die Leiche des Lieutenants Troschel 4. Brandenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 24 mit Aufopferung seines eigenen Lebens aus dem heftigsten Gewehrfeuer der Dänen getragen hat.

In jenem Artikel ist der Name dieses Tapferen, der unbekannt, nicht erwähnt worden, zugleich aber die Hoffnung ausgesprochen worden, derselbe werde nicht vergessen werden. Daß dies in der That nicht geschehen, das bekundet ein kleines heiteres Fest, welches mehrere Offiziere des Regiments dem Unteroffizier Julius Prochnow (Sohn

des Thorsteuercontrolleurs Prochnow am Potsdamer Thor zu Berlin) in Gestalt eines unter jetzigen Verhältnissen lucullisch zu nennenden Diners nebst obligater Apfelsinen-Bowle veranstalteten. Dem ersten Toaste auf Se. Majestät folgte als zweiter der auf das Wohl des braven Prochnow, in welchem ausgesprochen wurde, daß seine so edle als tapfere That bei allen Offizieren des Regiments zu allen Zeiten die ihr gebührende Anerkennung finden werde und daß er sich ihrer steten Dankbarkeit versichert halten könne.

Eine gewiß in der preußischen Armee seltsame Auszeichnung war dem Feldwebel Ebert vom 64. Infanterie-Regiment zu Theil geworden, der für bewiesene Bravour von Sr. Majestät zum Offizier befördert wurde.

In den letzten Tagen des März waren die Vorbereitungen beendet, um mit der regelmäßigen Belagerung der Schanzen beginnen zu können.

Faschinen, Schanzkörbe, Holz zu Bohlen und anderes Material war meist zu Wasser nach Eckensund transportirt und, wie wir schon erwähnt, von den Dannewerken kein geringer Beitrag erzielt worden.

Von Angriffs-Batterieen hatte man bis zum 26. März nur vier Batterieen mit 6 zwölfpfündigen und 8 vierundzwanzigpfündigen Geschützen bei Gammelmark am Strande errichten können.

Diese reichten jedoch nicht aus, die feindliche Stellung an den Hauptpunkten bis zur Schanze 5, die Communication zwischen den Schanzen und mit Sonderburg, endlich auch den Wenningbund unter einem dominirenden Feuer zu erhalten, so daß in der Front die Annäherungsgräben begonnen werden konnten.

Es gelang, die Schanzen 1 bis 5 täglich nach kurzem Feuergefecht zum Schweigen zu bringen, die Baracken des Feindes zu zerstören, die Communicationen zu unterbrechen und das diesseitige Feuer war so überlegen, daß es nur eines Befehls dazu bedurft hätte, um sofort Bresche zu schießen.

Die Dänen besserten in den Nächten, so gut es anging, die Schäden wieder aus, aber selbst die fleißigste Arbeit konnte mit der Zerstörungskraft der feindlichen Geschosse nicht Schritt halten und nur die vom Premier-Lieutenant Anker befehligte Schanze 2 erschien

mit jedem Morgengrauen in schlagfertigem Zustande, sie war auch die einzige, die das Feuer der preußischen Batterieen mit Erfolg erwiederte.

Unter'm 25. März schrieb der Berichterstatter der Times aus Sonderburg: „Die Pioniere sind damit beschäftigt, etwa 20 Häuser niederzureißen, welche der neuen Querstraße im Wege stehen, die von der Hauptstraße der Stadt, aus der Nähe des Rathhauses, einen breiten Zugang zur See in der unmittelbaren Nachbarschaft der Brücke eröffnen soll.

Die Nothwendigkeit, den Bewegungen der Truppen für den Fall einer schnellen Avance oder eines Rückzuges freien Spielraum zu geben, rechtfertigt diese Maßregel und Sonderburg wird vielleicht später dem militairischen Absolutismus Dank wissen, der in das Gewirre der engen und winkeligen Gassen dieser Stadt eine Lichtung gebracht hat."

An einer anderen Stelle schrieb derselbe Correspondent: „Die engen Straßen Sonderburgs werden verbreitert und neue Wege durch die Niederreißung von Häusern erschlossen, um Verkehr zwischen den verschiedenen Theilen der Stadt und den Brücken für den Fall einer plötzlichen Vor- oder Rückbewegung zu erleichtern.

Außer den beiden bereits vorhandenen Brücken können jeden Augenblick mit Hülfe von Flößen, die zu diesem Zwecke bereit gehalten werden, andere über den Sund geschlagen werden.

Man bietet alle Kräfte auf, um die Insel Alsen und die Forts jenseits der Brücke dadurch zu einer und derselben Position zu machen, daß man die Mittel einer sicheren und raschen Communication vermehrt."

Es ist dieser Bericht eines englischen Correspondenten um so wichtiger, weil gerade in England das Geschrei über das Bombardement von Sonderburg am größesten gewesen.

Wir sagen „Geschrei", weil wir keinen passenderen, nicht unästhetischen Ausdruck für ein Gebahren finden, das nur deshalb nicht als kindisches Geschwätz unberücksichtigt bleiben kann, weil eine Großmacht Europa's diese Tonarten zu officiellen Kundgebungen benutzt hatte.

Es liegt auf der Hand, daß im Kriege jede Armee der feind-

lichen Nachtheile zuzufügen sucht, dies geschieht nicht blos durch Schlachten und Gefechte, sondern auch dadurch, daß man ihre Magazine zerstört.

Es ist ferner sehr wichtig, die Rückzugslinie des Feindes unter seinem Geschützfeuer zu haben. Die Sonderburger Brücke ist die Rückzugslinie für die Besatzung der Düppeler Schanzen, Sonderburg selbst das Replis; die Dänen sahen dies sehr wohl ein, verschanzten die Stadt, umgaben sie mit Bollwerken, brachen Colonnenwege hindurch, benutzten die massiven Gebäude zu Kasernen und Magazinen, kurz, Sonderburg war eine Festung, und die Herren Engländer — nicht der Pöbel allein, sondern die edlen Lords, darunter Staatsmänner und Militairs, ließen es im Parlamente eine Brutalität, Barbarei u. s. w. nennen, daß die Preußen Sonderburg beschossen, just, wie man darüber raisonnirt, daß der Krieg über die jütische Grenze gespielt worden, nachdem Dänemark preußische Handelsschiffe gekapert.

England fürchtet, daß Deutschland in den Besitz von Häfen gelangen und später dann eine Seemacht werden könne. Es hat Nordamerika und Frankreich gegenüber wiederholt bewiesen, daß es einen Seekrieg fürchtet und würde die Gelegenheit gern wahrnehmen, am Jahdebusen und vor Swinemünde das Schauspiel aufzuführen, das es einst vor Kopenhagen gegeben, wenn es eine Garantie dafür hätte, daß Preußen für diesen Fall von anderen Mächten nicht Beistand erhalten würde.

Das heutige England kämpft nur gegen Schwächere und dies besonders gern, wenn es noch Bundesgenossen dazu findet. England war es freilich auch, welches schon auf dem Wiener Congreß dafür thätig war, Deutschland keine Kriegshäfen zu geben.

Die Krone Dänemark behielt deutsches Land, trotzdem daß sie noch Monate hindurch nach der Siegesschlacht bei Leipzig zum Feinde Deutschlands gestanden.

England war es, dessen Drohungen vorzüglich, neben denen Rußlands, Preußen veranlaßten, die 1848—50 mit Blut befreiten Lande wieder aufzugeben, es ist die einzige Macht, welche in zwölf Jahren die Vertragsbrüche von Seiten Dänemarks nicht sehen ge-

wollt, und doch bedarf es deutscher Sympathieen, wie keine andere Macht der Erde, welcher Frankreich einmal zu nahe treten könnte.

Der Beschluß.

Als Heinrich nach beendetem Duell in seine Wohnung gelangt war, wurde er von dem Besuche des alten Mannes überrascht, den er seit seiner Abreise aus Kopenhagen in Gesellschaft van Enden's nicht mehr wieder gesehen hatte.

Heinrich war natürlich außerordentlich erfreut, als er denselben so unerwartet wiedersah.

„Du wirst mir gewiß Vorwürfe machen, mein theurer Heinrich," nahm der Alte das Wort, „daß Du seit Deiner Anwesenheit in Kopenhagen nichts von mir gehört hast, aber Du zürnst mir deshalb nicht, Du kennst den alten Freund und bist davon überzeugt, daß, wenn Du ihn auch nicht siehst und nichts von ihm hörst, er Deiner stets gedenkt; ich habe für Dich, für Euch, muß ich sagen, gewirkt und ich kann Dir jetzt die freudige Mittheilung machen, daß es mir gelungen ist, den Aufenthalt Deiner lieben Braut zu ermitteln."

„Wie! Du weißt, wo Marie weilt?" rief Heinrich sichtlich erfreut und überrascht aus.

„Ich weiß es, mein lieber Sohn und das sei Dir genug; Du wirst keine Ahnung davon haben, wohin sie von den Elenden gebracht wurde. Höre nun vor Allem meinen Entschluß; ich muß Dir endlich davon Mittheilung machen, was mich bedroht: Jene Verbindung, jene Gesellschaft, welcher ich angehöre und deren Chef Herr Hansen ist, hat einer gewissen Menschenklasse den Krieg erklärt, namentlich den Handelsleuten, da diese sich hauptsächlich mit dem Schmuggelwesen befassen, ist zu einem tausendarmigen Ungeheuer herangewachsen, das seine Zweige über ganz Dänemark und

die Britischen Inseln, ja über den Continent ausstreckt. Ich bin aber nicht mehr die Seele der Verbindung, ich vermag nicht länger mehr diese Maschine zu leiten, denn die wilden gefesselten Kräfte, welche stets unbedingt meinem Willen gehorchend, regelmäßig eingreifen mußten, streben mit allem Eifer danach, ihre Fesseln zu brechen, seitdem Hansen, der über mir steht, und als die eigentliche leitende Gewalt gilt, nach Kopenhagen gekommen ist."

„Also dieser Elende ist der Chef jener Bande?" rief Heinrich entrüstet aus.

„Ja, mein Sohn, er ist ihr Chef; aber warum tadelst Du ihn? Gehöre ich nicht auch zu ihm?"

„Wohl bist Du ein Mitglied jener Gesellschaft, aber Du schlossest Dich derselben an, um das Gute zu fördern, ob Du mein Freund oder mein Feind bist, ich muß Dir dies offen bekennen, so sind doch Motive da, welche günstig für Dich sprechen; ich wiederhole es also noch einmal, Du thatest es, um das Gute zu fördern, das Böse zu strafen, Tyrannen zu stürzen und Erdrückte aufzurichten; der Zweck war immer ein lobenswerther, wenn dies auch von dem Mittel nicht gesagt werden kann."

„Ja, es ist recht so," seufzte der Alte; „ich mußte hinabsteigen in die Hefe der Gesellschaft, zu dem aufgegebenen Theile der Menschheit, um dort meine ersten Brüder und Genossen zu finden; erst später stark und mächtig dastehend, konnte ich werben in den höheren Kreisen, aber Alle, welche sich mir anschlossen, waren nur meine willenlosen Werkzeuge, und meine Pläne waren schön und riesengroß; ich stehe jetzt am Abend meines Lebens und nur ein kleiner Theil meiner Wünsche und Hoffnungen ist erfüllt worden. Das Werk war zu groß, als daß es ein Einzelner hätte zu Ende führen können, denn eine große Gesellschaft, mächtig im Dunkeln wirkend, mit ungeheuren Summen Geldes und den nöthigen Kräften versehen, um ihre Pläne auszuführen, verbreitet über alle Theile der Erde, deren Geist nie getödtet werden kann, nie stirbt, trat mir überall in den Weg."

„Von welcher Gesellschaft sprichst Du?" unterbrach Heinrich den alten Mann.

„Mein Sohn, ich meine die Genossenschaft Loyola's," versetzte der Alte mit Nachdruck.

„Und diese hat sich mit Schmugglern in Verbindung gesetzt?" rief Heinrich überrascht.

„Ja, mein Sohn, sie verschmähte es nicht, Schmuggelhandel treiben zu lassen, um ihre Capitalien gut anzulegen und in der vortheilhaftesten Weise zu verwerthen; mit der ihnen eigenen Energie, Schlauheit und dem seltensten Scharfblick erkannten ihre Lenker sehr bald den Zweck meiner Verbrüderung, welche ihnen von sehr großem Nutzen sein mußte; sie boten natürlich alles nur Mögliche auf, um mich zu gewinnen, ich vermochte nicht offen zu widerstehen, und so entschloß ich mich, ein zweifelhaftes Spiel zu wagen; ich fürchte jedoch, ich habe es verloren."

„Und darf man denn erfahren, worin dieses zweifelhafte Spiel besteht?" fragte Heinrich.

„Sehr einfach, mein Lieber," versetzte der Gefragte, „ich wirkte Gutes und Böses, immer da, wo Beides an der Stelle war; wo ich im Auftrage der Genossenschaft verfolgen sollte, da liebte ich, hingegen, wo ich lieben sollte, handelte ich gehässig; freilich muß ich Dir bemerken, handelte ich stets mit der größten Vorsicht und Ueberlegung; die Mitglieder erkannten aber sehr bald das Zweideutige und Unklare meiner Handlungsweise, sie vermutheten einen geheimen Feind in mir und von dem Augenblicke an war mein Verderben beschlossen; sie zogen mehrere meiner mächtigsten Verbündeten an sich, sie drängten sich in meine Geheimnisse und suchten sogar den Geist der Empörung, des offenen Widerstandes und der Zuchtlosigkeit unter den Theilnehmern der Verbrüderung zu verbreiten, unter Leuten, welche bisher völlig willenlose Werkzeuge waren."

„Nun endlich erscheint mir auch die Empörung auf dem „Pluto" erklärlich," sagte Heinrich, „aber diese Empörung hat sich furchtbar gerächt."

„Ja, sie sind grausam und in der That ganz zu vergleichen mit wilden Thieren, gebändigt durch die Hand des Meisters," fuhr der Alte fort, „sie lechzen nach Blut, sobald sie das Gitter des Käfigs einmal durchbrochen haben. Ihr Werk ist ihnen gelungen, das Verderben will mich nun umgarnen, jene Gesellschaft scheute sich nicht,

hier in einem protestantischen Lande offen gegen mich aufzutreten und zwar um so weniger, als man wußte, daß ich mit so manchem ihrer Geheimnisse vertraut war; im Finstern muß und wird ihr endlich der Sieg vollständig gelingen und mein Weg hier in Dänemark kann mich an keinen andern Ort, als zum Schaffot führen, wenn auch meine Hand rein von Blut ist und ich von jeder Theilnahme an dem Verbrechen mich fern hielt, so wird man die Thaten meiner Leute auf meine Rechnung schreiben."

In Heinrichs Antlitz war der Ausdruck des Schreckens und Entsetzens unverkennbar, er, der mit diesem Manne in Verbindung stand, der nur Ursache hatte, ihn zu lieben, der nichts von dem Hasse wissen wollte, mit dem ihn vielleicht die Welt beurtheilt hatte, die nichts von seinem besseren Selbst wußte, wie leicht konnte er durch ihn mit in's Verderben gezogen werden.

Dem Alten war die Bewegung, die sich nur zu deutlich in Heinrichs Zügen ausdrückte, nicht entgangen.

„Sei unbesorgt, mein Sohn," sagte er mit schmerzlichem Lächeln, indem er Heinrichs Hand ergriff und herzlich drückte, „Du wirst durch mich nicht compromittirt werden und solltest Du die Besorgniß hegen, daß man mich vielleicht schon heute oder morgen ertappt, so kann ich Dir noch Trost zusprechen, sei fest überzeugt, daß mein Ende noch nicht so nahe ist, ich will nicht, wie das gehetzte Wild der schwarzen Meute erliegen. Nach Verlauf einer Woche verlasse ich Kopenhagen und begebe mich nach Deutschland, meine Kraft ist gebrochen und mein Werk auf das Vollständigste vernichtet, dort werde ich bald ruhig mein Leben beschließen; der Mann, welcher Großes und Edles gewollt und dieses Ziel mit allem Feuer, allem Eifer anstrebte, der alle seine Kräfte angespannt hat, um sein Werk zu realisiren, der sein Leben einer Idee geopfert hat und am Ende seiner Laufbahn sein mühevolles Werk in Trümmer zerfallen sieht, der sehen muß, wie er nur Gutes gewollt, statt dessen aber den Samen des Verderbens und des Verbrechens ausgesäet hat, er muß sterben, wie ein liebes krankes Weib an gebrochenem Herzen; ich besitze hier einen einzigen alten Freund, er kennt meinen wahren Namen, er kannte genau alle meine Pläne, obgleich er diesen stets fern blieb, indem er mich oftmals warnte,

Unmögliches versuchen zu wollen, er soll uns behülflich sein in allen unseren ferneren Unternehmungen."

„Und was hast Du nun weiter beschlossen?" fragte Heinrich mit einer gewissen Begierde.

„Zunächst werde ich mich nach Oesterreich begeben, um aus der Steyermark Deine Braut zu holen, die dort so gut wie eine Gefangene ist, ich werde sie aber aus ihrer Gefangenschaft zu befreien wissen."

„O Himmel!" rief Heinrich zitternd vor Wuth, zugleich aber auch glühend vor Freude und Ueberraschung, denn er hörte, daß Marie von ihren Leiden erlöst werden sollte, „in der Steyermark!" setzte er traurig hinzu, „also weit, weit weg über Meer und Land weilt die Geliebte?"

„Weit über Meer und Land," wiederholte der Alte; „habe ich Marie befreit, so werde ich sie einem alten Freunde übergeben, und diesem mache ich zur Aufgabe, sie nach dem Bestimmungsorte zu führen, den wir für unseren künftigen Aufenthaltsort erwählten. Ich besitze nämlich ein nicht unbedeutendes Vermögen, mein Sohn, welches ich so gut als möglich, das heißt zu Eurem beiderseitigen Glücke anzuwenden entschlossen bin; in Böhmen habe ich bereits eine herrliche Besitzung angekauft, die mir noch aus der Zeit meiner Jugend bekannt ist, diese soll Dein und Mariens Eigenthum werden; Du, mein lieber Sohn, sollst nach wenigen Tagen Kopenhagen verlassen und Dich dahin auf den Weg machen; in Prag wirst Du einige Zeit bleiben, dort sollst Du alle meine Nachrichten erwarten; vor allen Dingen aber ist es nöthig, daß Du an Marie schreibst, sage ihr von Deinen Leiden, von Deiner Liebe und sie wird ohne Zweifel bald genesen und glücklich sein."

„Aber mein Gott ist sie denn wieder leidend?" fragte Heinrich besorgt.

„Die unselige Entführung hat sie so tief erschüttert, daß sie wiederum von ihren alten Leiden ergriffen wurde, jene Trübseligkeit, jene Schwermuth, der sie beinahe erlegen war, hat sich von Neuem ihrer bemächtigt."

„Aber auf welche Weise war es Dir möglich, den Aufenthalt des lieben Mädchens zu erforschen?"

„Ja, mein Sohn, das ist allerdings wunderbar zugegangen; aber ich habe Dir bereits gesagt, daß meine Verbindungen groß und mächtig sind, durch diese vermag ich das scheinbar Unmögliche auszuführen.“

„Und wann gedenkst Du in Prag einzutreffen?“ fragte Heinrich, „meine Ungeduld ist groß.“

„Du wirst nicht lange nöthig haben, mich zu erwarten, mein Sohn, ich werde mich beeilen.“

„Und ohne Zweifel bringst Du Marie mit Dir?“

„Das vermag ich noch nicht zu bestimmen, ich kann nicht wissen, ob sie unter meinem Schutz gefährdeter ist, als unter dem eines Freundes, auf den ich mich verlassen kann; Hansen hat seine Späher überall, aus dem, was Du von mir gehört, siehst Du, daß seine Verbindungen sich weit bis in die Steyermark erstrecken, er hat an allen Orten Geschöpfe, diese sind vortrefflich geschult und haben Spürnasen wie die Hunde.“

„Und was soll aus meiner armen Mutter werden?“ fragte Heinrich, „die arme Frau, soll sie etwa verlassen in dem elenden Lande, in dem Lande unserer Unterdrücker zurückbleiben? Nein, sie muß mich begleiten.“

„Das unterliegt keinem Zweifel, mein Sohn; sie soll mit Dir gehen; vor allen Dingen aber muß ich nochmals dringend daran mahnen, schreibe an Marie, denn in wenigen Tagen will ich Kopenhagen verlassen.“

Neue Hoffnung.

Wir verließen Marie in der Badl, dort hatte sie durch Zufall von der Ankunft eines Bettlers gehört, welchen zu sehen sich ihr bald eine Gelegenheit darbot.

Kaum hatte sie denselben aber erblickt, als es in ihrer Seele plötzlich zu dämmern begann und wie die Nacht entflieht vor dem

nur matten Scheine des Lichts, so wich ihre Schwermuth und ihr Tiefsinn, wenn auch leider nur auf wenige Minuten, einem lichten Augenblick.

Der kleine Mann, durch welchen Marie nach der Steyermark gebracht wurde, war verschwunden, Marie beobachtete jetzt den Bettler lange und mit prüfenden Augen.

„Ich kenne Dich, alter Mann," sagte sie plötzlich zu dem letzteren, „es wird jetzt in meiner Seele eine Erinnerung wach gerufen, eine Erinnerung, die mich so selig macht, ach, sie ruft mir unwillkürlich Zeiten zurück, die längst entschwunden sind, Zeiten, in welchen ich an der Brust des Freundes geruht, wo ich in seine himmlischen Augen geblickt und begierig den Worten gelauscht, die aus seinem Herzen in das meinige drangen; aber die schönen Augen sind geschlossen, sein Mund verstummt und die herrlichen Worte für ewig verhallt, bleich und starr liegt er im Grabe; sehen Sie, alter Mann," fuhr sie fort, indem sie plötzlich in ein lautes Schluchzen ausbrach, diese Trauerkleider haben sie mir angelegt, sie sagten mir, er sei verloren und ich könne ihn nur betrauern; man machte mir die Mittheilung, daß er in Kopenhagen auf dem Blutgerüst seinen Geist ausgehaucht, und daß er ein so grausames Ende dadurch selbst verschuldete, daß er das Vaterland verrathen haben sollte. Immer diese Mähr vom Verrath des Vaterlandes, und was that er, hat er nicht für sein eigentliches Vaterland gesprochen? Er wagte es einst, in Flensburg die dänische Regierung zu schmähen und dafür dieses grausame Leiden. Ach, alter Mann, ich vermag nicht mehr weiter zu sprechen, meine Brust wird bewegt, mein Herz zuckt krampfhaft zusammen, sagen Sie mir vor Allem, wer sind Sie denn? Ich muß Sie kennen."

„Mein liebes Kind," sagte der Bettler, „Du hast mich noch nicht gesehen, glaube mir, Du täuschest Dich, nur eine Aehnlichkeit ist es, welche Dich in diesem Augenblicke blendet; aber komme, mein armes Kind, komm', komm'," fuhr der Alte mit Hast fort, „o lasse mich Dich auch Kind nennen, denn Du bist mir ebenso an das Herz gewachsen, wie jenem alten Freunde, dessen Du so eben erwähntest; verlasse vor allem dieses Haus, diese finstern Mauern, dann sollst Du mehr erfahren, hier wo sie Dich eingekerkert haben, kann und

darf Deines Bleibens nicht länger sein, wenn auch die Landschaft, welche Dich umgiebt, mit Recht eine selten schöne genannt werden kann, die wohl geeignet ist, Herz und Seele zu erfreuen und zu beleben, so bist Du doch immer eine Gefangene."

„Was nützt wohl ein Paradies dem Verdammten? Bleibt es diesem nicht verschlossen? Er hört den Sang der Cherubinen, er vernimmt die Klänge der Heerschaaren, er ahnt die ganze Pracht des Himmels und darf nicht eingelassen werden."

„Ganz so verhält es sich mit Dir, mein Kind, auf unserer schönen Erde, Du lebst hier mitten in einer herrlichen Natur, Du siehst das Erwachen derselben, Du hörst die Wasserfälle brausen, Du siehst den Schnee allmählich schmelzen; die Sonne jene Kiefern und Fichten beleuchten und die bereits grünenden Kuppen; aber Du kannst Dich nicht in dieser schönen freien Natur bewegen, denn Du bist ja gefangen."

Nach zwei Stunden befand sich Marie in einem Reisewagen zur Seite des alten Mannes.

Beide wechselten kein Wort mit einander, Marie saß still und schweigend da und starrte vor sich hin. Es war dem alten Manne bei dem Seelenzustande des Mädchens nicht möglich gewesen, ihre Geisteskräfte ihm dienstbar zu machen, daher überließ er Marie ganz ihren stillen Betrachtungen.

Erst als sie in Gräz angelangt waren, versuchte der alte Mann, Marien's Fesseln zu sprengen.

„Nun, mein Kind, kann ich offen zu Dir sprechen," begann er, als sie sich in dem Gemache eines Gasthauses befanden, „sieh mich an, Du sagtest in der Badi zu mir, daß Du mich kennst, nun, ich will Dir nicht länger verschweigen, daß ich in der That derjenige bin, den Du in mir erblicktest, ich bin Euer alter Freund aus Kopenhagen."

Marie wurde erst leichenblaß, dann bedeckten sich ihre Wangen mit einer dunklen Röthe.

„Also ist es doch keine Täuschung, so habe ich recht gesehen?" rief sie mit Leidenschaft.

„Ja, Du hast recht gesehen, mein Kind, Du täuschtest Dich nicht, komm' in meine Arme."

Eine lange feierliche Pause trat ein.

„Und der junge Mann, von dem sie sagten, er sei todt, mein Heinrich?" rief Marie, das Schweigen endlich brechend, aus und richtete bei dieser Frage ihre Blicke mit peinlicher Spannung auf den Mann.

„Man hat Dich betrogen, man hat Dich entführt; erinnerst Du Dich nicht jenes bösen Streiches, als man Dich aus unserm Wagen schleppte? Ein böser Dämon, ein Geschöpf des verworfenen Bürgermeisters, hat dieses Bubenstück begangen; der Elende kannte Deinen Gemüthszustand, er wußte nur zu gut, wie leicht die einmal krank gewesene Seele einen schrecklichen Rückfall erleiden konnte und der Teufel hat es für nöthig gehalten, Deinen Geist in Finsterniß zu werfen, damit Du ihm folgen solltest. Um dieses Höllenkunststück in's Werk zu setzen, sagte er Dir, Dein Heinrich sei todt; aber es war Betrug, Dein Heinrich lebt, mein Kind."

„Wie? Mein Heinrich lebt?" rief Marie mit einem Schrei aus, der dem Alten durch Mark und Seele drang.

„Er lebt und hier hast Du seine Briefe."

Er zog bei diesen Worten schnell ein Päckchen Schriften hervor, überreichte ihr diese und ließ sie allein.

Marie wußte kaum, wie ihr geschah; aber sie zögerte jetzt keinen Augenblick, hastig löste sie das Siegel, riß mit zitternden Händen das Packet auf und begann eifrig in den lieben Zügen zu lesen, welche sie sofort als die Heinrichs erkannte.

Die mannichfaltigsten Gefühle spiegelten sich in ihrem Gesicht, oft war sie genöthigt, die Blätter bei Seite zu legen, denn gewaltsam entströmten ihren Augen reiche Thränen und benetzten dieselben; zu wiederholten Malen preßte sie die Hand gegen ihr Gesicht, aber stets ermannte sie sich bald und kehrte wieder zu ihrer lieben Lectüre zurück.

Endlich hatte sie dieselbe beendigt und ließ ihren Thränen nun freien Lauf.

Ein Geräusch im Nebenzimmer störte sie, die Thür öffnete sich und der alte Mann trat ein.

Als Letzterer Marie erblickte, bebte seine Seele vor Wonne, denn

er hatte sofort erkannt, daß das Mädchen genesen war; das Auge hatte sich neu belebt, der Mund zu einem seligen Lächeln gestaltet, die bleichen Wangen waren sanft geröthet, das düstere Antlitz hatte einen lebhafteren und freieren Ausdruck bekommen.

Ja, mit Recht sagt Salomo in seinem Hohenliede: Die Liebe ist mächtiger, als der Tod, sie vermag die finstere Seele aus den starren Banden des Wahnsinns zu erlösen, sie reicht bis über das Grab hinaus, denn selbst im Grabe pflanzt sie ein Denkmal auf durch Blumen und Thränen.

„Ist Dir wohl, meine Tochter?" fragte der Alte, sich mit freundlichen Zügen ihr nähernd.

„Ganz wohl, mein theurer Vater, jetzt bin ich wieder neu geboren und im Stande, meine Feinde zu hassen und meine Freunde zu lieben; o, daß ich doch meinen Heinrich wieder sähe, wie wollte ich glücklich sein!"

„Du wirst ihn wiedersehen, Marie, noch ehe dieser Monat dahinstreicht!"

„Und ich soll doch nicht wieder nach Dänemark zurück?" fragte Marie mit Besorgniß.

„Nein, mein Kind, wir haben ein anderes Ziel im Auge, in Dänemark wüthet der Krieg, die Düppeler Schanzen sind genommen, Dein Vaterland jubelt laut, denn das dänische Tyrannenjoch ist gebrochen, Preußen und Oesterreich haben sich ein Denkmal in der Geschichte erworben, das diesen beiden Mächten ewig zur Glorie gereichen wird."

„Also ich darf neue Hoffnung hegen?"

„Ja, neue Hoffnung, meine gute Tochter."

Prag.

Da lag sie zu seinen Füßen, die stolze alte Czechenstadt, von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne wie von einem Goldregen überschüttet.

Da lag sie mit ihren himmelanstrebenden Thürmen, ihren alten Palästen, an den Ufern des alten Stromes, der seine Wogen klar und ruhig dahinrollt, wie vor Jahrhunderten, als sie die Herzogs-, die Königsburg am Wisschrad noch kühn in ihrem Spiegel beschaute und nimmer würde es der Wanderer, welcher über die kühn gewölbte Steinbrücke dieses riesigen Denkmals ihres Karl schreitet und hinabsieht in die Wellen der Moldau, ahnen, wie viel edles Czechenblut sie schon gefärbt, wie viel sie noch trinken werde früher oder später.

Da lag sie vor Heinrich, flammenübergossen und reich geschmückt, da harrt sie ernstsinnig und märchenträumerisch, wie eine Braut auf den Bräutigam, dem Tage entgegen, an dem ihr alter Löwe erstehen wird aus dem Grabe, das ihm gegeben worden nach der Schlacht am Weißen Berge, als er aus hundert Wunden blutete, wie später ihr Silber-Arpols.

„Ich schaue Dich wehmüthig, entzückt und wonnetrunken an,“ nahm Heinrich das Wort, „ich grüße Dich!“

Er stand auf der Höhe des Larenci-Berges und doppelte Wehmuth ergriff seine Seele, eine Wehmuth, wie sie uns erfaßt am Grabe einer Vergangenheit, welche die Wiege einer bedeutenden Zukunft sein müsse, eine Wehmuth, wie sie das Polenherz bei dem Klange seiner National-Lieder durchschauert, eine Wehmuth, die kampfesfreudig, sterbensmuthig und gewitterschwanger den Helden und Märtyrer schafft.

Heinrich sah mit gesteigerter Wehmuth den Hradschin vor sich, einst der Sitz der Herrscher Böhmens, das seltsame Gebäude, über dessen Pforte der gekrönte böhmische Löwe sich das Schwert von einem Kinde aus der schlanken Planke winden läßt.

Kein Königsbanner weht von des Schlosses Zinnen und einsam schreitet der Fremde mit dem Führer durch die Hallen, einst von Edeln und Rittern erfüllt, welche sich in den Hof ihres Königs drängten, seine Fußtritte widerhallen grauenerweckend in den gewölbten Gängen.

Eine einsame Wache schreitet am Eingange auf und ab mit gleichförmigem Schritte gleich einem Automaten.

Der Führer zeigt ihm Wenzel's Kerker, er zeigt ihm das Fenster, aus welchem die Höflinge gestürzt wurden und alsdann auf den Mist fielen, er sieht später den Saal, in welchem jetzt die Landtage abgehalten werden.

Prag, du alte wallumgürtete Stadt! Welch' heilige Schauer durchwehen den, der durch deine Straßen wandert, in denen jeder Thurm, jedes Haus, ja jeder Stein ein blutbeschriebenes Blatt aus Böhmens Geschichte ist.

So dachte Heinrich bei sich.

Aber diese Zeit ist dahin, entschwunden die Tage deines Glanzes, verhallt die Gesänge deines Ruhms und der Czeche zehrt nur an der Erinnerung und an dem alten Ruhme der Väter, den Heldensagen aus der Schwedenzeit und den Sängen einer glorreichen Vergangenheit.

Gewitterschwüle ruht über ihr und schweigend und in sich gekehrt geht Jeder seinen Geschäften nach; oder zieht sich zurück in den Kreis seiner Familie, in die inneren Gemächer seines Hauses.

Stolz tönen noch die Namen alter und ehrwürdiger Geschlechter fort; aber der Enkel hält Rennpferde und Hunde und gedenkt seiner Ahnen nur, weil sie ihn zum Kammerherrn-Schlüssel verhalfen oder seine Tochter zur Stiftsdame qualificirten.

Dumpf grollend geht der Czeche an dem Deutschen vorüber und bietet ihm keine brüderliche Rechte.

Wie ein Lazarus geweckt von Christus: Nationalsinn, ist seine Sprache aus dem Grabe erstanden und wenn sich die so lange Scheintodte auch nicht gleich recht finden kann, in die modernen Gewänder und die modernen Gesinnungen:

Sie erstarkt von Tag zu Tag und feurige Zungen schweben herab auf die Häupter des Slaventhums.

Wehe dem Fremden, der in dieser Zeit der Gährung die alte Czechenstadt betreten, Gastfreiheit erwarten und Hülfe suchen oder Aufheiterung verlangen wollte.

Er würde sich gemieden fühlen, keine Hand faßt die seine zum Bruderdruck ausgestreckte Rechte und die allgemeine Gewitterschwüle beengt sein Herz.

Keinen Vorwurf darum Euch armen Czechen! kann man denn auf dem Krater des Vesuvs in Sorglosigkeit einen Strauß'schen Walzer tanzen?

Heinrich hielt sich seit längerer Zeit in Prag auf. Vergebens wartete er auf eine Nachricht von dem alten Manne und die düstersten Vorstellungen hatten sich seiner bemächtigt.

Er sah in seiner Einbildungskraft Marie todt oder, vom Wahnsinn erfaßt, auf ewig unheilbar; er sah den alten Mann angegriffen und ermordet von den Geschöpfen des Bürgermeisters oder den Gehülfen des Ordens Loyola's.

Einsam wanderte er durch Prag's Straßen, begab sich an verschiedene öffentliche Orte, um sich zu zerstreuen und suchte dort Bekanntschaften anzuknüpfen.

Doch Alles vergebens, er begegnete nur finstern Gesichtern; Marie schwebte unablässig vor seiner Seele und die Worte des alten Mannes hallten in seinem Herzen wieder.

Heinrich sah seine Geldmittel täglich mehr und mehr schwinden, dieser Umstand betrübte ihn außerordentlich und bald sah er sich von einer tödtlichen Entmuthigung ergriffen.

Jene Mattigkeit, jene geistige Abspannung, welche nur zu häufig ganz jugendliche Gemüther leicht zum Selbstmorde führt, bemächtigte sich seiner in immer höherem Grade.

Seine Mutter war leidend und zugleich auch abgestumpft gegen Alles geworden; sie fühlte wenig von den Qualen ihres Sohnes und bekümmerte sich nicht um das, was in ihm vorging; sie war einsilbig, hatte sich stets in ihr Gemach zurückgezogen und verweilte ihr Sohn auch bei ihr, so wechselte sie mit demselben doch nur wenige Worte.

Mit Betrübniß sah er auf die geliebte leidende Mutter, der Gram um ihn, und die mannichfachen Schicksale, welche sie erdulden mußte, hatten sie einem Siechthum preisgegeben, welches früher oder später zum Tode führen mußte.

Oft dachte er daran, ob es nicht besser für ihn sei, in den blauen Wellen der Moldau sein letztes Bett aufzusuchen; nicht selten suchte er an den Vormittagen die einsame Sophien-Insel auf, welche bei der sogenannten schönen Welt so beliebt ist, bei dieser schönen Welt, welche gemächlichen Unsinn plappert, abgenutzte Redensarten wiederkäuet, welche ihren verfaulten Kern in ein parfümduftendes Gewand hüllt, sobald Concerttage sind und man sich bei den Tönen einer Militairkapelle wie des Färbers Gaul im Ringe treibt.

Auf jener Insel saß Heinrich stundenlang unter einem Baume auf einer Bank und starrte in den zu seinen Füßen vorüberrauschenden Fluß.

Der leichte Morgenwind, wenn er über das Wasser dahinstrich und durch die dichten Zweige der Bäume fuhr, rasselte seltsam in dem Laube, welches ringsumher den Boden bedeckte, und gewährte ein eigenes Schauspiel.

Heinrich's Seele war, man möchte sagen müde bis zur Erstarrung und seine Hoffnungen waren gänzlich von ihm gewichen; nichts mehr vermochte seine Sinne zu wecken und neu zu beleben.

So bemerkte er nicht, daß seit einigen Tagen schon ein Herr ihn wie sein Schatten verfolgte, derselbe setzte sich stets in seiner Nähe auf die Bank, achtete aufmerksam auf jedes seiner Worte, die er nur halblaut vor sich hinmurmelte, belauschte den forschenden Blick, indem er unverwandt seine Augen auf ihn richtete und schien stets zufrieden, wenn er sah, daß Heinrich's Trübsinn mehr und mehr sich steigerte.

Eines Morgens saß Heinrich um die gewohnte Stunde wiederum auf der Insel, sein Gesicht war bleich und abgezehrt, tiefe graue Ränder umgaben seine matt gewordenen Augen und seine Toilette zeugte von großer Nachlässigkeit; er gab sich ganz seinen schmerzlichen Erinnerungen und überaus trüben Gedanken hin und starrte in die Wogen.

Jener Fremde, der ihn bisher so streng und unablässig beobachtet hatte, ging einige Male in der Allee auf und ab, ohne von dem Träumenden und stillen Denker bemerkt zu werden.

Endlich blieb er dicht vor ihm stehen und redete ihn in freundlichem und wohlwollendem Tone an.

„Guten Tag, mein Herr!"

Heinrich blickte auf und sah sich mit nicht geringem Erstaunen von einem fremden Manne angeredet, den er zum ersten Male in seinem Leben zu sehen wähnte.

„Sie scheinen traurig und niedergeschlagen zu sein, mein Herr," nahm der Fremde nach einer Pause das Wort, „darf ich Ihnen in irgend einer Weise dienen, ich bin gern bereit dazu."

Heinrich schüttelte wehmüthig das Haupt und tief aufseufzend, sagte er:

„Ich muß bedauern, mein Herr, Ihr wohlgemeintes Anerbieten ablehnen zu müssen, mir kann Niemand helfen."

„Mein Herr," sprach der Fremde, „verzeihen Sie meine Zudringlichkeit; aber Menschlichkeit gebietet mir meine Aufmerksamkeit auf Sie zu lenken; Sie scheinen unglücklich zu sein, in drückenden Verhältnissen zu leben, in Verhältnissen, welche Ihnen doppelt fühlbar sein müssen, da Sie, wie es mir scheint, gewöhnt waren, in Ueberfluß zu leben und in den höheren Kreisen der Gesellschaft sich zu bewegen.

„Nichts von einer Vergangenheit, mein Herr!" rief Heinrich schmerzlich bewegt, „sie ist noch trauriger als vielleicht meine Zukunft sein wird."

„Verzeihen Sie, mein Lieber," entgegnete der Fremde, „aber der Arzt muß, so schmerzlich es auch für den Kranken sein mag, die Wunden zuerst sondiren, ehe er sie heilen kann; was suchen Sie in Prag? Reden Sie offen mit mir, mit einem Manne, der bereit ist, Ihnen zu helfen."

„Aber, mein Herr, ich kenne Sie nicht, ich sehe Sie zum ersten Male, Sie wollen mir helfen und dienen, trotzdem ich Ihnen bereits erklärt habe, daß dies nicht in Ihren Kräften steht; außerdem kenne ich nicht einmal Ihren Namen, könnten Sie wähnen, daß ich alles

Ehrgefühls entbehrte, um Hülfe von einem mir ganz fremden Manne anzunehmen? Doch, mein Herr, ich will offen zu Ihnen reden, was ich wünsche, ist in wenigen Worten gesagt und man darf sich nicht geniren, dies einem Fremden mitzutheilen; Verhältnisse, die ich Ihnen nicht näher auseinandersetzen kann, trieben mich nach Prag, Versprechungen eines Freundes lockten mich hierher, doch diese sind leider nicht nur nicht erfüllt worden, sondern ich bin dadurch noch in Verlegenheiten und in die allerpeinlichste Lage versetzt; vor allen Dingen suche ich jetzt eine Thätigkeit, eine Beschäftigung um jeden Preis, damit ich zu den Mitteln gelange, um mir eine Existenz zu schaffen."

„Ich möchte Ihnen mit Bestimmtheit erklären, daß Sie sich getäuscht haben, mein Herr, Sie werden das nicht finden, was Sie brauchen, denn der Kastengeist, der Egoismus und die Speculation haben hier die Herzen verknorpelt und verknöchert, der Fremde wird mit Mißtrauen empfangen und man zeigt sich nur bereit, Leute zu beschäftigen, welche einen bedeutenden Fonds an technischen Kenntnissen mitbringen, der sie schon von vorn herein zu einer wünschenswerthen Acquisition macht; vielleicht würde Ihnen der Adel ein Almosen geben, wenn es Ihnen gelänge, irgend eine Dame oder einen Cavalier für sich zu gewinnen; der Beamtenstand ist für Sie abgeschlossen und alle Bemühungen sind vergeblich, sich ohne die sogenannten Fachstudien oder ungeheure Protection in diese Kaste zu drängen; die Bürgerschaft, in Deutsche und Czechen zersplittert, und welche sich gegenseitig grollt, nimmt keinen Fremden auf, es müßte denn schon wie gesagt, ein Mann von bedeutenden Fähigkeiten sein; das Militair bietet Ihnen, dem Mann ohne Vermögen, nichts weiter, als den weißen Rock, die Muskete und den Pallasch, Sie könnten es mit allem Fleiße, mit aller Ausdauer und allen Kenntnissen, so leicht sonst reiche Ausländer auf Kosten der Landeskinder in der Armee Carriere machen, nach einem Jahre höchstens zum Corporalstock oder vielleicht bis zu der Stelle eines Feldwebels bringen; die Fabriken befinden sich sämmtlich in jüdischen Händen und sind Sie kein tüchtiger Techniker oder Jude, so haben Sie keine Hoffnung, in eine derselben ein Unterkommen zu finden; somit bliebe Ihnen nur noch der einzige Weg übrig, zur Livree Ihre Zuflucht zu nehmen, Jockey's

und Stallmeister sind hier sehr gesuchte Leute," fügte er mit Ironie hinzu.

Heinrich's Antlitz bedeckte sich mit einer dunklen Gluth des Zorns, mit einer raschen Bewegung sprang er auf und trat dem Fremden gegenüber.

„Mein Herr, in welcher Weise wagen Sie mit mir zu sprechen? Jedenfalls bin ich zu weit gegangen, indem ich mich herabließ, Ihnen das zu entdecken, was mich drückt, mein Herr, wenn Sie indessen glauben, daß Sie einen elenden verkommenen Menschen vor sich haben, so täuschen Sie sich und ich werde Ihnen den Beweis liefern und Sie überzeugen, daß Sie vor dem Manne, der in gebeugter Stellung vor Ihnen saß, zittern müssen."

„Es lag durchaus nicht in meiner Absicht, Sie zu beleidigen, mein Herr," sagte der Fremde bestürzt, „sondern ich hielt es nur für meine Pflicht, Ihnen zu sagen, daß Sie den Schauplatz, auf welchen Sie aufzutreten gedachten, schlecht gewählt haben, die Unkenntniß des Terrains versperrte schon manchem grauen Feldherrn den Weg zum Siege."

„Ich sagte es Ihnen bereits, daß ich dieses Terrain nicht wählte, sondern daß man mich hierher lockte, wo mir nicht nur glänzende, ach auch himmlische Versprechungen gemacht wurden," sagte Heinrich mit tiefer Wehmuth; „leider aber ist Alles dahin und ich muß mit allem Eifer danach streben, mir eine würdige Existenz zu gründen."

„Wollen Sie, der gebildete Cavalier, denn die Arbeiten eines Knechtes verrichten?"

„Ich bin gern bereit zu jeder Thätiggkeit, o es ist bitter, arbeiten zu wollen, die Kraft und den Geist in sich zu fühlen, Etwas leisten zu können und aus Mangel an Vertrauen, an Theilnahme, an Nächstenliebe, so gänzlich verkümmern zu müssen und zuletzt nur die Wahl zwischen Hunger und Tod zu haben."

„Es ist dies wohl die Klage von Tausenden in allen Ständen, der wunde Fleck der Bevölkerung des Staates, den nur Krieg oder Krankheit heilen können," sagte der Fremde mit dumpfer Stimme vor sich hin.

Hierauf wandte sich Letzterer wieder zu Heinrich.

„Wollen Sie jetzt einen Rath von mir annehmen, mein Herr?“ fragte er, „ich bin gern bereit, Ihnen nicht nur mit Rath, sondern auch durch die That zur Seite zu stehen und Ihnen ein Asyl zu gewähren.“

„Und was nützt mir wohl ein Asyl?“ fragte Heinrich mit schmerzlicher Verzweiflung; „kann ein unthätiges Leben, ein Leben, wie es das wilde Thier hinter dem Gitter seines Käfigs, der eingefangene Vogel in seinem Bauer führt, meiner Seele genügen, meiner Seele, die noch bis jetzt stolz und kühn aufgestrebt zu himmelhohen Hoffnungen?“

„Hören Sie, junger Freund, ich will Ihnen einen Ort nennen, an dem Sie Alles finden, was Sie suchen.“

„Nennen Sie mir einen solchen und Sie dürfen meines Dankes versichert sein.“

„Ich meine das Kloster.“

„Mein Herr,“ rief Heinrich, indem er den Fremden mit Blicken der Ueberraschung maß, „welch' ein Anerbieten!“

„Das Klosterleben,“ unterbrach ihn der Fremde lebhaft, „ist weder so eintönig, noch so zwecklos, wie Sie glauben; doch ich will mich nicht in eine Erläuterung desselben einlassen, da Sie es ja nicht als Ihren Beruf erwählen sollen.“

„Sind Sie ein Geistlicher, mein Herr?“ fragte Heinrich, den Fremden aufmerksamer betrachtend.

„Ich will es nicht leugnen, ja, ich bin es und versichere Sie, daß Sie nur bei unserem Stande Hülfe erwarten können; erklären Sie sich bereit, diese anzunehmen; Sie sollen also ein Asyl in unserem Kloster nehmen und hier so lange verweilen, bis man auf weitere Mittel gesonnen hat, Ihnen eine angenehme Zukunft zu schaffen; es wäre gewiß nicht verwerflich, dächte ich, eine kleine trauliche Zelle, mit dem Nöthigsten versehen und deren unvergitterte, mit duftenden Blumen versetzte Fenster die herrliche Aussicht auf blühende Landschaften von einem Flusse durchschnitten und ringsum freundliche Dörfer gewähren, auf welchem das Auge des Beschauers mit stillem Wohlgefallen ruht; fromme Uebungen, wenn Ihr Herz in einsamer Stunde voll trauriger Erinnerung nach Trost und Erhebung lechzt;

freundliche und unterhaltende Gespräche mit unterrichteten, aufgeklärten Männern, welche reiche Erfahrungen gesammelt und tiefe und klare Blicke in das Leben gethan haben; Bücher, Musikalien und Spaziergänge in dem freundlichen Klostergarten oder der romantischen Umgegend, allein, oder in Gesellschaft eines Freundes, ich dächte, solch ein Aufenthalt, solch ein Leben ließe sich eine Zeit lang ertragen. Glauben Sie mir, wir Alle traten einst in unserer Jugend mit denselben männlichen feurigen Gefühlen, mit gleichem Thatendrange und gleichen Ansichten, wie sie Ihnen gegenwärtig eigen sind, meistens durch die Nothwendigkeit oder von dem Willen der Eltern, selten durch Beruf oder inneren Antrieb bewogen, in das Kloster ein; wie bald wirkte diese stille Einsamkeit, dieses brüderliche Zusammenleben, die behagliche Abgeschlossenheit wohlthätig auf Geist und Herz ein und wie Wenige kehrten wieder in das Geräusch der Welt zurück, sie Alle fühlen sich hier glücklich und zufrieden; auch Sie wird diese klösterliche Einsamkeit beruhigen, auch Ihr Herz heilen und Ihre Kraft sich stärken zu einem neuen Kampfe mit der Welt, nur in diesem Sinne biete ich Ihnen ein klösterliches Asyl an. Wer uns vertraut, kann niemals untergehen, denn wir besitzen Macht und Einfluß und sind somit im Stande, jeden unserer Freunde auf den Platz zu bringen, wo er für sich wirken kann, wenn er später nicht die Dankbarkeit gegen uns vergißt."

Würde Heinrich in diesem Augenblicke noch an die Worte des alten Mannes in Kopenhagen gedacht haben, so wäre er vielleicht von einem Schauer durchrieselt worden, allein die Erinnerung an jene große mächtige Gesellschaft, von welcher er gesprochen, war eben jetzt nicht vor seine Seele getreten, welche sich in einem niedergebeugten und bekümmerten Zustande befand.

Er fühlte sich im höchsten Grade angegriffen von der Schilderung des Klosterlebens, welches ihm der Mönch in den glänzendsten Farben veranschaulicht hatte; sein krankes Herz sehnte sich nach Ruhe und seine Lebenskraft schien gebrochen.

„Und wo, mein Herr, finde ich das Asyl, welches Sie mir so angenehm schildern, wo die Freunde, welche einen Unglücklichen wie Brüder unterstützen?"

„Nicht hier, junger Freund," entgegnete der Fremde, „sondern

in Linz befindet sich jenes Kloster, dorthin kehre ich im Auftrage meines Ordens bald zurück und Sie können mich begleiten; Sie werden dem Prior sofort empfohlen und dieser hat in Wien Einfluß genug, um bei Hofe für Sie zu wirken."

„Oesterreich hat daran gearbeitet, mein Vaterland zu befreien," versetzte Heinrich, der jetzt zu dem Manne Vertrauen gefaßt hatte, gern will ich ihm dankbar sein und meine Dienste widmen, so weit es in meinen Kräften steht."

„Ihr Vaterland? Wollen Sie mir nicht endlich sagen, woher Sie gebürtig sind?"

„Ich bin aus Holstein."

„Nun ja," sagte der Fremde, „dann sind Sie allerdings doppelt verpflichtet, Oesterreich dankbar zu sein."

„Aber ich besitze eine Mutter, eine alte sieche Frau, kann ich feige genug sein, für mich zu sorgen, ohne an sie, die mir theuer, zu denken."

„Auch für sie soll gesorgt werden, sie soll uns begleiten," sagte der Fremde.

Aller Argwohn, jedes Mißtrauen, welches sich hätte in Heinrichs Seele einnisten können, wich jetzt gänzlich von ihm und er wurde, obgleich er schon vielfach getäuscht worden, immer vertrauensvoller, was wohl auch zum großen Theil noch in seiner Jugend lag, die ja stets arglos ist und gern das Letzte Demjenigen hingiebt, der es versteht, sie zu behandeln.

Er reichte dem Mönche vertraulich die Hand und drückte diese mit einer gewissen Herzlichkeit.

„Ich bitte Sie um Vergebung, mein Lieber, indem mein Wesen so sehr in Aufwallung gerieth," sagte er, „ach, der Unglückliche verzweifelt ja so leicht an sich selbst und der Menschheit!"

„Kein Wort mehr darüber, es ist rathsamer, wenn wir zunächst an die Zukunft denken."

„Ich bin ganz der Ihrige; sagen Sie mir die Zeit, in welcher wir unsere Reise antreten."

„In drei oder vier Tagen, ich habe noch einige Geschäfte zu besorgen und hoffe, wir werden uns bis dahin täglich sehen, an den Nachmittagen habe ich freie Zeit und diese wollen wir zu Ausflügen

in die nächste Umgebung benutzen, um uns gegenseitig so ganz kennen zu lernen und von den Planen für Ihre Zukunft zu sprechen, wer weiß, was noch Günstigeres in ihrem Schooße schlummert; ich will in Ihrer Brust keine thörichten Hoffnungen wecken, aber glauben Sie mir, wenn wir sehen, daß Sie mit Leib und Seele der Unsrige sind, so kann sich Manches anders gestalten, vielleicht gelingt es unseren Anstrengungen so Manches zu ermöglichen, was Ihnen jetzt unmöglich scheint."

„Wovon sprechen Sie, mein Herr?" fragte Heinrich, der durch diese Worte nicht wenig überrascht wurde.

„Ich spreche von Hoffnungen, deren Verwirklichung in Ihrer Hand, in Ihrem Betragen liegt," antwortete der Fremde mit geheimnißvollem Lächeln, „wir wollen ein anderes Mal mehr davon sprechen."

Er stand auf, reichte Heinrich noch einmal die Hand und Beide trennten sich.

Rothenfelser ging der Stadt zu, um sich zu seiner Mutter zu begeben, und dieser Mittheilung von dem zu machen, was er so eben erfahren.

Der Fremde blickte ihm noch lange nach.

„Thor," sagte er, „Du bist in das Netz gegangen, aus dem Dich kein Sterblicher mehr zu retten vermag, von Dir werde ich auch erfahren, was ich erfahren will und der Alte büßen, wie alle Diejenigen, die er zu seinem Werkzeuge gemacht."

Die Belagerung der Düppeler Schanzen*).

I.

Am 28. März wurde ein Angriff unternommen, der den Zweck hatte, die feindlichen Vorposten in die Schanzen zurückzuwerfen, um, ohne von denselben belästigt zu werden, die Belagerungs-Arbeiten

*) Dedenroth's Winterfeldzug.

und zwar den Bau der ersten Parallele beginnen zu können, und lautete die Disposition dazu im Allgemeinen: „Die Brigade Raven schiebt sich mit ihren Vorposten so weit vor, daß sie bei Tagesanbruch 3—400 Schritte von den Schanzen stehen und sich dort sogleich eingraben.“

Wir bemerken, daß die Brigade erst kürzlich auf dem Kriegsschauplatz eingetroffen und noch nicht im Feuer gewesen war; sie bestand aus den Truppen, welchen man in Altona Quartier verweigert, als die Etappenstraße besetzt werden sollte.

Ihr ward der Auftrag, das Terrain für die erste Parallele vor den Düppeler Schanzen mit ihrem Blute zu erkaufen und festen Fuß in dem Bereich der dänischen Geschütze zu fassen.

Diese Absicht wurde, Dank der ausgezeichneten Bravour der Truppen, obgleich diese zum ersten Mal im Gefecht und ununterbrochen dem Feuer aus schwerem Geschütz ausgesetzt waren, vollkommen erreicht.

Die Truppen rückten gegen halb zwei Uhr aus den Quartieren und hatten kurz vor drei Uhr Rendezvous in der Büffelkoppel, einem Gehölze zwischen Schmöl und Westerdüppel, westlich von Freudenthal. Hier wurden Helme und Gepäck abgelegt und dann mit der größten Ruhe vorgegangen.

Der bedeckte Himmel hatte die Nacht bis gegen 12 Uhr stockfinster gemacht, um 1 Uhr hatten sich die Wolken getheilt und es war von da an ziemlich mondhell.

Das 18. Regiment hatte den rechten, das 8. (Leib-Grenadier-Regiment) den linken Flügel, in der Mitte folgte das 35. als Reserve.

Eine dichte Tirailleurkette marschirte in erster Linie voran, und zwar die des Füsilier-Bataillons vom 18. Regiment rechts nach der Chaussee, die des 1. und 2. Bataillons vom Leib-Regiment über Oster-Düppel.

Gegen halb vier Uhr fand der Zusammenstoß statt und der überraschte Feind wurde in raschem Anlauf in die Schanzen geworfen, ohne daß ein Schuß gefallen.

Nach kurzem energischen Bajonnetkampfe setzten sich unsere Truppen am Fuße des Glacis in den dort von den Dänen ange-

legten Schützengräben, nämlich unmittelbar vor den ausgespannten Drähten, fest.

Der Feind mochte glauben, daß ein Sturm beabsichtigt sei, denn unmittelbar nach den ersten Allarmschüssen eröffnete die ganze Front seiner Schanzenreihe ein mörderisches Feuer, und überschüttete das Feld mit Kartätschen und Projectilen aller Art; die Infanterie, welche in großen Massen bereit stand, der Sturmcolonne zu begegnen, feuerte aus den gedeckten Gängen zwischen den Werken.

Der durch das Echo in den Buchten verzehnfachte Donner wollte bis gegen 7 Uhr nicht abbrechen und das Blitzen der Geschütze und des Kleingewehrfeuers erleuchtete in ununterbrochenen Zuckungen Land und See, so daß Augenzeugen versichern, der Feind habe Leuchtkugeln geworfen und electrische Lichter angezündet, was jedoch entschieden zu bestreiten ist; er hat in den anderthalb Stunden 180 Granat- und Kartätschenschüsse abgegeben.

Sei es nun, daß der Angriff den Dänen zu überraschend gekommen, oder daß sie absichtlich den tapferen Gegner durch einen Scheinrückzug weit verlockten, es brachen jetzt starke Schützenschwärme hervor, um einen Angriff zu versuchen, doch trotz ihrer zähen Tapferkeit, trotz des mörderischen Feuers gelang es nicht, die Preußen zum Weichen zu bringen.

Das Gefecht ward ein hitziges und blutiges. Nur langsam gaben die Feinde ihre Löcher auf, in welchen sie sich eingenistet hatten, allein sie wichen.

Die Unsrigen entbehrten bald ebenso, wie der Feind, der Deckung durch Knicks, denn nahe den Schanzen wird das Terrain durchaus eben oder vielmehr kahl.

Eine Compagnie Pioniere war der Tete beigegeben, um sofort Gräben für die Vorposten nach Art der dänischen anzulegen. Während die Pioniere arbeiteten, standen unsere Truppen frei im Kugelhagel, der Feind aber sendete seine Geschosse vollständig gedeckt in ihre Reihen.

Gegen halb vier Uhr Morgens und bei Mondschein hatte das Gefecht begonnen, bei Tagesanbruch wurde es noch immer fortgesetzt.

Da erschien plötzlich mit dem Grauen des Morgens ein Schiff

im Wenningbund! Es hatte unsere vier gezogenen Batterieen passirt und war nicht in den Grund geschossen! Es war der „Rolf Krake“, wohl bekannt durch die Affaire bei Eckensund.

Das unheimliche Schiff war zuerst nicht in der Dunkelheit von den Strandbatterieen bemerkt worden und war hart an den Klippen, im todten Winkel, unter die Batterieen hinweggefahren, so daß die Kugeln derselben über ihn hinweggingen.

Mit vollem Dampf und hoch über See kam er daher, legte sich kaum sechshundert Schritt von dem Westende des Wenningbundes breit, versank plötzlich bis auf $1\frac{1}{2}$ Fuß in's Meer und feuerte mit Kartätschen auf die siegreichen Preußen, in deren Reihen seine Geschosse nicht ohne Wirkung blieben.

„Die berühmte Feldzeugmeister-Batterie,“ schreibt ein Augenzeuge, „hatte den Gepanzerten allerdings gesehen und sofort Feuer gespieen, aber ruhig, als kümmere es sich gar nicht um die eisernen Grüße, setzte das Schiff seinen unheimlichen Lauf fort, etwa dreihundert Schritt von der Küste, an dieser entlang, und plötzlich quillt eine weiße Wolke aus den Flanken, Blitze sprühen hindurch und eine volle Lage Kartätschen rasselt herauf über das Gelände in die Flanke der Achtzehner.

Von dem Schiffe werden die aus dem Gefechte zurückkehrenden Truppen und die vor den Schanzen in Entfernung von etwa 90 bis 100 Schritten von den Pionieren (3. Abtheilung) eingegrabenen Schützen mit einem Kartätschenhagel überschüttet, der nur mit schweren Kugeln abwechselte, wenn das Schiff den Spiegel dem Ufer zukehrte. Am Bugspriet wehte ein Danebrog.

Von den gezogenen Batterieen her wurde wiederholt gefeuert, einmal schien das Panzerschiff auch scharf getroffen, denn es gab einen hellen, scharfen, bis zu uns hörbaren Klang; aber der „Rolf“ kümmerte sich vorläufig nicht um die Batterieen und feuerte nur gegen unser Ufer mit großer Präzision auf die preußischen Colonnen, die seinen Bomben und Kartätschenlagen nichts als ohnmächtiges Infanteriefeuer entgegensetzen konnte.

Eine Kartätschensalve riß 24 Mann des 8. Regiments zu Boden, das überhaupt über 100 Mann durch Kanonenfeuer und im

Ganzen gegen 250 Mann verlor, während das 8. Regiment nur einen Verlust von 50 Mann zu beklagen hat.

Gleichzeitig brach eine dänische Feldbatterie nördlich der Schanze Nr. 6 vor und eröffnete gegen das auf dem linken Flügel kämpfende Leib-Grenadier-Regiment ein Kartätschfeuer, welches durch Infanterie-Colonnen unterstützt wurde, die in demselben Augenblicke hervorbrachen.

Unter diesen Umständen schien es geboten, die äußerst exponirte Position am Fuße des Glacis wieder aufzugeben; dagegen behauptete das 18. Infanterie-Regiment dauernd die Abhänge, welche noch um 300 Schritte vorwärts der vor dem Angriffe eingenommenen Stellung liegen, das Leib-Regiment aber theils seine ursprüngliche Stellung, theils nördlich von Düppel das noch weiter nach vorwärts gelegene Terrain.

Als „Rolf Krake", den unsere Soldaten seit diesem Tage „Wolf Racker" titulirten, kein Ziel mehr für sich sah, recognoscirte er das westliche und südliche Ufer der Bucht, wobei er dicht am Strande herlief und einige Geschosse nach dem Wenning sandte.

Als er auf dem Rückzuge die Batterieen bei Gammelmark passirte, erhielt er vier Treffschüsse. Er selbst hat im Ganzen 29 Schüsse gegeben.

Ungefähr um dieselbe Zeit wurden mehrere Häuser in Wester-Düppel von den Schanzen aus in Brand geschossen.

Das Brandenburgische Regiment Nr. 35 kam diesmal nicht in's Gefecht.

Die Truppen zeigten sich vortrefflich, gingen mit großem Ungestüm auf den Feind, hielten das außerordentlich heftige Feuer mit vieler Bravour aus und waren nach dem verhältnißmäßig großen Menschen-Verluste im Allgemeinen von der erfreulichsten Stimmung beseelt.

Sehr viele von den Preußen hatten sich dadurch eine Verwundung zugezogen, daß sie auf die von den Dänen errichteten sogenannten spanischen Reiter gefallen waren oder in die Wolfsgruben geriethen, welche vor den Schanzen gegraben und mit dünnem Lehm und Morast gefüllt waren.

Die Preußen machten 53 Gefangene, sie verloren aber auch

4 Offiziere, 35 Mann Gefangene und wird dies durch folgenden Bericht erklärt:

„Die Gefangennahme der 25 Mann mit dem Lieutenant Rasper geschah durch folgenden Zufall: Hauptmann Schulz hatte bereits den Befehl zum Rückzuge gegeben; denn die Leute (Polen) waren gegen Fort Nr. 1 allzu dreist vorgegangen, als derselbe leicht verwundet wurde.

Lieutenant v. Riwotzky übernahm die Führung und befahl dem Hornisten zum Rückzuge zu blasen. In dem Augenblick, wo dieser ansetzte, wurde er erschossen, auch der zweite Hornist fiel und die Compagnie hatte keinen Trompeter mehr, während ein dänisches Bataillon aus dem Fort 1 einen Ausfall machte.

Von den gefangenen 35 Mann sind nur 11 verwundet. Lieutenant Rasper war erst blessirt, aber mit den Mannschaften wieder vorgegangen, als er vom Luftdruck einer Kanonenkugel betäubt zu Boden geworfen wurde, so daß er erst in Sonderburg wieder zum Bewußtsein kam.

Die anderen der am 28. März verwundeten Offiziere sind auf folgende Weise in die Hände der Dänen gefallen:

Lieutenant v. Jasmund wurde verwundet von zwei Mann aus dem Gefechte getragen, als diese selbst verwundet wurden. Dann nahm ein Hornist ihn auf den Rücken, bis der Offizier bat, ihn liegen zu lassen, damit er nicht selbst noch von dem Feinde gefangen genommen werde.

Lieutenant v. Dömming hatte einen Schuß durch das Bein erhalten.

Lieutenant v. Seckendorf hatte eine leichte Verwundung, einen Streifschuß am Kopfe, der ihn betäubt zu Boden warf, so daß seine Leute glaubten, er sei todt.

Der dänische Verlustbericht giebt 147 Todte an; die Preußen verloren mehr, da sie das heftige Artilleriefeuer auszuhalten hatten. Ein einziger Granatschuß des „Rolf Krake" verwundete 21 Mann der Unsrigen.

Wie immer war der Verlust an Offizieren unverhältnißmäßig groß und betrug 8, darunter sind mehrere Schwerverwundete: Oberst-Lieutenant v. Greiffenberg, Regiments-Adjutant Premier-Lieutenant

v. Eckardstein, Premier-Lieutenant v. Wilucki, Seconde-Lieutenant Bescherer, v. Jasmund, sämmtlich vom 1. Leib-Grenadier-Regiment Nr. 8.

Vom 18. Regiment wurden leicht blessirt: Hauptmann Schulz, Lieutenant Wolf und Rasper. Der Verlust der Mannschaften betrug über 188 Todte und Verwundete, auch ward einer Marketenderin der Arm durch eine Granate fortgerissen.

Premier-Lieutenant, Regiments-Adjutant Frhr. Ernst v. Eckardstein vom k. preußischen Leib-Grenadier-Regiment (1. Brandenburgischen) Nr. 8, ist am Sonntag den 3. April früh im Johanniter-Lazareth zu Rübbel seinen im ruhmvollen Kampfe vor Düppel am zweiten Osterfeiertage erhaltenen Wunden erlegen.

„Haltet Euch tapfer, Kinder, auch ohne mich!" rief er seinen Leuten zu, als er, im dichten Kugelregen vorwärts dringend, auf der linken Seite des Körpers von einer Granate getroffen, die ihm Arm und Hüftknochen zerschmetterte, blutend zusammensank. Trotz augenblicklichen ärztlichen Beistandes, trotz der hingebendsten Pflege Seitens des Herrn v. Alvensleben, fand ihn seine nach Empfang der Schreckensbotschaft zu ihm eilende junge Gattin dennoch schon rettungslos verloren."

Als der Prinz Friedrich Carl am 29. die Achtzehner inspicirte und die Leute fragte, wie es ihnen ergangen, antwortete ein Pole, sie würden die Schanze sicher gekriegt haben, „wenn der Kahn verfluchter nix gewesen wäre," er meinte nämlich den gepanzerten „Rolf Krake".

Zum Beweise für die Rücksicht, mit der die Gefangenen von den Preußen behandelt wurden, führt ein Correspondent u. A. an: Einzelne dänische Offiziere boten den preußischen Soldaten, welche sie gefangen nahmen, ihre Börsen an, wurden aber von diesen sehr artig ersucht, ihr Eigenthum nur zu behalten, da preußische Soldaten zu stolz wären, um Gefangene zu plündern.

Die Ritterlichkeit der preußischen Soldaten geht sogar so weit, daß sie die Uhren, Geldbeutel und Brieftaschen der von ihnen begrabenen dänischen Gefallenen sammelten und dann sämmtliche Sachen durch einen Parlamentair in das dänische Lager zurücksandten.

Alle dänischen Todten werden von den Preußen mit gleichen

militairischen Ehren wie ihre eigenen Kameraden begraben und sie haben kürzlich sogar auf ein großes Grab, in dem 39 gefallene dänische Soldaten liegen, ein Kreuz mit einer Inschrift gesetzt.

Die aus dem Gefecht am 28. zurückkehrenden Truppen wurden im Lager mit klingendem Spiel empfangen.

Zum Schlusse erwähnen wir noch, daß wieder ein Feldwebel (Goldammer von der 9. Compagnie des Leib-Regiments) für Auszeichnung vor dem Feinde zum Offizier befördert wurde.

Die aus Jütland in Eilmärschen herbeorderten 9 Garde-Bataillone übernahmen, während die Truppen des combinirten Corps nach dem Alsensund gezogen wurden, die Deckung der Frontangriffe und schon in der Nacht vom 29. zum 30. März wurde die erste Parallele eröffnet.

Einen besseren Beweis dafür, daß ihre Siegesfreude über das Gefecht vom 28. März sehr wenig begründet war, konnten die Dänen nicht erhalten.

Fünf Bataillone der Brigade Canstein waren zu der Arbeit commandirt.

Zum Schutze für die Arbeiter waren 2 Bataillone des 6. westphälischen Infanterie-Regiments Nr. 55 bestimmt.

Da unsere Vorposten-Linie sich noch an derjenigen Stelle befand, wo die Parallele ausgehoben werden sollte, so mußte, um den Arbeitern Schutz zu geben, eine Vorschiebung erfolgen, jedoch nicht so weit, daß dadurch ein Gefecht und so eine Entdeckung der Arbeit herbeigeführt werden konnte.

Der Ober-Lieutenant Stolz, welchem zu diesem Zwecke der Premier-Lieutenant des Ingenieur-Corps, Manthey, beigegeben war, leitete das Vorschieben der Vorposten und hatte die Aufstellung derselben um 8½ Uhr beendet.

Bald nach 9 Uhr erfolgte der Anmarsch der Arbeiter (2500 Mann von der Brigade Canstein).

Unter der Ober-Aufsicht des Oberst-Lieutenants v. Kriegsheim wurde die Arbeit im Ganzen von dem Major Rötscher geleitet, die Aufsicht hatte die 2. Compagnie des 3. und die 2. Compagnie des 7. Pionier-Bataillons.

Der Anmarsch geschah so geräuschlos und die Arbeit so ruhig,

daß der Feind nichts davon entdeckte und schon um $2^1/_2$ Uhr war die Brustwehr stark genug, um hinlänglichen Schutz zu gewähren.

Das Erstaunen der Dänen, als sie am Morgen plötzlich die preußischen Trancheen so nahe ihren Forts auf den Leib gerückt sahen, muß groß gewesen sein. Die Schanzen und der ganze Höhekamm waren mit Menschen bedeckt, die auf die preußischen Werke niederblickten.

Die Communicationen zu denselben an den Stellen, die den Dänen verborgen waren, sind schon vorher angelegt worden. Sie sind an 2000 Schritte lang.

Die erste Parallele beginnt rechts von Freudenthal, unfern des Ufers vom Wenningbunde, wendet sich nach der Chaussee unterhalb des Spitzberges, geht um diesen an der Chaussee und hinter ihm wieder in den Grund nieder gegen die Forts 3 und 4 vor. Sie ist etwas über 1000 Schritte lang, von der Schanze Nr. 5 etwa 1000, von der Schanze 1 etwa 1200 Schritte entfernt.

„Der Bau," schreibt ein Correspondent, „macht einen eigenthümlichen Eindruck; zwischen ihm und der Büffelkoppel war die Chaussee heute Mittag fast leer, die Truppen der Vorposten waren alle bereits vorgeschoben, und nur das emsige Leben und Treiben im Grunde ist zu sehen. Von Zeit zu Zeit wechselte der Feind einen Schuß mit den Strandbatterien bei Gammelmark und man konnte das Schwirren der Kugeln über das breite Wasser hin und her deutlich verfolgen; oder der Feind sendete aus den Forts 2, 4 und 6 eine Kugel herüber nach den Schanzarbeiten und darüber hinaus."

In der Nacht vom 30. zum 31 März ward die Parallele für das Geschütz practicabel gemacht.

Während an der Küste des Wenningbunds das Terrain für die Belagerungs-Arbeiten gewonnen wurde, setzte man am Alsener Sunde, beim Satruper Gehölz, im Geheimen ein Unternehmen in's Werk, dessen Gelingen die völlige Aufreibung der Dänischen Armee zur Folge gehabt hätte.

Wir haben erwähnt, daß nach dem Eintreffen der 9 Garde-Bataillone große Massen des combinirten Armee-Corps nordwärts geschoben wurden.

In der Nacht vom 2. zum 3. April stand eine imposante

Armee an der Küste des Alsensundes bei Ballegaard Posto, von welchem Orte aus man in einer Fähre nach Harbeskoi, dem gegenüberliegenden Punkte der Alsenschen Küste, übersetzen kann. Der Alsener Sund ist dort über 5000 Fuß breit.

Die Truppen bestanden aus 26 Bataillone Infanterie und 2 Schwadronen vom 3. Husaren-Regiment, 160 Pontons und Kähne verschiedener Größe waren über Land nach Ballegaard hinbeförbert worden; ebenso 52 gezogene Kanonen, darunter 8 Vierundzwanzigpfünder und 12 Zwölfpfünder, welche zur Deckung der beabsichtigten Ueberfahrt der Truppen die jenseitige Küste bestreichen sollten.

Die Geschütze waren über Nacht von Meisterhand in feste Batterien gebracht, während eine gezogene Batterie, nur des Commando's harrend, welches sie den voraufgegangenen Bataillonen folgen hieß; 500 Schiffer aus allen Truppentheilen waren an Ort und Stelle, kurz, nichts war verabsäumt, was den Erfolg sicherte.

Kein Schiff hätte es wagen dürfen, den 50 Mündungen der Küsten-Batterien zu nahen, selbst der Panzer des „Rolf Krake“ hätte es vor den Geschossen der sechs gezogenen 24Pfünder nicht bewahren können.

Allein ein heimlicher Feind wachte über das Wohl der Dänen, ein Feind, gegen welchen sich die Waffen der Strenge abstumpfen, die Spionage! Mit scharfem Auge ward unser Thun und Lassen bewacht, mit sicherem Ohr das Flüstern gehört.

Kaum war die erste Brücke am Nübeler Noer abgebrochen, da brachte das Kopenhagener „Dagbladet“ bereits die Meldung hiervon, illustrirt mit Schlußforderungen, die an Genauigkeit nichts zu wünschen übrig ließen. Kaum hatte das Brandenburger Jäger-Bataillon Broacker verlassen, um in Baurup einzurücken, kaum trafen die Garden ein, kaum war der schwierige Transport von sechs Vierundzwanzigpfündern aus Dünth in die Nähe des nördlichen Alsensundes erfolgt, als der feindliche General und der Marine-Minister in Kopenhagen bereits ihre Maßregeln nach den Darlegungen Dänischer Zeitungen zu treffen begonnen.

Aber dennoch wäre der Unternehmungsgeist der preußischen

Führer nicht ohne Resultat geblieben, wenn die Macht des Sturmes nicht ihr Veto gesprochen.

Schon waren die Befehle gegeben, die Dispositionen getroffen, schon donnerten 44 Geschütze aus den Düppeler Batterien und schon herrschte die verheerende Flamme in den Dänischen Baracken zu Düppel und in Sonderburg, als Sturm und Wetter die Contreordre erzwangen.

Ein starker Nordwest, der schlimmste Wind, der je für Preußen wehen konnte, erhob sich in der Nacht; die ersten Boote, welche ausliefen, füllten sich mit Wasser und schlugen um. Der Versuch mußte aufgegeben werden.

Es gelang freilich unter dem Schutze der stetig auf die gegenüberliegenden Dänischen Batterien feuernden Geschütze, einige Pontons in's Wasser zu bringen. Aber der heftige Nordwestwind, die starke Strömung und der hohe Wellengang ließen davon abstehen.

Die Truppen blieben noch bis 7 Uhr Morgens und marschirten dann zu ihren Quartieren zurück. Wäre der Plan gelungen, so würde es ein großer Triumph für die Preußen gewesen sein; sie würden die Dänischen Vertheidigungswerke im Rücken der Schanzen gefaßt und wahrscheinlich einen großen Theil der Dänischen Armee gefangen genommen haben.

Andrerseits kann man sich nicht der Ansicht verschließen, daß es für die Preußen selbst ein Wagniß war, wie man sich kaum ein gefährlicheres denken kann.

Die Dänen wußten von der ersten Regung an genau nicht weniger als Alles und hatten, der Uebergangsstelle Ballegaard gegenüber Hardesfoi, mit doppelter Artillerie besetzt.

Möglich ist es sogar, daß der Wind sich gerade zu glücklicher Zeit für die Preußen erhob, als wenn er etwas später kam. Angenommen 4- bis 5000 Mann wären wohlbehalten hinübergeschafft gewesen und dann wäre das Unwetter ausgebrochen und hätte den Uebrigen die Ueberfahrt unmöglich gemacht, so wäre dann die schon auf der Insel angekommene Schaar unrettbar verloren gewesen.

Am 2. April begann das Bombardement der Schanzen und Sonderburgs.

„Der Morgen war schön und sonnenhell," schreibt der Correspondent der K. Ztg.

Um 9 Uhr trafen von allen Brigaden und Regimentern die Ordonnanz-Officiere ein, um die Ordres in Empfang zu nehmen. Artilleriezüge gingen am Schlosse vorbei der Chaussee nach Sonderburg zu.

Bald hörte man, daß der Feind, der während der Nacht die Trancheen und die in den letzten zwei Tagen oder Nächten gebauten und armirten Batterien durch fortwährende Beschießung zu stören versucht hatte, um einen Waffenstillstand gebeten habe.

Derselbe war ihm bis 1½ Uhr bewilligt worden; um 2½ Uhr (so lautete der Befehl) sollte das Bombardement beginnen.

Der Prinz Friedrich Karl mit dem Generalstabe ritt um 2 Uhr in scharfem Trabe zuerst nach dem Feldherrnberge, der Höhe zwischen Wenning und Broacker am Ufer des Wenningbundes, von wo man das ganze Terrain der Forts und unserer Batterien übersehen kann; dann über Freudenthal nach den Trancheen.

Schon von fern sah man die einzelnen Rauchwolken aufsteigen, bald auch die Pulverblitze, ohne jedoch Kanonendonner zu vernehmen, da der Wind nach der offenen See zustand.

Aber bald fehlte auch dieser nicht und mischte sich in den Choral der Militairmusik, mit welcher man eben einen im Lazareth gestorbenen Verwundeten auf dem Kirchhofe zu Broacker begrub.

Ueber dem Ganzen der heitere Sonnenhimmel; ringsum auf den Feldern schwirrten die schmetternden Lerchen. Vorn der breite Wenningbund mit der tiefen Meeresbläue, rechts die ziemlich schroff abfallenden Höhen der Gammelmark, von denen die Zeugmeister-Batterie mit ihren Collegen Schuß auf Schuß hinüber donnert nach dem Fort Nr. 1, 2, ja bis hinauf nach der Höhe von Nr. 4.

Die weiße Rauchwolke legte sich langsam auf das blaue Wasser und man sieht die schwere Hohlkugel darüber einschlagen in die Forts, von denen Fort Nr. 1 auffallender Weise das Feuer fast gar nicht erwidert, während aus Nr. 2 von Zeit zu Zeit ein Feuerstrahl zischt.

Ein Aufschäumen, eine Wolke über dem Wasser zeigt an, wenn die Kugel zu kurz eingeschlagen.

Aber da donnerts und krachts munter links über das ganze

Gelände des nördlichen Ufers die ganze Reihe der Forts entlang, welche um die Windmühle her den Höhenzug einnehmen.

Die Rauchwolken heben sich dunkel in die Luft, schreibt ein anderer Augenzeuge, man sieht die Granaten in der Höhe platzen aus dem dunkeln Rauchballen, der sich nur langsam verzieht. Am Ufer vor dem Fort Nr. 1 kann man mit dem Glase deutlich die Pallisadenreihen, ja die hin- und hergehenden Dänischen Soldaten erkennen.

Aber das Auge wendet sich unwillkürlich suchend auf den Wenningbund; „Rolf Krake“ kreuzt vor dem Eingange der Bucht, kaum über dem Wasser sichtbar, langsam hin und her, bald kommt er näher, bald geht er wieder zurück; aber er hütet sich, einzulaufen, um hier an dem Gefecht Theil zu nehmen, denn seine Ferngläser mochten ihm wohl gezeigt haben, daß eine besondere Batterie am Strande für ihn eingerichtet war, die einstweilen auf das Fort 1 und 2 feuerte und ihm sicher einen scharfen Gruß bereitet hätte.

Einige weiße Seegel kreuzten um ihn her, gleich Möwen, hielten sich aber in respectvoller Ferne.

Von Wenning gingen wir quer durch den Grund nach der Büffelkoppel. Im Lazareth daselbst (daneben ist schon ein zweites von den Johannitern eingerichtet) war schon ein Verwundeter angekommen, ein Artillerist aus der Strand-Batterie, dem der rechte Arm zerschmettert war und bereits abgenommen wurde.

Aus den Batterien feuerten die 40 Geschütze jetzt Schuß auf Schuß, und die Forts antworteten, wenn auch nicht so rasch, mit ihren Feuerströmen.

Man hatte sie so nahe, daß man die Kanonen in den Einschnitten deutlich sah.

Unsere Batterien schossen nur Hohlkugeln und so präcise, daß man an den Erdwolken oft Schuß auf Schuß einschlagen sah.

In dem Fort Nr. 8 sah man drei Mal Brandwolken aufsteigen; später, als die Abenddämmerung eintrat, brannte es an drei Stellen, die Baracken u. s. w. hinter den Schanzen waren in Brand geschossen. Auch in Sonderburg hatten die Geschosse der Feldzeugmeister-Batterie drei Mal gezündet, die Brände waren aber gelöscht worden.

Unser Feuer wird die ganze Nacht fortgesetzt. Verlust bis jetzt: 1 Officier (leicht blessirt), von den Mannschaften 2 Todte, 7 bis 8 Verwundete.

„Der heutige Tag," berichtet ein Correspondent der Köln. Ztg., „war ein Tag des Jammers für die Bewohner Sonderburgs.

Während die Bürger unter dem Donner des gestern begonnenen allgemeinen Angriffs fliehen, feiern die preußischen Geschütze einen artilleristischen Triumph, unbekümmert um die Schattenrisse, welche das verletzte Gefühl, über ihre Glorie breitet.

Die gezogenen Geschütze unserer Armee werden an den Namen Düppel den Ruf ihrer Bewährtheit knüpfen.

Sonderburg liegt hinter dem 300 Schritt breitem Sunde auf einem erhöhten, sehr gelinde aufsteigenden Plateau, 6500 Schritt von der Batterie Nr. 1 bei Gammelmark entfernt.

Nur zwei 24pfündige Geschütze vermochten es, über diese Entfernung hin in die schleswigsche Stadt das Verderben des Brandes zu schleudern.

Bereits gestern Abend um 5 Uhr geschahen die ersten Schüsse, Anfangs ohne bleibenden Erfolg.

Heute früh um 8 Uhr jedoch bemerkte man deutlich die hellen Flammen an einem Hause, die sich gegenwärtig, Mittags 1 Uhr, bereits einen großen Heerd geschaffen.

Ein heftiger Nordost jagte Hitze und brennende Trümmer in die noch nicht ergriffenen Stadttheile. Gewaltige Rauchmassen, welche sich noch heute früh wiederholt mit denen der brennenden Baracken hinter den Schanzen vermischten, verdunkeln Meer und Horizont und hüllten die regungslose Gestalt des „Rolf Krake" in ihren trüben Mantel.

In vergangener Nacht verlangsamte sich unser allseitiges Feuer bis auf wenige Schüsse zur Beunruhigung, um sich erst am späten Morgen wieder zu beleben.

Die dunkle Nacht wurde eigenthümlich erleuchtet von den Blitzen der Geschütze und Geschosse, so wie durch den unheimlichen Reflex der brennenden Baracken und Gehöfte."

Nach einstündiger Kanonade sandten die Dänen einen Parlamentair aus der Schanze Nr. 6, welcher ersuchte, die Preußen möchten ihre

Verwundeten und Kranken aus der zum Lazareth eingerichteten Kirche zu Düppel nehmen, weil die Dänen die Kirche beschießen wollten; er erhielt zur Antwort, das möge man nur thun; allein die darauf abgefeuerten Dänischen Kugeln, blieben fast alle ohne Wirkung.

In demselben Augenblick wurde auch mit dem Feuer auf Sonderburg begonnen; nach zweistündiger Kanonade brannte die Stadt an verschiedenen Stellen — die Verabredung, sowohl Düppel als Sonderburg zu verschonen, ward so von den Dänen verletzt.

Die Flammen verrichteten in Sonderburg nur ein halbes Werk; zwar erhob sich auch noch am 4. eine geschwächte Rauchwolke aus den Häusern, doch verkündete sie uns nur, daß es dem Feinde während der Nacht gelungen, dem Brande Einhalt zu thun.

Am 5. April erhielt die Garde-Division den Befehl, Abends bei anbrechender Dunkelheit, ihre zwischen der Flensburg-Sonderburger Chaussee und dem Wenning stehenden Vorposten so weit vorzuschieben daß die von den Dänischen Vorposten zur Zeit besetzte und durch Schützengräben markirte Linie, circa 5—600 Schritt von den Schanzen entfernt, eingenommen werde. Die Feldwachen sollten in geeigneter Entfernung dahinter aufgestellt werden.

Zur Ausführung dieses Behufs wurde das 2. Bataillon des 4. Garde-Regiments zu Fuß bestimmt.

Die vorgehenden einzelnen Feldwachen vertrieben die Dänischen Vorposten meistentheils ohne einen Schuß zu thun, aus ihren Deckungen und machten dabei 18 Gefangene. Der diesseitige Verlust betrug 21 Mann und 2 Pioniere.

Von jeder Compagnie (des 4. Garde-Regiments zu Fuß) war ein Zug als Feldwache vorgeschoben und eine fünfte noch dazwischen ausgesetzt. Am 6. und 7. wurde diese Stelle beibehalten.

„Unsrerseits," schreibt ein Augenzeuge über dies Gefecht, „wurde wenig mit dem Gewehr, desto mehr von den Dänen geschossen. Zuletzt mußten die Kolben und das Bajonnet ihr Werk thun.

Der Feind wurde geworfen und ließ über 20 Gefangene, die Schwerverwundeten nicht eingerechnet, in unseren Händen.

Unser Verlust besteht in 2 Todten und 14 Verwundeten, meistens Stichblessuren; gleicher Art sind die Wunden der Dänen.

Zwei von ihnen wollten sich durchaus nicht ergeben, der Eine

erhielt drei Stiche (zwei in den Kopf, einen in den Leib), der Andere zwei Stiche in den Schenkel. Der Erstere erlag bereits heute früh den erhaltenen Verletzungen.

Unsere Leute haben sich in Schützengruben eingegraben und kampiren hier in wenig beneidenswerther Situation, da ziemlich scharfer Frost eingetreten ist."

Die an sich schon feuchten, an tiefen Stellen ganz durchweichten Parallelen und Aprochen-Gräben machten das Aufstellen schwerer Geschütze fast zur Unmöglichkeit, bevor trockenes Wetter eintrat.

Bis jetzt aber wechselten Aprilschauer mit Sturmstößen fortwährend auf der nordischen Kriegsbühne und die 3000 Infanteristen, die durchschnittlich mit Schanz-Arbeit beschäftigt waren, standen bis an die Knöchel im Wasser, während die Lafettenräder der 24 Pfünder oft bis an die Achse eingesunken waren.

Die Dänen machten unterdessen einen Landungs-Versuch. Die „H. N." berichten darüber:

„Apenrade, 6. April. Gestern Abend gegen 9 Uhr empfing der hiesige Stadt-Commandant plötzlich die Meldung, daß auf der, durch eine Brücke vom Festlande verbundenen Insel Kalö, in der Gjanner Bucht Dänisches Militair gelandet sei.

Der größte Theil der in Apenrade stationirten preußischen Truppen (vom 64. Infanterie-Regiment) erhielt sofort den Befehl, nach Kalö abzumarschiren. Zugleich wurde bekannt gemacht, daß Niemand bis zum nächsten Morgen das Haus verlassen dürfe, und daß die zurückbleibenden Soldaten Ordre hätten, auf Jeden zu schießen, der sich Nachts auf der Straße blicken lasse.

Diesen Vormittag gegen 9 Uhr trafen die nach Kalö gesandten Truppen mit der Nachricht wieder in Apenrade ein, daß die Dänen, unter Mitnahme einiger Böte sich schon in der Nacht wieder von Kalö entfernt hätten.

Es ist jetzt die Einrichtung getroffen, daß Strandwachen bei Tage und des Nachts längs der ganzen Küste patrouilliren."

An der Tafel.

In einiger Entfernung von Apenrade stand ein kleines Häuschen, welches vor kurzer Zeit von einer Familie bezogen wurde, die man noch nie gesehen hatte, und somit Jedem gänzlich unbekannt war.

Diese Familie bestand aus einem Manne, einer Frau und zwei Kindern. Der Mann war klein und von nicht besonders einnehmendem Aeußern; die Frau hingegen auffallend groß, dabei aber hager und knöchern und man konnte mit Recht sagen, daß sie ihren Mann an Häßlichkeit bei Weitem übertraf.

Letztere war eine Stockdänin, die zwar die Deutsche Sprache sehr gut verstand, aus deren Munde jedoch Niemand je ein Deutsches Wort vernommen haben wollte.

Eine Magd, welche in dem Dienste dieser Leute stand, war von holsteinischer Abkunft, eine geborene Flensburgerin; dieselbe hatte jedoch lange Zeit in Dänemark gelebt und war somit der Dänischen Sprache ebenso mächtig, wie der Deutschen.

Einem Jedem mußte es auffallen und sonderbar erscheinen, daß diese Dänische Familie eine Holsteinerin in ihre Dienste genommen hatte.

Zwischen der Magd und ihrer Gebieterin schien sogar eine gewisse Vertraulichkeit zu herrschen; hatte indeß sich die Frau einmal aus der Küche entfernt, so veränderte sich das Gesicht des Mädchens, ihre Züge wurden finster, sie machte eine drohende Bewegung, und ihre Geberden deuteten darauf hin, als ob sie alle Mächte der Erde herabbeschwören wollte.

„Ach wie unglücklich fühle ich mich! Wer erlöst mich aus diesem Hause?" rief sie oft in unbewachten Augenblicken aus, „warum mußte ich gerade in diese Familie gerathen, und warum führte mich das Schicksal zu dieser Höllenbrut? Doch Geduld, die Stunde wird einst kommen, in der das Verderben mit aller Macht über sie hereinbrechen wird; was in meiner Hand liegt, soll geschehen, vielleicht kann ich dazu beitragen, diesen Zeitpunkt recht bald herbeizuführen. Warum mußte mein Vater und meine Mutter so früh

sterben, damit ich hinausgestoßen wurde in die Fremde, in das Land der Feinde, die Alles hassen, was Deutsch ist; das Schicksal führte mich in diese Familie, in der ich Alles mit Widerwillen ansehe und nur der Umstand, daß dieselbe sich wieder nach Deutschland zurückbegab, verlockte mich, bei ihnen zu bleiben. Aber es ging Alles so heimlich, so seltsam zu," fuhr sie bedenklich fort, „der Mann war lange Zeit von Kopenhagen abwesend, wohin er gegangen, war Niemandem bekannt geworden und was er gethan, blieb ebenfalls unter dem Schleier des Geheimnisses. Plötzlich bekommt die Frau eines Tages einen Brief, in welchem sie aufgefordert wird, sich so schnell als möglich nach London auf den Weg zu machen, dies geschieht, und kaum dort angekommen, erhält sie einen zweiten Brief, der sie dringend mahnt, schleunig nach Apenrade zu kommen, wo ihr Mann ein Haus sich käuflich erworben habe. Die Frau folgt der erhaltenen Weisung, sie macht sich schleunigst auf den Weg und wir befinden uns nun seit drei Wochen in diesem Orte. Seit acht Tagen ist der Mann zurückgekehrt, sein ganzes Wesen ist ein Auffallendes und wenn Beide mit einander sprechen, so geschieht dies nur heimlich; Gott weiß, was sie eigentlich vorhaben! Ach wenn der Himmel doch unsere Befreier vor diesem Hause bewahren und sie fern halten möchte! Ich befürchte, daß, wenn sie hier in diesem Hause ein Quartier beziehen, ihnen ein Leids gethan wird; doch was in meinen Kräften liegt, so werde ich schützend über sie wachen und jede böse That, die man gegen sie ausführen könnte, zu vereiteln suchen."

Es war am 4. April Abends, um die neunte Stunde, als ein Officier und etliche Mann vom 64. Regiment in jenem Hause eintrafen, um für einige Tage Quartier zu bestellen.

Der kleine Mann wechselte mit seiner Frau scheußliche Blicke des Einverständnisses.

„Ich bin gern bereit," sagte er in gutem Deutsch zu dem Unterofficier, „unsere Retter und Befreier aufzunehmen, alle möglichen Bequemlichkeiten will ich Ihnen bereiten und was meine Küche und der Keller irgend zu bieten vermögen, soll zu Ihrer Verfügung stehen. Wann werden die Mannschaften eintreffen?"

„Schon nach wenigen Stunden," antwortete der Unterofficier, „habt Ihr für eine größere Anzahl Raum?"

„O für zehn Mann, ich will mich gern einschränken und wenn es nöthig ist, mit meiner Familie sogar in irgend einem Stalle übernachten, um den tapfern lieben Preußen mein ganzes Haus zu Diensten zu stellen."

„Wie ist Ihr Name?" fragte der Unterofficier in freundlichem Tone.

„Ich heiße Carl August Dögenfeld."

„Nicht wahr, mein lieber Dögenfeld, Ihr seid ein Deutscher?"

„Von echtem Schrot und Korn," erwiederte der kleine Mann, „wie könnten Sie sonst wohl glauben, daß ich mich hier noch länger aufhalten würde, sind nicht alle Dänischen Hunde über Stock und Stein längst davon gerannt? Auch ich würde mich, wäre ich ein Däne, sicher längst schon aus dem Staube gemacht haben, aber dem Himmel sei Dank, wir leben in der schönen Hoffnung, bald unter preußischen Schutz zu kommen und da ziehe ich es denn vor, hier in dem lieben Deutschen Lande zu bleiben, und ich danke meinem Schöpfer, daß es endlich so weit gekommen ist."

Der Unterofficier lächelte, gab dem Manne die Hand und verließ mit seiner Mannschaft das Haus.

Die Magd, deren wir bereits Erwähnung thaten, wurde von der höchsten Unruhe gepeinigt und machte Miene, den sich entfernenden Soldaten nachzueilen, allein ein düsterer Blick, den der Mann auf sie warf, hielt sie zurück, sie zitterte am ganzen Körper und murmelte ein dumpfes: „Ach Gott, es geht nicht!" vor sich hin.

„Warum wolltest Du den Soldaten nacheilen, hattest Du ihnen etwas zu sagen?" fragte er das erregte Mädchen.

„Ich wollte ihnen nur, als meine Deutschen Brüder, ein herzliches Willkommen bieten."

„Dazu wird sich Dir schon Gelegenheit bieten, denn noch heute kommen mehrere Deutsche Brüder bei uns in's Quartier. Gott sei Dank, ich freue mich recht, daß ich einmal diesen wackeren Preußen einen Dienst erweisen kann, die so tapfer gegen die rothen Teufel gekämpft haben und mit seltener Ausdauer die unglaublichsten Anstrengungen erduldeten.

Das Mädchen warf einen Blick des Staunens und der Verwunderung auf den Mann, sie hatte denselben bisher stets für einen Feind der Deutschen gehalten und war daher nicht wenig überrascht, als sie durch eine solche Aeußerung von dem Gegentheil belehrt wurde; allein der Blick, der die Worte dieses Mannes begleitete, war heimtückischer als sonst, und so behielt der Argwohn, der lange mit dem Besseren gekämpft hatte, die Oberhand.

Zehn Mann vom 64. Infanterie-Regiment trafen in der That nach wenigen Stunden ein; der Mann bewillkommnete die ermüdeten Soldaten und drückte einem Jeden herzlich die Hand.

„He, Lisette, bringe schnell Branntwein, Brod, Käse und Fleisch!" rief er dieser zu, „schaffe Alles herbei, was Küche und Keller zu bieten vermögen! Minna!" wandte er sich zu seiner Frau, die ebenfalls herbeigeeilt war, „Du mußt noch einen halben Schöpsenbraten haben, bringe ihn unsern Freunden, damit sie essen, und außerdem sechs Flaschen guten Bordeaux!"

Nach wenigen Minuten war Alles herbeigeschafft und Speise und Trank in reichstem Maße bedeckte den Tisch.

Die ermüdeten und auch wohl ausgehungerten Soldaten zögerten nicht lange und es bedurfte keiner wiederholten Aufforderung; sie stellten ihre Gewehre in die Ecke, nahmen ihre Feldmützen ab und bald saßen Alle an der in kurzer Zeit hergestellten Tafel.

„Zunächst einen Schluck von diesem Kümmel, meine Herren," rief der Wirth aus, „es ist der sogenannte Gilka, den ich aus directer Quelle bezogen habe; Herr Gilka überschickte mir vor Kurzem fünfzig Flaschen, er war so freundlich, mir diese billiger zu überlassen, da ich ihm schrieb, daß dieses Getränk nur für die lieben Preußen bestimmt sei, die wir mit jedem Tage hier erwarten trinkt also!"

Er füllte große Schnapsgläser und die Soldaten ergriffen diese mit lächelnder Miene.

Man konnte deutlich die Sehnsucht in den Augen der braven Brandenburger lesen, die sie nach dem lieben vaterländischen Getränke schon lange in der beengten Brust zurückgedrängt haben mochten.

„Meine Herren," fuhr der Mann weiter fort, „auf das Wohl unserer Befreier! Unsere Befreier, Se. Majestät der König von Preußen und

Se. K. K. Majestät Franz Joseph von Oesterreich, sie leben hoch!"

„Hoch!" wiederholten die Soldaten mit kräftiger Stimme, stießen die Gläser aneinander, stürzten den Inhalt, den edlen Gilka hinab und Allen entfuhr der übliche Seufzer der Wonne, der gewöhnlich diesem erfrischenden und neu belebenden Getränke folgt.

„Meine Herren," nahm der kleine Mann wieder fröhlich das Wort, „wir haben aber noch nicht des edeln Prinzen Friedrich Karl gedacht; schnell noch einen Gilka."

Die Gläser wurden gefüllt, Alle standen auf und zu Ehren der Waffenthaten des edlen Prinzen Friedrich Karl ward ein Gilka geleert.

„Nun, meine Herren, wollen wir von diesem Schöpsenbraten einen Imbiß zu uns nehmen, ich bin überzeugt, er wird Ihnen ganz vortrefflich munden und gute Dienste leisten, denn ich sehe es Ihren etwas verkommenen Zügen an, daß Sie lange kein gutes Fleisch genossen haben."

„Gutes Fleisch haben wir wohl bekommen und zwar in reichstem Maße," sagte einer der Soldaten, „wenn es auch gerade kein Braten war; ja, ja, unser guter König sorgt immer für uns, darum dienen wir ihm auch mit Gut und Blut und gern vergießen wir auch unsere letzten Blutstropfen für Se. Majestät."

Alle griffen bei den letzten Worten wiederum nach den Gläsern und stießen mit ihrem Kameraden, der ganz aus ihrer Seele gesprochen, freudig bewegt an, es ertönte ein donnerndes Hoch und hierauf nun machten sich die braven Krieger mit einem noch nie dagewesenen Eß-Enthusiasmus über den Schöpsenbraten her.

Nachdem derselbe verzehrt war, entkorkte der kleine Mann den bereit gehaltenen Wein.

„Nun, meine Herren," sagte er, „wollen wir von diesem Bordeaux kosten, erst am gestrigen Tage empfing ich ihn aus Hamburg, er ist vortrefflich und aus bester Quelle."

Er füllte die Gläser und nun wurden abermals Toaste auf die Monarchen und sämmtliche Feldherren, insbesondere aber auf den Prinzen Friedrich Karl, den Feldmarschall von Gablenz und Se. Excellenz den alten General-Feldmarschall von Wrangel ausgebracht.

Inzwischen hatte sich der Tag seinem Ende geneigt, es war schon ziemlich dunkel geworden und die Soldaten sehnten sich nach Ruhe.

Es wurde ihnen ein großes Zimmer angewiesen, in welchem bereits gute Strohlager, deren jedes mit einer wollenen Decke versehen, hergerichtet waren; hier streckten sich die ermüdeten Soldaten nieder und sehr bald waren alle Anstrengungen vergangener Tage vergessen. Keiner von ihnen hatte auch nur eine Ahnung von der Gefahr, die ihnen in diesem Hause drohte, vielleicht sahen sie sich Alle im Traume schon auf der Spitze der Düppeler Schanzen angelangt.

Eine Unterredung.

In einer entlegenen Kammer des Hauses saß der kleine Mann und seine Frau; Beide hatten die Blicke zu Boden gesenkt und schienen in Gedanken vertieft; sobald die Frau ein Wort sprechen wollte, gab der Mann ihr einen bedeutungsvollen Wink und sie schwieg sofort.

In der Ecke der Kammer saß das Mädchen am Spinnrocken, sie befand sich unter strenger Aufsicht ihrer Herrschaft und durfte sich nicht von der Stelle rühren; erforderte es einmal die Nothwendigkeit, daß sie hinausgehen mußte, so folgte ihr die Frau und beobachtete genau jeden ihrer Schritte.

In einer anderen Ecke stand ein Bett, in welchem zwei Kinder schliefen und nur der Husten dieser Kleinen unterbrach bisweilen die geisterhafte Stille, welche hier herrschte.

In einem entfernteren Zimmer aber lagen die braven Preußen und schnarchten.

Das Mädchen warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf ihre Herrschaft und ihre Blicke füllten sich mit Thränen.

Die Zeit war schon ziemlich weit vorgerückt. Die Uhr zeigte bereits die elfte Stunde an.

„Es ist Zeit, daß Du schlafen gehst, Lisette," nahm die Frau endlich das Wort, „es ist nöthig, daß Du morgen früh aufstehst, deshalb begieb Dich jetzt zu Bette."

Das Mädchen athmete leichter auf, sie folgte dem Geheiß der Frau und entfernte sich; sie stieg in den Hausflur hinab und gelangte von da auf einer leiterartigen Treppe auf den Boden, wo sie sich auf ihr Lager niederstreckte.

Ueberlassen wir sie ihrer Ruhe und kehren wir zunächst zur Herrschaft zurück.

„Sage mir, Minna, hast Du den Kaffee gemahlen?“ fragte der Mann leise.

„Es ist Alles in Bereitschaft.“

„Wo ist er?“

„Ich habe ihn nicht bei der Hand, warte, ich werde ihn herbeiholen.“

„Glaubst Du, daß das Mädchen schon schläft?“

„Sie pflegt gewöhnlich schnell einzuschlafen,“ entgegnete die Frau, „aber ich habe heute eine ganz besondere Angst an ihr wahrgenommen, sollte sie vielleicht etwas von unserer Absicht merken?“

„Der Teufel soll sie holen, wenn ich dies annehmen müßte!“ rief der Mann wüthend aus, „ich denke, es ist das Beste, wenn wir das Frauenzimmer bei Seite schaffen, denn plaudert sie, so sind wir unrettbar verloren.“

„Wie aber willst Du das beginnen? Wie könntest Du sie bei Seite schaffen, ohne daß man es merkt?“

„Das ist meine Sache, Du kannst außer Sorge sein, ich würde das Mädchen ersticken.“

„Aber wie wolltest Du dies beginnen? Es befindet sich ja kein Ofen auf dem Boden, wenn Du Kohlendampf anwenden wolltest.“

„Närrin, man ersieht aus Deinen Worten, daß Du gar keine Erfahrung hast; um Jemand zu ersticken, bedarf es keines Kohlendampfes, da giebt es noch andere und bessere Mittel, liegt das Frauenzimmer in festem Schlaf, dann wälzen wir so viele Decken auf ihr Gesicht, daß sie jedenfalls mit Vergnügen auf das Aufwachen verzichten wird,“ setzte er mit spöttischem Lächeln hinzu.

„Höre, Mann, mir will dies nicht gefallen, lasse ab von einem solchen Vorhaben, ich werde den Soldaten den Kaffee reichen, das Mädchen wollen wir schlafen lassen und nicht so früh wecken, als

gewöhnlich; aber sage mir, laufen wir auch keine Gefahr, wenn die Soldaten sterben?"

„Kein Mensch kann wissen, welcher Umstand den Tod dieser Leute herbeiführte," sagte der kleine Mann mit sonderbarem Lächeln, „wer wird sich überhaupt auch weiter darum bekümmern, wenn im Kriege ein Paar Mann zu Grunde gehen, dazu ist keine Zeit übrig; außerdem kann ich Dir zu Deiner Beruhigung sagen, daß, wenn die Kerle ihr Leben aushauchen, sie längst aus unserem Bereiche sind, denn so viel mir bekannt geworden ist, werden sie sehr bald aufbrechen und ich bin überzeugt, Niemand wird daran denken, näher nach der Ursache ihres Todes zu forschen."

„Wie lange Zeit können Sie denn nach dem Genusse des Kaffee's noch leben?"

„Ihr Tod kann etwa nach zwei bis drei Tagen erst erfolgen," versetzte der Spion.

„Weißt Du das genau?"

„Ganz genau, ich habe es auf meiner Reise nach Italien erlebt, daß man einen alten Mann auf ähnliche Weise vergiftete; er lebte nach dem Genusse des ihm gereichten Getränkes gerade noch drei Tage, dann starb er plötzlich und ein Jeder war der Meinung, daß ihn der Schlag gerührt habe; doch nun gieb den Kaffee her, wir dürfen nicht länger zögern."

Die Frau ging hinaus und kehrte bald darauf mit einem tiefen Teller zurück, auf welchem sich etwa vier Loth gemahlener Kaffee befanden.

Der Mann erhob sich leise und holte aus einem Wandschrank eine Tüte hervor, welche er sorgfältig öffnete, dann schüttelte er den ganzen Inhalt derselben, welcher in einer weißlichen Masse bestand, in den Kaffee und rührte das Gemisch so lange durcheinander, bis keine Spur von dem Pulver mehr zu erkennen war.

Die Frau betrachtete die Bewegungen ihres Mannes mit einer gewissen Zaghaftigkeit; hätte man sie genau beobachtet, so würde man sogar ein geringes Zittern an ihr wahrgenommen haben.

Der Mann hingegen zeigte bei seiner Arbeit eine eiserne Ruhe;

er mußte in diesem Fache schon so Manches geleistet haben, denn er ging mit einer Sicherheit zu Werke, die ein Fehlschlagen seines Planes nicht schließen ließ.

„Um 6 Uhr Morgens muß der Kaffee fertig sein," flüsterte er seiner Frau zu, „und nun laß uns zu Bette gehen."

Der Vergiftungsversuch.

Mitternacht war vorüber, als eine weibliche Gestalt leise die leiterartige Treppe hinabstieg, sie öffnete behutsam die Thür und betrat das Gemach, in welchem der Mann und die Frau des Hauses schliefen.

Todesstille herrschte hier und nur die lauten Athemzüge der Schlafenden waren vernehmbar.

„Dieser Augenblick ist günstig, er muß benutzt werden," flüsterte das Mädchen, „sie schlafen fest und wenn ich es jetzt nicht sage, was meine Brust so sehr bedrückt und beengt, dann sind die armen unglücklichen Brüder, welche so weit hierher gekommen sind, um uns von den Dänen zu befreien, verloren, und eine sichere Beute des Todes."

Ihre Tritte waren nicht vernehmbar, denn sie hatte ihre Pantoffeln neben ihrem Bette stehen lassen und schlich auf den Strümpfen so leise, daß selbst das Ohr eines wachsamen Hundes sie nicht vernommen haben würde.

Sie begab sich nach der Küche und zündete dort eine Lampe an, dann schlich sie sich vorsichtig nach dem Zimmer, in welchem die Soldaten schliefen.

Keiner von diesen vernahm ihr Eintreten; die armen Menschen lagen harmlos auf ihrer Streu am Boden und schliefen nach den Anstrengungen des Tages sehr fest.

So Mancher von ihnen mochte wohl von der lieben Heimath

träumen, vielleicht sah er das Bild eines geliebten Vaters, einer theuren Mutter oder einer geliebten Braut vor seiner Seele vorüberschweben; vielleicht sah er sich plötzlich in das elterliche Haus versetzt und erzählte von seinen Kriegsthaten und empfing die Segnungen und Liebkosungen seiner Eltern und aller derer, die ihn lieben.

Das Mädchen setzte die Lampe auf den Tisch, kniete nieder, faltete die Hände und betete ein Vater-Unser.

„Herr, in Deine Hände befehle ich ihre Seele!" sagte sie, als sie das erste Gebet vollendet hatte, „diese unglücklichen armen Menschen, die hierher gekommen sind, um sich todt schießen zu lassen für unsere Freiheit, sollten auf so elende Weise ihr Leben enden? Auf dem Felde der Ehre vermag ich natürlich nicht die Kugel, die ihrer harrt, zurückhalten und in ihrem Laufe zu hemmen, hier aber liegt ihr Leben in meiner Hand und ich bin entschlossen, dieses zu beschützen, so weit ich es vermag; o Herr, gieb daß mir mein Vorhaben gelinge!"

Dann erhob sie sich neu gestärkt, näherte sich einem der Schläfer und schüttelte diesen.

Der Gerüttelte fuhr unruhig und zerstört empor, schlug die Augen auf, sank aber sogleich wieder auf sein Lager zurück; ohne Zweifel glaubte er, nur geträumt zu haben.

„Wache auf, lieber Soldat, wache auf!" rief das Mädchen, „ich muß Euch etwas sagen! Mein Gott, Ihr schlaft ja so fest, wachet auf! wachet auf!" fuhr sie ängstlich fort, „sonst seid Ihr des Todes! Ihr müßt sterben!"

Diese letzten Worte waren in einem so angstvollen und zugleich durchdringenden Tone gesprochen, daß der Schläfer plötzlich wach und aufmerksam wurde.

„Was willst Du denn, Mädchen? rief er verwundert aus, als er dasselbe an seinem Lager erblickte.

„Ach, mein lieber Soldat, Ihr seid hier in böse Hände gerathen!" sagte das Mädchen leise.

„Bist Du von Sinnen? Aber nein, Du hast so gute blaue Augen, in Deinen Adern fließt Deutsches Blut, Du sprichst ja vor-

trefflich die Deutsche Sprache, nein, nein, gutes Mädchen, Du kannst mich nicht täuschen."

„Nein, ich täusche Euch nicht, hütet Euch, Ihr lieben Leute und trinkt morgen nicht den Kaffee, den man Euch reicht, sobald Ihr dies thut, seid Ihr des Todes, ich weiß, man will Euch vergiften."

„Mädchen, das kann ich nicht glauben," sagte der Soldat erstaunt, „Dein Herr war ja so freundlich; sollte er wirklich ein Schurke sein und gegen uns eine so wahrhaft abscheuliche That im Schilde führen?"

„Er und sein Weib sind Stockdänen, ich wiederhole es daher nochmals, hütet Euch, denn Ihr schwebt in großer Gefahr, sie haben Euch mit der heutigen freundlichen Aufnahme nur gewinnen und glauben machen wollen, daß Ihr es mit treuen Deutschen Seelen zu thun habt; aber sie sind eben so wenig Deutsche, wie ich eine Dänin bin, es ist ein ganz verwerfliches Gesindel, sie sind heimtückisch und rachsüchtig; da ihre Soldaten Euch nicht im offenen Kampfe überwinden können, versuchen sie ihr Teufelswerk und tödten Euch durch Gift; ach wie Viele schon sind ein Opfer dieser Rachsucht geworden! Sie schlummern im Schooße der Erde und Niemand hat davon eine Ahnung, was ihren Tod herbeiführte."

„Es ist gut, Mädchen," sagte der Soldat, der ein Gefreiter war, „ich werde die Sache untersuchen, ich danke Dir für Deine Warnung."

Er drückte ihr die Hände, gab ihr einen Kuß auf die Wange, und das Mädchen begab sich heitern Muthes und mit schnellen Schritten nach ihrem Zimmer.

Es war Morgen; die Soldaten erwachten Einer nach dem Andern aus ihrem süßen Schlummer.

„Kameraden," sagte der Gefreite mit leiser Stimme zu seinen

Genossen, „es steht uns ein furchtbares Schicksal bevor, wenn wir nicht auf unserer Hut sind.“

Die Angeredeten erbleichten und es bemächtigte sich ihrer eine gewisse Angst.

„Was giebt es denn, Brückner? Ich verstehe Dich nicht,“ fragte einer der Soldaten.

„Kinder,“ sagte er, „sobald man uns den Kaffee bringt, trinkt nicht davon, laßt mich Alles machen.“

„Sollten wir hier in eine Giftbude gerathen sein? fragten Mehrere zu gleicher Zeit.

„So ist es,“ sagte Brückner, „wir sind nicht bei Deutschen, sondern bei Stockdänen, die Hunde wollen uns vergiften, das Mädchen hat es mir verrathen.“

„Schwere Brett,“ sagte Schulze, ein Berliner, „das is wahrhaftig stark.“

„Also seid auf Eurem Posten, Kameraden,“ fuhr Brückner fort, „die Sache wird sich bald aufklären.“

Eine geisterhafte Stille trat ein, die bewährten Krieger, welche sich oft mitten in dem dichtesten Kugelregen bewegten und keine Furcht zeigten, zitterten vor dieser gewissen Todesgefahr, sie waren zaghaft geworden und bleich, als ständen sie einem Henker auf dem Schaffot gegenüber.

Eine Viertelstunde war vergangen, als der kleine Mann und seine Frau in das Zimmer traten; letztere trug ein großes Kuchenbrett, auf welchem außer zehn Töpfen mit Kaffee sich noch ein Teller mit Butterbroden nebst Schinken befand.

„Guten Morgen, meine lieben Brüder! Wie habt Ihr denn geschlafen?“ fragte der Mann, während seine Frau das gefüllte Brett auf den Tisch setzte.

„Ganz vortrefflich, Herr Wirth, der Schlaf hat uns neu gestärkt,“ sagte Brückner.

„Wir haben einen ganz merkwürdigen Traum gehabt,“ sagte Schulze, „ich sage Ihnen, Herr Wirth, einen Traum, wie er mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen ist.“

Diese Worte waren mit einer so eigenthümlichen Betonung gesprochen, daß der kleine Mann stutzte.

„Nun, auf einen guten Traum gehört auch eine gute Tasse Kaffee,“ sagte der kleine Däne, „er verwischt den Eindruck, den ein böser Traum macht, treibt den Schweiß hervor und vertreibt mithin den Schauder, den oft ein solcher böser Traum in den Gliedern zurückläßt.“

„Gut, Herr Wirth,“ sagte Schulze, „wir werden trinken, aber ich bin ein ein echter Berliner und pflege nicht gern von Etwas zu kosten, wovon der Geber nicht zuerst genossen hat, es ist bei uns einmal so Sitte und von dieser lasse ich nicht ab; Sie wissen ja, wenn ein Convivium zusammen ist und die gefüllte Pulle die Runde macht, so wandert sie von Hand zu Hand und von Mund zu Mund, wir wollen es mit dem Kaffee ganz ebenso machen, wollen Sie wohl so gütig sein ein Schlückchen von demselben zu nehmen, Sie und Ihre Frau.“

Der Wirth und seine Frau blickten sich angsterfüllt an und standen unbeweglich, gleichsam als wären sie vor Schreck zu Erz verwandelt, da.

„Nun, wird es denn nun bald?“ fragte der Berliner mit lauter und entschiedener Stimme.

„Nein, meine Herren,“ sagte der Wirth, „ich mag noch nicht trinken, es ist noch zu früh und ich weiß, es würde mir dies schaden, da ich am Magen leide, ich kann jetzt unmöglich auch nur einen Schluck zu mir nehmen; erst gegen 10 Uhr regt sich mein Appetit, bis dahin muß ich mich stets auf dem Felde bewegt und gearbeitet haben, eher nehme ich niemals einen Bissen zu mir; trinkt also, Ihr lieben Leute.“

Schurke niederträchtiger!“ rief der Berliner wüthend, „willst Du trinken?“

„Verfluchter Bösewicht!“ donnerte Brückner, „trinkt, oder wir hängen Euch an Eurer Thür auf.“

Was halfen Flüche, was halfen hier Drohungen, der Wirth und seine Frau tranken nicht.

„Höre, Schurke,“ sagte Schulze, „Ihr habt uns vergiften wollen; nun, Bestien, Ihr sollt auch dafür büßen! Kameraden!“ rief er diesen zu, „wir wollen das Weib sofort aufhängen, mit dem Kerl

verfahren wir in anderer Weise; er scheint mir auch ein Spion zu sein, jetzt erst fällt es mir ein, ich glaube den Kerl schon irgendwo gesehen zu haben, wir wollen ihn mit uns nehmen und ihn zu Seiner Excellenz dem General-Feldmarschall Wrangel führen, mag er dort gerichtet werden, mit dem Weibe müssen wir hier kurzen Prozeß machen."

Jetzt trat eine schreckliche Scene ein; das Weib begann zu heulen und zu jammern, warf sich vor den Soldaten auf die Erde nieder und wimmerte wie ein Hund.

„Meine Herren, Gnade! Gnade!" rief sie, „ich kann wahrlich nicht dafür, mein Mann hat mich überredet und ich mußte thun, was er von mir verlangte, Sie wissen es ja, eine Frau soll sich fügen."

„Hinaus jetzt mit dem Weibe," rief Schulze mit donnernder Stimme, „hängt sie, wir machen durchaus keine Umstände mit diesem Scheusal!"

„Gnade! Erbarmen! O meine armen Kinder! Was soll aus den Unglücklichen werden!"

„Mag die Brut umkommen," sagte der Soldat, „es wird doch nichts aus derselben, wenn sie von solchen verbrecherischen Eltern erzogen wird."

Das Weib wurde ungeachtet ihres Bittens und Flehens hinausgeführt und nach nur wenigen Augenblicken hing dasselbe an einem Baume.

Der Mann wurde gebunden und fortgeführt, eben so nahm man auch das Mädchen mit, um die Kinder kümmerten sich die Soldaten nicht.

Der dänische Spion.

Die Soldaten machten sich auf den Weg, um den Spion zu seinen Richtern zu führen und hatten denselben in ihrer Mitte; er weinte fast wie ein Kind, rang verzweifelt die Hände und flehte um Gnade.

„Meine Herren!" rief er, „ich bin bereit, Ihnen Dinge von höchster Wichtigkeit zu sagen, die Sie in eine so vortheilhafte Lage versetzen, daß Sie mir, glaube ich, gewiß gern das Leben schenken werden."

„Schweige, Schurke!" rief Schulze zornig, „wie kannst Du noch um Dein Leben bitten? Wolltest Du doch zehn Menschen auf die schändlichste Weise tödten, und Du wagst nun noch, um Gnade zu flehen?"

Man versetzte ihm statt aller Antwort verschiedene Rippenstöße und schleppte ihn vorwärts.

Gegen 10 Uhr langte man in einem Dorfe an, in welchem eine Abtheilung Husaren lag.

„Kameraden, wir bringen hier einen nichtswürdigen und gemeinen Verbrecher," sagte Schulze, indem er den Spion dem Führer der Abtheilung übergab, „sorgt für seinen weiteren Transport zu Sr. Excellenz den General-Feldmarschall, er muß dort vor das Kriegsgericht gestellt werden, der Schurke hatte die Absicht und bereits alle Vorbereitungen getroffen, uns sämmtlich zu vergiften und dann haben wir die ausreichendsten Beweise, daß der Kerl ein Spion ist; er und sein Weib, Beide haben jenes Bubenstück gegen uns begehen wollen, die Letztere hat ihren Lohn bereits erhalten und schadet uns fortan nicht mehr."

„Dieses Mädchen aber," fiel jetzt Brückner ein, „ist eine gute deutsche Seele und es muß vor Allem dahin gewirkt werden, daß sie ein Gnadengeschenk vom König erhält, denn sie hat zehn seiner Soldaten das Leben gerettet."

Die Husaren lächelten; einzelne von ihnen näherten sich dem Mädchen und strichen ihr die Wangen.

„Das ist brav von Dir, liebes Kind," rief man ihr zu, „dafür sollst Du auch einen von uns bekommen; wenn wir nach beendigtem Kriege heimziehen, dann werden wir Dich mit uns in unser Land führen, dort kannst Du Dir wählen, wen Dein Herz begehrt und Deine Hochzeitsfeier soll in Gegenwart des ganzen Regiments vollzogen werden."

Das Mädchen schlug verschämt die Augen nieder und nach Verlauf von kaum einer Stunde befanden sie sich wieder auf dem Wege, dem Verräther hatte man die Hände auf dem Rücken gebunden, er schritt zwischen zwei Reitern still einher und durfte kein Wort mehr sprechen.

Nach ungefähr einer Stunde gelangte man in das Hauptquartier Sr. Excellenz des General-Feldmarschalls v. Wrangel; derselbe war jedoch nicht mehr anwesend, sondern hatte sich der Suite des Prinzen Friedrich Karl angeschlossen, um bei der Recognition des Terrains zugegen zu sein.

Die Husaren schlugen jetzt mit ihrem Gefangenen den Weg nach einer Mühle ein, woselbst sie schon in einiger Entfernung den Prinzen mit seinem Stabe erblickten und bald hatten sie den Ort erreicht.

„Was habt Ihr denn da, meine lieben Freunde?" rief der General, „das ist ja eine höchst sonderbare Figur."

„Excellenz," entgegnete einer der Husaren, „es ist uns ein Kerl zum Transport hierher übergeben worden, der nach der Aussage ein Mörder ist; zehn Soldaten lagen in seinem Hause im Quartier, diese hat er sämmtlich vergiften wollen, doch glücklicherweise wurde diese schändliche Absicht verrathen und das Bubenstück gelang ihm nicht; außerdem hat man die bestimmteste Ueberzeugung, daß er ein Spion ist, der uns schon manchmal die Dänen auf den Hals geschickt hat."

Die Generale in der Umgebung des Marschalls blickten verächtlich auf den Kerl hin, welcher die Augen niedergeschlagen hatte und auch von jedem ferneren Versuch abließ, um sein Leben zu flehen.

In nicht weiter Entfernung von ihm bemerkte man einen Hund, welcher mit seltsamem Gebell auf den Spion losfuhr und es schien

gleichsam, als ahne selbst das Thier, welche verrätherische Seele in diesem Elenden steckte.

Ein Bauer, welcher hinter einem derben kleinen Bauermädchen stand, ergriff schnell den Hund, und gab sich alle Mühe, ihn zu beschwichtigen.

Ganz in der Nähe der Mühle, unmittelbar vor dem Müllerhause, stand der Müller, und schaute neugierig auf das, was sich hier ereignete.

Was der Spion in seinem Innern denken mochte, vermögen wir nicht anzugeben; ohne Zweifel aber regte sich in ihm der Wunsch nach Freiheit und der Gedanke an die Flucht, denn die Ruhe, welche in seinen Zügen lag, war verdächtig genug und ließ wohl annehmen, daß sie einem so feigen Burschen in solchen Augenblicken drohender Gefahr unmöglich inne wohnen konnte.

„Macht mit dem Schurken kurzen Prozeß!“ gebot der General, „Ihr wißt ja, daß in dieser Beziehung stets eine schnelle Justiz geübt wird; schießt ihm eine Kugel durch den Kopf oder hängt ihn an den ersten besten Baum, ich übergebe ihn Euch, macht mit ihm ein schnelles Ende, damit er ferner Niemandem mehr Schaden zufügen kann.“

Kaum hatte der Spion diese Worte vernommen, als er einen lauten Schreckensruf ausstieß.

„Gnade! Gnade!“ rief er verzweifelt aus, „o erbarmen Sie sich meiner, ich bin ein unglücklicher Mann, der wahrlich nicht ein solches Ende verdient hat.“

„So leugnest Du also die That, Du Bösewicht?“ rief einer der Husaren.

„Ja, ich leugne es, ich habe meine Hände nicht in Blut getaucht und am allerwenigsten würde ich eine solche That gegen die Braven begehen, welche hierher gekommen sind, um unser Vaterland zu befreien.“

„Schweige, Elender!“ rief der Führer der Abtheilung, „bringt den Buben fort und macht kurzen Prozeß!“

Die Soldaten führten ihn hierauf ab und nachdem sie etwa eine halbe Meile zurückgelegt hatten, machten sie Halt.

„Nun halte Dich bereit, Spion, Deine Uhr ist abgelaufen!“ rief einer der Husaren, „fort mit Dir!“

„Aber, meine Herren, so ist es also wirklich Ihr Ernst, mich zu tödten? O ich Unglücklicher!“

„Ja, wir wollen es wirklich,“ lachten die Husaren, „glaubst Du etwa, daß wir Scherz mit Dir treiben? Hast Du etwa mit unseren Kameraden Scherz getrieben? Gewiß nicht, deßhalb sollst Du büßen.“

„Ich betheure noch einmal meine Unschuld, meine Herren, ich habe jene That nicht verübt.“

„Unsere Kameraden theilten uns mit, daß Du Dich weigertest, von dem Kaffee zu kosten, den Du ihnen am Morgen reichtest, ist das nicht genug, und spricht dieser Umstand nicht auf's Bestimmteste gegen Dich?“

„Aber, meine Herren, Ihre Kameraden sagten Ihnen nicht, daß ich an einem sehr gefährlichen Magenübel leide,“ versetzte er kläglich.

Ein schallendes Gelächter der den Spion bewachenden Husaren erfüllte die Luft.

„Du hast ein Magenübel? Nun warte davon sollst Du befreit werden und es wird Dich auch ferner nicht mehr heimsuchen, jetzt vorwärts!“

Nach wenigen Augenblicken war er zu einer Pappel geführt, an welche man ihn festband.

„Schurke!“ rief Einer von ihnen, „sollen wir Dir die Augen verbinden, oder hast Du Muth genug, dem Tod in's Gesicht zu sehen?“

„Ach,“ stöhnte der Spion, „lassen Sie mich leben! Ich will Ihnen geben, was ich habe und dies ist wahrlich nicht unbedeutend, in dem Keller meines Hauses befinden sich 30,000 dänische Thaler Courant, welche ich dort verwahre; wenn Sie mich am Leben lassen, so bekommen Sie jene Summe, Niemand kann wissen, wo dieselbe geblieben ist; kommeu Sie mit mir, es wird ja nicht so streng verfahren, wenn Sie mich dorthin begleiten, so sollen Ihnen jene 30,000 Thaler eingehändigt werden.“

„Elende Dänenseele!“ riefen die Husaren, „Du hast Preußen

vor Dir, die sich durch Geld nicht blenden und bestechen lassen; wir wollen Dein elendes Gut nicht haben, wir verabscheuen es und würdigen uns nicht so weit herab; aber da Du uns den Ort, wo jener Schatz sich befindet, verrathen hast, so wollen wir, obgleich wir Dir keinen Glauben schenken, danach suchen und finden wir das Geld, so soll es unserer Kriegskasse zufallen."

Der Spion stieß jetzt ein Geheul aus, welches ganz dem eines wilden Thieres glich.

„Gnade! Erbarmen! Erbarmen!" rief er die Hände ringend, „wenn ich das Verbrechen beging, so that ich dies aus Liebe zum Vaterlande; ach, es ist doch gar zu schmerzlich, wenn man von seinem Vaterlande in so kurzer Zeit Meile auf Meile verloren gehen sieht."

„Was weißt Du vom Vaterlande, elender Mörder, heuchlerische Seele! Dir liegt das Vaterland ebenso wenig am Herzen, wie uns Deine nichtswürdige Seele; doch ehe Du stirbst, wollen wir Dir noch ein Gebet gestatten; bist Du es im Stande, so bete kurz und schnell, denn wir haben nicht länger Zeit."

„Ach, ich kann nicht beten! Ich bin zerstreut! O Gott, ich habe fast keine Besinnung mehr!"

„Nun, so will ich Dir das Vater-Unser vorsagen, Du kannst alsdann nachbeten."

„Ich werde es versuchen."

Einer der Husaren trat hervor und betete mit lauter und vernehmlicher Stimme das Vater-Unser.

Der Spion vermochte aber nicht ein Wort nachzusprechen; seine Wangen schienen eingefallen und hatten sich mit jener Farbe bedeckt, die fast allen jenen Todes-Candidaten eigen ist, welche wissen, daß ihr Kopf im nächsten Augenblick unrettbar dem Beil des Henkers verfällt.

Er bebte am ganzen Körper, seine Blicke flogen angstvoll umher, sein Schlund war trocken und er vermochte fast nicht mehr zu athmen.

„Der Kerl kann nicht beten, Kameraden," sagte einer der Husaren, „er ist schon so gut wie todt, laßt uns daher ein kurzes Ende mit ihm machen."

Die Husaren nahmen ihre Carabiner zur Hand, legten an, drückten auf ein Commando los und der Spion war von einer Kugel in das Herz und von einer zweiten in den Kopf getroffen worden, Der Leichnam wurde hierauf losgebunden und nach einer halben Stunde war er an eben derselben Stelle in den feuchten Boden ein-eingescharrt.

So endete der Spion, der Feind Heinrich's, der Verräther Marien's und das nichtswürdige Geschöpf des dänischen Bürgermeisters.

Ueber die Kanonade am 6. April*).

Alles**), was wir bisher von Kanonendonner gehört und erlebt haben, wurde durch die gestrige Kanonade in den Hintergrund gedrängt.

Es waren nicht mehr einzelne, schnell aufeinander folgende Schüsse, die den Erdboden erzittern machten, sondern ganze Batterie-Salven, die in rasender Schnelligkeit auf einander folgten, und vom frühen Morgen bis nach 10 Uhr Vormittags ohne Unterbrechung anhielten.

Wie die dänischen Truppen, welche hinter den Schanzen unthätig stehen bleiben müssen, während sie von den Preußen beschossen werden, ein Feuer wie das heutige aushalten können, ist geradezu unbegreiflich, besonders da wir aus den Berichten des General-Commando's ersehen, daß jede starke Kanonade „nicht viel über hundert Mann" kostet.

Haben aber die bisherigen Kanonaden hundert Mann gekostet, so muß die heutige das Drei- und Vierfache an Menschenleben zerstört haben, und „Dagbladet" hat, glaube ich, vollkommen Recht,

*) Kölnische Zeitung.

**) Devenroth's Winterfeldzug.

wenn es die Wahrscheinlichkeit einer baldigen Räumung der Düppeler Schanzen in Aussicht stellt.

Die preußischen Batterieen sind sämmtlich bedeckt, so daß die Bedienungs-Mannschaft sich bei jedem Granatschuß des Feindes unter ein starkes, aus Balken, Faschinen und Erde erbautes Dach flüchten; die Dänen dagegen haben beständig 6—8000 Mann hinter den Schanzen stehen, um einen plötzlich unternommenen Sturm der Preußen abschlagen zu können, und während die Gammelmark-Batterie ihr Feuer auf die Schanzen selbst richtet, überschütten die Batterieen in den Trancheen diese Infanterie-Colonnen mit einem Feuer, das ein wahrhaft infernalisches ist und dem die Abtheilungen volle 48 Stunden ausgesetzt bleiben, ohne daß sie sich dagegen decken können.

Die Schäden, welche die gezogenen 24-Pfünder namentlich an Schanze Nr. 1, 3 und 5 angerichtet haben, werden nicht mehr so sorgfältig ausgebessert wie früher, und es scheint überhaupt, als ob die Dänen jeden ferneren Widerstand gegen die überlegene preußische Artillerie für nutzlos halten."

„In der Nacht vom 7. zum 8. erfolgte das Vorgehen zur zweiten Parallele, etwa 300 Schritt von der ersten entfernt und etwa 7—900 Schritt vom Feinde," schreibt ein dort anwesender Correspondent.

Es wurde an derselben fast 24 Stunden lang und in Ablösungen durch verschiedene Truppentheile gearbeitet.

Zum Bau der Parallele gehörte auch noch die Vollendung der nicht minder schwierigen Annäherungswege.

Der gefährlichere und Henptttheil der Arbeit, Herstellung der ersten Deckung, fiel allen drei Bataillonen des 60. Regiments zu, welches etwa gegen 4 Uhr früh in der ganz unbelästigten Arbeit durch 2 Bataillone des 3. Garde-Grenadier-Regiments (Königin Elisabeth) abgelöst wurde, bis während des Tages 1 Bataillon des 15. Regiments die Vollendung der Arbeit übernahm, so daß am 8. Abends 7 Uhr die Parallele so weit fertig war, daß die Artillerie mit Zuhülfenahme von Infanterie-Arbeitern des 18. und 24. Regiments die Mörser-Batterieen in der Nacht auf heute hat bauen können; auch die Enplacemtens für 6 Feldzwölfpfünder waren voll-

endet, so daß diese Geschütze bereits haben an Ort und Stelle gebracht werden können.

Dem 35. Regiment, Oberst Baron von Puttkammer, fiel während der vorgestrigen Nacht die Deckung des Parallelbaues zu. Zu diesem Ende nahm das 2. Bataillon dieses Regiments eine Aufstellung 100 Schritte von dem zu erbauenden Laufgraben, und zwar je 2 Compagnieen auf den Flügeln.

Der größeren Sicherheit halber mußten die Leute während der ganzen Nacht auf dem Boden liegen, das Gewehr im Arm, bei der Kühle der feuchten Aprilnächte gewiß keine Kleinigkeit.

Wieder 100 Schritt von diesem Bataillon waren die 4 Compagnieen des ersten Bataillons (Oberst-Lieutenant von Tippelskirch) neben einander als Replis ihrer Feldwachen aufgestellt und eingegraben.

Die Feldwachen vor diesen standen sehr nahe, sogar nur dreißig Schritt dem Feinde gegenüber.

Es war der Befehl gegeben, nur im Fall eines direkter Angriffs das feindliche Feuer zu erwidern, und trotz der Schüsse, welche von den dänischen Vorposten auf die unsrigen abgegeben und wodurch sogar 2 Mann verwundet wurden, blieb dieser Befehl dennoch eingehalten.

Die Dänen stellten ihr Feuer bald ein, als sie keine Antwort bekamen.

Mit Tagesanbruch wurden die Feldwachen in die Löcher der bisherigen Replis, die Letzteren aber in die halb vollendete Parallele gezogen.

Der Feind beschoß mit dem Erscheinen des Dämmerlichts das begonnene Werk und die Arbeiter aus seinem groben Geschütz, auch hier leider nicht ohne Erfolg. Eine einzige Granate brachte einem Sergeanten des 3. Garde-Grenadier-Regiments (Königin Elisabeth) den Tod und 4 Mann schwere und endlich einem Sergeanten des 35. Regiments eine leichte Wunde.

Im Ganzen sind die Verluste dennoch gering zu nennen. Das 35. Infanterie-Regiment hat nur 5 Leichtblessirte."

„In derselben Nacht," schreibt ein anderer Berichterstatter, „war bei Stehnbach am Wenningbund eine Batterie für gezogene 24-Pfünder

aufgeworfen worden, die den „Rolf Krake", wenn er Lust zu nochmaliger Theilnahme am Kampfe verriethe, von vorne fassen sollte. Eben sollte die Batterie armirt werden, als Schanze 2, die Arbeit bemerkend, ein Feuer dagegen eröffnete. Jetzt aber fielen (man gestatte mir den Ausdruck) Front und Flanke so darüber her, daß Schanze Nr. 2, nach kurzem Kampfe, ihr Feuer wieder einstellen mußte.

Die Stehnbacher Batterie revangirte sich im Laufe des Tages mit einer Anzahl von in Schanze 2 sitzenden Schüssen."

Aus Gravenstein ward vom 9. April der Kölnischen Zeitung geschrieben:

„Sei gestern früh wird ein concentrisches Feuer aller Batterieen auf die Schanzen Nr. 2, 5 und 6 gerichtet, von dessen Wirkung Sie sich eine Vorstellung machen konnen, wenn ich erwähne, daß dreißig Kugeln der Rackebüll- und Gammelmark-Batterie nach einander Schanze Nr. 5 an derselben Stelle trafen. Das Loch, welches die Bomben rissen, war gestern Nachmittag von Broacker aus mit freiem Auge zu erkennen.

Man wird den Dänen, die übrigens den ganzen Tag fast keinen einzigen Schuß gethan haben, hoffentlich nicht wieder Zeit lassen, ihre Schanzen wieder auszubessern, wenigstens heißt es, daß Befehl gegeben ist, die ganze Nacht durch zu kanoniren.

Der Zweck dieses Feuers ist natürlich der, die Dänen vollständig zu erschöpfen und die Schanzen in einen Zustand zu versetzen, der einen Sturm zuläßig macht."

Der Kronprinz und der Feldmarschall waren an mehreren Tagen bei den Batterieen.

In der Nacht vom 10. zum 11. schritten die Belagerungs-Arbeiten wiederum bedeutend vorwärts, ohne daß der Feind dies wesentlich gehört hätte.

Die Vorposten unsererseits südlich von der Chaussee, also vor der angegriffenen Front, waren von dem 35. Regiment (Oberst von Puttkammer), und zwar vom dritten Bataillon gegeben, während die nördliche Front der Schanzen von einem Garde-Regiment bewacht wurde.

Es war in derselben Nacht die Vollendung (Eröffnung) der

eigentlichen zweiten Parallele beabsichtigt und vom 2. Bataillon 24. Regiments (Oberst Graf Hak) durchgeführt worden.

Die Aufstellung der Vorposten war folgende: Hinter dem 3. Bataillon des 35. Regiments, das sich durch Feldwachen gedeckt, stand in den aus der Halbparallele führenden Trancheen das erste Bataillon desselben Regiments.

Diesen Truppen diente das Füsilier-Bataillon 24. Regiments als Repli, zugleich zur Ablösung.

Des Morgens, etwa gegen 4½ Uhr, erhob sich plötzlich auf dem linken Flügel ein heftiges Gewehrfeuer zwischen unseren Garden und dem Feinde, ohne daß jedoch die Aushebung der zweiten Parallele im Mindesten hierdurch wäre gestört worden.

Nach etwa einer Stunde hörte das Schießen auf; die Arbeiter in der neuen Parallele aber schickten sich gerade zur Heimkehr, das Füsilier-Bataillon 24. Regiments dagegen zur Ablösung des vorgeschobenen Bataillons 35. Regiments an, als auch gegen das letztere, welches sich nur mit sehr vereinzelten Kugeln an dem beendeten Gefechte beendet hatte, plötzlich dänische Schüsse fielen. Diesen blieb die Antwort nicht aus, und so entspann sich schnell ein Gefecht, an welchem sich die vorrückenden Vierundzwanziger ebenfalls betheiligten, während die dispositionsmäßige Ablösung zuerst auf dem rechten, später auf dem linken Flügel von Statten ging, so daß diese mit dem Ende des Schießens, nach etwa einer Stunde (d. h. gegen 5½ Uhr) vollendet war.

Ruhe, Muth und Sicherheit zeichneten hier, wie bisher, unsere Truppen aus.

Wir haben die durch 2 Kugeln erfolgte Verwundung des Lieutenants im 35. Regiment Schob (in Hand und Oberarm) zu beklagen, der sich ungedeckt dem Kugelregen aussetzen mußte, damit er die Leitung seiner Untergebenen in den Schützengräben nicht versäume; außerdem verlor das 35. Regiment noch einen Todten, drei Verwundete, das 24. Regiment einen Verwundeten."

Nach Aussage der Gefangenen war ein Sturm erwartet worden, und hatte „Rolf Krake" sich deshalb, jedoch sehr vorsichtig, in der Nähe der Schanze Nr. 1 begeben.

„Zum Bajonnetangriff," schreibt ein anderer Correspondent, „ist

es nicht gekommen; man lag bei der Beschießung hinter Knicks und in Schützengräben.

Der hierbei schwer verwundete Offizier des 35. Regiments ist der Lieutenant Schob, von der 10. Compagnie, Sohn des preußischen General-Bevollmächtigten des Zollvereins in Dresden. Die Wunde am rechten Oberarm ist minder gefährlich, bedenklich jedoch der Schuß, der die Handwurzel desselben Arms zerschmettert hat.

Dem Hauptmann des Barres vom 35. Regiment, dessen Compagnie bei der großen Recognoscirung vom 22. Februar den sogenannten Spitzberg genommen hatte, wurde gestern Mittag vom Prinzen Friedrich Karl seine Beförderung zum Major im 48. Infanterie-Regiment verkündet.

Ich pilgerte Nachmittags zur Gratulationscour nach dem Spitzberge hinaus. dieselbe fand im provisorischen Offizier-Casino, aus einer Strohhütte bestehend, statt.

Dieselbe war kaum beendet, als die Nachricht von der Verwundung des Hauptmanns von Kirschy, von der 9. Compagnie des 35. Infanterie-Regiments, eintraf. Ein Granatsplitter hatte ihm eine schmerzhafte, wenn auch nicht gefährliche Contusion des rechten Oberschenkels beigebracht."

Die Beschießung der Forts nahm am 11. bei frischem Westwind aber nebelfreier Luft einen ruhigen Verlauf. Mit Ruhe und Sicherheit nahmen die Offiziere ihre Ziele, und zerstörten, soweit es anging, Alles, was beim dereinstigen Sturme unseren Colonnen hätte hinderlich sein können.

Eine Recognoscirung der Schanzen durch Compagnieen der Garde an diesem Tage brachte bei einem Verluste von 1 Verwundeten 9 Gefangene.

„Die Geschütze in den Parallelen sind heute besonders thätig," berichtete man der Kölnischen Zeitung vom 12., „und während des Vormittags begünstigte ein erträgliches Wetter ihr Werk. Deutlich kann man am Knalle jedes einzelne Kaliber unterscheiden, auch wenn man nicht seinen Standort sehen konnte. Vor allem markirt sich der dumpfe Ton des Mörsers, welchem alsbald der Laut der zerplatzenden Bombe folgt, oder derjenige ihres Einfalls in die Erde. Den 24-Pfünder erkennt auch das ungeübte Ohr bald an der Gewalt

seiner Stimme, besser noch an der sich schwer vor dem Geschütze lagernden, Rauchwolke; fast ungehört verklingt das abgerissene Pfaffen der stählernen 6=Pfünder gegen den Klang der kurzen Haubitze, welcher das Trommelfell desjenigen in ganz unerhörte Schwingungen versetzt, welcher sich diesen unansehnlichen Dingern respektwidrig nähert.

Von anderer Art, aber unheimlicher, ist das Singen und Sausen der Geschosse.

Mit lautem Getöse treibt das fast centnerschwere Hackgeschoß aus dem 24=Pfünder einen Luftwall vor sich her, dessen Aechzen erst verklingt, wenn die Granate am Ziele crepirt. Secundenlang dient selcher Ton dem säumigen Auge zum Führer, deutet die gefährliche Bahn des Geschosses, dessen schnelle Rotation sich deutlich markirt. Lauter und bösartiger bezeichnet die runde Granate ihren Weg, sich plump umwälzend, umgeben von dem Rauchreifen oder nächtlich von dem feurigen Ringe des Zünders, entlockt sie dem Luftmeere das Getöse des Orkans, bis der dumpfe Knall des Zerplatzens diese durch das Schwirren der Sprengstücke, fast wie der verklingende Baß der Orgel, ersetzt.

Die schweren Geschütze des Feindes besitzen einen eigenthümlichen, fast metallisch nachklingenden Ton, ein sicheres Zeichen, auf der Hut zu sein. Diesen habe ich nur zwei oder drei Male vernommen.

Die verflossene Nacht hat unsere Erdarbeiten abermals um ein Bedeutendes gefördert; eine dritte Parallele (wenn man die Mörser=Parallele nicht so nennen will) ist angefangen und nahezu vollendet, so daß ihre Wälle nunmehr stellenweise nur noch 5—900 Schritte vor den Schanzen liegen."

Die hochgelegene, massive Windmühle in der Nähe der Sonderburger Chaussee, von der man glaubte, daß ihre unteren Räume zu Munitions=Magazinen benutzt seien, und auf der ein unsere ganzen Arbeiten übersehendes Observatorium eingerichtet war, wurde selbigen Tages unseren Batterieen zum Zielobjekt angewiesen, und bis zwei Uhr Mittags war sie in ein einen Trümmerhaufen verwandelt, ohne daß jedoch eine Explosion stattfand, so daß entweder ein Munitions=

magazin in derselben nicht vorhanden gewesen, oder die unteren Räume unverletzt geblieben sein müssen.

Unterm 11. April schrieb ein Correspondent über die Ruhe der Dänen angesichts der preußischen Arbeiten:

„Morgen soll die dritte Parallele eröffnet werden; morgen sollen die Mörser, welche Sie bei Gravenstein aufmarschirt sahen, ihr Spiel beginnen; morgen soll das Feuer auf dreihundert Schritte abgegeben werden.

Und die Dänen? Sehen Sie nicht ihr Verderben mit Riesenschritten heranrücken? Antworten sie nicht auf das mörderische Feuer der Preußen? Kein Schuß fällt aus ihren Schanzen, stumm und in Rauch gehüllt liegen die Kolosse wie mächtige Zielscheiben ihrer unermüdlichen Gegner; ein einziger Schuß würde die Neugierigen verscheuchen, welche auf dem Hügel stehen und jede Kugel mit ihren Augen verfolgen — ein einziger Schuß würde vielleicht eine ganze Reihe von Feinden zu Boden werfen; aber vergebens ist ihre Hoffnung, „der Däne hat den Schnupfen," sagen die Westphalen, „er hat sich erkältet, und deswegen ist es Zeit, daß ihm die Jacke ausgeklopft wird."

„Es wird dem Hannemann selbst die Zeit lang," sagte mir ein Unteroffizier, der in der vergangenen Nacht in den Laufgräben gearbeitet hatte.

Um die feindlichen Vorposten auf circa 300 Schritt von der zweiten Parallele zurückzutreiben, stellten sich in der Nacht vom 13. zum 14. drei Compagnieen (die 1. 2. und 4.) des ersten Bataillons und eine Compagnie (die 11.) des Füsilier-Bataillons 7. Brandenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 60 in der zweiten Parallele in Compagnie-Colonnen formirt, an den dort vorhandenen vier Ausfallsthoren auf, das zweite Bataillon desselben Regiments in derselben Formation als Repli in der Halbparallele zurücklassend.

Auf ein gegebenes Signal gingen die Tetenzüge der zuerst genannten vier Compagnieen im Laufschritt, ohne sich an die in ihren Schützengräben liegenden dänischen Vorposten zu kehren, durch die Embuscaden des Feindes hindurch und setzten sich auf 3—400 Schritt vor der Parallele fest.

Die zweiten Züge der vier Colonnen folgten den ersten auf

funfzig Schritt, nahmen die dänischen Vorposten, circa 100 Mann, gefangen und schafften sie sogleich zurück, während zwei Compagnieen des Brandenburgischen Pionier-Bataillons Nr. 3 die Logements für Schützenzüge und Soutiensgruben. Die dritten Züge, auf hundert Schritte Abstand, waren bereit, jeden feindlichen Vorstoß mit dem Bajonnete zurückzuweisen.

Die Arbeit der Pioniere war in etwa ³/₄ Stunden beendet und wurde von einem leichten Infanterie-Gefecht begleitet, aber nicht aufgehalten.

Das Artilleriefeuer war schwach; leider aber wurde der schon mehrfach rühmlichst erwähnte Major von Jena vom 60. Regiment durch eine Kartätschkugel tödtlich getroffen und ist im Laufe des folgenden Tages verschieden. Der Lieutenant von Seydlitz erhielt einen tödtlichen Schuß am Kopfe.

Vor Tagesanbruch wurden die vorgeschobenen Compagnieen durch das 2. Bataillon abgelöst.

Da die Ablösung der ersten Compagnie durch die fünfte aber bereits in der Morgendämmerung hineinfiel, so wurde dadurch ein Tirailleurgefecht herbeigeführt, in welchem der Hauptmann von Redern durch einen Schuß am Arm schwer verwundet ward, die Compagnie behauptete jedoch ihre, wenngleich etwas exponirte Stellung, der Verlust, ausschließlich der Offiziere, betrug im Ganzen ungefähr 20 Mann..

„Der Oberst-Lieutenant v. Hartmann,“ schreibt ein Correspondent über das Gefecht, „der mit seinem Regimente die Vorposten vor und in den Parallelen hatte und, beiläufig gesagt, eines am 17. v. M. erhaltenen Fußschusses wegen noch mit einem Krückstock gehen muß, sich jedoch nicht abhalten läßt, die größten Anstrengungen seiner braven Märker, meist echte „Berliner Jungens“, zu theilen, hatte den Befehl gegeben, daß die Schildwachkette durch die Feinde hindurcheilen, eine folgende Abtheilung die somit Abgeschnittenen zu zu Gefangenen machen und eine als dritte Linie folgende Compagnie den Soutien bilden sollte.

Es ist eine Zufälligkeit, vielleicht auch Absicht, daß die Sechziger überall dabei sind, wo es etwas Tüchtiges zu thun giebt; das

datirt schon vor Missunde her und ihr Name ist bereits ehrenvoll bekannt.

Der Befehl wurde der besonderen Weisung nach ohne Schuß und pünktlich ausgeführt.

Nun sollte sich die erste Linie circa 200 Schritt von den Schanzen eingraben, der höchstens 24 Jahre zählende Lieutenant von Seydlitz aber drang mit Feuereifer bis zu der etwa 70 Schritt vor den Gräben gezogenen Drahtlinie vor, welche seine Leute durchhieben. Er eilte mit dem Rufe: „Ich muß in die Schanze!“ weiter — da gaben die in Colonnen vorrückenden feindlichen Reserven Feuer und der Brave sank mit zerschmettertem Kopfe nieder. Er stöhnte noch: „Laßt Euren Lieutenant nicht liegen!“ worauf man ihn zurücktrug; doch endete er bald in den Armen seiner Freunde.

Nun gruben sich zwei Compagnieen der Ordre gemäß ein, mußten aber, um sich halten zu können, nunmehr das überaus heftige Feuer beantworten.

Die Dänen schossen von allen Ecken und Enden, in, hinter und zwischen den Werken und machten auch Ausfälle, die aber unter Hurrah mit dem Bajonnet zurückgewiesen wurden. Die vorderste Infanterie erhielt Musketen- und Kartätschfeuer, das selbst häufig bis zu den Parallelen drang; doch wurden diese besonders mit Granaten und nach der Ansicht Vieler auch mit Bomben beworfen, wofür sie mit gleicher Münze dienten.

Der Feind wollte sich gar nicht beruhigen; er war gewiß der Meinung, es sei auf den schon seit Wochen stündlich erwarteten Sturm abgesehen und schwieg erst nach $3\frac{1}{2}$stündiger Kanonade gegen 1 Uhr Nachts in Folge eines überwältigenden Schnellfeuers von Gammelmark, begann aber sofort wieder, sobald die vor ihm Eingegrabenen aus der Deckung gehen oder Andere sich ihnen nähern wollten, welches Manöver er den heutigen Tag über fortsetzte, so daß, da unsere Leute mittlerweile ihre Patronen verschossen hatten, sie erst nach 24 Stunden, nämlich heute Abend nach eingetretener Dunkelheit, abgelöst werden konnten.

Nur einige Unteroffiziere hatten sich in einem Gräbchen, das

sie hinter dem Schutz eines mit Erde gefüllten Schanzkorbes ausgehoben, zu ihnen herangearbeitet.

Da die Feinde bis zu den Augen gedeckt und weit höher als die Unsrigen standen, so hatten wir eine Reihe von Verwundungen. Der Hauptversuch, jene Avanten abzulösen, war Morgens 4 Uhr geschehen und hatte ein zwei Stunden dauerndes hageldichtes Feuer erregt."

Hauptmann v. d. Burg vom Generalstabe wurde hierbei durch einen Streifschuß leicht verwundet. Das Gewehrfeuer wurde so heftig, daß derselbe vier Stunden in einer Schützengrube ausharren und man eine besondere Communication zu seiner Abholung anlegen mußte.

„Selten," so schreibt ein anderer Berichterstatter, „werden Pioniere sich mehr als brave Soldaten und Fachtruppen zugleich bewähren, als die unsern im zweiten dänischen Feldzuge. Sie fechten wie sie arbeiten. Seit dem 14. stehen sie jede Nacht im Feuer, doch das stört sie nicht mehr in dem stummen Werk. Desto lauter sei der Beifall, den wir ihnen zollen.

Wieder zeigten auch die braven Märker der Brigade Canstein, daß es kein Halten giebt, wenn sie vorgehen.

Ohne Rast flohen die Dänen, noch rascher folgte man ihnen und überholte 150 Gefangene. Allein das Feuer der feindlichen Infanteriemassen in den Schanzen, sowie schnell herbeigeschaffte Feldgeschütze bereiteten den Unseren große Verluste."

Ueber die Beerdigung des tapferen Majors von Jena, der schon bei Solferino und in diesem Kriege bei Missunde verwundet worden, schreibt ein Augenzeuge:

„Major v. Jena starb im Johanniter-Lazareth, die Kugel war ihm in die rechte Seite gedrungen und hatte ihren Weg den Rücken hinauf bis zur linken Schulter genommen. Seine Gattin war, auf die telegraphische Nachricht von seiner tödtlichen Verwundung, sofort von Wriezen hierher geeilt, und traf ihn noch am Leben und bei vollem Bewußtsein. Sie ist heute zurückgereist, um seine sterbliche Hülle, welche auf den Wunsch der Hinterbliebenen nach der Heimath hinübergeführt wird, in Empfang zu nehmen.

Die Leiche war diesen Vormittag auf einem Paradebett in einem

hölzernen Anbau an der Nordseite der hiesigen (Düppeler-) Kirche ausgestellt.

Die Züge des Entschlafenen hatten noch ganz den freundlichen, männlich schönen Ausdruck des Lebens bewahrt; die gekreuzten Schwerter auf seiner Brust waren fast ganz von Immortellen und Frühlingsblumen verdeckt.

Mittags gegen 11½ Uhr stellte sich die Regimentsmusik des Garde-Regiments „Königin Augusta" auf dem Kirchhofe auf, und zahlreiche Offiziere und Soldaten waren erschienen, um den Feierlichkeiten bei der Fortführung beizuwohnen.

Ich bemerkte unter den Versammelten auch den Bruder des Gefallenen, der, wenn ich nicht irre, Offizier im preußischen Generalstabe ist.

Vom Bataillon des Verstorbenen (1. Bataillon des 60. Regiments) hatten sich der Major von Ketteler und der Hauptmann Krähn eingefunden.

Dem Major von Ketteler, einem der intimsten Freunde des Verstorbenen, ist jetzt die Führung von dessen Bataillon übertragen worden.

Nachdem ein Trauermarsch geblasen worden, hielt der jetzt zugleich als Lazarethprediger fungirende Vorsteher der Diakonissen-Anstalt des Johanniter-Ordens eine tiefergreifende Gedächtnißrede auf den Todten, welche zugleich den Muth der Krieger zum bevorstehenden Sturme mächtig entflammte.

Major v. Jena hinterläßt außer einer Gattin vier Kinder, denen der Heldentod des Vaters eine erhebende Mahnung sein wird, sich seines ruhmvollen Namens durch gleiche Pflichttreue auf allen Gebieten des Lebens würdig zu erweisen."

„Vom höchsten Interesse," schreibt ein Augenzeuge, „war am 14. der Kampf mit den Batterieen auf dem Alsenstrand, wo der Feind von Sonderburg bis Rönhof 5 starke Batterieen oder besser offene Schanzen hat; eine mit 4 und dann eine mit 6 Kanonen liegen nur einige hundert Schritte nördlich auf dem Revier von Sonderburg, dann kommen zwei hart und tief unten am Strande genau östlich von Rackebüll, jede mit 5 Geschützen, wovon die eine

8 Scharten hat, und endlich liegt die fünfte zwischen Rönhof und Sandberg.

Dagegen haben wir am Strande, nördlich der oben aufgeführten 6=Pfünder, bis nach Sonderburg hin 3 Batterieen; eine mit vier 24=Pfündern und zwei mit je vier 12=Pfündern; sie liegen 150 bis 200 Schritte vom Wasser ab und circa 100 Fuß höher als jene beiden, „genau östlich von Rackebüll, eine vierte Batterie mit vier 24=Pfündern liegt circa 500 Schritt rückwärts von der ersten 24=pfündigen auf der Kappe eines Hügels.

Die Breite des Altensundes wechselt hier zwischen 6= und 900 Schritt.

Die zwei 24=Pfünder=Batterieen feuerten nun nach den beiden dicht bei Sonderburg belegenen Batterieen und nach dem nördlichen Theile der Stadt, dessen anziehendste Punkte das Dach der Kaserne und die aus 15 Pontons bestehende obere Brücke sind, deren Distanz von der vorderen Batterie etwas über 4000 Schritt (also fast eine halbe Meile!) beträgt.

Man demolirte Häuser und traf dicht an der Kaserne und Brücke, hatte diese jedoch am Abend (gegen 7 Uhr) noch nicht zerstört; dagegen wurden zwei Geschütze in den nahen Batterieen zerschossen, wobei übrigens auch die 6=Pfünder mitgewirkt haben. Diese Batterieen stecken in einer sehr tristen Situation, sie werden von unseren Gezogenen befeuert und können auf die Distanz schlechterdings nicht antworten.

Der Feind hatte kaum das Feuer auf das Dach jener Kaserne bemerkt, als er auf dem Rücken eines Hügels hinter Schanze 10, welche das Gebäude selbst für unser Auge deckt, emsig den dortigen Schutzwall zu erhöhen begann, was sicher eine verschwendete Mühe sein wird, da die preußischen Granaten schneller sind als dänische Schaufeln und Hände, zumal man wenigstens 20 Fuß hoch aufbauen müßte, um das Gebäude ganz zu verstecken.

Eigentlich hitzig aber war nur das Gefecht der 15=Pfünder mit den 3 gegenüberliegenden Batterieen. Es begann in der Frühe und endete gegen 12 Uhr Mittags mit der gänzlichen Niederlage des Feindes, nachdem ihm die Mehrzahl der Geschütze demontirt worden. Freilich machte er einen fameusen Coup: er brachte eine Batterie

4-Pfünder bei Rönhof in die linke Flanke unserer da noch nicht geschlossenen Batterieen und demontirte uns in vorzüglichen Schüssen 2 Geschütze, tödtete zwei Mann, verwundete Einen.

Das war in der Batterie des braven Lieutenants Kastenholz, der selbst die Geschütze mit bediente."

Zum Schutze dieses Flanken- und Enfilir-Feuers ward noch eine dritte Batterie von vier Geschützen dicht bei Sandberg aufgefahren. Diesen ganzen Tag über brannten Gehöfte bei den feindlichen Batterieen.

„Zur gleichen Zeit befand sich der General-Lieutenant Hindersin, Commandeur der ganzen Artillerie in Sundewitt, ein ganz vorzüglicher Fachmann und Soldat, in der Batterie, nachdem er bereits im tollsten Feuer einhergeritten war, um die verschiedenen Batterieen zu beobachten. Der Mann ist in jeder Beziehung „am Platze".

In der Nacht vom 16. zum 17. d. M. hat ein Vorgehen und zwar gegen einen Theil derjenigen Posten stattgefunden, die 150 bis 200 Schritt vorwärts der Werke 6—10 nach dem Gefecht am 13. stehen geblieben waren.

Von dem auf einer flachen Kuppe von Nr. 6 aufgestellten dänischen Posten konnten die neu erbauten Emplacements der Länge nach vollständig eingesehen werden.

Gegen diese Kuppe wurde um 9 Uhr Abends die 4. Compagnie des Leib-Grenadier-Regiments (1. Brandenburgisches) Nr. 8 — Premier-Lieutenant v. Wilecki — dirigirt.

Schnell und geräuschlos drang sie vor, nahm 63 Mann des überraschten Feindes gefangen und grub sich dort ein, ohne Verluste zu erleiden.

Durch das feindliche Feuer verloren unsere Truppen im Laufe der Nacht: vom 3. Garde-Grenadier-Regiment (Königin Elisabeth) 2 Todte, 5 Verwundete, vom Brandenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 24 einen Todten 13 Verwundete.

Ein Correspondent schreibt über dieses Gefecht:

„Soutiens und Replis der Feldwachen liegen, wie neulich schon erwähnt, nicht mehr vor den Schanzen, nur noch hin und wieder einzelne dänische Postenketten in Schützengruben.

Heute Nacht drang unser linker Flügel (Leibregiment) mit

mit solcher Schnelligkeit vor, daß die Kette wieder überrumpelt wurde und in Gefangenschaft gerieth.

Nahe an 60 Gefangene wurden gemacht; unter ihnen befindet sich kein Offizier. Die dänischen Unteroffiziere und sogenannten Zugführer beklagen sich bitter über ihre Offiziere, die, nachdem kaum die Posten aufgestellt sind, aus Furcht vor Gefangenschaft schleunigst die Schanzen wieder aufsuchen.

Das Vorschieben der Posten machte uns so gut wie gar keine Verluste, doch haben wir durch das gut treffende Wurffeuer des Feindes in den Parallelen mehr als 20 Todte und Verwundete gehabt.

Die Letzteren sind leider fast sämmtlich schwer blessirt.

Das Wurffeuer kam, wie es schien, nicht aus den Schanzen, sondern von Geschütz-Enplacements hinter oder auch zwischen denselben her.

„Viel seemännisches Leben herrscht jetzt im Hörup-Haff. Transportschiffe kommen fortgesetzt und das Ausschiffen der Truppen ist durch das Fernrohr deutlich zu sehen.

Zu „Rolf Krake", der stets wie angegossen auf einem Fleck liegt, zu den Panzerschoonern „Esbern Snare" und „Absalon", und der mit 5zölligen Eisenplatten gepanzerten Fregatte „Dannebrog", kam seit gestern Morgen noch das größte Schiff der dänischen Marine, „Skiold" mit 84 Kanonen, schon betheiligt an dem Seegefecht bei Rügen. Es liegt südlich bei Hörup-Haff vor Anker, kam aber heute Morgen heran und gab eine Lage ab, die bei der großen Entfernung, welche selbst unserer gezogenen 24-Pfünder spottet, vollkommen wirkungslos blieb.

Doch sehen wir uns die Fortschritte der Belagerungs-Arbeiten näher an.

Bis zum 12. April waren die Angriffs-Arbeiten so weit gediehen, daß die zweite Parallele vollständig erbreitert (zu 20 Fuß Sohlenbreite) und mit Bankett und Ausfallstufen versehen war.

Von hier aus hätte man unter dem Schutze der in ungefähr 17 Batterieen vertheilten 90 Belagerungsgeschütze den Sturm über das freie Feld auf eine Entfernung 5—600 Schritte hin unternehmen können, wenn nicht zur möglichsten Verringerung der Verluste

ein weiteres Vortreiben der Angriffs-Arbeiten wäre angeordnet worden.

Nachdem durch das Gefecht vom 13. Abends die Vorposten bis auf 100—150 Schritte von den Schanzen eingegraben worden, wurde am 14. Abends eine dritte Parallele (der Zahl nach eigentlich die vierte) auf die Entfernung von 250 Schritt von den feindlichen Werken angelegt.

Während man bei einer so geringen Entfernung von der Festung sonst mit der völligen Sappe vorgeht, das heißt einen Korb nach dem andern setzt und sich besonderer Deckungen nach vorwärts bedient — ein zwar möglichst gefahrloses, aber zeitraubendes Verfahren — wurde dies Mal der Zeitersparniß halber die sogenannte flüchtige Sappe angewandt, bei der man ungedeckt eine ganze Reihe von Körben gleichzeitig aufstellt und sich dahinter eingräbt.

Die Lösung dieser eben so viel Umsicht als Kaltblütigkeit erfordernden Aufgabe fiel den braven Pionieren des 7. (westphälischen) Bataillons unter dem speciellen Commando des Premier-Lieutenants v. Fetkowiez anheim und wurde unter dem Schutze des eigenen Artilleriefeuers trotz der hellen Mondnacht in der gelungensten Weise ausgeführt.

Mit Einbruch der Dunkelheit verließen die Arbeiter die zweite Parallele, gingen so weit als nöthig war vor, setzten die Körbe und gruben sich dahinter ein.

Bald nach Mitternacht hatte der Laufgraben schon die gehörige Tiefe erreicht. Die Arbeiter waren nunmehr gegen Kartätschenfeuer, in dessen wirksamsten Bereich sie waren, vollständig gedeckt.

So weit war die Arbeit von den Dänen unbeschossen gediehen, als das Feuer derselben gegen die rückwärts liegenden Batterieen begann, welches natürlich über die neu ausgehobene Parallele hinwegging.

Während die Dänen an der Küste von Alsen Batterieen errichteten und hinter ihren Schanzen bei Düppel neue Werke erbauten, wurden diesseits, wie erwähnt, bei Lillemühle, bei Sandberg und Rackebüll neue Batterieen errichtet und von der ersteren das Vorwerk Röhnhof auf der Insel Alsen, wo dänische Infanterie lag, in Brand geschossen.

Die Leiter des Bombardements waren: Generallieutenant von Hindersin über das Ganze und unter ihm Oberst Colomier; Major Händewerk hat sämmtliche Batterieen am Wennigbund. Artilleristischer Referent bei dem Ober-Commando war Oberst-Lieutenant v. Graberg und Adjutant des General-Lieutenants von Hindersin, Hauptmann v. d. Burg. Erster Ingenieur-Offizier war Oberst Martens, welche Stelle bis vor Kurzem der Oberst-Lieutenant von Griesheim inne hatte. —

Der Verlust der Dänen ward auf täglich 100 Todte und Verwundete, allein durch die Kanonade, geschätzt, und wurde derartig gefeuert, daß ein Correspondent schrieb:

„Die Dänen auf den Bastionen sind todtmüde, nirgendwo ist für sie ein Platz der Ruhe und Sicherheit. Auf dem ganzen Wege von Sonderburg und seinen Brücken an bis zu der Düppeler Höhe sind sie dem mörderischen Feuer bloßgestellt; nicht eine Baracke, nicht ein Zelt ist sicher. Niemand wagt sich mehr über die Brücken Der Boden zwischen den Brücken und Forts ist buchstäblich aufgepflügt von dem eisernen Hagel. Die Soldaten haben Karrenladungen von Bombenbruchstücken gesammelt und einem Geschützgießer verkauft.

Die Dänen wissen wohl, daß ihre Artillerie ohnmächtig ist gegen die gewaltige Reihe Batterieen, welche sie allseits umgaben und die sich vom Broackerlande bis zum Sandberger Holze erstrecken, welche mit ihrem Kugelregen fast den Himmel verdunkeln und von beiden Seiten den Weg über den Sund bedrohen.

Die Dänen kämpfen nicht mehr mit „Hoffnung gegen Hoffnung"; ihre Aufgabe ist es, da zu stehen und auf sich schießen zu lassen, sich ganz klar bewußt, daß all' ihr Opfermuth ein fruchtloser sein wird.

Die Forts 4, 6 und 8 sind in der vergangenen Nacht fast vollkommen demaskirt worden. Man hat sich viele Mühe gegeben, sie wieder herzustellen; aber vergebens, in wenigen Stunden lagen sie wieder da, ein Haufen von Trümmern.

Das preußische Geschützfeuer hat in der langen Uebung eine tödtliche Sicherheit gewonnen.

Unter den Kranken- und Leichenträgern beginnt ein verdrossener

und meuterischer Geist um sich zu greifen, unter diesen Burschen, die vormals „lustig wie die Todtengräber“ am lautesten sangen. Die Dänen haben täglich gegen hundert Kampfunfähige.

Am 10. wurde in Ulkebüll ein Kriegsrath abgehalten, und die versammelten Offiziere beschlossen, die Position bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen.“

Das dänische Feuer war jedoch so schlecht geleitet, daß die preußische Artillerie sich folgenden sehr hübschen Scherz gestatten konnte:

Zehn dänische Granaten, sämmtlich nicht crepirt und 7pfündigen Kalibers, waren gefunden worden. Sie paßten vortrefflich, wurden mit einem Zettel inwendig, der die Worte enthielt: „Ich bin der Lieutenant so und so, grüße den dänischen Kameraden und sende Beifolgendes zurück sub petito remissionis,“ und einem ungefüllten Zünder versehen und dann, Pfeilspitze unten, damit sie ja recht weit gingen, den Dänen wieder zugeworfen.

„Alles deutet auf einen ganz nahen Sturm,“ schrieb ein Berichterstatter schon am 14. „Dazu hatte das feindliche Geschütz in den Schanzen seit mehreren Tagen fast ganz geschwiegen, ja es war aus den Geschützständen zurückgezogen, und es waren die besseren vielleicht transportablen Stücke jedenfalls nach Alsen geschafft worden, endlich zeigte sich der Feind nur noch in den wenigen Vorposten vor und sehr vereinzelt in den tiefen Gräben (Approchen) hinter den Werken.

Diesseits schienen die Parallelen nahe genug (5—600 Schritt) an den linken Schanzenflügel vorgeschoben; die vorliegenden Werke, Nr. 1—6, hinreichend zerstört, und wünschte Jeder den Sturm. Nur die Schanzen 7—10 waren wenig beschossen worden, daher noch gut erhalten. Da man sie noch etwas destruiren und natürlich während des eventuellen Anlaufs auf dem linken Flügel nicht unbeschäftigt lassen wollte, so baute man in den letzten Nächten in der Linie Wester-Düppel—Sandberg 6 Batterieen aus, welche theilweise schon früher angelegt waren und auch schon gefeuert hatten; diese wurden nun noch erweitert und, der neuen Aenderung angemessen, verstärkt.

Eine Parallele hat man auf dieser Linie nicht gebaut und wird

sie wahrscheinlich auch nicht bauen. Daher bildet diese Strecke mit ihren vier- bis sechshundert Schritte auseinander liegenden Batterieen ohne Infanterie-Bedeckung in Vergleich zu dem Terrain zwischen der Sonderburger Straße und dem Wenningbund einen bedeutenden Contrast: Dort auf der fast 6000 Schritte (über $^1/_2$ Meile langen) Strecke sind auch die wenigen Geschützstände aus- oder, wenn man will, eingescharrt, und bewegt sich außer den nothwendigen Kanonieren fast Niemand in dem tief und offen gelegenen Gelände, hier dagegen ist fast jeder Quadratfuß mit Gräben, Wällen, Material und Menschen bedeckt; da haben wir — für den Laien wenigstens — ein wahres Chaos von Parallelen, Approchen, Batterieen, Wasserabzugsgräben, Geschoß- und anderen Magazinen, Blockhäuschen, Schutzdächern, improvisirten Feldküchen, verdeckt gelegenen Verbandplätzen, Brücken, Traversen, Schanzzeug-Magazinen, Stapelplätzen für Bretter, Balken, Schanzkörbe, Faschinen, Matratzen, Erdsäcke, Leitern u. s. w. und endlich noch von Tausenden von Soldaten, die theils als Kanoniere, theils als Zuträger, Arbeiter, Trancheewachen, Posten u. s. w. beschäftigt sind.

Um die Verwirrung für den Laien recht grausig zu machen, feuern mitten aus dem Menschengewühl circa 70 Geschütze, deren Aneinanderreihung zu übrigens keinerwegs geraden Linien — er nur schwer erkennen kann. Unwillkührlich denkt er, „da müssen ja die hinteren die vorderen in Grund und Boden schießen!" und mag er sich nur schwer vor eine Geschützreihe wagen; aber er kann es getrost thun, denn die Geschosse gehen in hohen Bogen; die Bomben sogar bis zu mehreren hundert Fuß über sein überaus kostbares Haupt hinweg."

Dem Sturme sollte noch ein äußerst gewagtes, wahrhaft heldenmüthiges Unternehmen vorangehen.

„Heute Nachmittag," so berichtet ein Correspondent unterm 17. April aus Gravenstein, „haben zwei Offiziere des 2. westphälischen Infanterie-Regiments Nr. 15 der Hauptmann Hoffmüller und der Lieutenant Hassel, ein äußerst kühnes Unternehmen glücklich ausgeführt.

Sie bemannten ein Boot mit 16 Leuten ihres Regiments und setzten bei Schnabeck-Habe über den tausend Schritt breiten Alsensund,

landeten vom Feinde ungehindert bei Arnkiel, verjagten aus einer dort gelegenen Schanze die schwache Besatzung, vernagelten zwei Geschütze, bemächtigten sich des Lederzeugs und der Munition, traten dann, da Massen feindlicher Infanterie aus einiger Entfernung heranrückten, ihren Rückzug an und landeten ohne Verlust bei Schnabeck-Habe.

Schon vor einigen Tagen hatte der Lieutenant Weissig vom 15. Regiment dasselbe Wagestück versucht, mußte aber, da er zeitig vom Feinde bemerkt und mit einem starken Feuer begrüßt wurde, unverrichteter Sache wieder umkehren.

Der Hauptmann Hoffmüller und der Lieutenant Hassel erhielten noch an demselben Tage per Telegramm die Nachricht, daß der König ihnen für diese That den rothen Adlerorden mit Schwertern verliehen habe.

Im Kloster.

Der Fremde, den wir mit dem Namen Pater Severus bezeichnen wollen, benutzte die wenigen Stunden, welche er in Heinrichs Gesellschaft zubrachte, auf die beste Art, um dessen Vertrauen mehr und mehr zu gewinnen, und ließ ihn hoffen, daß die Zeit nicht mehr fern sei, wo er sicher als Sieger aus all den schmachvollen Verhältnissen hervorgehen werde.

Natürlich verbarg er alle seine Pläne unter der Maske einer edlen, uneigennützigen und väterlichen Fürsorge; sein Streben ging vor Allem dahin, Heinrich in seiner Gewalt zu bekommen, hatte er ihn erst innerhalb der Mauern eines Klosters, so war ihm nicht mehr bange, alsdann stand er bald am Ziele und konnte einen großen Einfluß auf ihn ausüben.

Am nächsten Tage reiste Severus mit Heinrich und dessen Mutter nach dem Kloster, wo Beide eine gastfreie Aufnahme fanden;

Heinrich erhielt eine der freundlichsten Zellen und wurde von allen Mitgliedern mit seltener Zuvorkommenheit behandelt.

Severus war viel um ihn und suchte immer größeren Einfluß auf seinen Geist und sein Gemüth zu erlangen.

Er verflocht seinen Schützling aber häufig in religiöse Gespräche, indem derselbe mit seltener Beredsamkeit die Lehren und Glaubensansichten der katholischen Kirche in das hellste Licht zu setzen verstand. —

Ferner war er eifrig bemüht, in Heinrichs Brust die Zweifel an die Echtheit der evangelischen Confession zu wecken, er lenkte seine ganze Aufmerksamkeit auf die Lectüre der alten Kirchenväter und suchte ihn auf diese Weise auf den entscheidenden Schritt vorzubereiten, den er von ihm erwartete.

Die Jesuiten, in deren Gewalt Heinrich, ohne daß er es ahnte, gelangt war, hatten zu gleicher Zeit den Plan, Heinrich für ihren Orden zu gewinnen und scheuten kein Mittel, um auf Letzteren mit Erfolg einzuwirken.

Wir werden später erfahren, welche Absicht sie bei diesem Unternehmen leitete.

Die Stille, die Gleichförmigkeit und Einsamkeit des Klosterlebens thaten Heinrichs Gemüth, seinem vom Schmerz der Liebe und und Täuschung und von den bittersten Erinnerungen gequälten Herzen wohl.

Das Leben galt ihm nichts mehr, er machte keine Ansprüche an dasselbe und betrachtete Alles mit gleichgültigem Blick, denn er hielt Marie für todt und auch von dem alten Freunde erwartete er keine Nachricht, mehr; ja er dachte sogar mit einem gewissen Abscheu an das Leben, das ihm so wenig Freude und Glück zu bieten vermochte.

Er folgte ganz dem Drange seines Herzens, das sich vor Allem nach Trost und Ruhe sehnte und verfiel dann in eine Art religiöser Exaltation, welche sich so leicht junger Seelen bemächtigt, die vom Unglück heimgesucht sind.

Dazu kam nun noch, daß er in steter Berührung mit Männern war, welche ein beschauliches Leben führten, zugleich befand er sich in der Umgebung von Bildern und Gegenständen religiöser Ver-

ehrung und oft auch war er Zeuge des katholischen Gottesdienstes, der bekanntlich auf ein leicht erregbares Gemüth den tiefsten Eindruck macht.

Heinrichs Herz war von stiller Sehnsucht erfüllt und immer mächtiger regte sich der Wunsch in ihm, sich jenen frommen Lebensmüden anschließen zu können, welche bereits den Hafen der Ruhe, nach dem er unermüdlich trachtete, gefunden.

Er dachte oft an Marie, ohne aber einen Wunsch zu empfinden und ohne daß ihn eine Hoffnung belebte; ihr Bild umschwebte ihn freundlich lächelnd, tröstend und ermuthigend und sie erschien ihm wie eine jener heiligen Frauen und Mädchen, jener glaubensstarken Heldinnen, deren Bilder er Anfangs mit dem größten Widerwillen, später aber mit geheimer Neugierde und zugleich nicht ohne fromme Verehrung in der Kirche und in den Kreuzgängen des Klosters oftmals betrachtet hatte.

Häufig saß er auf der Plateform des Thurmes und ließ seine Blicke schwermüthig und träumerisch auf der paradiesischen Gegend, welche zu seinen Füßen lag und über welche der Frühling einen wunderbaren Reiz verbreitete, ruhen.

Tief unten lag das freundliche Linz an dem rechten Ufer der Donau, die oberhalb des Städtchens sich ihren Weg durch eine enge Schlucht bahnt und dann majestätisch dahinrollt zwischen Auen und von dichten Büschen bewachsenen Inseln, deren frisches und grünes Kraut fröhlich prangte.

Sie lag da, von den 32 Thürmen wie mit einem Steinwall umgürtet; ihr gegenüber Magdalena und der Pöstlingsberg.

Fern am Horizont, gegen Süden, erhob sich die Kette der steirischen und Salzburger Alpen mit ihrem schneebedeckten Gipfel, unter dem der Traunstein sein riesiges Haupt, von den Strahlen der Sonne vergoldet, hoch in die Bläue der Luft erhebt.

Wenn die Einsamkeit für den reich geprüften Mann, für den Mann, welcher bereits vielfache Erfahrungen gesammelt hat, zeitweise belehrend und zugleich auch erquicklich ist, so ist sie es aber nicht für den jungen lebenskräftigen Mann, dessen Pulse sich noch mächtig aufbäumen in vollster Lebenskraft, dessen Phantasie sich wie ein Adler

sonnenan hebt und dessen Herz liebeduldend und zugleich empfänglich für die Liebe ist.

Sie spannt allmälig mehr und mehr ab und ermattet mit der Zeit, eine seltsame Trägheit beschleicht den Geist und die Willenskraft, die Gedanken ziehen immer engere Kreise und jene Empfindsamkeit, jene frömmelnde Schwärmerei wiegt keinen Tag von lebenswahrer Gefühle von Thatkraft auf.

Heinrich fühlte bereits die tödtliche Einwirkung der Klosterluft, die Folgen seiner Zurückgezogenheit.

Die Erinnerungen und Hoffnungen traten wie Nebelbilder immer mehr in den dämmernden Hintergrund und die tödtlichste geistige Abspannung lieferte ihn beinahe in die Hände seines Feindes, welcher dieselbe durch fromme Schwärmerei immer wieder von Neuem aufzuregen wußte.

Severus war unermüdlich in seinen Bestrebungen und hatte Alles angewendet, ihn endlich zum Uebertritt zur katholischen Religion zu bewegen.

Heinrich hingegen, obwohl von Zweifeln gequält und von den Aeußerlichkeiten des Cultus und dem Scheine frommer Bruderliebe halb gewonnen, hatte noch immer geschwankt und konnte sich nicht entschließen, jenen Glauben anzunehmen. Er sprach oft mit dem Priester von jenen Geheimnissen, mit denen er ihn in steter Spannung erhielt, er drang wiederholt in ihn, ihm Aufschluß zu geben und beschwor ihn, endlich energische Schritte zu thun, um die Hoffnungen zu verwirklichen, welche er in seiner Brust geweckt hatte.

Der Mönch wußte stets in gewandter Weise auszuweichen und hatte beständig Ausflüchte; zuletzt erklärte er seinen Schützling frei und offen, daß der Orden sich nimmermehr für einen Ketzer verwenden würde, wohl aber mit allem Eifer, mit aller Kraft für einen Menschen, der einen anderen Weg einzuschlagen sich bereit zeige, der seine Irrthümer abschwöre und eben dadurch seine Anhänglichkeit an an jenen bestätige.

Heinrich glich ganz dem Schiff, welches von den brausenden Wellen hin und her geworfen wird, dem weder das Steuer noch der Compaß einen bestimmten Lauf geben können, bevor sich nicht das aus dem Schlummer gerüttelte Meer beruhigt hat.

Von Unruhe gequält, begab er sich endlich nach der Zelle seiner Mutter und theilte derselben mit, daß er mit seinem Innern einig und welchen Schritt er zu thun bereit sei.

Mit thränenden Blicken bat diese ihn, nicht den Einflüsterungen Anderer zu folgen und beschwor ihn, sich doch nicht von dem Glauben seiner Väter abzuwenden.

„Warum soll ich noch länger zaudern, einen entscheidenden Schritt zu thun?" sagte er, „einen Schritt, den mein Herz sehnlichst wünscht und von welchem es allein nur die endliche Genesung erwartet."

„Mein armer Sohn, wie sehr beklage ich Dich!" sagte die jammernde Mutter, „sie haben Dich bethört, Du bist geblendet worden, o verbanne die Hoffnung aus Deinem Herzen, daß nur dann irgend ein Glück Deiner harrt, wenn Du der Stimme jener Verführer folgst! Entsage nicht den Lehren des großen Reformators, mein Sohn, zweifle nicht an den Lehren, die Dir in früher Kindheit eingeimpft worden, zu einer Zeit, wo der Geist noch nicht zu forschen und zu prüfen fähig war, wo aber das Herz Dir sagen mußte, daß dieselben von Gott stammen."

„Mutter," sagte Heinrich, „ich bekenne Dir offen und ohne Scheu, daß ich des Lebens müde bin, ich sehne mich nach Ruhe und hier in diesem Kloster finde ich Alles, was ich suche; ist Marie nicht für mich verloren? Winkt mir denn noch eine Hoffnung in diesem Leben?"

Solche Gespräche wurden häufig zwischen Mutter und Sohn geführt und blieben auch nicht unbelauscht.

Severus hatte Beide aufmerksam beobachtet und überzeugte sich stets davon, wie wenig Eingang die Worte der Mutter in dem Herzen des Sohnes fanden; er verdoppelte daher die Bemühungen, Heinrich immer mehr an sich zu ketten, er hatte gegen den Letzteren die gefährlichste Waffe gebraucht, es war ihm vollständig gelungen, seinem Herzen die Zweifel einzuimpfen und lehrte ihn gleichsam mit Worten spielen.

Die bessere geistige Natur Heinrichs empörte sich zwar oft in klaren Augenblicken gegen das böse Princip, das sich in seiner Brust

einzunisten begann, allein dennoch drohte es die Oberhand zu gewinnen und den Sieg davon zu tragen, er war entschlossener als je, den Rathschlägen des Mönches zu folgen.

Der Brief.

Eines Nachmittags hatte Heinrich das Kloster verlassen und stand eben im Begriff, den Weg nach dem Ufer der Donau einzuschlagen, um sich durch einen einsamen Spaziergang zu zerstreuen, als ein Knabe mit schnellen Schritten auf ihn zukam und die Frage an ihn richtete, ob er der Herr Heinrich Rothenfelser sei?"

Er bejahte dies und sah den Knaben verwundert an, worauf dieser ein Billet hervorzog und ihm dasselbe mit dem Bemerken einhändigte, daß er bereits schon mehrere Tage vergebens auf ihn gewartet habe; es sei ihm streng verboten worden, das Kloster zu betreten, sondern den Brief nur in seine Hände abzuliefern und die Gelegenheit biete sich ihm jetzt erst.

Heinrich erbrach hastig den Brief und las folgende Worte in demselben:

„Sie schweben in großer Gefahr; in diese haben Sie sich selbst gestürzt, indem Sie Ihrem alten Freunde mißtrauten und sind in das Netz Ihres Feindes gegangen; es ist vor allen Dingen nöthig, daß ich mit Ihnen spreche; ich erwartete Sie bisher täglich am Ufer der Donau, wo Sie, wie ich erfahre, an den Nachmittagen zu lustwandeln pflegen, doch leider vergebens, zögern Sie daher keinen Augenblick, sondern machen Sie sich sogleich nach Empfang dieses Briefes auf den Weg, um sich dort einzufinden, die Zeit drängt und ihr Schicksal kann vielleicht eine günstige, von ihnen selbst nie gehoffte Wendung nehmen.

Ihr Freund."

„Sonderbar!“ rief Heinrich, „nun werden mir also von zwei Männern Hoffnungen gemacht. Welchem von Beiden soll ich trauen? Welche Bahn habe ich einzuschlagen, um zu einem glücklichen Ziele zu gelangen?“

Er machte sich indeß dennoch auf den Weg und eilte auf seinem Pfade hastig vorwärts; doch plötzlich blieb er wieder unentschlossen stehen.

„Wie nun,“ sagte er zu sich selbst, „wenn diese Warnung eine List wäre, um mich aus meinem Asyl, aus dem Kloster zu locken und mich in eine andere Gefahr zu stürzen? Habe ich nicht stets Verfolgungen zu fürchten? Hat mich nicht Severus oftmals darauf aufmerksam gemacht, Keinem zu trauen und hat er mir nicht die besten Aussichten in Wien gestellt; dabei aber warnt mich nun dieser Brief wieder vor ihm! O die unselige Zweifelsucht!“ rief er unmuthig aus, „seit ich das Kloster betreten, bemächtigt sich diese stets meiner, sie legt sich wie Blei an meine Seele und habe ich einmal irgend einen entscheidenden Entschluß gefaßt, so untergräbt sie ihn wieder!“

Einen Augenblick stand er sinnend und schweigend da und schien zu überlegen.

„Thor, warum zweifelst Du so lange?“ rief er endlich mi Entschiedenheit aus, „mag geschehen, was da wolle; ich bin jetzt der ewigen Dunkelheit müde! Ich muß Licht, muß Gewißheit haben, der Gang sei ein entscheidender!“

Rüstig schritt er hierauf vorwärts und gelangte bald an den bezeichneten Ort.

An dem Ufer stand ein Fremder und kehrte ihm den Rücken zu; derselbe schien im Anblick der reizenden lachenden Gegend versunken.

Das Geräusch des Kommenden weckte ihn aus seinen Träumen und er wendete sich rasch um.

Heinrich stieß einen Schrei der Ueberraschung aus; der alte Freund stand vor ihm.

Schaam, Freude, Entzücken, Furcht durchzitterten die Seele des

Schuldbewußten, als derselbe seinen treuen väterlichen Freund wieder erkannte.

Der alte Mann sah mit Rührung und Schmerz die bleichen Züge seines Schützlings, dessen Seelenleiden er wohl ahnte; er hatte keine Vorwürfe für ihn, sondern breitete seine Arme aus und zog Heinrich an seine Brust.

Dieser fühlte mit einem Male die Eisrinde geborsten, welche seine Brust umzog und eine innere beseeligende Beruhigung zog in seine Brust ein.

Er weinte sich recht satt an dem Herzen seines zweiten Vaters und seine Seelenangst schwand mit den fallenden Tropfen, wie die gewitterschwangeren Wolken schwinden, nachdem sie sich in einem heftigen Regengusse entleerten.

„O, nun ist Alles wieder gut!“ rief er beruhigt aus, „ich habe Sie ja nun, mein Vater! Doch können Sie vergessen, daß ich so schwer gefehlt und das Vertrauen auf Sie, meinen besten Berather, verloren habe?“

„Mein Sohn,“ sagte der Alte mit Ernst und zugleich in mildem Tone, „keine Erinnerung an das, was geschehen ist, der beste Mensch hat seine schwachen Stunden, selbst der erfahrene Mann läßt sich vom Augenblick hinreißen und Mancher schon zahlte ein flüchtiges Glück, eine Lüge, eine Uebereilung mit seiner Ehre, seiner Zukunft, seinem Leben.“

„O wie gut Sie sind!“ rief Heinrich im Innersten ergriffen, „und Marie?“ setzte er seufzend hinzu.

„Es ist Alles gut, mein Heinrich, Alles in bester Ordnung,“ sagte der alte Mann, „aber wir haben keine Zeit, uns in lange Erörterungen einzulassen, denn der Augenblick der Entscheidung liegt sehr nahe und dieser muß benutzt werden; Gott sei gedankt, daß ich nicht zu spät kam und daß es mir noch gelungen ist, ihre Seele vom Verderben zu retten; der Mann, dem sie blindlings vertrauete und ergeben war, ist ein Jesuit, er hat sie nur zu dem Zwecke in sein Bereich gezogen, um von ihr Erkundigungen über mich einzuziehen und sie mit der Zeit zum Eintritt in seinen Orden zu bewegen, damit sie das Vermögen, welches ihr einst nach meinem Tode zufällt, dem Orden zuführe, es ist dies ein Mensch, den man mit

Recht als gefährlich bezeichnen kann und dem Himmel sei Dank, daß ich eben zeitig genug kam, um Dir die Augen öffnen zu können; doch bist Du noch Protestant?"

„Ja, ich bin es, es ist noch nichts geschehen, meine Mutter hat mich gewarnt und ich kämpfte lange mit meinem Innern, ehe ich den Einflüsterungen des bösen Feindes Gehör gab; doch verargen Sie es mir, wenn ich bereits nahe daran war, dem Glauben meiner Väter zu entsagen? Die Verzweiflung, welche mich gewaltsam umkrallte, war zu groß, mich ihr zu entreißen, lag nicht mehr in meiner Kraft, ich war nicht mehr Herr meines Willens, ich hatte den Glauben an die Menschheit verloren; vergebens erwarte ich Sie in Prag und eine immer peinlichere Angst bemächtigte sich meiner, da meine Geldmittel gänzlich erschöpft waren und ich nicht wußte, was ich weiter beginnen solle; dazu kam noch, daß der Gedanke nicht von mir weichen wollte, Marie befinde sich nicht mehr unter den Lebenden, sie ruhe in kühler Erde, was also blieb mir weiter übrig, mir, dem Lebensmüden, als endlich Ruhe zu suchen, die ich in der Welt nirgend finden konnte, so sehr ich mich auch bemühte."

„Fluch ihm, diesem Elenden!" rief der Alte entrüstet aus, „ich habe mit ihm nichts zu schaffen, er kennt mich genau und verfolgt mich unermüdlich auf allen meinen Wegen; wohin er kommt, bringt er Verderben mit und webt gleichsam wie eine Riesenspinne sein gefährliches Netz; wer sich ihm naht, wer ihm vertraut, ist ohne allen Zweifel verloren, er wird in dies Netz verstrickt und muß seine Beute werden."

Heinrich schauderte vor dem Abgrunde, an dem er gestanden, wo es nur der leisesten Berührung bedurfte, hinabzustürzen in eine unergründliche Tiefe.

„Aber woher erfuhren Sie denn meinen Aufenthalt, theurer Vater?" nahm Heinrich das Wort.

„O ich wußte Alles; eben so wie Hansen und wie die Jesuiten, habe auch ich, dem Himmel sei Dank, überall meine Späher; ich wurde durch Zufälligkeiten daran verhindert, meine beabsichtigte Reise in der Weise zu beschleunigen, als es in meinem Plane lag; da erfuhr ich eines Tages, in welchen Händen Du Dich befindest und sofort war ich auch entschlossen, selbst die wichtigsten Angelegenheiten

ruhen zu lassen, um geeignete Schritte zu thun; ich mußte Dich warnen und hielt es für meine Pflicht, Dich zu retten; mein Plan ist mir gelungen, ich habe Dir die nöthigen Aufklärungen gegeben und nun, mein Sohn, mußt Du Dich entschließen, schnell zu handeln; Du kehrst mit mir in die Stadt zurück und von dort begeben wir uns nach Prag, wo wir in das Schloß einziehen werden, welches ich bereits angekauft habe.

„Und meine Mutter?“ fragte Heinrich, dessen Züge eine gewisse Besorgniß verriethen.

„Laß mich für sie Sorge tragen, sei ruhig, sie wird nicht fern von uns sein.“

„Und meine Papiere und meine Pässe, Vater, sie befinden sich in dem Kloster und ich kann unmöglich abreisen, ohne diese in meinen Händen zu haben, es ist also nöthig, daß ich mich nochmals in den Kerker zurückbegebe, um demselben dann, wie ich hoffe, für immer zu entschlüpfen.“

Bekümmert und verlegen rieb sich der Alte die Stirn, dieser Umstand berührte ihn unangenehm, denn er wußte in diesem Augenblick kein Mittel zu ersinnen, um seinem Schützling die erforderlichen gültigen Papiere zu verschaffen.

„Aber man wird Dich zurückhalten, man wird die verschiedensten Einwände und Ausflüchte finden, um Dir die Papiere vorzuenthalten, jene Menschen besitzen eine unglaubliche Schlauheit und vereiteln möglicherweise Deinen Plan; die Zeit drängt und Alles steht auf dem Spiele.“

„Fürchten Sie nichts, mein Vater,“ entgegnete Heinrich nach kurzem Besinnen, „die Papiere befinden sich unter meinem Verschluß und ich bin fest überzeugt, man nimmt mit Bestimmtheit an, daß ich mit meinem Aufenthalte zufrieden bin und ich mich ganz wohl hier fühle, vielleicht gelingt es mir, unbemerkt in das Kloster und ebenso wieder aus demselben zu gelangen, wenn nicht, so werde ich List gegen List und Verstellung gegen Verstellung gebrauchen; im schlimmsten Falle jedoch wissen Sie, wo ich mich befinde und es steht Ihnen ja das Gesetz zur Seite, welches Sie zu meinem Schutze anrufen können; ich gehe jetzt, mein Vater und bin in einer Stunde bei Ihnen in der Stadt.“

Er wendete sich um zu gehen, hatte aber nur wenige Schritte gethan, als er plötzlich wieder umkehrte, seine Wangen glühten, seine Augen suchten den Boden und mit zitternder Stimme sagte er zu dem Alten:

„Noch eine Frage, mein Vater, hat Marie noch meiner gedacht und finde ich sie hier? O verheimlichen Sie mir nichts, gestehen Sie mir es offen und beruhigen Sie mein armes Herz.“

„Sie befindet sich nicht hier, mein Sohn, aber tröste Dich deshalb, Du wirst sie dort wiedersehen.“

Noch einmal drückte Heinrich dem alten Manne die Hand und eilte in das Kloster zurück.

Eine Unterredung im Kloster.

Mit großen Schritten ging der Geistliche in seiner Zelle auf und ab und dachte über den Plan nach, den er in Bezug auf Heinrich verfolgen müsse, um zum Ziele zu gelangen.

Der Entscheidungsaugenblick in seinem Berufsleben war gekommen, er hatte seinen Obern einen Eid geleistet, daß er die Mission, die er übernommen hatte, unter allen Umständen ausführen würde. Er wußte daher, daß im Falle das mißglücke, er auf keine Vergebung, keine Nachsicht mehr zu hoffen habe, denn er hatte sich schon häufig in ungeschickter Weise gegen Opfer benommen, die vom Orden auserkoren waren und er sah daher der Strafe entgegen, in strenger Clausur sein Leben beschließen zu müssen.

Heinrich, nachdem er sich von dem Alten verabschiedet hatte, war bald am Kloster angelangt und setzte sich dort auf eine Steinbank an der Pforte, er schien sich immer mehr in dem Anblick der Natur zu vertiefen.

Plötzlich stand er auf und ging mit ruhigen Schritten in das Kloster.

Er bat den Pförtner, der ihn freundlich grüßte, bis zu seiner Rückkehr auf seinen Hut und seine Handschuhe, welche er auf der Bank zurückgelassen hatte, ein wenig Acht zu geben, da er den Rest des schönen Nachmittags im Freien lesend zubringen und sich blos ein Buch aus der Bibliothek des Klosters holen wolle.

Er eilte hinauf in seine Zelle, raffte schnell alle Papiere, welche er von Wichtigkeit glaubte, zusammen, steckte sie in seine Rocktasche, verschloß die Zelle, nahm den Schlüssel mit sich und befand sich bald wieder im Freien.

Dort nahm er seinen Hut und seine Handschuhe und schlug den Fußweg nach der Stadt ein, indem er, kaum aus der nächsten Umgebung des Klosters gekommen, seine Schritte nach Möglichkeit beschleunigte.

Der Pförtner, welcher den Auftrag hatte, Heinrich jedesmal ungehindert passiren zu lassen, jedoch auch zugleich dem Geistlichen die Meldung zu erstatten, wenn jener das Kloster verlasse, schöpfte Verdacht und beeilte sich, seinen Bericht dem ihm Vorgesetzten zu machen.

Kaum hatte der Priester erfahren, daß Heinrich die Richtung nach der Stadt eingeschlagen, als der Argwohn in seiner Seele aufstieg, daß jener eine Flucht beabsichtigte.

Er ging zum Prior und erbat sich die Erlaubniß, das Kloster verlassen zu dürfen, um den ihm Empfohlenen genau überwachen zu können.

Mit geflügelten Schritten eilte er in das Städtchen hinab und durch alle Straßen desselben in der Hoffnung, den Entflohenen noch zu finden.

Er bog um eine Ecke, und sah einen Reisewagen mit vier Postpferden bespannt, welcher vorübereilte.

Aus dem Kutschenschlage sah Heinrich und erbleichte, als er den Geistlichen erkannte.

Der Priester fühlte einen Schwindel, seine Kniee drohten zusammenzubrechen, er mußte sich an die Mauer lehnen, um nicht umzusinken.

„Also abermals zu spät, abermals verloren,“ murmelte er dumpf vor sich hin, „fast fange ich an, an eine Vorsehung zu glauben.

Aber nein, er darf uns nicht entwischen, ich werde sogleich meine Maßregeln treffen."

Er kehrte in das Kloster zurück und meldete dem Prior, was vorgefallen war.

„Also schon wieder ein ungeschickter Pater!" redete ihn der Prior in strengem Tone an. „Was soll nun geschehen, wie sollen wir jetzt in den Besitz des Menschen gelangen, der uns auf so schändliche Weise überall in den Weg tritt?"

„Ich wüßte wohl Rath," sagte der Pater nach längerem Stillschweigen.

„Was können Sie jetzt noch sagen? Ich wäre neugierig auf den Rath, den Sie in einem so schwierigen Augenblick ertheilen könnten."

„Wir müssen eilig handeln. Es wird nicht schwer halten, er ist immerhin dänischer Unterthan, wir sind verfeindet mit Dänemark und es wird ein Leichtes sein, sich dieses Menschen auf irgend eine Weise durch die Polizei bemächtigen zu können."

„Wohl möglich," sagte der Prior, „aber vor allen Dingen müssen wir wissen, wohin er gekommen ist?"

„Das wird uns gleichfalls nicht schwer werden, indem wir uns an die Polizei wenden, und derselben sogleich den Auftrag geben, nach ihm forschen zu lassen. Man wird telegraphisch sich an alle Behörden wenden und sehr bald erfahren, wohin unser Flüchtling gekommen ist."

„Und wenn wir das erreicht haben?" fragte der Prior mit einem gewissen Spott, „dann glauben Sie wohl, wird die Polizei den Mann uns sogleich in die Hände liefern? Sie täuschen sich, Pater, wir können ihn doch nicht als Dieb denunciren? Unter welchem Vorwande können wir ihn verdächtigen?"

„Wir werden ihn nicht durch die Polizei fangen lassen, wir wollen nur seinen Aufenthalt erfahren," versetzte der Pater, „und das wird meine Sache sein. Wissen wir, wo er ist, dann wird er einen Besuch erhalten, der ihn in das Netz zu locken weiß. Ich habe nämlich Kunde von dem Aufenthalt seiner Braut erhalten und zunächst werde ich daher Sorge tragen, daß sie gut bewacht werde. Sie ist auf dem Wege, um sich nach dem Szerzki zu begeben und

wenn mich nicht alle meine Schlauheit trügt, so vermuthe ich, daß auch Herr Rothenfelser dort hingekommen ist."

„Und wenn Sie sich nun selbst der Braut bemächtigt haben, was dann weiter?" fragte der Prior ernst. „Was wollen Sie dann beginnen?"

„Dann haben wir auch den Bräutigam," entgegnete der Pater; „wir gewinnen dadurch Alles, was wir wollen; erstens das Vermögen der Braut, das eben bedeutend ist, und wonach jener Bürgermeister Hansen in Kopenhagen mit wahrhafter Gier ringt, außerdem erfahren wir endlich, wo der Alte weilt."

„Der Plan geht, wenn er ausgeführt wird, „es ist nur immer leider eine alte Geschichte, daß Ihre Pläne kurz vor der Ausführung scheitern."

„Dieses Mal wird es nicht der Fall sein, ich verbürge mich mit meinem Leben dafür."

„Sie wissen, Pater, daß wir Ihnen das Leben nicht nehmen, selbst wenn Ihre Absicht wieder nicht erreicht wird; aber es wäre doch immerhin schmachvoll für Sie und es bliebe Ihnen dann keine weitere Zuflucht, als sich von weltlichen Angelegenheiten gänzlich zurückzuziehen, und in irgend einem Dorfe eine Pfarre zu übernehmen. Also Sie glauben," fuhr der Prior nach einigem Schweigen fort, daß wir sie alle Drei sicher haben und wenn dieses Ziel erreicht ist, was machen wir denn?"

„Den Bräutigam müssen wir auf alle Fälle nach Kopenhagen zurückschicken und zwar unter ihn möglichst stark verdächtigenden Umständen."

„Ich verstehe Sie nicht recht," sagte der Prior.

Der Pater flüsterte diesem einige Worte zu und während ein dämonisches Lächeln um seine Lippen schwebte, sagte er:

„Hm, hm, das ginge, man müßte sich nur an Seine Majestät den König Christian direkt wenden."

„O nein, das ist völlig unnöthig, zunächst machen wir die Sache mit der Polizei, dann ist es immer noch Zeit genug, Seine Majestät in Anspruch zu nehmen."

„Und was geschieht mit dem Mädchen?" fragte der Prior nach längerem Hinbrüten.

„Wir schicken sie in das Kloster der Ligurianer zu Wien, dort muß sie katholisch werden, den Schleier annehmen und ihr Vermögen dem Kloster vermachen, dann haben wir unsern Zweck in Bezug auf das Mädchen erreicht."

„Und der Bürgermeister?" fragte der Prior.

„Muß endlich zur Rechenschaft gezogen werden," entgegnete der Pater.

„Aber die Sache ist nicht so einfach, wie Sie glauben, sobald uns viele Beweise fehlen, einen Menschen zu verdächtigen, der bei dem König Christian in sehr hoher Gunst steht."

„Ich habe mich an unsern Geschäftsfreund in Kopenhagen gewendet, er hat nach Flensburg berichtet und wir werden nächstens darüber hören, unzweifelhaft wird Hansen in Flensburg Feinde genug besitzen, die gern ihre Hand reichen, alle Materialien zu sammeln, ihm irgend ein Verbrechen zu beweisen."

„Nun wohl denn, Pater, ordnen Sie diese Angelegenheit nach Kräften, dann werden Sie alle Vorurtheile bekämpft haben, die wir bisher gegen Sie hegten, und statt ein Dorfpfarrer zu werden, würde eine Bischofsmütze Sie belohnen. Aber wenn wir nach Szerzki gelangt sind, und selbst dort den Herrn Bräutigam antreffen, wer soll ihn dann anlocken?"

„Der alte Roger ist der einzige, welchen wir uns in dieser Beziehung am besten bedienen können, er wird seine Tochter mit sich nehmen und diese versteht auf das Vortrefflichste Komödie zu spielen. Aber woran wir nicht gedacht haben, das ist die alte Frau Rothenfelser, die noch bei uns ist. Wäre sie denn nicht das beste Pfand, welches wir in Händen haben?"

„Nein," sagte der Prior, „im Gegentheil, wir werden sie entlassen, sie ist von gar keiner Wichtigkeit, eine Mutter läßt man vielleicht eher im Stich, als eine Braut. Also zur Sache."

Das Schloß Szerzki.

In einem fruchtbaren Thal, rings eingeschlossen von mit Wald bedeckten Gebirgen, durchströmt von einem Flüßchen, das durch Regengüsse und durch den Zufluß einiger von den Höhen herabstürzenden Bäche oft zu einem mächtigen Strome anschwillt, liegt auf einem hohen, fast senkrecht aus der Ebene aufsteigenden Felsen das alte Schloß Szerzki.

Längst ist die Bedachung und das innere Holzwerk ein Raub der Flammen geworden, die Mauern sind an vielen Stellen eingestürzt, der Thorweg verfallen und mit dichtem Gesträuch und Brombeerbüschen bewachsen.

Die Thürme indessen erheben noch immer stolz und trotzig ihr Haupt in die Lüfte, von Alter, Rauch und wilden Ungewittern geschwärzt.

Man konnte sie mit Riesen vergleichen, welche noch immer treue Wache zur Erinnerung einer großen Vergangenheit halten; Epheu-Guirlanden winden sich an den Zinnen und Mauerresten empor und flattern wie grüne Fahnen im Winde.

Der Sturm heult durch die großen und leeren Fenster, und Steinmarder, Eulen und Raben theilen sich nun in die einst glänzende Behausung eines alten, böhmischen ritterlichen Geschlechts.

Zieka hatte hier furchtbar gehaust und gleich so vielen Burgen und Klöstern, mußte auch das Schloß Szerzki aufflammen in hellen Gluthen, während die Besitzer unter den Keulen und Dreschflegeln der Taboriten verröchelten, ein Opfer der Volkswuth, die sich empörte gegen den Druck des Pfaffenthums und der Aristokratie und ihre Banner blutgeröthet, bestrahlt vom Brande unzähliger Dörfer, Behausungen, Schlösser und Klöster, bis unter die Mauern der zitternden Hauptstadt trug und dort ihr Lager aufschlug.

Jahrhunderte sind vergangen und alles ist wieder in das alte Geleise zurückgekehrt.

Die Hussiten sind ausgestorben und verschollen, die Thaten der

Väter verwiesen worden in die Lieder des Volks und in die Blätter der Geschichte.

Hundert Ruinen aber, so wie das alterthümliche Tabor am Teiche Jordan, reden und zeugen von ihnen und predigen ihrem Volke mit steinernen Zungen von der großen Vergangenheit.

Längst hatten sich die späteren Besitzer von Szerzki in der Ebene ein schönes Schloß gebaut, bequemer, wohnlicher und in einem eleganteren Geschmack.

Nur die Kraft sucht die Höhe, die Entfernung, die Fläche.

Die großartige Ruine blickt noch immer stolz auf die Verflachung der Gegenwart und den Untergang des Czechenvolkes.

Viele Dörfer gehören zu der Herrschaft, deren Mittelpunkt das Schloß bildet. Aus dem Besitz eines ahnenstolzen Geschlechts, dessen letzter Sprosse den Rest des Erbes seiner Väter im Spiel vergeudet, mit englischen Rossen und thörichtem Luxus versplittert und im Auslande verpraßt hatte, war es in den eines fremden Proletariers übergegangen.

Ein herrlicher Park, zum Theil durch die Kunst geschaffen und mit Teichen, Blumenbeeten, Glashäusern, Tempeln und Statuen geschmückt, zum Theil wohl gebildet, in dem man Wege zu Alleen durch einen üppigen Anflug und hochstämmigen Wald schlug, umgiebt es von allen Seiten.

Aus den Fenstern hat man eine herrliche Aussicht auf die Ebene mit den friedlichen Dörfern, auf die Waldgebirge und auf die Ruinen.

Die Einrichtung in den Gemächern ist alterthümlich, schwerfällig.

Schwere Damastvorhänge, deren Farbe durch die Sonne und die Zeit bleichte und mit goldenen und silbernen Franzen eingefaßt, hängen vor den Fenstern, Plafonds sind von halberhabener Gipsarbeit, die Wände hier und da getäfelt, oder mit verblichenen Tapeten bedeckt.

Die Kamine sind mit rothgrauem Marmor ausgelegt, die Stühle mit hohen Lehnen und kunstvoller Schnitzarbeit.

Hier und da hängen in den Zimmern und Gängen stark geschwärzte Bilder, Portraits von Herren und Frauen von Szerzki, in

der alten Tracht oder in kriegerischer Waffenrüstung; die Gesichter der Männer sind voll tiefsinnigen Ernstes, kalter Verschlossenheit und Tapferkeit.

Die Züge der Frauen hingegen erschienen anmuthig, voll Schönheit und weiblicher Würde.

Aber auch in diesen Frauengesichtern herrschten, wie eine Familienähnlichkeit, dem czechischen Volke eigenthümliche Züge, an Stirn, Auge und Mund vor.

Jagdstücke, Reiherbeizen und Schlachtscenen wechselten mit alten Fahnen und einzelnen Waffenstücken von Rost zerfressen, mit Staub bedeckt. Es herrschte überall ein kalter, schneidender Contrast zwischen Antikem und Modernem, zwischen Gegenwart und Vergangenheit; denn das Schloß war vielleicht seit zwei Jahrhunderten nicht von seinen Besitzern bewohnt worden, welche stets die Hauptstadt oder das Hoflager dem einförmigen Leben auf ihren Besitzungen vorzogen.

Diese Herrschaft hatte der alte Freund Heinrichs angekauft, um es diesem und seiner Braut Maria zum Geschenk zu übergeben.

Wir werden später erfahren, in welchen Beziehungen er zwischen dem liebenden Paare stand und in wiefern seine Bestrebungen gelungen waren.

Als er mit frohem Muthe hierhergeeilt war, davon Besitz zu nehmen, hatte er schwerlich eine Ahnung, welche gräßliche, heimtückische Kabale von anderer Seite seinen edlen Plan durchkreuzen würde.

Der Frühling hatte bereits begonnen, der Landmann sah mit frohen Hoffnungen der Ernte entgegen.

Auch in dem herrschaftlichen Meierhofe gab es ein reges, thätiges Leben, und der alte Friedenreich, so wollen wir den Freund Heinrichs von jetzt ab vorläufig nennen, der mit seinem Schützling hier eingetroffen, suchte durch angestrengte Thätigkeit seine Sorgen zu zerstreuen. Heinrich lebte still und zurückzogen; er hatte nie die Reize des Landlebens empfunden; in der geräuschvollen Residenz wurde er nichts von diesen Freuden gewahr. Jetzt überließ er sich ganz den großartigen, erhabenen, begeisterten Hoffnungen und Liebe predigenden Eindrücken, welche sein großes, edles Herz mit unnenn-

barer Wonne erfüllte. Der frühe Morgen fand ihn schon im Park, wo er die schönsten Plätze aufsuchte, um sich seinen rosigen Träumen hinzugeben. In seinen Träumen stand das Bild, welchem er sich von der Zukunft überließ, bald sollte ja auch nach der Versicherung seines Gönners, Marie eintreffen.

Wir werden weit entfernt sein, dem jungen Manne den Vorwurf zu machen, daß er sich in seinem jugendlichen Alter dem Müßiggang überließ. Heinrich war schon zu sehr von Prüfungen heimgesucht worden, um nicht jetzt an den Frieden, ja mit einer gewissen Sehnsucht, an eine, man möchte sagen, Einsiedelei zu denken.

Wenn das menschliche Herz gefoltert ist, so sehnt es sich nach Ruhe, in Heinrichs Seele regten sich nur zwei Wünsche: Es war das Wiedersehen seiner Mutter, seiner Braut und sein Vaterland befreit zu sehen.

Es berührte ihn schmerzlich genug, nicht selbst Hand an das große Werk legen zu dürfen; aber wie oft hatte er sich vergebens bemüht, dies zu thun, war er nicht überall auf Hindernisse gestoßen?

Wenn er im Park mit verschränkten Armen sinnend auf- und niederging, so trat ihm öfter der Gedanke nahe, daß er zurück müsse nach Holstein, um zu erfahren, wie die Sachen stehen; denn die Zeitungsnachrichten, die er erhielt, waren mangelhaft. Man hatte in österreichischen Blättern wenig von der Tapferkeit der Preußen gesprochen, die jetzt vor den Düppeler Schanzen lagen, während die österreichischen Truppen vorläufig in Ruhestand versetzt waren.

Einige hundert Schritte vom Schlosse liegt das Dorf Szerzki von Landleuten bewohnt, welche unbekümmert um den Wechsel ihrer Gutsherrn und das Leben im Herrnhause, ihren täglichen Beschäftigungen nachgingen.

Was kümmerte sie auch dies?

Der Name des Besitzers wechselte, die Abgaben, Dienste und Frohnen blieben gleich schwer, gleich drückend.

Der Sturm auf die Düppeler Schanzen*)
am 18. April 1864.

Die preußische Waffenehre war vor Düppel engagirt und jedes Regiment sollte Antheil haben an der Ehre, bei dem Sturmangriff darzuthun, was die Söhne und Enkel der gefeierten Krieger von anno 13 vermögen.

Die Compagnieen loos'ten und die, welche den ernsten Glückswurf gethan, wurden auf das Sorgfältigste im schnellen Wegräumen und Ueberwinden von Hindernissen eingeübt.

Von früh um 4 bis 10 Uhr verstärkte unsere Artillerie ihr Feuer und wirkte mit 118 Geschützen gegen sämmtliche Schanzen, das dahinter liegende Terrain und die Batterieen auf Alsen. Letztere allein antworteten noch und zwar mit den schwersten Geschützen. Der am 17. ausgegebenen Disposition gemäß, hatten sich 6 Sturmcolonnen, den Schanzen 1 bis 6 entsprechend, in der Stärke von 6 bis 12 Compagnieen, im Ganzen 11½ Bataillone (aus allen Infanterie-Regimentern) und 4½ Pionier-Compagnieen, schon vor Tagesanbruch in den Approchen verdeckt aufgestellt. Dahinter als Hauptreserve die 11. Infanterie-Brigade (Canstein) und 4 Feldbatterieen hinter dem Spitzberge, und die combinirte Brigade Raven (Leib- und 18. Regiment) in der Nähe der Chaussee, gedeckt durch das Stenderuper Holz. Als allgemeine Reserve die 12. Brigade (Röder) und 2 reitende Batterieen bei Nübel. Der Rest der Garde-Division, 6 Bataillone, 1 Ulanen-Escadron und 3 reitende Batterieen bei Satrup. Die 25. Brigade Schmid verblieb in ihrer Vorposten-Stellung auf dem linken Flügel und die 26. Brigade Göben, die einen speciellen Auftrag hatte, stellte sich hinter dem Satruper Holze auf. Es waren ihr das Westphälische Jäger-Bataillon, 3 Feld-Batterieen und die Ponton-Colonnen beigegeben; endlich waren drei

*) S. Dedenroth's Winterfeldzug.

Escadrons von den Zieten-Husaren hinter die Büffelkoppel zusammengezogen.

„Woll- und Heusäcke," schreibt ein Correspondent, „und Matratzen waren in Vorrath gehalten, um die erwarteten Pfähle und Spanischen Reiter oder Wolfsgruben unschädlich zu machen. Schon lange zuvor war die Disposition bekannt und die Leute hatten Zeit gefunden, sich mit dem Gedanken an ihre Bestimmung vertraut zu machen. Die Schanzen auf dem preußischen rechten Flügel sollten gleichzeitig genommen werden. Dies war die Aufgabe des ersten Treffens, dessen einzelne Abtheilungen auf jede Schanze, der Stärke dieser angemessen, vertheilt waren. Jeder Sturmcolonne war ein Pionier-Commando, so wie ein Offizier und 20 Mann freiwilliger Artilleristen beigegeben. Gezogene und Feldgeschütze standen bereit, die nach erfolgreichem Sturm von den Pionieren vorbereiteten Schanzen zu bewaffnen und gegen den feindlichen Rückzug zu wirken. Das zweite Treffen, bis dahin Reserve, sollte die rückwärts belegenen Werke, von denen man glaubte, daß der Feind sich darin zu setzen versuchen werde, nehmen und die Dänen in die Brückenköpfe werfen. Gleichzeitig sollte auf dem äußersten linken Flügel eine Diversion und ein Uebersetzen einer Brigade nach Alsen (bei Sandberg) jedoch nur als Demonstration versucht werden."

Je zwei Offiziere des Hauptquartiers waren zu jeder der sechs Sturmcolonnen commandirt, um Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen und dem Feldmarschall rechtzeitig Meldung über Fortgang und Erfolg des Sturmes zu machen.

Gegen 2 Uhr Nachts stellten sich diejenigen Compagnieen der verschiedenen Regimenter, welche den ersten Angriff machen sollten, in den verdeckten Laufgräben und Parallelen auf, wo sie 8 Stunden lang verblieben. Während dieser Zeit wurde die Beschießung der feindlichen Schanzen von all' unsern Batterieen mit äußerster Heftigkeit fortgesetzt, und über das ganze Terrain legte sich allmählich ein dichter Pulverrauch.

In den Trancheen gingen die Geistlichen umher, mit Gebet sollte es zum Sturm gehen, die Truppen hatten vorher das heilige Abendmahl genommen. Nicht wie der berauschte Moslem, nicht wie die wilden Turcos oder fanatisirten Zuaven ging der preußische

Soldat zum Sturme, sondern ernst, wohl der Gefahr, aber auch seiner gerechten Sache sich bewußt, muthig durch Selbstgefühl und hoher Begeisterung und nicht angefeuert durch Branntwein oder Leidenschaft.

Schlag 10 Uhr brachen die Sturmcolonnen gegen die ihnen bezeichneten Schanzen auf, voran eine Compagnie in Schützen aufgelöst, unmittelbar dahinter eine, bez. eine halbe Compagnie Pioniere und eine Compagnie Infanterie als Arbeiter, Handwerkszeug und Sturmgeräth tragend. Dahinter folgte auf 100 Schritt die eigentliche Sturmcolonne, bestehend aus 2—4 Compagnieen und dieser wiederum auf 100 Schritt eine eben so starke Reserve. Musikchöre spielten einen erst kürzlich componirten Düppel-Sturmmarsch und jene alten Siegesweisen, bei deren Klang das Preußenherz höher schlägt im Andenken an den Ruhm der Vorfahren.

Die Tirailleurs aller Sturmcolonnen brachen gleichzeitig vor und gingen schnurstracks unter Führung der attachirten Ingenieurs auf ihre Schanzen los. Ihre Aufgabe war, die letzteren nicht zu erklettern, sondern zu umzingeln und erst, wenn die Sturmcolonne gesiegt, der feindlichen Besatzung den Rückzug abzuschneiden. Die Arbeitercolonnen folgten den Tirailleurs unmittelbar. Sie trugen allerlei Utensilien, als Bretter, Leitern, Heusäcke, Pulversäcke (1/8 Centner) u. a. m. Zu ihnen gehörte je eine ganze oder halbe Pionier-Compagnie, deren Aufgabe war, die Wege zu ebenen. Die Sturm-Colonnen folgten ihnen schon auf 100 Schritt, diesen die gleich starke Reserve. Bei den letzteren befand sich je ein Artillerie-Offizier nebst 20 Mann Artillerie. Ihnen war es anheim gegeben, die feindlichen etwa sich vorfindenden Geschütze wo möglich umzudrehen und gegen die Dänen zu kehren, eine Aufgabe, welche mehrfach mit Erfolg durchgeführt wurde.

„Früh um 9½ Uhr," schreibt ein Augenzeuge, „war alles vorbereitet und mit dem Schlage 10 Uhr wurde das Signal „Vorwärts" gegeben.

Plötzlich belebte sich das Terrain vor den Schanzen. Aufgelöst in Tirailleurketten, voran die Führer, die Pioniere und das Häuflein Artillerie, stürmte die ganze Linie ohne Aufenthalt, untermischt mit den Trägern der Matratzen und Wollsäcke.

Vorher hatte der Kanonendonner seine größte Höhe erreicht, mit einem Male schwieg er, nur die Gammelmarker Batterieen donnerten ohne Aufhören. Die öden Wälle des Feindes wurden munter, das Geknatter der dänischen Gewehre übertönte die Hurrahs vor ihnen. Eilig liefen die dänischen Artilleristen zu den immer noch bereit stehenden Geschützen und schickten ihren Eisenhagel noch einige Male in die Reihen der Unsrigen. Selbst die Schanze 3 feuerte noch aus 2 Geschützen, trotz der rauchenden Trümmer des Blockhauses. Eine athemlose Menge sah auf den Dünther Höhen dem erregenden Schauspiel zu; der Kronprinz, der Marschall nebst Gefolge, zahlreiche Offiziere der österreichischen Armee, Beamte, Soldaten und Civilisten harrten klopfenden Herzens auf die Erfolge der Unseren. Todtenstille herrschte, und starr hefteten die Blicke an den preußischen Linien. Auf einmal flog ein donnerndes Hurrah über die Lippen: die erste preußische Flagge wehte von den Communicationen zwischen 2 und 3, dann von der Schanze 6, dem riesigsten der Werke. Ganze Regimenter warfen die Gewehre fort und drangen mit dem Säbel in der Hand auf die Schanzen."

Der erste Sturm, auf die Schanzen von Nr. 1 bis 6, wurde von der preußischen Infanterie ohne einen Schuß zu thun, unter dem heftigsten feindlichen Infanterie- und Kartätschenfeuer mit lautem Hurrah ausgeführt. Die Officiere voran, stürmten unsere Leute, ohne sich umzusehen und, nur ihr Ziel im Auge, vorwärts, überwanden die Hindernisse schnell und erstiegen die Schanzen trotz des sie begrüßenden Gewehrfeuers und Kartätschenhagels in der Zeit von in der That nur wenigen Minuten; denn 22 Minuten nach 10 Uhr waren die Schanzen 1, 2, 3, 5 und 6, und bald nachher auch 4 unser, und die preußische Fahne wehte im hellen Sonnenschein von den Dänischen Bollwerken.

Schon in der Nacht vor dem Sturme, schreibt ein anderer Augenzeuge, hatten die Pioniere, auf allen Vieren herankriechend, die meisten Wolfsgruben der Dänischen Schanzen mit Sand zugeschüttet. Die Wolfsgruben sind Erdlöcher, in welchen sich spitze Pfähle erheben.

Außerdem hatten die Dänen ihre Schanzen mit vielerlei Hemm-

nissen umgeben. Pallisadenwälle, Gräben, Moraste, mit breiten Faschinenmessern bespickte spanische Reiter, Eggen, Dornenbündel u. s. w. versperrten den Zugang. Alle diese Hindernisse, von deren Schrecklichkeit dänische Blätter so viel geprahlt, wurden mit Hülfe der braven preußischen Pioniere rasch genommen. Letztere hieben mit ihren Aexten unter einem Hagel von Kartätschen- und Flintenschüssen Bresche in die Pallisaden, füllten die Gräben und Moraste mit Sand aus, von dem jeder Soldat der Sturmkolonne einen Sack auf der Schulter trug, und brachen die Messer und Zacken aus den Eggen und spanischen Reitern los oder bedeckten dieselben gleichfalls mit ihren Sandsäcken.

Die Stürmenden erstiegen die einzelnen Schanzen von rechts und links in beständig wechselnden Zickzacklaufen, um dem Feuer der feindlichen Kanonen auszuweichen.

Beim Abhauen der Pallisaden wurden zahlreiche Officiere und Soldaten vom 3. und 7. Pionier-Bataillon verwundet, u. A. wurden bei der geschlossenen Sternschanze Nr. 6 ein Ingenieur-Officier und drei Mann durch Granatsplitter fast gänzlich in Stücke zerrissen.

Die Schanze Nr. 1 war bereits verlassen und wurde daher zuerst ohne Kampf genommen. Nr. 2 brannte schon seit dem vorigen Tage, wurde aber trotzdem sehr mannhaft vertheidigt. Sie wurde zuerst nur von Garde-Compagnieen berannt, dann aber unter Beihülfe der 60er und 35er genommen, welche von hier aus sofort auch Nr. 3 erstürmten und dann auf den Brückenkopf losgingen.

Innerhalb 20 Minuten waren die Schanzen von den Preußen genommen, und zwar nach verzweifeltem Widerstande von den Seiten der Dänen, die von den Officieren gewaltsam vorgeschickt wurden. Da vom Schießen bei solchen Handgemenge nicht die Rede sein konnte, so hat eine schreckliche Metzelei stattgefunden.

Bald nach 12 Uhr Mittags war auch der Brückenkopf erobert. Nachdem Nr. 3 genommen war, begann der Sturm auf die beiden Schanzen des Brückenkopfs; wobei u. A. Seconde-Lieutenant Graf Schulenburg vom 35. Regiment den Heldentod fand. Die Schanze Nr. 6 war eine der ersten, welche von den Pionieren des 7. Garde-Regiments „Königin Elisabeth" erobert ward. Nr. 7 wurde zuerst durch Hauptmann v. Hellner und Lieutenant von Treskow vom 18.

Regiment mit ihren Leuten erklommen. Bei Nr. 8 und 9 waren das Leib-Regiment und die Garden engagirt. Das Leib-Regiment focht auch besonders mit Kraft an der nördlichen Schanze des Brückenkopfs.

Die beiden Brigaden der Hauptreserve, Canstein nnd Raven, traten in das Gefecht ein, als Nr. 1 bis 6 genommen war und während die ersten den Feind aus seiner zweiten Position in den neuangelegten Werken herauswarf und die Schanze Nr. 7 nahm, stürmte die Brigade Raven die Schanzen Nr. 8 und 9 und zwang in Gemeinschaft mit der nun auch vorgerückten Brigade Schmid die Schanze Nr. 10 sich zu ergeben.

Bald nach 12 Uhr waren sämmtliche Schanzen in unserer Hand und der Feind nur noch im Besitze des Brückenkopfes, von wo er, ebenso wie aus den Batterieen bei Sonderburg, ein heftiges Feuer unterhielt, an welchem jedoch „Rolf Krake," der sich, augenscheinlich beschädigt, zurückgezogen hatte, keinen Theil mehr daran nahm.

Gleichzeitig erstürmte das Brandenburgische Füsilier-Bataillon Nr. 35, welches die Tête der Brigade Canstein hatte, den bisher noch nie eroberten Brückenkopf mit dem Bajonett, und um halb 1 Uhr gab es außer Todten, Verwundeten und Gefangenen keine Dänen mehr in Sundewitt.

Der Feind hatte inzwischen, noch bevor der Brückenkopf genommen, die eine Brücke in Brand gesteckt und ließ darauf die beiden andern abfahren.

Das Geschützfeuer aus den Schanzen auf Alsen und das Gewehrfeuer aus dem Sonderburger Schloß dauerte ununterbrochen bis zum Finsterwerden fort und richtete noch manchen, obwohl im Verhältniß zu dem heftigen Feuer nur geringen Schaden an.

Wir geben hier noch den Bericht eines Correspondenten der National-Zeitung. Er schreibt:

„Was ich Ihnen heute über das Ereigniß des Tages schreibe, sind nur Notizen, die möglicherweise Ungenauigkeiten enthalten.

Nachdem das Bombardement in der letzten Nacht und bis heute früh 10 Uhr mit großer Heftigkeit geführt worden, um die zum

Sturme bestimmten Truppen noch in der Dunkelheit in die dritte Parallele und resp. von der Sonderburger-Chaussee bis zum Alsensund bei Wester-Düppel und Rackebüll verdeckt aufgestellt worden waren, brachen Punkt 10 Uhr dichte Plänklerketten aus der ganzen Linie gegen die Werke vor, denen auf circa 60 bis 100 Schritt Colonnen folgten.

Die Plänkler stürzten sich im raschesten Laufe, die Hindernißmittel, als Ast-Verhaue, Gruben, Cäsarpfählchen, Eggen und Drahtlinien geschickt überspringend, in die Schanzengräben; ihnen folgten auf dem Fuße Pioniere mit Aexten, Schanzzeug, womit sie die Verhaue öffneten, die Dräthe durchhieben, die Pfählchen ausrissen, und da, wo die in den großen Gräben stehenden 8 Fuß hohen und ¼ Fuß starken und eng aneinander stehenden Pallisaden noch keine größeren Oeffnungen hatten, solche bald durch kräftige Hiebe herstellten, durch welche die Tirailleurs durchdrangen, um sofort die Brustwehren zu erklimmen.

Den Pionieren folgten Abtheilungen mit Erdsäckchen und Wollmatratzen, um die Wolfsgruben anzufüllen, die Eggen, Pfählchen ꝛc. zu überdecken und mit circa 8 Fuß langen Leitern zum etwaigen Ueberklettern der Pallisaden und Ersteigen steiler Brustwehren.

Diese Abtheilungen trabten den Têten der Colonnen unmittelbar voran, welche Vorarbeiten viel eher bedürfen, als die vereinzelten und sich frei bewegenden Plänkler. Die Letzteren richteten sich nun an den äußeren Seiten der Brustwehrkronen ein und feuerten in das Innere der Werke, in welche sie hineinsprangen, sobald die Colonnen die Werke umklammert hatten.

Dieser Gang der Dinge war Vorschrift und ungefähr auch der Grundzug bei der Ausführung. Um aber in der Beschreibung der letzteren genau zu sein, müßte man die Erstürmung der einzelnen Schanzen mit den dazu gehörigen Communikationswegen, Geschütz-Enplacements ꝛc. detailliren, was ich später wohl unternehmen möchte, für jetzt aber ist es unmöglich. Die Forts 1 bis 6 waren binnen 20 Minuten genommen und zwar gerade diese Flügelnummern zuerst, in weitern 15 Minuten war auch die dahinter liegende zweite Linie besetzt.

Die Leute gingen mit der größten Bravour vor.

Die Vertheidigung war auch ganz so, wie ich sie vor 14 Tagen voraussagte.

Die besten Geschütze waren nach Alsen geschafft. Die Vertheidigung fiel somit wesentlich circa 6000 Infanteristen zu, die hinter den Wällen postirt waren. Diese feuerten ihre Gewehre höchstens ein paar Mal ab und wandten sich dann zum eiligen Rückzug. Höchstens der vierte Theil hielt den Angriff aus und wurde mit dem Bajonett und Kolben niedergemacht. Dies war besonders in der überaus starken Curtine zwischen Nr. 2 und 3 der Fall. Die zweite Schanzenlinie wurde gar nicht vertheidigt. Schanze 10 kapitulirte. Anders war es mit den Forts 7, 8 und 9. Als die Infanterie gegen sie vorrückte, feuerten sie heftig mit Kartätschen, so daß die Colonnen Halt machen, und die Geschütze erst durch drei Batterieen, eine sechs-, eine vier- und eine zwölf-Pfünder, welche bei Wester Düppel auffahren, zum Schweigen gebracht werden mußten, welche Aufgabe in circa 3/4 Stunden gelöst wurde. Dann wurden auch diese Werke gestürmt. Höchst auffallend ist es, daß die feindlichen Schiffe nicht in den Wenningbund hereinkamen. „Rolf Krake" allein kämpfte mit.

Als schon die zweite Linie gegen halb 11 Uhr genommen war, ging er circa bis auf 4000 Schritt nordöstlich der Gammelmark-Batterie vor und feuerte mit Shrapnells nach den Unseren in der zweiten Linie; doch zum Glück recht schlecht. Dagegen manövrirte er vorzüglich gegen jene Batterieen, die fortwährend Schnellfeuer auf ihn gaben, so daß sie ihn nicht kräftig fassen konnten.

Die Kanonen der Brückenköpfe, die Batterieen von Sonderburg kanonirten concentrisch auf die Unseren herunter, so daß der Kampf jenseits der Düppeler Höhen fürwahr ein heißer Strauß war. Hier wurde die Standhaftigkeit der Truppen auf eine sehr harte Probe gestellt — sie bestanden sie glänzend.

Nach verhältnißmäßig kurzer Zeit war der Sieg der ihre. Die Geschosse aus Stücken und Kleingewehr hagelten dort buchstäblich bis zur Nacht hernieder. Aber die Brückenköpfe waren um 3/4 12 Uhr ganz geräumt und somit das Festland Schleswig völlig erobert. Die südliche Brücke brannte schon von 11 Uhr an, die Zurückgehenden

mußten theilweise durch die Flammen. Wahrscheinlich wurde sie von den Dänen angesteckt; gegen Abend existirte sie nicht mehr. Sonderburg selbst brannte von halb 11 Uhr an, zuerst der südliche Theil. Schade war es, daß man die Werke nördlich von Sonderburg nicht zum Schweigen bringen konnte, sie beschlossen bis in die Nacht den ganzen Ost-Abhang der Düppeler Höhen, ja die Schanzen selbst und nicht ohne Erfolg.

Ueber die Eroberung der Schanzen 8 und 9 schreibt ein Augenzeuge:

„Augenscheinlich war ein Frontangriff der Schanzen 8 und 9 mißlich, die Tapferen aber wußten sich zu helfen, sie gingen an den Werken durch, faßten sie von hinten, und nach harter Bajonett- und Kolbenarbeit gehörte der Sieg ihnen. Zuerst fiel Schanze 9 und als die letzte von allen die wehrhafte Nr. 8. Kaum war der fliehende Feind bis in den Bereich jener Brückenköpfe vertrieben, als die Alsener-Batterieen ein unaufhörliches Granatfeuer gegen die nun mehr preußischen Schanzen begannen, was aber unsere Kanoniere nicht behinderte, so gut es gehen wollte, gezogene zwölf-Pfünder in die Trümmerhaufen, die ehemals Schanzen hießen, zu placiren und dem Feinde mit gleicher Münze zu dienen.

Die Beute an Material und Geschütz, welche gemacht worden, stellt sich als weit bedeutender heraus, als man von vorn herein übersah. In jeder Schanze und fast in jeder Communikation fand man schwere Geschütze, welche der Feind nicht einmal Zeit gefunden hatte, zu vernageln. Fast jedes Caliber ist vertreten.

Als die Preußen im Besitze des Brückenkopfes waren, warfen sie Batterieen auf, woran sie die ganze Nacht arbeiteten und sie mit vierundzwanzigpfündigen Granat-Kanonen armirten, die schon in der Frühe Sonderburg begrüßten. Gegen 10 Uhr trat Waffenruhe ein und jetzt begann man nun gegen Mittag das Schlachtfeld aufzuräumen.

Jede Bewegung, jedes Vorrücken der einzelnen Abtheilungen sagt ein anderer Bericht, geschah mit musterhafter Richtung und Geschlossenheit, und fast zu gleicher Zeit auf allen Punkten. Der so überraschte Feind wurde zum Rückzuge auf den Brückenkopf gezwungen; aber fast gleichzeitig mit ihm drang das 3. Jäger-Bataillon

nach, und schon um 2 Uhr wurden die Dänen aus der Schanze Nr. 1 mit ihren eigenen Geschossen und aus der Schanze Nr. 4 mit preußischen Vierundzwanzigpfündern, welche mit seltener Schnelligkeit dahin aufgefahren wurden, förmlich überschüttet. Nach einem halbstündigen, sehr hartnäckigen Kampfe, mußten sie auch diese Position räumen, um nicht gänzlich abgeschnitten zu werden.

Die Schanzen, behauptete ein Offizier, wären durchaus nicht so ruinirt gewesen, wie man glaubte; denn man fand in jeder Schanze aufgefahrenen Geschütze und bei vielen derselbeu die Bedienungsmannschaft theilweise todt oder verwundet liegen. Zwei Pulvermagazine und eine halbe Redoute sprangen in die Luft, ohne weiter den Preußen Schaden zuzufügen.

Die Sprengstücke der zerplatzten Granaten und die Shrapnels verwundeten 28 Mann, von welchen 8 sofort starben. Als eine Barbarei muß es bezeichnet werden, daß die Geschütze der letzterwähnten Schanzen mit den Shrapnels zugleich große, kantige Flintensteine abschießen, die freilich selten tödten, aber wenn sie treffen, abscheuliche Löcher reißen.

Die Schanzen 8 und 9 scheinen, nach ihren Projectilen zu urtheilen, jetzt mit sehr gut angezogenen Armstrang-Kanonen versehen zu sein. Im Laufe der Nacht erschien plötzlich das feindliche Linien-Dampfschiff „Skiold“ am Eingange des Wenningbunds und feuerte aus der weiten Distanz von 6500 Ellen eine volle Lage auf die preußische Stellung ab, richtete aber, so viel ich höre, gar keinen Schaden an.

Ueber die Betheiligung des 3. Garde-Grenadier-Regiments (Königin Elisabeth) beim Sturm ist Folgendes zu berichten:

Es haben vom Regiment in erster Reihe am Sturm Theil genommen die 1. 2. und 5. Compagnie und zwar war die 5. Compagnie bei der Sturmkolonne des Majors v. Conta vom 4. Garde-Regiment zu Fuß, deren Angriffsobjekt die Schanze Nr. 1, die 1. und 3. Compagnie bei der Sturmkolonne des Major v. Beeren vom Regiment Königin Augusta, welcher die Erstürmung der Schanze Nr. 6 aufgegeben war. Der übrige Theil des Regiments (5 Compagnieen) stand in Reserve.

Beide vorhergenannten Sturmkolonnen nahmen die ihnen an-

gewiesenen Schanzen im ersten Anlaufe, die Schanze Nr. 6 war diejenige, welche auf der ganzen Linie zuerst erstürmt wurde; obgleich die von den Laufgräben bis zur Schanze zurückzulegende Entfernung die größte und das feindliche Feuer aus Front und Flanke sehr heftig war.

Die 1. Compagnie des Regiments, welche der Sturm-Colonne des Major v. Beeren als Arbeiter-Compagnie vorangehen sollte, um die verschiedenen Hindernisse vor den Schanzen aus dem Wege zu räumen und die zu diesem Zweck mit großen Sandsäcken versehen war, warf, an die Hindernisse im schnellen Lauf herangekommen, Alles bei Seite, ergriff das Gewehr, überstieg die Hindernisse ohne Weiteres, erstürmte mit dem Bajonnet die Schanze und nahm von derselben Besitz. Die 3. Compagnie war gemeinschaftlich mit einer Compagnie vom Regiment Königin Augusta der vorderen Sturm-Colonne des Major von Beeren als Reserve gefolgt und erhielt, nachdem Schanze Nr. 6 genommen, den Auftrag, mit der Compagnie Königin Augusta zusammen, die zwischen Schanze Nr. 6 und 5 belegenen Schulzen Emplacements und demnächst die weiter zurückliegende Schanze Nr. 7 zu nehmen.

Dieser schwierige Auftrag wurde trotz des heftigsten Kartätschen- und Gewehrfeuers von allen Seiten mit der größten Bravour und Entschlossenheit ausgeführt. Nachdem auch Schanze Nr. 7 mit dem Bajonnet genommen war, wirkten noch Theile der 3. Compagnie gegen die Schanzen Nr. 8 und 10 mit. Auf dem rechten Flügel hatte die Sturmkolonne des Majors v. Conta, mit ihr die 5. Compagnie des Regiments, die Schanze Nr. 1 nach kurzem, aber heftigem, mit dem Bajonnet geführten Kampf genommen. Durch die Sturmkolonne auf Schanze Nr. 6 sind allein über 20 Geschütze erobert worden.

Von der Artillerie waren vorzüglich betheiligt: 4 bespannte Feldbatterieen, nämlich die beiden sechspfündigen der Hauptleute Minameyer und von Hundt, die zwölfpfündige, Hauptmann von Norreck und die vierzehnpfündige, Hauptmann Ribbentrog. Zuerst kamen dieselben in's Feuer gegen die Schanze Nr. 8. Kaum nämlich debouchirte die Brigade Raven aus dem Dorfe Düppel, als diese Schanze ein so mörderisches Kartätschenfeuer begann, daß ein Vor-

gehen nur unter großen Verlusten möglich war. Daher nahmen die beiden sechspfündigen Batterieen Stellung und brachten die Schanze dergestalt zum Schweigen, daß die Sturmkolonnen nur noch einen einzigen unschädlichen Kartätschenschuß bekamen. Nachdem das im Rücken neuerbaute Retranchement genommen war, rückte die Batterie Minameyer hinter dasselbe und kanonirte noch lange Zeit nach Alsen, während aufmerksame Pioniere derselben rasch eine Traverse schufen gegen den „Rolf Krake,“ der sich augenscheinlich bemühte, die Batterie zu flankiren. Die Artillerie hatte auf dem Wege hierher ein außerordentlich heftiges Feuer von Sonderburg her auszustehen. Eine 84 pfündige Bombe traf die Mittelpferde eines Geschützes, sprang in demselben Augenblicke und zerriß 4 Pferde nebst dem Mittelreiter, einen braven Mann, welcher noch im letzten Augenblicke seiner Frau gedachte, indem er seine Kameraden bat, ihr die Thaler, die er für sie gespart habe, zu senden. Dies war der einzige Verlust dieser Batterie.

Die Bettler-Familie.

Es war ein milder, heiterer Frühlingsmorgen an den ersten Tagen des Aprils.

Die Sonne war im Osten emporgestiegen, wie eine junge Königin,, liebliche Auro en tanzten vor ihrem Wagen und streuten Purpurblüthen auf ihren Weg, und bald umfing sie mit ihren Strahlen die alte Mutter Erde.

Die Lerche schwang sich mit lautem Jubel aus den schwarzen Schollen in das Blau der Luft.

Die dampfenden Opferaltäre rauchten, die Wälder schwenkten leicht im Morgenwinde ihre grünen Blätterfahnen.

Das Blumenvolk öffnete seine Blüthenaugen, um die Strahlen des Lichts zu trinken.

Am fernen Horizort regten sich perlengraue durchsichtige Wölkchen mit Gold- und Purpurrändern, wie ein leichter Schleier halb um dies Sonnenantlitz.

Die ganze Natur blühte, athmete und verbreitete wonnigen Duft. —

Millionen Thautropfen funkelten wie Diamanten an den Grasspitzen und auf den Blumenkelchen.

Der Adler wiegte sich mit starken Fittichen im Blau der Luft und Vögelchöre wetteiferten im Gesange; die Blumen und Blüthen hingegen im Duft und in der Farbe.

Schmetterlinge gaukelten liebkosend von Kelch zu Kelch, und die geschäftigen Bienen wiegten sich auf Blüthen, um reich beladen mit süßer Beute zu ihrem Stocke zurückzukehren.

Solche ruhige, feierliche Morgenstunden, in welchen die ganze Natur einem unendlichen Tempel gleicht, in dem Millionen Geschöpfe zugleich ihren Gottesdienst feiern, wenn auch jedes auf seine eigene Weise, unbekümmert um den Nachbar und von ihm ungestört: solche heiligen Stunden sind es, in welchen auch das menschliche Herz sich weit öffnet, und die erhabensten, heiligsten Gefühle ziehen mit weißen Unschuldsgewändern bedeckt in die Seele ein, wie Vestalinnen*) in den Tempel des heiligen Feuers.

In solchen Morgenstunden gleicht das Herz des Menschen dem Vorhofe vor dem Allerheiligsten, angefüllt mit Priestern und Leviten und mit betenden Frommen.

Mit solchen Gedanken und Gefühlen streifte Heinrich durch den schönen Park.

Er war in einem grünen enganschließenden Jagdrock gekleidet, die Vogelflinte hing an einem Riemen über der Schulter, aber kein Mordgedanke kam in seine Brust gegen die unschuldigen kleinen Thierchen, welche sich singend und zwitschernd von Ast zu Ast schwangen.

Er wandelte ja in einer Welt voll Liebe, mit einem edlen Herzen begabt. Er schlenderte durch die Wiese und streifte die Thautropfen von den Gräsern, daß sie blitzend im Sonnenstrahl in Hun-

*) Altrömische Priesterinnen der Vesta, deren Element das Feuer war.

derten von kleinen funkelnden Diamanten zersprangen. Er pflückte Blumen und wilde Blüthen zu einem Strauß, mit welchem er seinen alten und geliebten Freund beim Frühstück freudig zu überraschen gedachte.

So war er bis an das Ende des Parks gekommen, von wo er in die Ebene hinausblickte, welche voll Wiesen und Gehöfte und von grünen Hecken durchschnitten, sich seinen Blicken zeigte.

Sein Auge schweifte sehnsuchtsvoll in die Ferne, wo blaue Berge den Horizont abschlossen und eine dunkle Linie kaum ihre riesigen Häupter von dem tiefblauen Firmament trennte.

„O, daß ich sie erblickte," tönte es in seinem Innern, „wann wird sie kommen, wann werde ich sie sehen, wann wird endlich die Stunde schlagen, in der wir uns wiedersehen, um nie, nie von einander zu scheiden? Mein Herz pocht angstvoll, wenn ich an Sie denke, es ist mir, als ob ein neues Unglück unsere Vereinigung stören würde. Zittere aber nicht, Du armes Herz, Gott wird Alles zum Guten lenken!"

Ein lautes Stöhnen drang jetzt plötzlich von Außen her an sein Ohr.

Er lauschte, — es war ein Stöhnen, wie es sich nur aus der Brust eines zu Tode Ermatteten, eines Sterbenden, loszuringen vermag.

Dazwischen tönte wieder lautes, heftiges Schluchzen und eine Mädchenstimme rief: „Mein Vater, Du stirbst!"

Da schwieg das Aechzen einige Sekunden und eine tiefe Männerstimme antwortete in öfteren Absätzen und mit schmerzlich bewegter Stimme:

„Ich glaube, es ist der Tod, der mir an's Herz tritt, Charlotte, Kälte, fürchterliche Kälte durchschauert mich und macht das Mark in seinen Gebeinen gerinnen. Nun bleibst Du allein und hülflos in der Welt zurück, o meine arme Charlottte!"

Heinrich beugte sich neugierig vor, aber die Hecke war zu hoch, um sehen zu können, was jenseits derselben vorging. Er besann sich daher nicht lange, sondern lief etwas weiter aufwärts, wo eine Barriere den Fahrweg absperrte, der aus dem Freien in den Park führte und eilte hinaus.

Betroffen blieb er einen Augenblick vor der Gruppe stehen, welche sich dort seinem Blicke darbot.

Auf zusammengetragenen Baumblättern und Gras, über welches eine zerrissene Decke gebreitet war, lag ein Bettler in Lumpen gehüllt, bleich und wie es schien sterbend.

Der Kopf desselben ruhte in dem Schooße eines jungen, ärmlich gekleideten Mädchens, das ihm die Arme um den Hals geschlungen hatte, seine Wange zärtlich streichelte und dabei bitterliche Thränen vergoß.

Ihr gegenüber lag ein großer, schwarzgefleckter Hund, der mit seinen klugen Augen wehmüthig bald auf seinen Herrn blickte, dem er die Hand leckte, bald auf die Kleine.

Neben ihm stand ein kleiner Karren, welcher die wenigen Habseligkeiten der wandernden Bettler-Familie enthielt und an dem ein Zuggeschirr von Riemen angebracht war.

Sie schienen im Freien übernachtet zu haben und der Alte war wahrscheinlich in Folge der bösen Nachtluft und der Ermattung plötzlich erkrankt.

Da ließ Heinrichs gutes Herz ihn nicht lange in Zweifel, was zu thun sei und er näherte sich der Gruppe.

Da schlug der Hund, den Fremden witternd, an, und das junge Mädchen wendete ihr thränenfeuchtes Antlitz nach ihm; als sie Heinrich bewaffnet vor sich stehen sah, mochte sie ihn wohl für einen Feldhüter oder Jäger halten, und bat flehentlich ihres kranken Vaters zu schonen.

Heinrich aber fühlte sich sonderbar bewegt von den bittenden Blicken aus den blauen, unschuldigen Mädchenaugen und dem Klange der weichen, sanften Stimme. Es lag etwas in ihren Zügen, wie in ihrem ganzen Wesen, was ihn an die in der Ferne weilende Braut erinnerte.

„Hältst Du mich für einen so bösen Menschen?“ redete er sie in sanftem Tone an, daß Du glaubst, ich könnte Euch etwas zu Leide thun? Fürchte von mir nichts; aber sage, ist dies Dein Vater?“

„Und was ist ihm denn begegnet?“ fragte Heinrich immer theilnehmender, so sage es doch!“

„Er hat das Fieber," versetzte die Gefragte mit überströmenden Augen, „wir konnten gestern Abend das Dorf nicht mehr erreichen, auch getrauten wir uns nicht, hier im Schlosse um ein Unterkommen zu bitten. Mein Vater," setzte sie bitter hinzu, „ist nur ein Bettler und dem weiset man die Thür an den Häusern, wo man nur den Reichthum kennt und das Wohlleben, nicht aber die Armuth und die Noth. Da ist es denn in der kalten Nacht gar böse mit ihm geworden, und es scheint, daß er nun sterben muß!"

„Hättet immerhin ansprechen können in Szerzki und um Almosen und Nachtquartier bitten mögen," rief Heinrich. „Der Besitzer dieses Hauses hat noch keinen Armen unbeschenkt von seiner Thür laufen lassen."

„O, so helfen Sie, junger Herr," flehte das junge Mädchen ängstlich, als der Alte wieder, von der Fieberhitze geschüttelt, zu zittern begann und mit den Zähnen klapperte.

„Ja," murmelte Heinrich zwischen den Zähnen, „wenn ich ihn erst im Schloß hätte, sollte ihm bald geholfen werden, aber hier ist guter Rath theuer."

Plötzlich fiel ihm seine mit Wein gefüllte Blechflasche ein, welche er in der Jagdtasche stecken hatte.

Er nahm sie heraus und flößte dem Bettler einige Tropfen von dem Weine ein.

Sei es nun, daß der Paroxismus vorüber war, oder daß das Getränk ihn erwärmt hatte, der Kranke fühlte sich besser und schlief bald ein.

Heinrich konnte sich von seinem ihm so plötzlich vom Schicksal zugewiesenen Schützling nicht mehr trennen. Er betrachtete unverwandt das liebliche Gesicht des Mädchens, die ihn immer an Marie erinnerte, und setzte sich neben sie, indem er auf Mittel sann, wie zu helfen sei.

Eine Stimme im Park rief seinen Namen.

„Nun ist es gut!" jubelte er, „es ist Kurt, der mich zum Frühstück ruft, er mag Deinen Vater hineinbringen und für das Weitere sorge ich. He! Kurt! hollah! hierher!" und bald erschien ein Jockey, welcher verwundert stehen blieb, als er den jungen Herrn bei der Bettler-Familie sah.

„Nun Kurt!“ sagte dieser, „was stehst Du und gaffst mich an, als hätte Dir einer beim Rennen den Preis vor der Nase weggeschnappt,“ sagte Heinrich, „tritt näher und packe hier an, sei behülflich, wo es noth thut. Packe hier an. Hast Du meinen Befehl nicht gehört?“

„Soll ich die Bettler fortjagen, Euer Gnaden?“ fragte Kurt und machte dabei ein Gesicht, welches bewies, er habe nicht geringe Lust, sein Müthchen an dem Pack zu kühlen, das sich mit seinem Herrn so gemein zu machen schien.

„Elender,“ rief Heinrich, „im Gegentheil, wir werden sie hier behalten und müssen ihnen helfen. Der Alte ist munter geworden, greife ihm unter die Arme, hilf ihm aufstehen, so werden ihn seine Beine schon in das Herrenhaus tragen, dort führe ihn in die Gesindestube und er wird sich erholen.“

„Aber, gnädiger Herr,“ wandte der Jockey zögernd ein, „es ist ein Bettler.“

„Angepackt!“ rief Heinrich, durch des Dieners Einrede erzürnt, oder ich jage Dich zum Teufel!“

Durch diese Worte in Furcht gesetzt, unterstützte der Diener kopfschüttelnd den Alten, der sich mühsam von seinem Lager erhob und von Charlotten und dem Jockey geleitet, dem Eingange zum Schlosse zuwankte.

Der Hund, welcher wohl glauben mochte, es komme nun zum Aufbruche, lief, gehorsam der langgeübten Pflicht, mit freudigem Bellen ohne den Karren hinterher.

„Ja so,“ sagte Heinrich vor sich hin, indem er den Hund anschirrte und die Stange des Karrens in die Hand nahm, „das Ding darf ja auch nicht hier bleiben.“

Er zog den Karren mit dem Hunde fort und folgte seinem Schützling befriedigt, als ihn ein dankbarer Blick des Mädchens traf, welches unter Thränen lächelte.

Kurt aber brummte viel in den Bart von Launen und Albernheiten großer Herren und unverschämtem Bettelpack, das fortgejagt werden müßte.

Der alte Freund Heinrichs wollte kaum seinen Augen trauen,

als er von der Terrasse herab, wo er auf Heinrich mit dem Frühstück wartete, die Caravane kommen sah.

Dieser aber ließ den Karren stehen, und eilte zu dem Alten, den er Vater nannte und brachte seine Bitte für die Bettlerfamilie an. „Nimm sie auf, mein guter Vater!“ bat er in innigem, flehendem Tone.

„Kannst Du von mir denken, daß ich Leute verstoßen werde, die der Hülfe bedürftig sind?“ fragte Friedenreich. „Aber ich muß es Dir offen gestehen, wir haben alle Ursache, vorsichtig zu sein und dürfen nicht die ersten, besten Menschen in das Haus nehmen. Wo fandest Du sie?“

„In der Nähe unsers Parks,“ versetzte Heinrich.

Friedenreich schien nachzusinnen.

„Nun, ich will sie aufnehmen,“ versetzte er nach kurzer Ueberlegung; was Ihr dem geringsten Eurer Brüder thut, das habt Ihr mir gethan, sprach der größte, der göttliche Menschenfreund,“ setzte er hinzu. „Aber wie gesagt, wir wollen vorsichtig sein und prüfen, denn glaube mir, mein Sohn, der heilige Orden wird uns sicherlich nicht ohne Späher gelassen haben.“

Heinrich brachte sie in das Gesindezimmer, wo dem Alten sogleich ein Bett eingeräumt und nach dem Hausarzt geschickt wurde, denn sobald die Dienerschaft den Willen ihres Herrn vernommen hatte, beeilte sich jedes Mitglied derselben, der sonst verachteten Bettler-Familie beizustehen.

Es war Abend geworden und die beiden Fremden in ihrem Zimmer allein, in welchem eine Lampe auf dem Tisch brannte.

Der alte Bettler saß auf einem Stuhl, daß Haupt durch den Arm unterstützt, das Mädchen weilte ihm gegenüber und schien aufmerksam seine Bewegungen zu bewachen.

So lange der Alte Tritte auf dem Corridor vernahm, schien er theilnamlos und stöhnte laut, als aber jedes Geräusch verstummte, war auch sein Stöhnen nicht mehr hörbar. Er erhob sich vom Stuhl und machte den Eindruck eines völlig gesunden und kräftigen Mannes.

„Charlotte,“ sagte er, „wirst Du Deiner Rolle gewachsen sein?“

„Sei ohne Sorge, Vater, es ist nicht das erste Mal," versetzte das junge Mädchen, „daß man in so großer Jugend ein so verderbtes Herz hat."

„Aber die Komödie ist nicht so ganz leicht, mein kleines Mädchen, Du wirst einen schwierigen Standpunkt haben, er ist Bräutigam und soll die Braut sehr lieb haben; es wird Dir schwer werden, das Bild aus seinem Herzen zu verdrängen; indessen wenn es Dir auch nicht gelingt, so ist nichts dabei verloren, die Hauptsache ist, wir haben aufgefunden, was wir suchen. Wir werden einige Tage hier bleiben und dann nach dem Kloster zurückkehren, um den Herren dort mitzutheilen, daß unsere Nachforschung nicht ohne Erfolg geblieben ist. Sie werden sich freuen, und unsere Baarschaft, mein Kind, wird um tausend Gulden Münze mehr bereichert sein. Sei vorsichtig, um Gottes Willen sprich kein Wort, und pflege Deinen Kranken nach wie vor. Du hast Deine Rolle heute früh außerordentlich gut gespielt; weine nur fleißig, das ist die Hauptsache, Thränen rühren immer am meisten. Sei stolz, wenn man Dir etwas geben will, nimm es nicht an, das wird Deinen Werth in den Augen des jungen Herrn sehr erhöhen. Weise alle Gaben an mich, ich werde sie schon annehmen; denn ich habe die Erfahrung vom Leben gemacht, daß man vom Nehmen nicht arm wird."

Charlotte zählte kaum siebzehn Jahr, aber sie war eins jener seltenen Kinder, bei denen sich Körper und Geist sehr früh entwickeln. Ihr Teint war fast blendend weiß und selbst Sonnenschein und Wind hatten ihm auf ihren Wanderungen, denen sie in Begleitung ihres Vaters fast immer ausgesetzt gewesen war, nur einen leichten braunen Anhauch gegeben.

Ihre Wangen trugen die Röthe der Gesundheit und unter den Korallenlippen prahlten zwei Reihen kleiner wohlgeformter Zähne, glänzend wie Elfenbein; ihr Auge war dunkelblau, wie der unbewölkte Frühlingshimmel und wunderbare Liebesmährchen und Herzenswunder schienen hinter diesen Augenvorhängen zu schlummern, und des Zauberers zu harren, der sie in's Leben rufen würde.

Dennoch lag aber in unbewachten Augenblicken etwas in diesen Augen, was einen unangenehmen, widerwärtigen Eindruck machte.

Es war ein unbestimmter Blick, den der geübteste Menschenkenner nicht enträthseln konnte.

Das kleine Kinn, die Grübchen in den Wangen, die dunklen Wimpern und Brauen gaben dem Gesicht einen Ausdruck von unendlicher Herzensgüte, mit jugendlicher Heiterkeit und weiblicher Anmuth gepaart.

Zwei Zöpfe weichen, glänzenden Haares von kastanienbrauner Farbe hingen mit bunten Bändern durchflochten bis über den Rücken, während das übrige Haar vorn auf der Mitte glatt gescheitelt war und in breiten Streifen an der Wange herablief.

Der Gang war leicht, elastisch, schwebend wie der einer Fee, man hörte ihre Schritte nicht.

Ihr Gesicht war rege, scharf und verrieth eigentlich eine bessere Erziehung.

Ihre Stimme war klangvoll und biegsam, ihre Sprache gewählt und bezeichnend.

Der Leser möge uns verzeihen, wenn wir uns bei der Beschreibung dieses Mädchens, das berufen ist, in unserer Erzählung eine wichtige Rolle zu spielen, so lange verweilt haben.

Aber da wir das seltene Raffinement dieser jugendlichen, verderbten Seele kennen lernen müssen, so war es nothwendig, uns bei ihrer Einführung ein wenig länger zu beschäftigen.

Zwei Tage später hatte der Bettler mit seiner Tochter neu gestärkt und reichlich beschenkt, das so gastfreundliche Schloß Szerzki verlassen.

Als er schon eine Strecke weit vom Schloß entfent war, stieß er plötzlich ein lautes dämonisches Lachen aus:

„Charlotte," sagte er, „mir fällt eben eine Strophe von einem alten Liede ein."

„Und welche ist es, mein Vater? Ich habe viel auswendig gelernt, vielleicht ist sie mir bekannt."

„Nein, mein liebes Kind, Du kennst sie nicht."

„Nun, so sprich!"

„Er führte den höllischen Feind in's Haus,
Mit seinem Gesange da war es aus!"

Diese Strophe hatte der Bettler mit grauenvoller Stimme und dahinter zwinkernden Augen abgeleiert.

Bald waren die Beiden verschwunden und man wird erfahren, welch ein Wehe ihre Spur zurückließ.

Ein Gespräch.

Es war Nacht. Ein Mensch im vierzigsten Lebensjahre und von mittlerer Größe, außerordentlich hager, stand in einem kleinen Gemache eines Wirthshauses. Er trug einen langen Rock von grobem Tuch. Seine von Natur weiße Gesichtsfarbe war gebräunt, er schien von Jugend auf ein Wanderleben geführt zu haben, so mußte man wenigstens aus seinem Teint schließen. Sein mattgelbes blondes Haar glich dem mancher Völker im äußersten Norden; es fiel ungleich auf seine Schultern herab. Seine Nase war dünn, breit und aufgestülpt; an seinen vorstehenden Backen zeigte sich ein langer blonder, fast weißer Backenbart.

Einen ganz eigenthümlichen Ausdruck erhielt das Gesicht dieses Mannes durch die weit offen stehenden hoch gezogenen Augenlider, welche fortwährend einen weißen Reifen um den stieren, fahlen Blick des Auges sehen ließen.

Dieses ungewöhnliche stiere Auge übte einen wahren Zauber auf den, der gezwungen war, es anzusehen.

Er saß an einem Tisch und hatte ein Kästchen geöffnet, in welchem sich verschiedene Packete befanden.

Eines derselben nahm er heraus und schloß darauf sorgfältig das Kästchen.

Diese Scene ging um die siebente Stunde Abens in dem Gasthof zum Schwan in der Nähe von Wien vor.

Plötzlich stieg Jemand die Treppe herauf, die Thür öffnete sich, und ein Mann trat ein.

„Bringst Du gute oder schlimme Nachrichten, Leopold?" fragte der in der Stube sich Befindende den soeben neu angekommenen Mann.

„Gute."

„Dann hast Du sie also getroffen."

„Ja, gestern, zwei Stunden von Liebmesl."

„Gott sei Dank!" rief der Erste, während er mit einiger Befriedigung die Hände faltete.

„Es war natürlich, es ist die Straße, die von der Badl nach Wien führt, man konnte tausend gegen eins wetten, daß man sie zwischen Liebmesl und Wdnburg treffen würde."

„Und das Signal?" fragte der Erste.

„Trifft vollkommen zu: Das Mädchen ist bleich, der Alte trägt einen langen Schnurrbart, eine schwarze Tuchmütze und einen grauen Mantel; ein großer Hund begleitet ihn."

„Wo hast Du sie verlassen?"

„Eine Stunde von hier, binnen einer halben Stunde werden sie hier sein müssen."

„Und in diesem Wirthshause?" fragte der Erste.

„Nun giebt es denn in diesem Dorfe ein anderes?" versetzte Jener lächelnd.

„Nun, und wohl auch, weil es Nacht wird?" sagte Joseph, so hieß der Erste. „Hast Du mit dem Alten nicht ein Gespäch angeknüpft?"

„Wie sollte das möglich gewesen sein?" versetzte Leopold mit unsicherer Stimme.

„Warum nicht möglich?"

„Ich sage Dir, es war ganz unmöglich und das möge Dir genügen."

„Ich will die Ursache wissen, eine nähere Erklärung über dies „nicht möglich" haben."

„Nun höre. Ich folgte ihm zuerst bis zum gestrigen Nachtquartier und stellte mich, als träfe ich sie zufällig. Ich redete den großen Alten an und sagte zu ihm: Gott grüß Euch, glückliche Reise. Statt aller Antwort grinste er mich an und deutete mit seinem Stocke auf die andere Seite der Straße."

„Er ist vielleicht ein Böhme und versteht nicht Deutsch?" sagte Joseph.

„Er spricht es mindestens eben so gut wie Du, denn gegen Abend hörte ich ihn beim Wirth bestellen, was er für sich und das Mädchen haben wollte."

„Versuchtest Du im Nachtquartier nicht noch einmal ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen?"

„Ein einziges Mal, aber er behandelte mich so barsch, daß ich keinen Versuch wieder machte, um nichts zu verderben. Unter uns gesagt, der Mann sieht boshaft aus wie der Teufel und trotz seines grauen Schnurrbartes scheint er noch so stark und muthig zu sein, ob er gleich abgezehrt ist wie ein Gerippe, daß ich wahrhaftig nicht weiß, ob bei einem Streite ich oder er unten bleiben würde. Ich weiß zwar nicht, was Du mit ihm vorhast, aber nimm Dich in Acht, Joseph."

„Ich bebe so leicht vor keiner Gefahr zurück," sagte der Andere, „ich habe es, wie Du wissen wirst, schon mit Stärkeren aufgenommen."

„Ich sage Dir, der Kerl scheint mir furchtbar zu sein."

„Sei außer Sorge, ich werde den Alten zu bändigen wissen und wenn er stark ist wie ein Panther. Das Mädchen muß in meine Gewalt und sollte der Alte todtgeschlagen werden."

„Hm, hm, traue Dir nicht zu viel zu," sagte Leopold, „Du bist geschickt und muthig wie Einer, aber glaube mir, aus dem alten Wolf, der sogleich hier ankommen wird, wirst Du niemals ein Lamm machen."

„Und ich will es Dir beweisen, daß ich mit ihm in's Klare kommen werde."

„Das will ich Dir schon glauben, nun wir wollen das Beste hoffen."

„Nun sage mir," nahm Joseph nach längerem Schweigen das Wort, „bist Du dem Alten und dem Mädchen den ganzen Tag über gefolgt?"

Ja, aber nur von Weitem; da ich die Gegend genau kannte, so bin ich oft auf Feldwegen und querfeldein gegangen, habe aber die Chaussee im Auge behalten, so daß ich die Reisenden immer sah.

Das letzte Mal, als ich sie sah, hatte ich mich hinter einer Mühle versteckt, da es aber dunkel zu werden anfing, so schritt ich tüchtig aus, um wieder vorauszukommen und Dir die Nachricht zu bringen, die Du eine gute nennst."

„Sie ist gut, sehr gut und Du sollst dafür belohnt werden, denn wenn mir diese Leute entgangen wären —"

Joseph zuckte zusammen und sprach nicht weiter, aber an dem Ausdruck seines Gesichts und an dem Ton seiner Stimme errieth man, welche Bedeutung die erhaltene Nachricht für denselben haben mußte.

„Hast Du Sepperl gesehen?" fragte Joseph, nachdem er eine geraume Zeit düster vor sich hin gebrütet hatte.

„Ich sah ihn nicht," versetzte der Gefragte.

„Um so besser, er ist ausgegangen und darf nicht wissen, daß Du wieder hier bist; vor allen Dingen darf Dich der Alte und das Mädchen hier nicht sehen, welche sonst leicht Verdacht schöpfen könnten."

„Wo soll ich mich denn aber verstecken?"

„In dem kleinen Verschlag unten im Stalle, dort wartest Du meine Befehle ab, denn es ist möglich, daß Du noch diese Nacht nach Wien aufbrechen mußt."

„Wie Du willst, ich habe in meinem Ränzel noch einige Lebensmittel und will sie unten im Verschlag verzehren, während ich zugleich ausruhe."

„So gehe."

„Vergiß nur nicht, was ich Dir gesagt habe, traue dem Alten mit dem grauen Schnurrbart nicht, denn er scheint teufelsmäßige Courage zu haben, ich verstehe mich auf Gesichtskunde, er ist ein trotziger Mann. Sei also vorsichtig."

„Sei ganz ruhig, ich bin immer auf der Hut," antwortete Joseph.

„So wünsche ich viel Glück," versetzte Leopold, der darauf die Thür öffnete und sich wieder entfernte.

Nachdem Joseph Leopold verabschiedet hatte, ging er eine Zeit lang in tiefe Gedanken versunken auf und ab, dann trat er wieder an das Kästchen, welches einige Papiere enthielt und nahm einen

ziemlich langen Brief heraus, den er mehrmals mit größter Aufmerksamkeit durchlas.

Von Zeit zu Zeit stand er auf, um bis an das Fenster zu treten, welches mit einem Laden versehen war und das auf den Hof des Wirthshauses führte.

Hier stand er und schien gespannt zu lauschen, denn er erwartete mit Ungeduld die Ankunft der beiden Personen, die ihm gemeldet worden war.

Die Reisenden.

Während das Erzählte in dem Gasthofe zum Schwan auf dem Dorfe Ritschl geschah, kamen die beiden Personen, deren Ankunft Joseph so ungeduldig erwartete, nichts ahnend über Wiesen heran, die auf der einen Seite durch einen Fluß mit einer Mühle, auf der andern Seite durch die Chaussee begrenzt waren, welche in das Dorf Ritschl führte, das in der Entfernung von einer Stunde auf einem ziemlich hohen Hügel lag.

Der Himmel war außerordentlich klar und heiter, und das Rauschen des Flusses, den das Rad der Mühle peitschte und mit Schaum bedeckte, unterbrach die tiefe Stille dieses völlig ruhigen Abends.

Buschige Weiden, die sich über das Wasser neigten, warfen ihren durchsichtigen grünen Schatten darauf, während es weiterhin das Blau des Himmels und die Feuerglut des Sonnenunterganges abspiegelte, daß ohne die Hügel, die sie trennten, das Gold und Blau der Wellen mit dem Gold und Blau des Himmels in eine blitzende Fläche verschmolzen sein würden.

Das lange Rohr am Ufer beugte die schwarzen Sammetkolben in dem milden Winde, der sich oft sanft flüsternd an Sommerabenden ergeht.

Die Sonne verschwand langsam hinter einem breiten Streifen purpurner Wolken mit feuerfarbigen Rändern und die reine klare Luft trug das ferne Läuten der Glöckchen einer von der Weide zurückkehrenden Heerde herbei.

Auf einem Wege im Grase der Wiese ritt ein junges Mädchen, die etwa das zwanzigste Jahr zurückgelegt haben konnte, auf einem Schimmel von mitterer Größe. Ein hochgewachsener Mann mit sonnengebräuntem Gesicht und grauem Schnurrbart führte das Pferd am Zügel und sah sich von Zeit zu Zeit mit väterlicher liebevoller Besorgniß nach dem Mädchen um.

Er stützte sich auf einen langen Stock, seine noch rüstigen Schultern trugen einen Ränzel, seine bestaubten Schuhe und seine etwas schleppenden Schritte verriethen, daß er schon einen weiten Weg gemacht hatte.

Ein großer Hund folgte bedächtig und gewissenhaft den Schritten des Führers und wich nicht von den Fersen seines Herrn.

„Es ist recht fatal,“ nahm das junge Mädchen das Wort, daß wir gezwungen sind, auf diese langweilige und beschwerliche Art zu reisen.

„Es konnte nicht anders sein, meine theure Marie,“ versetzte der Angeredete, „Du weißt, wir haben Vorsicht nöthig, denn ich habe Dir erzählt, daß wir beobachtet sind, unser alter Freund Friedenreich ist gleichfalls von Spähern umringt. Das Reiten wird Dir wohl schwer?“

„Ich bin nicht daran gewöhnt,“ versetzte Marie.

„Nun, im nächsten Dorfe wollen wir wieder den Wagen besteigen, der uns in der Ferne folgt,“ sagte der alte Mann, „es konnte nicht anders sein, wir mußten auf diese Weise die Reise fortsetzen. Der Kerl, der uns gestern begegnete, erschien mir sehr verdächtig und wenn ich nicht irre, folgte er uns in der Ferne, um nun ihn zu täuschen, falls er Lust verspüren sollte, sein Vergnügen, uns zu folgen, fortzusetzen, ließ ich Dich den Schimmel besteigen und ging selbst zu Fuß.“

„Sie sind müde, Herr Walter?“

„Mein Kind, ich bin nicht so zarten Gliederbaues, als daß mich der kurze Marsch ermüden sollte, ich bin daran gewöhnt, weite

Strecken zurückzulegen, habe von frühster Jugend an überhaupt Strapazen durchgemacht und meine alten Knochen sind gestärkt, um solche kleine Mühe leicht zu ertragen."

„O auch ich will ja alle Beschwerden, alle Mühseligkeiten des Lebens ertragen, um in seine Nähe zu kommen," versetzte Marie lebhaft erregt; gern wollte ich wandern und sollte der Weg selbst über Dornen führen, an seiner Brust würde ich Entschädigung finden für Alles."

Der Abend war schön und ruhig, aber ein Mantel lag auf den Knieen Marie's, welche, da es vorher regnerisch gewesen war, doch eine gewisse Kälte verspürte.

Plötzlich ließen sich in kurzer Entfernung Schritte vernehmen, die beiden Wanderer blickten sich um und sahen einen Soldaten in österreichischer Uniform auf sich zukommen und wenige Augenblicke darauf ruhte ein junger Mann blühend in frischer Jugend an der Brust des Alten.

Der eben Angekommene war ein Mann von ungefähr 25 Jahren, hatte eine militairische Haltung und zeigte das unsterbliche Bild jener Soldaten, welche den heldenmüthigen Kampf gegen die Dänen im letzten Feldzuge mitgemacht hatten.

„Mein Sohn, mein geliebter Christian! welche Ueberraschung! ich sehe Dich wieder und in diesem Augenblick? Wo erfuhrst Du, daß ich diesen Weg gewählt? wer sagte Dir, wohin ich überhaupt gegangen?"

Der junge Mann, der Christian genannt wurde, beantwortete alle diese Fragen zur Zufriedenheit des alten Mannes; flüsterte ihm aber dabei einige Worte in's Geheim zu, die den Alten bedenklich zu machen schienen.

„Hast Du Urlaub genommen, mein Sohn?" fragte der Alte nach längerem Schweigen.

„Ja, mein Vater, es ist Waffenruhe und bis Düppel fällt, wird, wie ich glaube, wohl noch einige Zeit dauern. Sollte aber unser Kaiser rufen, dann will ich wieder eintreten in die Armee und für die Freiheit der armen Schleswig-Holsteiner gern das Schwert ergreifen."

Der alte Mann machte seinen Sohn bald mit der jungen Dame

bekannt und Marie wurde schon nach kurzer Zeit so vertraut mit dem kaiserlichen Soldaten, der ihr so Vieles vom Kriege und von der Befreiung ihres Vaterlandes erzählt hatte, daß sie sehr bald die Schwermuth vergaß, der sie seither nachgehangen hatte.

Bezeichnen wir jetzt den jungen Soldaten etwas näher.

Die ernsten strengen Züge seines Gesichts waren scharf, doch angenehm ausgeprägt.

Der Führer Marie's, der alte Mann, bot ein eigenthümliches Bild.

Sein langer dichter grauer Schnurrbart verhüllte selbst die Unterlippe und floß mit einem großen Zwickelbart zusammen, welcher fast das ganze Kinn bedeckte. Seine ziegelrothen, pergamentartigen, hageren Wangen waren dagegen glatt rasirt, dicke, noch schwarze Augenbrauen fielen fast bis über die hellbraunen scharf blickenden Augen hernieder.

Er besaß eine stoische Ruhe, er kämpfte jede Aufwallung nieder, seine unveränderliche Kaltblütigkeit verleugnete sich niemals und so wurde er, obgleich Niemand minder scherzhaft war, als er, gerade durch den unzerstörbaren Ernst, mit dem er alles behandelte, bisweilen im höchsten Grade komisch.

Von Zeit zu Zeit drehte er sich im Gehen um und klopfte liebkosend den guten Schimmel, der das Mädchen trug, dessen Augengruben und lange Zähne ein ehrwürdiges Alter verriethen, oder er sagte ihm ein freundliches Wort.

Das Gespräch, das anfangs lebhaft geführt, wurde einsilbiger und die kleine Karavane sehnte sich sehr, vor Einbruch der Nacht das Dorf Ritschl zu erreichen, das man auf einer kleinen Anhöhe liegen sehen konnte.

Der alte Mann blickte bisweilen um sich, er schien seine Erinnerungen zu sammeln.

Seine Züge verdüsterten sich allmälig und als er nicht weit mehr von der Mühle entfernt war, deren Geräusch seine Aufmerksamkeit erregt hatte, blieb er stehen und strich mehrmals den langen Schnurrbart zwischen dem Daumen und Zeigefinger.

Es war dies das einzige Zeichen, welches eine starke und heftige Gemüthsbewegung in ihm verrieth.

Da der Schimmel hinter seinem Herrn plötzlich stehen blieb, so erwachte Marie aus dem Sinnen, in welches sie sich verloren hatte. Dann drückte sie ihre Verwunderung gegen den jungen Soldaten aus, daß sein Vater die Hände auf den langen Stab gefaltet und offenbar mit schmerzlichen Gedanken beschäftigt so unbeweglich eine Weile stehen blieb.

Marie befand sich am Fuße eines kleinen Hügels, dessen Gipfel unter den dichten Blättern einer gewaltigen Eiche verschwand, welche etwa in der Mitte der kleinen Höhe stand.

Da der Alte noch immer nachdenklich und unbeweglich dastand, beugte sich Marie von dem Sattel herunter, stützte ihre kleine weiße Hand auf die Achsel des Alten, der ihr den Rücken zugekehrt und fragte sanft:

„Was ist Ihnen, Herr Walter?"

Der Gefragte drehte sich um und Marie sah zu ihrer großen Verwunderung, daß eine große Thräne über seine gebräunte Wange gerollt war und in seinem dicken Schnurrbart hing.

„Sie weinen?" riefen Marie und der junge Soldat zu gleicher Zeit.

Der Alte schwieg.

„Sagen Sie, was ist Ihnen?" rief Marie mit unsäglicher Theilnahme.

„Ich beschwöre Dich, sprich mein Vater, woran denkst Du? was ist Dir widerfahren?" fragte Christian.

Nach kurzem Zögern strich der alte Mann mit der Hand über die Augen und sagte mit bewegter Stimme zu seinem Begleiter, indem derselbe auf die hundertjährige Eiche wies, neben der sie sich befanden:

„Ich werde Euch traurig machen, Ihr armen Kinder, aber was ich Euch sagen will, ist mir heilig. Vor zwanzig Jahren begrub ich meine Gattin, Deine Mutter, Christian, unter jenem Baum. Du warst ein Kind von fünf Jahren und kanntest noch keine Thräne um den Tod einer Mutter!"

„Ach Gott!" sagte Christian, „ja meine arme Mutter ist dahin, nun ich werde sie, wie ich hoffe, einst wohl im Himmel wiedersehen."

„Gräme Dich nicht, mein Sohn, sie ist bei Gott," sagte der alte Mann.

Seine Stimme fing an zu zittern, er schwieg und strich nach seiner Gewohnheit den grauen, langen Schnurrbart mit dem Daumen und Zeigefinger.

„Höre mich an," nahm er nach längerem Schweigen das Wort, nachdem er seiner Rührung Herr geworden war. „Deine Mutter konnte immer nur den besten Rath geben, nicht wahr?"

„Gewiß, mein Vater, denn sie war ja immer gut," versetzte Christian.

„Und was hat sie Dir, lieber Sohn, anempfohlen, ehe sie die Augen schloß?"

„Ich möchte oft an sie denken."

„Aber Dich nicht betrüben, denn wenn ich von ihr spreche, bist Du stets zu Thränen gerührt."

„Nun sie sagte, der liebe Gott, der immer so gut sei gegen die armen Mütter, die ihre Kinder auf der Erde verlassen müssen, würde ihr gestatten, uns zu hören und zu sehen, auch wenn sie im Himmel sei."

„Und sie würde uns immer im Auge haben," setzte Christian hinzu. „Nicht wahr, Mutter, Du siehst uns, Du hörst uns?"

„Da Deine Mutter Dich immer sieht und hört," sagte der Alte gerührt, so mache Dir durch Deine Traurigkeit keinen Kummer mehr."

„Du hast Recht, mein Vater, sie würde ärgerlich sein, daß ich stets um sie klage, und die Todten, die im Himmel sind, sollen doch glücklich sein. Ich werde mich nicht grämen."

Mit diesen Worten trocknete der junge Soldat wiederum eine Thräne.

Der Alte würde von Fremden für einen wahren Helden gehalten worden sein. In Spanien, wo er den Feldzug 1809 mitgemacht, hatte er mit großem Behagen jene Mönche in allen Arten Kutten und Farben niedergesäbelt, welche das Kreuz in der einen, den Dolch in der andern Hand, nicht die Freiheit, sondern ihre monströsen Vorrechte vertheidigten.

Er war aber schon seit 40 Jahren Zeuge von so furchtbaren

großartigen Schauspielen gewesen, er hatte den Tod schon so oft in der Nähe gesehen, daß der Instinct der natürlichen Religion, der allen unverdorbenen Herzen gemeinsam ist, in seiner Seele immer obenauf geblieben war.

Obgleich er die trostreiche Täuschung seines Sohnes nicht theilte, so würde er es doch für ein Verbrechen gehalten haben, sie im mindesten zu stören.

Sie setzten ihre Reise still fort.

Bei der Ankunft in Ritschl fragte der Soldat nach dem bescheidensten Wirthshause und man sagte ihm, es gäbe kein anderes, als den Gasthof zum Schwan.

„Wandern wir also in den Gasthof zum weißen Schwan," sagte der alte Mann.

Kaum waren sie hier angelangt, als Christian seinen Vater umarmte und sich von ihm verabschiedete, um sich zunächst nach Wien zu begeben, wo er schon am nächsten Tage eintreffen mußte. Würde er über Nacht im Schwan geblieben sein, so hätte er einen Subordinationsfehler begangen, der ihm plötzlich eine Strafe hätte zuziehen können.

Die Ankunft.

Joseph hatte in seiner Ungeduld den Laden seines Fensters mehrmals geöffnet, um sich nach der jungen Dame und dem Alten umzusehen.

Da er sie noch immer nicht ankommen sah, so ging er von Neuem langsam, die Arme auf der Brust übereinander geschlagen, gesenkten Hauptes auf und ab und dachte über die Ausführung des Planes nach, den er entworfen hatte.

Es fehlte dem Manne trotz seines wilden Aussehens nicht an Verstand und Muth.

Die beiden Personen, deren Ankunft er so ungeduldig erwartete, erschienen noch immer nicht.

Seine Schritte wurden immer rascher, schwerer und auch ungleicher.

Plötzlich blieb er stehen. Er neigte den Kopf nach dem Fenster hin und horchte. Er hatte ein so scharf ausgebildetes Gehör wie ein Wilder.

„Sie kommen!" rief er aus und teuflische Freude blitzte aus seinen fahlen Augen.

Derselbe hatte die Schritte eines Mannes und eines Pferdes erkannt.

Er trat an den Laden des Fensters, machte ihn vorsichtig ein klein wenig auf und sah so das Mädchen auf dem Pferde und den alten Mann, der sie führte, in den Hof des Wirthshauses herein kommen.

Es war Nacht, am Himmel zogen schwere Wolken hin und das Licht der Laterne, mit dem man den Ankommenden leuchtete, flackerte im leichten Winde.

Das Signalement, das Joseph erhalten hatte, war so genau, daß er sich nicht irren konnte.

Seine Leute waren ihm sicher und er schloß behutsam den Laden wieder.

Nachdem er nochmals vielleicht eine Viertelstunde lang nachgedacht hatte, wahrscheinlich um seine Pläne genau zu ordnen, öffnete er eine Thür, die in ein Nebengemach führte.

„Hugo!" rief er, „komm herein."

„Da bin ich," antwortele der Mensch, der gleich darauf in's Zimmer trat.

„Wo bist Du gewesen?"

„Ich war unten in der Gaststube und schlich mich von der Hintertreppe herauf."

Der Mann, der eingetreten war, gewährte einen Anblick des Schreckens; er war fast über sechs Fuß lang und entsprechend dick, seine schielen Augen lagen tief und unter einer niedrigen vorstehenden Stirn. Sein dichtes, hartes, borstenartiges, röthliches Kopf- und

Barthaar gab seinem ganzen Gesichte einen rohen ja fast thierischen Ausdruck.

Er verarbeitete zwischen seinen gewaltigen Kinnladen mit hauerartigen Zähnen ein wohl 10 bis 12 Pfund schweres Stück geräuchertes Pökelfleisch, wahrscheinlich weil es ihm bequemer war, es aus den Händen, als mit Messer und Gabel und von Tellern zu verzehren, welches er mit großem Behagen und außerordentlicher Gefräßigkeit verschlang.

Sein Körper war, wie wir bereits erwähnten, fast dick zu nennen, er hatte den Nacken eines Stieres und die Brust war von staunenswerther Breite, die Arme und Beine unverhältnißmäßig dick.

Er trug alte, mit Leder besetzte graue Beinkleider und eine Art Rock, an welchem man hier und da einige Spuren von dunklen Flecken bemerkte.

Der Kerl machte den Eindruck eines Menschen, der sich viel in der Welt umhergetrieben hatte.

In der That war es ein Mensch, der früher einen Affen und einen Bären auf Messen und Märkten gezeigt hat, jetzt, da er dieses ehrenwerthe Geschäft niedergelegt, weil ihm die Thiere starben, trat er in den Dienst Josephs, um die finsteren Geschäfte dieses Mannes zu betreiben.

„Warst Du unten, als die Reisenden ankamen?“ fragte ihn Joseph.

„Ja, ich habe sie bemerkt.“

„Wer sind die Reisenden?“

„Ein junges Mädchen und ein alter Mann mit einem großen Schnurrbarte.“

„Weißt Du, wo man die beiden Reisenden untergebracht hat?“ fragte Joseph.

„Der Wirth führte das Mädchen und den Alten über den großen Hof.“

„In das Gebäude, das auf das Feld hinausgeht?“

„Ja, Herr.“

„Das junge Mädchen wohnt also in dem Gebäude hinten im Hofe?“

„Ja.“

„Ist der Alte auch bei dem Mädchen geblieben?“ fragte Joseph.

Hugo sah seinen Herrn mit gesteigertem Staunen an, denn er konnte nicht begreifen, warum sich sein Herr so sehr für diesen unscheinbaren Fremdling interessirte.

„Antworte mir, Kerl,“ rief Joseph ärgerlich.

„Wenn ich ein Kerl bin, so habe ich auch die Kraft eines Kerls,“ sagte Hugo in mürrischem Tone.

„Ich frage, ob der Alte bei dem Mädchen geblieben ist?“ wiederholte Joseph.

„Nein,“ antwortete Hugo.

„Nun, wo blieb er?“

„Der Alte zog sein Pferd in den Stall, dann verlangte er einen Eimer und Wasser, stellte sich damit in den Schuppen und dort steht er und wäscht bei der Laterne.“

„Es ist ein kräftiger Mann und bewaffnet,“ sagte Joseph nachdenkend.

„Bah, ein Mann mit einem grauen Schnurrbart und Waffen ist gerade so, als wollte ich Kanarienvögel mit Hirsekörnchen füttern,“ antwortete Hugo mit verächtlichem Achselzucken.

Es trat jetzt Schweigen ein.

Hugo verzehrte das Pökelfleisch, während Joseph auf und nieder ging und wiederum nachzudenken schien; dann wandte er sich von Neuem an Hugo.

„Du weißt wohl, wo der Schulze wohnt, bei dem ich heute Abend meinen Paß visiren ließ und dessen Frau mir einige Bücher und einen Rosenkranz abkaufte?“ fragte er.

„Ja,“ antworte Hugo mürrisch.

„So gehe hin und frage die Magd, ob morgen früh bei guter Zeit der Schulze sicher anzutreffen sei.“

„Warum denn?“

„Ich werde ihm vielleicht etwas Wichtiges mitzutheilen haben; in jedem Falle sage ihm, er möchte nicht ausgehen, bevor er mich gesehen.“

„Wird Leopold nicht bald wiederkommen?“ fragte Hugo.

„Er ist schon zurück.“

„Wo ist er denn?“

„Er ist wieder fortgegangen.“

„Was geht denn vor? Richtig ist es nicht. Leopold geht fort, kommt wieder, geht noch einmal fort und —“

„Von Leopold ist nicht die Rede,“ unterbrach ihn Joseph, „sondern von Dir. Es sind in dieser Nacht einige Gulden zu verdienen, Du wirst so gescheut sein, sie zu verdienen, das weiß ich gewiß,“ redete ihn Joseph nach längerem Schweigen an.

„Ja in solchen Dingen bin ich ein ganz anderer Mensch, da bin ich sehr klug,“ versetzte der listige Kerl, indem er selbstzufrieden und dumm lächelte. „Was muß man denn thun, um einige Gulden zu verdienen?“

„Das wirst Du erfahren.“

„Ich es schwer?“

„Das wird sich finden. Zuerst gehst Du zu dem Schulzen, aber ehe Du gehst, machst Du Feuer in diesem Kohlenbecken an,“ und er deutete mit dem Finger darauf.

„Ja, Herr,“ antwortete der Kerl, den die Hoffnung, einige Gulden zu verdienen, mit einer neuen Seele zu beleben schien.

„In das Kohlenbecken legst Du diese Stahlstange, damit sie glühend wird,“ sagte Joseph.

„Gut, Herr.“

„Du läßt sie im Feuer liegen, gehst zu dem Schulzen, kehrst zurück und wartest hier auf mich.“

„Ich werde bereit sein.“

„Hüte Dich, daß das Feuer nicht ausgehe.“

„Seien Sie außer Sorge.“

Joseph that einen Schritt, um fortzugehen, kehrte aber nochmals um.

„Also der alte Mann wäscht in dem Schuppen?“ flüsterte er.

„Wie ich Ihnen sagte, Herr.“

„Vergiß nicht, die Stahlstange legst Du in's Feuer, gehst zu dem Schulzen und wartest dann hier auf meine Befehle.“

Mit diesen Worten entfernte er sich und ließ den riesigen Kerl allein zurück.

Der Sturm auf die Düppeler Schanzen*)
am 18. April 1864.

(Fortsetzung.)

Ein anderer Berichterstatter schreibt über die Leistungen der Artillerie beim Sturm:

„Zuerst fiel Schanze Nr. 9 und, als die letzte von allen, die wehrhafte Nr. 8. Kaum war der fliehende Feind bis in das Bereich seiner Brückenköpfe vertrieben, als die Alsener Batterieen ein unaufhörliches Granatfeuer gegen die nun mehr preußischen Schanzen begannen, was aber unsere Kanoniere nicht behinderte, so gut es gehen wollte, gezogene Zwölfpfünder in die Trümmerhaufen, die ehemals Schanzen hießen, zu placiren und dem Feinde mit gleicher Münze zu dienen. Die Beute an Material und Geschütz, welche gemacht worden, stellte sich als weit bedeutender heraus, als man von vorn herein übersah. In jeder Schanze und fast in jeder Communikation fand man schwere Geschütze, welche der Feind nicht einmal Zeit gefunden hatte, zu vernageln. Bei den meisten Geschützen lag eine Anzahl fertiger Munition. In Schanze Nr. 1 machte der Artillerie-Lieutenant Schmölder sogar sofort von dieser gegen den „Rolf-Krake" Gebrauch. Außerdem hat der Feind einen Theil seiner Feld-Artillerie noch in unseren Händen lassen müssen."

„Es ist schon erwähnt," schreibt ein Augenzeuge, „daß die Disposition für den 18. nicht ursprünglich auf die erreichten großen Erfolge gerichtet waren. Nach denselben war nicht einmal ein Sturm auf den rechten Flügel des Feindes beabsichtigt, denn diese Werke wurden durch den Fall der Schanzen 1 bis 6 von selbst unhaltbar. Dennoch aber geschah der Angriff und mit welcher Bravour, ist bekannt. Hier war der Feind am besten vorgesehen, kaum zeigten sich

*) S. Dedenroth's Winterfeldzug.

die Unseren, als ein wüthendes Kartätschen- und Flintenfeuer sie zur Vorsicht aufforderte.

„Drei bereit gehaltene Batterieen (eine gezogene sechspfündige, eine vierpfündige, eine zwölfpfündige) fuhren auf und brachten die Geschütze des Feindes nach halbstündigem Gefecht zum Schweigen. Nun brachen die Colonnen vor und eilten in das Feuer. Augenscheinlich war ein Frontangriff der Schanzen 8 und 9 mißlich, die Tapferen aber wußten sich zu helfen, sie gingen an den Werken durch, faßten sie von hinten, und nach harter Bajonnet- und Kolben-Arbeit gehörte der Sieg ihnen. Zuerst fiel Schanze 9 und, als die letzte von allen die wehrhafte Nr. 8.

„In jeder Schanze und fast in jeder Communikation fand man schwere Geschütze. Fast jedes Caliber ist vertreten. Ich bemerkte 64pfündige, 34pfündige, 18pfündige Granatkanonen, 12- und 6pfündige glatte (Kartätsch-) Geschütze, gezogene Vierpfünder, ja selbst einen gewaltigen eisernen Mörser in eiserner Lafette (nur dieser eine ist vorgefunden, scheint aber nicht gebraucht worden zu sein), 18pfdge. gezogene Geschütze sind nicht erbeutet; dieselben werden uns vermuthlich aus Alsen die Beweise ihrer glücklichen Rettung liefern.

„Rolf-Krake“ versuchte in das Gefecht einzugreifen, nachdem die ersten sechs Schanzen schon erstürmt waren, doch wurde er durch das Feuer der diesseitigen Batterieen zum Rückzuge gezwungen.

„Das mit 84 Kanonen ausgerüstete Linienschiff „Skjold“ lag in der Nähe, wagte aber nicht, sich an dem Kampfe zu betheiligen.“

Ein Augenzeuge schreibt:

„Von unserm linken Flügel, den wir nicht sehen können, hören wir noch ununterbrochenes Gewehrfeuer und dazwischen den preußischen Sturmmarsch.

„Jetzt kommt „Rolf-Krake“ in Kanonenschußweite.

„Der erste Schuß aus unseren Kanonen kracht ihm entgegen, geht in's Wasser. Aus Schanze 1 feuern schon preußische Artilleristen, aber ohne ihm Schaden zu thun. Jetzt schießt er, aber zu kurz; in den Retranchements wird schon gekämpft, dorthin kann er nicht schießen, ohne seine eigenen Leute zu treffen, seine Kartätschen gehen zu kurz und die Granaten thun den aufgelöst nachstürzenden Truppen wenig Schaden.

„Auf einmal ertönte ein lautes Hurrahgeschrei aus der Batterie vor uns, er hat den ersten Treffer in den Thurm bekommen, was in der beständigen Bewegung, in der das Schiff bleibt, halb Sache des Zufalls ist, er schießt aber weiter, auch hält sich ein großes Schraubenschiff, der „Skjold," in der Nähe, aber wagt nicht, heran zu kommen. Wieder ein Treffer, der die Platten am Hintertheil verletzt zu haben scheint. Drüben ist das Retranchement genommen, der Kampf zieht sich nach dem Brückenkopf zu und über die zerschossene Düppeler Mühle hinaus, wo wir ihn mit unseren Gläsern nicht mehr verfolgen können, doch wird aus Schanze 4 bereits weiter gefeuert.

„Ein französischer Offizier kommt herangejagt und theilt mit, daß um Schanze 8, 9 und 10 noch lebhaft gekämpft wird, doch sieht jeder Laie ein, daß sie abgeschnitten sind. Es ist 8³/₄ Uhr, der „Rolf=Krake" schießt sich noch mit unseren Batterieen herum, ohne Erfolg für ihn oder uns, nur hindert er das Feuer auf Sonderburg, das erst in den Nachmittagsstunden in Brand geschossen wird, nachdem „Rolf" sich aus dem Staube gemacht hat.

Er hat an fünf Schuß bekommen.

„In den Schanzen konnte man erst eine Anschauung von der Wirkung unserer Artillerie bekommen, eine 24pfündige gußeiserne Kanone war mitten im Rohr auseinander geschossen."

Der Bericht des Capitains vom „Rolf=Krake" lautet:

„Am 18. 10¹/₄ Uhr Vormittags, sahen wir, daß unsere Truppen in ungewöhnlich großen Massen die Schanzen bezogen, und obgleich das mit dem Oberkommando vereinbarte Signal noch nicht gegeben war, lichtete die Batterie „Rolf=Krake" sofort die Anker und machte sich klar. Während der wenigen Minuten, die damit zugebracht wurden, sahen wir bereits schwarz=weiße Fahnen auf den Forts 1, 2, 3 und 4 wehen, obgleich, soweit wir unterscheiden konnten, kein Schuß von ihnen gefallen war.

„Rolf Krake" legte sich sofort nach der Seeseite des Düppeler Landes und beschoß die vordringenden feindlichen Colonnen mit Granaten.

„Da der Rauch gerade dem Lande zugeweht wurde und er zu Zeiten sehr dicht war, konnte nicht immer auf die vordersten Co=

lonnen geschossen werden, aus Furcht, unsere eigenen Truppen zu treffen, aber die Bewegungen auf Düppel wurden nach bestem Vermögen beobachtet und die Schüsse richteten sich nach den gemachten Wahrnehmungen.

„Während der Affaire that „Rolf Krake" 95 Schüsse und wurde von allen Broackerbatterieen auf und hinterm Auensberg beschossen und auch von Schanze Nr. 1, die in die Gewalt des Feindes gefallen war.

„Die Hindernisse durch Fischnetze und andere Dinge, die der Feind in's Fahrwasser gethan hatte, hinderten zu Zeiten das Manövriren.

„Ungefähr um 12 Uhr Mittags, als unsere Truppen bis an die Brückenköpfe zurückgedrängt waren, und keine größeren gesammelten Truppenmassen, die mit Wirkung beschossen werden konnten, mehr bemerkt wurden, legte sich die Batterie außer Schußweite und blieb dort bis 3½ Uhr, zu welcher Zeit die ganze Düppeler Stellung von den Unseren geräumt war.

„Es erfüllt mich mit Trauer zu berichten, daß ein 24pfündiger Granatschuß, der durch das Deck ging und im Vorlogis sprang, den Lieutenant Jespersen tödtete und 9 Mann verwundete, davon einen schwer; außerdem verwundete ein Granatsplitter den Kanonier Alsen im vordersten Thurm sehr schwer an der Stirn.

„Der Ganzbefahrene H. P. Mossin wurde auch schwer, acht andere der Mannschaft leicht verwundet. (Totalverlust also zwanzig Mann.)"

„Die Dänen," schreibt ein Correspondent, „haben bei der Vertheidigung der Düppelstellung zwar eine gewisse Zähigkeit bewiesen, aber Feuer und Schwung blieben im ganzen Laufe der Belagerung der Masse der Soldaten völlig fremd; die entwickelten Eigenschaften waren im Wesentlichen passiver Natur."

„Diese Bemerkung dürfte dahin zu berichtigen sein, daß die Leute, durch die Raschheit in den Bewegungen des Gegners wie betäubt, den Kopf verloren, zumal sich plötzlich das Gerücht verbreitete, bei Sandberg seien die Preußen über den Alsensund gesetzt, und es sei auch bei Randsgaard bereits eine Brücke geschlagen, so daß Alsen so gut wie verloren sei.

Die Vertheidigung der Schanzen, welche General Steinmann leitete, war fast an sämmtlichen Punkten kräftig und hartnäckig, wenn man in Anschlag bringt, daß die Dänen sehr bald von ihrer Rückzugslinie abgeschnitten wurden.

Manche schossen noch auf eine Distanz von 8—10 Schritten und nahmen keinen Pardon.

In einigen Gräben, z. B. in Schanze Nr. 3, stand am 19. noch das vergossene Blut handhoch, ohne von der Erde aufgetrunken zu sein.

Daß die Dänen trotz ihrer gedeckten Stellung weit mehr Leute, als die Preußen verloren haben, ist hauptsächlich der trefflichen Wirkung der Zündnadelgewehre zu danken.

Der erste Bericht des dänischen Obercommando's über den Sturm lautete:

„Zwischen 4 und 6 Uhr (Morgens) wurde die Beschießung merklich heftiger.

Die Erde erdröhnte in einem Umkreise von mehreren Meilen, die Fensterscheiben klirrten und es stürzten in der Minute 50 Granaten auf unsere Soldaten, auf die Schanzen und die umliegenden Gebäude herab.

Nach 6 Uhr gestaltete sich die Beschießung minder heftig, worauf um 10 Uhr der Angriff erfolgte und stärke feindliche Colonnen vorrückten.

Diejenigen Regimenter, welche auf dem linken Flügel in erster Linie standen, wurden nach einem kurzen Kampfe besiegt und mußten sich ergeben, nachdem der Befehlshaber der Brigade, Oberst Lasson, gefallen war.

Die Schanzen und die zwischen ihnen aufgestellten Feldgeschütze hatten nur einzelne Schüsse abfeuern können, während aus den Retranchements gar nicht geschossen wurde.

Als die achte Brigade ihre Reservestellung verließ, waren in den Schanzen Nr. 4 und Nr. 5 bereits die preußischen Fahnen aufgepflanzt.

Auf dem rechten Flügel war die dritte Brigade aufgestellt. Dieselbe vertheidigte die Schanzen eine Zeit lang muthig, mußte aber

ebenfalls den Rückzug nach dem Brückenkopf antreten, indem die zweite Brigade die Besatzung bildete.

Durch das heftige feindliche Feuer von den Anhöhen waren inzwischen die Geschütze demontirt worden, und Granaten fielen auch auf die theilweise in Brand gerathene Stadt Sonderburg herab.

Als schließlich jeder Widerstand nutzlos war, verließen die Mannschaften den Brückenkopf, die Brücken wurden abgebrochen und der übrig gebliebene Theil unserer Armee war nun unter Schutz gestellt.

Während des Kampfes flog das Pulvermagazin in der Mühlenschanze in die Luft, wodurch jedenfalls viele Menschenleben verloren gegangen sein werden.

Der Verlust in diesem Kampfe ist natürlich ein außerordentlich beträchtlicher."

So war von den Preußen ein Sieg erfochten, wie keiner seit den Tagen von Leipzig und Waterloo.

„Die Bravour sämmtlicher im Feuer gewesenen Truppen ist über jedes Lob erhaben," sagt der offizielle Bericht.

Alle Anordnungen waren von Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Friedrich Carl so meisterhaft getroffen und von den Führern so ausgezeichnet durchgeführt, daß in 2 Stunden diese glänzendste aller glänzenden Waffenthaten vollbracht war.

Prinz Friedrich Carl sah prächtig aus im rothen Attila mit dem großen Bande des schwarzen Adlers, in der Mütze.

Russen, Oesterreicher, ein Franzose, englische Lords wohnten der Affaire bei und waren Zeuge der schönen Waffenthat.

Seine Königliche Hoheit der Kronprinz und der Feldmarschall v. Wrangel wohnten dem ersten Theile des Sturmes auf der Höhe bei der Gammelmark-Batterie, dem weiteren Verlauf desselben auf dem Spitzberge, nachher noch weiter vorwärts auf der Chaussee nach Sonderburg bei.

Die Todesverachtung, mit welcher unsere Offiziere sich an der Spitze der Truppen auf die Schanzen stürzten, mußte auf den Zuschauer einen erschütternden Eindruck machen und das stolze Gefühl hervorrufen, daß die Preußische Armee und deren Führer ihren

großen Vorgängern in der Geschichte des Preußischen Reiches würdig geblieben sind.

Was die Brigade Goeben betrifft, so waren während der Nacht Boote und Pontons nach Satrupholz geschafft, um durch einen Uebergangsversuch die Aufmerksamkeit und einen Theil der Streitkräfte daselbst zu fesseln oder, wenn möglich mehrere Bataillons überzusetzen und mit denselben gegen den rechten Flügel des Feindes zu wirken.

Die Brigade stand zu diesem Zweck bereit, die Batterieen fuhren um 9 Uhr auf, wurden aber alsbald mit lebhaftem Geschützfeuer aus den zwischen der Fohlenkoppel und Rönhof liegenden feindlichen Werken beschossen; nach etwa ³/₄ stündigem Kampfe schwieg freilich das Feuer des Feindes, indessen hatten die Strandwachen gemeldet, daß man auf dem feindlichen Ufer während der Nacht viel Fahren gehört hätte, auch zeigten sich in den gedeckten Wegen und den Emplacements, deren über Nacht noch mehrere entstanden waren, überall zahlreiche Infanterie, so daß man sich unter diesen Umständen damit begnügen mußte, einen großen Theil der feindlichen Kräfte der Hauptaction entzogen zu haben.

Unsere aus dem Gefecht zurückkehrenden Truppen waren in einer vortrefflichen Stimmung und ihre Sorgfalt für die gefangenen und verwundeten Feinde war rührend.

Bei der Rückkehr in Gravenstein wurden die Truppen von derselben Musik, die bei dem Sturm den Marsch geblasen, mit einem Tedeum empfangen.

Ueber den Zustand, in dem die Düppeler Schanzen sich, als der Sturm begann, befanden, sowie über die neuen Befestigungsversuche, die hinter denselben angelegt waren, giebt ein Correspondent der „K. Z." folgendes Bild:

„Am besten sieht man die Düppeler Schanzen von den Dünther Höhen auf der Halbinsel Broacker.

Die Entfernung beträgt 4100 Schritte, und ich habe mit freiem Auge die Dänen über den Kamm des Düppelberges eilen sehen, darf also annehmen, daß ich mit Hülfe eines vorzüglichen Fernrohrs die gegen vierzig Fuß hohen Schanzen auch wohl deutlich habe sehen

können; was ich aber gesehen habe, will ich in folgendem Bericht wiedergeben:

Schanze Nr. 1 ist ein Schutthaufen, in welchem vier demontirte Geschütze liegen, von der ursprünglichen Form der Schanze ist nichts mehr zu erkennen und sie sieht einem großen Maulwurfshügel ähnlicher, als einem von Ingenieuren aufgeführten Werke.

Von Schanze Nr. 1 bis zu Schanze Nr. 2 führt ein Laufgraben, hinter welchem ein Emplacement für Feldgeschütze liegt; auch hier haben die preußischen Kugeln furchtbar gewirkt, und ich bezweifle sehr, daß während der Tageszeit ein Mann in den Laufgräben oder in dem Emplacement sich befindet; wenigstens habe ich keinen entdecken können.

Schanze Nr. 2 ist fast eben so stark mitgenommen, wie ihre Collegin Nr. 1; es ist kein Geschütz in ihr zu sehen und ich halte sie für verlassen.

Von Schanze Nr. 2 bis zur Schanze Nr. 3 führt abermals ein Laufgraben, und auch hinter diesem ist ein leichtes Werk für Feldgeschütze aufgeführt.

Im Laufgraben habe ich so wenig wie in der Schanze ein menschliches Wesen wahrnehmen können; dagegen konnte ich in einer kleinen Vertiefung acht Dänische Soldaten mit Tornister auf dem Rücken sehen.

Schanze Nr. 3 ist in derselben Verfassung wie Nr. 2, steht aber mit Schanze Nr. 4 durch einen breiten Erdaufwurf, der wohl für 2—3000 Mann Infanterie Platz hat, in Verbindung, ist also mit ihr zu einem Werke geworden.

Schanze Nr. 4, die höchstgelegene von allen Werken, ist von den Spitzkugelbomben sehr stark beschädigt.

An der westlichen Seite ist eine große Bresche geschossen. Das Blockhaus ist rasirt und so weit zertrümmert, daß die Balken bunt durch einander liegen.

Ob dieses kolossale Werk noch armirt ist, weiß ich nicht; es wird von der „Feldmeister-Batterie" auf den Dünther Höhen täglich mit 600 Bomben beworfen und da jede Kugel ihr Ziel trifft, so scheint es mir unwahrscheinlich, daß sich in ihr noch ein brauchbares Geschütz befindet.

Ich habe gegen drei Stunden dem Feuer dieser Batterie zugesehen, und gestehe, daß ich eine ähnliche Präcision für unmöglich gehalten hatte.

Es kommt wohl vor, daß eine Kugel einen oder zwei Fuß zu tief trifft, von einer Abweichung nach rechts oder links habe ich aber nicht das Geringste bemerkt.

Konnte dies aber mit Geschützen erreicht werden, die eine Viertelstunde nach meinem Weggehen cassirt wurden, wie mögen da erst neue Geschütze, deren Züge noch nicht verbleit sind, wirken?

Von Dünth sieht man nur die bisher genannten Schanzen deutlich genug, um den Schaden beurtheilen zu können, den sie erlitten haben; Nr. 5, 6 und 7 liegen schon am östlichen Abhange des Düppelberges und sind von Rackebüll sichtbarer; ich will aber hier schon erwähnen, daß sie übel zugerichtet sind und längst aufgehört haben, zu feuern.

Hinter der Schanze Nr. 4, welche durch den Erdaufwurf mit Nr. 3 in Verbindung gesetzt ist, liegt ein neues Werk, dessen Krone eben über den Rücken des Hügels emporragt.

Es scheint einen eben so großen Umfang zu haben, wie Schanze Nr. 4, und liegt dieser so nahe, daß es wahrscheinlich mit ihr in Verbindung steht.

Etwas weiter nach Süden liegen noch drei neue Werke, von denen das südlichste den Brückenkopf beherrscht; die neuen Werke sind alle so angelegt, daß sie die Höhe beherrschen und die Umgehung im Rücken der alten Schanzen (von der Ostseite der Schanze Nr. 1 und 2) verhindern.

„Die Dänen," schreibt ein anderer Correspondent, „müssen eine Unmasse unbrauchbaren Geschützes ersetzt haben, denn trotz der zahlreichen Trümmer standen noch viele durchaus unversehrte, zum Theil gezogene Geschütze dort, einzelne noch geladen, andere halb geladen, die todten Bedienungsmannschaften dabei, die sich also bis auf den letzten Mann brav gehalten haben.

In der Communication zwischen 2 und 3 muß die ganze Besatzung gefallen sein, denn neben den Leichen war kein Raum, wo noch Andere hätten stehen können.

Trotz der Verwüstung, die unsere Artillerie angerichtet hat,

kann man sich aber kaum einen Begriff von den Schwierigkeiten machen, die unsere Truppen zu überwinden hatten.

Die Pallisaden waren in den Gräben wenig verletzt, einzelne dieser sogar mit Wasser gefüllt, Eggen vor dieselben gelegt oder Sturmpfähle eingeschlagen, spanische Reiter, mit Eisenspitzen besetzt, über die Annäherungswege geworfen, auf den Brustwehren Höllenmaschinen mit 16 Gewehrläufen neben einander, kurz Alles, was nur verderblich wirken konnte.

Der große Erfolg ist nur der ungemeinen Schnelligkeit des Angriffs und der Form desselben zuzuschreiben, wären sie in geschlossenen Colonnen vorgegangen, würden sie vielleicht nirgends oder mit dem fünffachen Verlust hineingekommen sein."

„Was unsere Truppen geleistet haben," schreibt ein Anderer, „das wird um so klarer, je genauer man die eroberten Schanzen und deren Vertheidigungsmittel betrachtet.

Es ist keine Frage, daß die Werke mit außerordentlichem Geschick angelegt und mit vorzüglichem Verständniß gebaut worden sind. Jede einzelne Schanze ist eine kleine Festung.

Ihre Lage zu einander ist eine solche, daß vom Mittelpunkt aus die ganze Stellung dominirt und beherrscht wird.

Hier liegen die Kernwerke 4 und 6, der Schlüssel der Stellung. Das ganze Vorterrain war unter dem kräftigsten Geschützfeuer, welches namentlich aus 4, 6 und 8 der Feind mit Geschick noch möglich zu machen gewußt hatte.

Die zurückgelegten Flügel erfreuten sich eines guten Flankenschutzes vom Centrum her; alle Schanzen waren verstärkt durch breite gesicherte Verbindungswege, in denen die feindlichen Schützen ihr Werk verrichteten.

Daß fernerhin aber der wohlbewahrte Brückenkopf nicht im Stande war, den fluchtartigen feindlichen Rückzug zum Stehen zu bringen, noch dazu, da er durch ein heftiges Feuer der 4 Alsener Batterieen und des „Rolf Krake" unterstützt wurde, ist nur dadurch erklärlich, daß es den braven Fünfunddreißigern gelungen, ihn mit den feindlichen Massen zugleich zu erreichen.

So stehen sich denn Dänen und Preußen einander nahe gegenüber, nur getrennt durch das schmale Wasser des Sundes.

Die beiden Brücken nach Sonderburg sind zerstört, die nördliche durch Feuer, die südliche durch Abfahren.

Das jenseitige Ufer ist mit zahlreichen Batterieen gespickt, welche den Vortheil haben, das Terrain zwischen sich und den Schanzen zu übersehen.

Der gestrige Tag wurde mit der traurigen Arbeit begangen, die vielen Todten zu beerdigen und selbst Verwundete, die noch auf den Verbandplätzen lagen, in die Lazarethe zu schaffen.

Schon vorgestern waren alle Krankenwagen der Armee und des Johanniter-Hospitals, sowie eine reichliche Menge requirirter, mit Stroh ausgelegter Bauernfahrzeuge mit diesem Transport beschäftigt und mischten sich auf's Eigenthümlichste die Gefühle der Wehmuth mit den begeisternden Eindrücken, welche die rückkehrenden Sieges-Colonnen auf die Begegnenden machten. (Am 18. wurden die Kämpfer in der Besatzung ihrer eroberten Schanzen durch Reservetruppen abgelös't.)

Gestern ruhten von 12 bis 6 Uhr, dann auf abermaliges Begehren unsererseits die Waffen.

Der Feind benutzte diesen Waffenstillstand, die Leichen seiner Offiziere abzuholen.

„Die ausgeloos'ten Mannschaften," schreibt ein Augenzeuge, „nahmen in feierlicher Stunde das Abendmahl und harrten des definitiven Befehls zum Sturmangriff, der am Sonntag Vormittags zum Montag ausgegeben wurde.

Der Kampf ist meist mit Kolben und Bajonnet ausgefochten, von der Schießwaffe ist im Ganzen nur wenig Gebrauch gemacht worden.

Trotz des hartnäckigsten Widerstandes waren bereits nach einstündigem Kampfe sechs der feindlichen Schanzen von den Unseren genommen worden.

Es herrscht ein solcher Kampfesmuth unter den Truppen, daß die nicht ausgeloos'ten Reservemannschaften fast gewaltsam von ihren Offizieren in ihrer Absicht, sogleich mit in's Feuer zu gehen, gehindert werden mußten.

An einigen Orten lagen 10 und 12 Todte nebeneinander;

der Boden war aufgewühlt, große Blutlachen bedeckten überall die Kampfplätze.

Das Ganze bot ein Bild der furchtbarsten Verwüstung und des Schreckens dar.

Die Zahl der dänischen Gefangenen beträgt circa 2200—2800, darunter 60 Offiziere.

Wenn auch der Verlust preußischerseits nicht unbedeutend ist, so steht dies doch in gar keinem Verhältniß zu den Niederlagen der Dänen.

Später entbrannte der Kampf hinter den Schanzen.

Von der Höhe auf der Schanze Nr. 5 sah man herab auf das befreiete Land Schleswig; während drüben nach Alsen die wildeste Flucht stattfand.

Es war ein großartiger, schrecklicher Anblick.

Sämmtliche Kanonen sind im Besitz der Preußen.

Die Schanze Nr. 2 wurde von Lieutenant Anker, der gefangen genommen worden ist, auf das tapferste vertheidigt. Mit eigener Hand vernagelte er mit Thränen in den Augen die Geschütze, und mußte sich und seine Mannschaft gefangen geben."

In einem andern Bericht heißt es:

Die Zahl der Gefangenen wird mit Bestimmtheit auf gegen 5000 Mann angegeben, unter denen sich wohl an achtzig Offiziere befinden.

Es steht aber zu erwarten, daß die Zahl eher zu niedrig als zu hoch gegriffen ist, denn bei dem ungestümen Vordringen der tapferen Preußen werden wahrscheinlich noch viele Dänen abgeschnitten werden.

Vier feindliche Bataillone haben sich den Unseren beim Sturm ergeben.

Daß man in Kopenhagen auf den Sturm gefaßt war, erhellt aus dem Gerüchte, welches am 17. April, also am Abend vor dem Sturme, in Kopenhagen verbreitet war: Die Schanzen seien genommen."

Ein anderer Berichterstatter schreibt:

„Es hat sich bestätigt, daß der Sturm auf die Schanzen gerade in diesem Moment von den Dänen nicht erwartet wurde; trotzdem

leisteten sie an den meisten Punkten eine entschlossene Gegenwehr, wie schon die verhältnißmäßig sehr große Zahl der im Kampfe Gefallenen beweis't.

In einzelnen Gruben fand ich das Blut noch heute Mittag zwei Zoll hoch stehen.

Ich sah auf dem Kampfplatz selbst noch mehr als 250 Leichen, zum größten Theil Dänen; zahlreiche Schwerverwundete sind außerdem gestern schon auf dem Transport nach den Verbandplätzen und den Feldlazarethen gestorben.

Die meisten tödtlichen Verwundungen sind durch Granatsplitter verursacht.

Sie erlassen es mir, den Anblick des Schlachtfeldes zu beschreiben.

Bei dem gestrigen Kampfe haben sich besonders die Pioniere aufs Rühmlichste hervorgethan. Nachdem sie schon Nachts zuvor mit größter Gefahr die Wolfsgruben der Schanzen zugedeckt hatten, eilten sie gestern Morgen überall den Sturmcolonnen voran und zertrümmerten die Pallisadenwälle, um den Soldaten Eingang in die Schanzen zu verschaffen.

Die übrigen Hindernisse waren bei Tage ziemlich leicht zu nehmen, während sie bei Nacht allerdings die Stürmenden längere Zeit hätten aufhalten können.

Zwischen den Zähnen der Eggen ließ sich recht gut hindurchspringen, wenn dieselben nicht rasch genug von den mitgenommenen Sandsäcken bedeckt waren und die Messer der spanischen Reiter fielen im Nu unter den gewichtigen Axthieben."

Ein sehr schmeichelhaftes Urtheil fällt auch der Correspondent der „Wiener Presse", er schreibt:

„Der Sturm auf die Düppeler Schanzen war bereits zweimal anberaumt worden, ehe er zur Ausführung kam.

Das zweite Mal lautete der Befehl: „Sonntag (den 17.) Mittags 12 Uhr," allein auch dieses Mal wurde, aus mir unbekannten Gründen, in der Nacht Gegenbefehl gegeben.

Tages darauf erschien der dritte Befehl, welcher mit aller Energie durchgeführt wurde.

Was die — allerdings durch Wochen mit der reiflichsten Ueber-

legung ausgearbeiteten — Dispositionen zum Sturm betrifft, so muß ich mich dem Urtheile durchaus competenter Männer anschließen, welche versichern, daß diese das non plus ultra an Klarheit und Voraussicht aller Eventualitäten waren.

Nicht minder anerkennenswerth waren alle Vorbereitungen für ein Unternehmen, an dessen Gelingen oder Fehlschlagen gewissermaßen die Ehre des preußischen Namens gebunden war.

Abgesehen davon, daß die preußische Artillerie weit mehr gethan, als zum Vorbereiten eines Sturmes nothwendig, ja als überhaupt jemals von einer gegen Schanzen agirenden Artillerie geschehen ist — denn die Werke, mit den Sprengstücken der preußischen Projectile im wahren Sinne des Wortes übersäet, glichen nur noch unförmlichen Erdhaufen — abgesehen hiervon, war in jeder anderen Weise für ein Gelingen des blutigen Drama's gesorgt.

„Die Infanterie, durch den so außerordentlich ermüdenden Dienst in den Trancheen beinahe schon apathisch gemacht, und nur noch durch den Alle beseelenden Gedanken, nun endlich stürmen zu dürfen, aufrecht erhalten, wurde mit der größten Umständlichkeit auf den Sturm förmlich einexercirt.

Man lehrte sie alle jene künstlichen Hindernisse, die bekanntermaßen beim Vorgehen gegen die Schanzen zum Aufenthalt der Truppen im Bereiche des feindlichen Feuers vorgefunden werden mußten, nicht blos kennen, sondern vor Allem mit größtmöglichster Geschwindigkeit hinwegräumen.

Erst als dies von allen Abtheilungen mit Virtuosität ausgeführt werden konnte, hielt man das Gelingen des Sturmes in rein technischer Beziehung für hinlänglich gesichert.

Da bei einem so wichtigen Unternehmen, wie ein Sturm auf eine feste Stellung, das moralische Element eine hochwichtige Rolle spielt, so ist man auch in dieser Beziehung mit der größten Umsicht zu Werke gegangen.

Aus jedem der im Sundewitt befindlichen Regimenter wurde je ein Theil durch das Loos bestimmt, um so diesen, die Ehre ihrer Regimenter vertretenden Abtheilungen, einen um so größeren Sporn zu geben, mit der unerschütterlichsten Tapferkeit und Todesverachtung vorzugehen.

Doch wir wollen versuchen, das Bild des Sturmes dadurch anschaulicher zu machen, daß wir aus der großen Heldenthat einzelne Züge mittheilen.

Der diesseitige Vertreter Preußens auf dem Kriegsschauplatz, Herr v. Wagner und dessen Attaché, Herr v. Holstein, liefern interessante Details.

Herr v. Holstein hatte sich den Johannitern angeschlossen und inmitten ihrer Thätigkeit Gelegenheit über die Vorgänge auf dem Schlachtfelde seine Wahrnehmungen zu machen.

Derselbe schildert den Kampf um den Brückenkopf, wo die Dänen sich unter dem Schutz der schweren, auf Alsen gestellten Geschütze postirt hatten, als besonders heiß.

Wer von unseren Offizieren verwundet war, blieb im Kampfe, so lange er sich noch auf den Beinen halten konnte.

Die Krankenträger übten inmitten des Kugelregens ihre schwere Pflicht unermüdlich, und wie wenig sie die Gefahr scheuten, geht daraus hervor, daß 8 derselben zu den bei dem Sturm Verwundeten gehören.

Ueber die Verwundung des Generals von Raven schreibt ein Offizier seiner Brigade:

Der General von Raven fiel verwundet, als seine Brigade, quer vor dem Alsensund liegend, die Besatzung der Schanze Nr. 10 abschnitt.

Von seinem braven Adjutanten, dem Premier-Lieutenant von der Knesebeck vom 5. pommerschen Infanterie-Regiment Nr. 42, aus dem heftigsten Granatfeuer getragen, wurde er auf einer Bahre weiter nach dem Johanniterhospital bei Nübel gebracht. Hierbei passirte der General das Leibregiment, er richtete sich, auf seinen Adjutanten gestützt, auf, und redete die Leute an: „Ein General muß auch für seinen König bluten, nur vorwärts, Kameraden!“ Die Verwundung geschah um 1 Uhr, um 5 Uhr wurde der rechte Fuß in der Mitte des Unterschenkels amputirt.

Die Ligouriana.

Es war im Jahre 1820, als diese Mönche, gestiftet von Alfons Maria Ligouri, mit den Ordensregeln, Tendenzen und dem Geiste der aufgehobenen Jesuiten in Oesterreich Aufnahme fanden, wo ihnen in der Residenz die Kirche Maria Stigen nebst einem Klostergebäude übergeben wurde.

Seit jener Zeit haben sie dort festen Fuß gefaßt und trotz Polizei und Aufklärung, trotz der geringen Bigotterie der lebenslustigen Wiener und trotz der unzähligen Bonmots, Stachel- und Hohnreden, mit denen sie verfolgt wurden, dennoch einen bedeutenden Einfluß in allen Klassen der Gesellschaft gewonnen.

Sie werden im Allgemeinen verachtet, dennoch haben sie in einem Zeitraum von zwanzig Jahren Millionen erbettelt, erschlichen und erwuchert.

Ja man darf mit vollem Recht sagen, sie haben es erwuchert, denn die guten Väter treiben die ausgedehntesten Geld- und Wechsel-Geschäfte mit seltenem Tact und mit noch weit größerer Schlauheit.

Man haßt sie, allein es giebt immer eine Menge frommer Seelen in allen Klassen der Gesellschaft, welche in die Netze der Ligourianer fest verstrickt werden und nun thätige Werkzeuge derselben sind.

Die Polizei überwacht sie auf das Sorgfältigste, sie werden von derselben mit stillem Ingrimm geduldet und diese schreitet bei vorkommenden Gelegenheiten gern und bereitwillig gegen sie ein; dennoch aber haben sie sich das Privilegium zur Erbauung eines Klosters frommer Büßerinnen zu erschleichen gewußt, in dem sie allein das Bußgeschäft betreiben dürfen.

Es befinden sich unter ihren Beichtkindern eine Menge von männlichen und weiblichen Dienstboten, welche sie zu einer geheimen Polizei abrichten, und begeben sich, um diesen Zweck zu verfolgen, in die höchsten Kreise der Gesellschaft, wie sie zugleich auch sich nicht

scheuen, zu den armseligsten und winzigsten Straßendirnen hinab zu steigen.

Wo Absolution und geistlicher Segen nicht gewürdigt werden und nicht ausreichen, wird mit Geld nachgeholfen und derartige Ausgaben bringen stets reichliche Zinsen.

In dieses, zu jeder Zeit verschlossene Kloster, in welchem Niemand der Eintritt gestattet wird, der nicht vorher schon dem Pförtner auf das Genaueste nachgewiesen, daß er entweder in wichtigen Angelegenheiten komme oder überhaupt zum Eintritt in das Gebäude berechtigt sei, wollen wir unsere Leser führen.

Eine Thür von massivem Eichenholz führt von der Gasse aus in eine gewölbte Vorhalle, welche jedem Eintretenden offen steht, dieser gegenüber hängt ein großes Crucifix von schwarzem Holz und mit einem schön geschnitzten Christus.

Seitwärts von dem Letzteren befindet sich wiederum eine Thür von festem Holze, welche indeß stets verschlossen gehalten wird und deren obere Tafel durch ein kleines, aber sehr dichtes Gitterwerk besetzt ist.

Dicht an derselben erblickt man einen breiten Riemen, der die Glocke für den Pförtner in Bewegung setzt.

Etwas rechts von dieser führt eine Flügelthür, mit Glasfenstern versehen, welche von einem hellgrünen Vorhange gegen die Blicke der Neugierigen verwahrt ist, in ein geräumiges, im Winter wohl geheiztes Zimmer.

Ueberall an den Wänden desselben hängen verschiedene geistliche Bilder, die übrige Ausstattung bilden einige Schemel, Tische und Stühle.

Dieses Gemach dient zum Sprechzimmer für die Frauen, welche sich aus der Kirche in dasselbe zu dem Zwecke begeben, um mit ihren Beichtvätern Geheimnisse zu verhandeln, Mahnungen oder Tröstungen zu empfangen oder auch irgend welche Meldungen zu machen; außerdem aber ist es auch für einen Jeden offen, welcher mit einem Geistlichen zu sprechen wünscht und keinen Zutritt in das Kloster hat.

Fast zu allen Stunden des Tages ist dieses Zimmer mit

Besuchenden angefüllt, denn die Bekanntschaft der frommen Väter ist eine sehr ausgebreitete und daher der Zudrang zu ihnen kein geringer.

Es war an einem Nachmittag, die April-Sonne brannte heißer, als es sich erwarten ließ und die Kühle in der Vorhalle des Klosters war somit eine angenehme.

Dies mochte auch wohl der Fremde empfinden, welcher so eben eingetreten war, denn er athmete tief auf, nahm den Hut vom Kopf und trocknete mit einem Tuche den Schweiß von der Stirn, der in großen Tropfen von der Stirn herabrann.

Er schritt hierauf zur Pforte und setzte die Glocke in Bewegung, deren klare Töne laut durch die großen gewölbten Kreuzgänge schallten.

Der Pförtner, jedenfalls in seinem Mittagsschlafe gestört, erschien verdrießlich in der Thür und betrachtete den Fremden mit prüfenden Blicken.

„Zum Prior," sagte dieser ruhig und fast mit gebietender Stimme.

Er trug einen weiten Gehrock von dunkelgrauem Tuch, schwarze Stiefelhosen, einen grauen Hut mit breitem Rande und eine Weste von gleicher Farbe.

Er war klein, ziemlich dick und hatte ganz das gutmüthige Aussehen eines Landpfarrers.

Die abgenommene Kopfbedeckung ließ das kurz geschorene Haar und die Tonsur sehen.

„Euer Ehrwürden verzeihen," sagte der Pförtner in näselndem Tone, nachdem er jenen Mann erkannt hatte, „der Herr Prior ist so eben sehr beschäftigt, haben Sie vielleicht einen Brief abzugeben oder sonst einen anderen Auftrag, den auch ich wohl besorgen könnte, so — —"

„Melden Sie mich dem Prior Frater (Bruder)," entgegnete der Fremde in geringschätzendem Tone, indem er dem Pförtner eine Karte gab, „ich komme in höchstwichtigen Angelegenheiten und muß Se. Hochwürden sogleich sprechen, ich habe ihm einen Brief aus Rom zu übergeben."

Der Frater entfernte sich, nachdem er noch giftige Blicke auf

den Fremden geworfen, denn Kloster- und Weltgeistliche hassen sich wie Katzen und Hunde.

Der Wartende ging mit auf dem Rücken gekreuzten Händen in der Vorhalle während dessen nachdenkend auf und nieder.

Der Prior der Ligourianer saß in seinem Arbeitszimmer an dem Schreibtische, eifrig damit beschäftigt, Briefe und Rechnungsbücher durchzusehen und hier und da Auszüge und Anmerkungen zu machen.

Er hatte sich so sehr in diese Arbeit vertieft, daß es Seitens des Pförtners eines nochmaligen Anklopfens bedurfte, um ihn aus seinen Gedanken zu reißen.

„Herein!" rief er endlich in mürrischem Tone und drehte sich schnell mit seinem Rollstuhle um.

Der Pförtner trat ein und überreichte dem Prior die ihm von dem Fremden eingehändigte Karte.

Dieser warf einen flüchtigen Blick darauf und befahl den Wartenden ihm sogleich zuzuführen. Dann ordnete er schnell seinen Schreibtisch, um zu verhindern, daß kein fremdes Auge durch einen Blick den heiligen Inhalt der sich darauf befindenden Schriften etwa entweihete.

Er war ein Mann in den fünfziger Jahren, sein Haar spielte, namentlich an den Schläfen, schon scharf in's Graue, sein Gesicht war eingefallen, seine Stirn hoch und kahl.

Seine Augen blitzten schwarz und feurig unter dichten Augenbrauen hervor, sein Mund war klein und von einem steten verächtlichen Lächeln umspielt.

Die schwarze Kutte von feinem Zeuge, um die Mitte durch einen breiten Gurt von lackirtem Leder, an welchem ein Rosenkranz mit einem silbernen Kreuzchen hing, zusammengehalten, schlotterte um seine mageren Glieder.

Er trat an das geöffnete Fenster, auf dessen Brett einige blühende Gewächse in Töpfen standen und blickte gedankenvoll zu dem blauen Himmel.

Wenige Augenblicke darauf trat der Fremde in das Arbeitszimmer des Priors.

Er verbeugte sich tief und ehrfurchtsvoll gegen diesen, ohne ein Wort zu sprechen.

Dann übergab er ihm ein ziemlich starkes Packet, welches verschiedene Schriften enthielt.

Der Prior ersuchte ihn, auf dem Sopha sich niederzulassen, trat dann zum Schreibtisch, schnitt das Couvert sorgfältig auf, um das Siegel nicht zu verletzen, und nahm einen auf mehreren Heften liegenden Brief heraus, den er schnell durchlas.

Der Fremde saß während dessen mit niedergeschlagenen Augen und wehmüthiger Miene da, seine Gesichtszüge waren von sonderbarer Art und prägten eine gutmüthige Dummheit aus.

Zuweilen sah er scharf und beobachtend unter den gesenkten Augenlidern hervor nach dem Lesenden hin, um sich davon zu überzeugen, welchen Eindruck wohl der Inhalt jenes Briefes auf ihn hervorbringen würde.

Der Prior aber blieb kalt und ruhig, er faltete den Brief, nachdem er denselben gelesen hatte, wieder zusammen und legte ihn langsam unter den schweren Stein, gleichsam um Zeit zu gewinnen über den Inhalt noch ein wenig nachzudenken undwendete sich dann zu dem Fremden, der sich sogleich erhob.

„Pater Severus?" redete er den Fremden in fragendem Tone an, und ließ seine brennenden Augen prüfend über dessen Züge schweifen.

Der Angeredete verbeugte sich still und schweigend.

„Sie waren in Kopenhagen, Pater," fuhr der Prior nach einer kurzen Pause fort, und dort mit einer Mission betraut; aber man hat Sie wieder abberufen?"

„Es verhält sich ganz so, Hochwürdigster," antwortete Severus mit einem Seufzer," ich hatte das Unglück, mir den Tadel meiner Oberen zuzuziehen; ich wurde getäuscht und trotz meiner Wachsamkeit und ohne mein Verschulden."

„Man darf sich nicht betrügen lassen, Pater, wenn man nicht schuldig sein will, denken Sie stets an die Aufgabe unseres heiligen Ordens."

Der Prior hatte diese Worte mit hartem, strengem, aber leidenschaftslosem Tone gesprochen, doch seine Augen hafteten sich durch-

bohrend auf den ihm Gegenüberstehenden, der seine Wuth unter dem Scheine heuchlerischer Demuth und des Gehorsams zu verbergen sich bestrebte.

„Ich will nicht mit Ihnen rechten, Pater," nahm er nach einer Pause wieder das Wort, „Sie sind kein Glied unseres Ordens und daher liegt mir eigentlich nicht die Mission ob, Ihnen Vorwürfe zu machen, Sie sind hierher gekommen, um mit mir Rücksprache zu nehmen."

„Gewiß, Hochwürdigster, und zwar in einer äußerst wichtigen Angelegenheit; ich weiß sehr wohl," fuhr er in etwas ruhigerem Tone fort, „daß ich schuldig bin, aber ich hoffe durch die Mission, die ich zum zweiten Male übernommen habe, alles Vorangegangene vollständig wieder auszugleichen; ich bin hier erschienen, um Sie zu bitten, eine Büßerin aufzunehmen."

„Eine Büßerin?"

„Ja, Hochwürdigster."

„Ist diese aus Oesterreich?"

„Nein, obgleich auf österreichischem Boden, sie ist eine Deutsche und zu Flensburg geboren."

„In Flensburg?" wiederholte der Prior lächelnd, „nun da wird sie wohl Gelegenheit gehabt haben, unsere Regimenter kennen zu lernen," setzte er mit spöttischem Lächeln hinzu.

„Das mag wohl sein, Hochwürden," sagte Pater Severus, „ich habe die Dame selbst nicht gesprochen, sie wird auf der Reise streng bewacht."

„Da dieses Mädchen in Holstein geboren, so muß ich annehmen, daß sie eine Ketzerin ist."

„Leider, Hochwürdigster, ist sie eine Ketzerin und muß zunächst bekehrt werden."

„Das sind immer unangenehme Dinge," sagte der Prior in etwas verstimmter Weise, „ich befasse mich nicht gern mit Bekehrungs-Versuchen; wir haben indessen unsere Leute und ich hoffe, es wird Alles gut vor sich gehen; nicht wahr, die Büßerin ist reich?" fragte er.

„Sehr reich, Hochwürdigster."

„Wann soll die Dame eintreffen?“ fragte der Prior mit einem Ausdruck der Zufriedenheit.

„Es läßt sich dies nicht ganz genau bestimmen, ich hoffe indeß, daß sie binnen zehn Tagen in Wien sein wird.“

Beide beobachteten sich.

„Der Alte und die Junge!“ fügte der Pater Severus dann noch hinzu.

„Hm!“ lächelte der Prior, „sonst Niemand?“

„O doch,“ versetzte Severus.

„Nun lassen Sie mich hören.“

Der Pater trat zu dem Prior und flüsterte ihm leise einige Worte zu.

Der Prior schien ein wenig alterirt, seine Züge drückten eine gewisse Bedenklichkeit aus.

„Ei ei, Pater!“ sagte er, „da haben Sie abermals unklug und ohne Ueberlegung gehandelt, ich würde mich in Ihrer Stelle mit solchen Leuten nicht eingelassen haben; Sie kennen keine Rücksicht und gehen oft viel weiter, als es sich mit der Klugheit eigentlich verträgt.“

„Es wird, hoffe ich, Alles gut gehen, Hochwürdigster; der Mann ist roh, das ist wahr, indessen müssen wir uns oft solcher Geschöpfe bedienen, wollen wir zu unserem Ziele gelangen; im Uebrigen wollte ich Ihnen mittheilen, daß die Mutter der Ketzerin in diesen Tagen in Wien eintreffen wird, um mit Ew. Hochwürden Rücksprache zu nehmen.“

„Ich bin bereits aus diesem Briefe durch den Prior von Linz genügend unterrichtet,“ sagte der Prior, „aber ich kann das Alles nicht begreifen, diese Frau Lerchner, eine intime Freundin Hansen's, ist jetzt plötzlich dessen erbitterte Feindin geworden und wirkt nun ganz entgegengesetzt.“

„Ja, Hochwürden, das thut sie allerdings, dies wurde aber nur durch unsern Einfluß möglich, wir haben auch bereits dahin gewirkt, Hansen zur Rechenschaft ziehen zu lassen, seine Stunde wird bald schlagen.“

„Und wie steht es denn nun mit dem Bräutigam?“ fragte der Prior.

„Er ist auf Schloß Szerzki und erwartet dort die Braut," versetzte der Pater mit unangenehmem Lächeln.

„Gut denn," entgegnete der Prior, „wir werden Alles zum Empfange der Ketzerin bereit halten."]

Einige Tage später ging der Prior der Ligourianer in dem Sprechzimmer mit langen Schritten auf und nieder, bald trat er an das Fenster und blickte hinaus, als ob er Jemand erwartete, bald setzte er sich nieder auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch.

„Sie bleibt überaus lange," murmelte der Prior mißmuthig und ungeduldig vor sich hin, „ob sie vielleicht meinen Brief nicht erhalten hat? Ich liebe das Schreiben durchaus nicht, denn es compromittirt gar zu leicht, aber was war zu thun? Jede sichtbare aufwallende Einmischung ist mir aufs Strengste verboten; man will den Jungen hetzen, wie einen Edelhirsch und ebenso das Mädchen, um sie in die Arme ihrer Verfolger zu führen, welche ein reges Interesse daran nehmen, den Ersteren zu den Ihrigen zählen zu können."

Leichte Tritte in der Vorhalle störten ihn aus diesen stillen Betrachtungen; die Thür öffnete sich und eine junge Dame von hoher und imposanter Gestalt und schönem blühenden Angesicht trat ein.

Der Prior ging ihr entgegen, küßte ihr die Hand und führte sie dann zu einem altmodischen, mit schwarzem Leder überzogenen Sopha.

Die Dame war sehr einfach gekleidet; ein grüner Schleier, welchen sie, während sie eintrat, zurückschlug, hatte ihr Gesicht verhüllt. Sie nahm auf dem Sopha Platz, während sich der Prior auf einem Stuhle neben ihr setzte.

„Sie wünschen mich zu sprechen, Hochwürdigster," begann die Dame, „Sie sehen, ich habe nichts Eiligeres zu thun, als Ihrem

Wunsche entgegenzukommen, welcher mir Befehl ist," fügte sie mit einem verbindlichen Lächeln hinzu.

„Gnädigste Gräfin," sagte der Prior, „ich bin in der That ebenso freudig überrascht durch Ihre liebenswürdige Güte, nicht alle schönen Damen von Ihrem Range und Ihrer Stellung denken immer so fromm, Gräfin, wie Sie, und ich muß es aussprechen, daß es mir stets zur Ehre gereicht, wenn Sie mich Ihres besonderen Vertrauens würdigen."

„Sie schmeicheln," antwortete die Gräfin mit Coquetterie, „übrigens bedenken Sie, mein Beichtvater, daß ich zu keinem Rendezvous gekommen bin und daß es mich unangenehm berühren muß, wenn Sie Ihr Beichtkind durch Ihre Güte und Herzensfreundlichkeit verziehen; Sie wünschten mich in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen und machen mir die Kur, statt von irgend welchen nothwendigen Geschäften zu reden."

„Sie drängen mich, während ich Ihre Gegenwart nicht lange genug verzögern kann; doch ich will hiervon abbrechen, ich wünsche über gewisse Dinge von Ihnen Auskunft zu erhalten, meine gnädigste Gräfin."

„Ich bin gern bereit, Hochwürdigster, Ihnen diese Auskunft zu gewähren."

„Unter den Regimentern, welche nach Dänemark gezogen sind, befindet sich Ihr Bruder?"

„Sehr wahr."

„Er hat einen hohen Einfluß und ist beim Kaiser, wie man sagt, nicht ungern gesehen."

„Wir sind so glücklich, sogar die Freundschaft Sr. Majestät zu besitzen, aber was soll mein Bruder thun?"

„Wo steht er?"

„Gegenwärtig auf Schloß Gottorp."

Jetzt wurde die Unterredung leise geführt; nach einer Stunde erhob sich die Gräfin und entfernte sich, nachdem sie dem Prior das Versprechen gegeben, seinen Wunsch zu erfüllen.

Was er von ihr begehrte, werden wir später zu erfahren Gelegenheit haben.

Der Prior befand sich nicht lange allein; es mochten etwa zehn

Minuten verflossen sein, als wiederum die Thür sich öffnete und der Frater eintrat.

„Eine Dame begehrt Einlaß.“

„Wie nennt sie sich?“ fragte der Prior.

„Frau Lerchner,“ war die Antwort.

„Sie möge eintreten.“

Einige Minuten darauf erschien die Frau, welche uns bereits bekannt ist, die sich aber während der Zeit, wo wir sie nicht sahen, ungemein verändert hatte.

Sie schien um wenigstens zehn Jahre älter; ihre Züge waren abgehärmt und bleich, was wir jedoch durchaus nicht dem Gram zuschreiben können, den sie wegen ihrer Tochter hegte; der Grund hierfür lag vielmehr in anderen Ursachen, welche wir noch kennen lernen werden.

Der Prior forderte sie auf, auf dem ledernen Sopha Platz zu nehmen und setzte sich dann neben sie.

„Sie kommen aus Kopenhagen?“ redete er sie in freundlichem Tone an.

„Ja, Ehrwürden, ich bin zu Ihnen gewiesen worden, um von Ihnen Auskunft über meine Tochter zu erhalten.“

„Ich will Ihnen Alles sagen, was ich von derselben weiß: man hat das junge Mädchen gewaltsam aus Kopenhagen entführt in dem Augenblick, als sie eben an's Land gestiegen war; man entblödete sich nicht, sie nach der Steyermark zu schaffen und erst jetzt ist es unseren Bemühungen gelungen, sie den Händen ihrer Verfolger zu entreißen und sie in unseren Schutz zu nehmen; Sie dürfen also vollkommen getröstet sein.“

Frau Lerchner äußerte alle Zeichen der Freude und ihr Wesen zeigte eine ungemeine Erregung.

„So darf ich also hoffen, sie bald zu sehen?“ fragte sie mit seltsamer Hast.

„Ich erwarte ihre Ankunft in spätestens acht Tagen,“ entgegnete der Prior.

„Und wo werde ich sie finden?“

„In diesem Kloster, hier nur wird sie Ruhe finden vor ihren Verfolgern; jener Bösewicht aber, der es so weit getrieben, soll für

all seine Verbrechen zur Rechenschaft gezogen werden; es ist uns gelungen, ihm jeden Betrug nachzuweisen, den er während seiner Amtsführung begangen."

„Wie?" rief Frau Lerchner überrascht, „das wären Sie wirklich im Stande?"

„Sie scheinen die Macht des mächtigsten Ordens der Welt nicht zu kennen, liebe Frau," sagte der Prior, „Sie dürften sonst wahrlich nicht so sehr überrascht sein; wissen Sie nicht, daß jener Orden über Fürsten selbst gebietet, daß ihm sich Schlösser und Riegel öffnen und daß er keine Rücksicht kennt, wenn es gilt, irgend ein Ziel zu erreichen? Es kann Ihnen ja jener mächtige Wahlspruch nicht unbekannt sein, der Zweck heiligt die Mittel, dieser wird stets streng im Auge behalten und befolgt, und die Mitglieder jenes gewaltigen, wohlthätigen und großartigen Ordens scheuen daher kein Mittel, um eben ein Ziel zu erstreben; gegenwärtig handelt es sich nun darum, die Unschuld zu schützen und das Verbrechen zu strafen, gewiß ein schönes Ziel und es darf daher wohl Niemanden überraschen, wenn wir uns die äußerste Mühe gegeben haben, um uns die Beweise des Verbrechens zu verschaffen; schon in den nächsten Tagen werden gewisse Acten in Kopenhagen eintreffen und es läßt sich mit aller Gewißheit voraussetzen, daß jenem Hansen, der nicht allein Sie, sondern auch Ihre Tochter unaufhörlich verfolgt, keine Zeit übrig bleiben wird, seine Sünden, die er in der Hölle büßen muß, zu bereuen."

Sie führten Beide noch ein längeres Gespräch, welches vorläufig für uns kein besonderes Interesse hat und wir dürfen daher jetzt von ihnen scheiden.

Im Wirthshause.

Es war an einem Sonntagsmorgen, als zwei Männer in einem Wirthshause in der Nähe eines kleinen österreichischen Dorfes saßen und eifrig miteinander plauderten.

Sie trugen die Kleidung von Fabrikarbeitern und solche waren es denn auch in der That; in dem nahe gelegenen Dorfe befand sich die nicht unbedeutende Fabrik des Herrn Christel, welcher eine große Anzahl von Leuten beschäftigt; auch jene beiden Männer standen in derselben in Arbeit und labten sich in der Schänke an Bier und Branntwein.

Jenes erwähnte Dorf wird hauptsächlich von Steinbrechern und Steinhauern bewohnt, welche in den nahen Steinbrüchen arbeiten und deren Loos wahrlich kein beneidenswerthes ist.

Es kann wohl nichts Beschwerlicheres und Anstrengenderes geben, als die Arbeiten dieser Leute, die zu gleicher Zeit mit Muth und Elend zu kämpfen haben und daher kommt es denn auch nicht selten vor, daß dieselben schmerzliche Vergleiche anstellen zwischen ihrem immer armseligen Schicksal und dem oft fast unglaublichen Wohlbefinden und Wohlstande mancher anderen Arbeiter, deren Beschäftigung eine viel leichtere ist.

Lange Zeit wurde ganz besonders das Glück der Arbeiter in der Fabrik des Herrn Christel mit neidischen Augen angesehen und gern hätte man sein Loos mit ihnen vertauscht.

Die beiden in Rede stehenden Männer, welche in dem Wirthshause bei einander saßen, waren überall als Unruhestifter und kühne und verwegene Männer bekannt.

Sie sprachen dem Glase tapfer zu, und führten ein heimliches Gespräch miteinander, als plötzlich sich die nur angelehnte Thür öffnete.

Zwei andere Männer traten ein, ließen sich an demselben Tische nieder, forderten von dem Wirthe ein paar Gläser Brannt-

wein und begannen dann mit den beiden anwesenden Arbeitern ein Gespräch.

„Auf Eure Gesundheit, Brüder!" sagte einer der Angekommenen, indem er dem Gegenübersitzenden sein volles Glas zum Anstoßen präsentirte.

„Gleichfalls," antwortete der Angeredete, „obgleich ich Dich für den Teufel halten möchte."

„Mich für den Teufel?" fragte dieser, den Arbeiter verwundert anblickend.

„Ja wohl."

„Und warum?"

„Zuerst sagt mir, woher Ihr mich kennt," nahm der Steinbrecher das Wort.

„Bereut Ihr denn meine Bekanntschaft gemacht zu haben? Das wäre sonderbar."

„Das gerade nicht, denn man kann sich immer freuen, wenn sich die Gelegenheit bietet, eine neue Bekanntschaft zu machen, Männern unseres Schlages kann sie, glaube ich, wahrhaftig nicht schaden."

„Sehr wahr," versetzte der Andere, „aber nun, mein Freund, will ich eine Frage an Euch richten: Ihr habt lange Zeit in dem Schuldgefängniß gesessen?"

„Ganz recht," sagte der Steinbrecher, den Fremden immer verwunderter anstarrend.

„Habe ich Euch nicht daraus befreit?" sagte Jener.

„Ihr?" versetzte der Steinbrecher überrascht und zugleich erstaunt. „Verzeiht es mir, wenn ich Euch offen erkläre, daß Ihr mir gar nicht aussehet, wie ein Mensch, der einem Andern Wohlthaten erweisen könnte."

„Traut dem groben Kittel nicht, den ich trage und seid davon überzeugt, daß ich reich genug bin, um wohl zwanzig solcher Burschen, wie Ihr seid, aus dem Schuldgefängniß zu befreien und wenn ein Jeder von Euch tausend Gulden schuldig wäre; kurz, ich habe Eure Schuld bezahlt und das möge Euch genügen."

„Aber woher kennt Ihr mich denn?" fragte der Steinbrecher, der immer neugieriger wurde.

„Das möge Euch ganz gleichgültig sein; ich that es, weil ich wußte, daß Ihr ein Mensch seid, der bei geeigneten Gelegenheiten immer vortrefflich zu verwenden ist und solche Leute muß man nicht müßig sitzen lassen; im Schuldgefängniß könnt Ihr doch zu nichts kommen; da sitzt Ihr ohne Beschäftigung, während sich draußen immer Gelegenheit findet, Arbeit zu bekommen und wenn dies auch gerade nicht in einer Fabrik ist, Ihr könnt auch auf anderem Wege ein gut Stück Geld verdienen; Ihr versteht mich wohl, nicht wahr?“ setzte er mit bedeutungsvollem Nachdruck hinzu.

„Ich weiß nicht, wovon die Rede ist und kann also nichts verstehen,“ entgegnete der Steinbrecher; aber sprecht, ich bin bereit, Euch anzuhören; Ihr seid mein Wohlthäter und deshalb laßt uns auf ewige Freundschaft anstoßen.“

Sie ergriffen die Gläser und diese erklangen wiederum hell aneinander.

„Nun, hört mein Freund,“ sagte der Hinzugekommene, „ich habe mit Euch über ein äußerst wichtiges Geschäft einige Worte zu sprechen, kommt, laßt uns ein Wenig zur Seite gehen, denn was ich zu sagen habe, ist nur für Euer Ohr.“

Der Steinbrecher erhob sich und folgte dem Auffordernden, welcher ihn hinausführte.

„So viel mir bekannt, seid Ihr lange Zeit in der Steyermark gewesen,“ sagte der Unbekannte.

„Ganz recht, bevor ich hier Arbeit annahm, hielt ich mich lange Zeit im Gebirge auf.“

„Ihr waret Hausknecht in der Baddl?“

„Sehr richtig; aber es ist mir wahrlich nicht begreiflich, wie es kommt, daß Ihr dies Alles so genau wißt und wie schon gesagt, ich muß Euch jetzt für den Teufel halten.“

„Bisher bin ich Euer Engel gewesen, denn ich habe Euch aus dem Schuldgefängnisse befreit, in dem Ihr wegen 80 Gulden brummtet und in welchem Ihr ohne mich sicher heute noch säßet; aber mein Freund, Ihr werdet selbst eingestehen, daß es sehr richtig ist, wenn ich Euch daran erinnere, daß man nichts umsonst thut, und daß immer ein Grund vorhanden ist, wenn man sich für einen Menschen

interessirt: In der Baddl kam etwa Ende Februar eine junge Dame an, welche sich dort einige Wochen aufgehalten hat."

„Ganz recht, sie schien zu trauern, den ganzen Tag verweilte sie in einem verschlossenen Zimmer und sprach mit keiner Seele ein Wort, es kam mir vor, als ob sie schwermüthig sei."

„Das sind hier Alles Nebensachen; würdet Ihr die Dame wiedererkennen, wenn Ihr sie seht?" fragte der Unbekannte.

„Sogleich, sie ging zwar stets verschleiert; aber ich habe sie einmal, als sie zufällig den Schleier zurückschlug, genau betrachtet und ich behaupte, daß ich sie auf der Stelle wieder erkennen würde."

„Nun, Kamerad, so hört, Ihr seid ledig und los, und habt für Niemand zu sorgen, nicht wahr?"

„Mich kettet nichts, meine Frau ist todt, Kinder habe ich nicht, ich kann also gehen, wohin Ihr mich schicken wollt; was habe ich zu thun?"

„Euch sofort auf den Weg zu machen."

„Wohin?"

„Das werdet Ihr erfahren, aber nur unter der Bedingung, daß Ihr noch heute abreiset."

„Ich bin bereit, noch in dieser Stunde dieses verfluchte Dorf zu verlassen, wo ich nichts weiter zu thun habe, als Steine zu klopfen und dafür den erbärmlichen Lohn von zwanzig Kreuzern täglich erhalte; von diesem Lumpengelde soll man leben, nein es ist zum toll werden."

„Ihr sollt jetzt täglich 20 Gulden erhalten und für einen Monat zahle ich voraus."

In des Steinbrechers Zügen zeigte sich eine Freude, die sicher zum ersten Mal in diesem Leben dieses von Entbehrung durchfurchte Antlitz beleuchtete.

„Zwanzig Gulden und für einen Monat voraus!" rief er mit lautem Freudengeschrei; „mein Gott, dann bin ich ja ein Glückskind und ich möchte fast glauben, die heilige Jungfrau hat Euch meinen Namen genannt, um mich aufzusuchen und mich armen Teufel aus meiner Niedrigkeit zu befreien!"

„Niedrig werdet Ihr immer bleiben, Freund, aber Eurer Noth soll ein Ende gemacht werden.“

„Sagt mir doch vor allen Dingen Euren Namen,“ versetzte der Steinbrecher.

„Meinen Namen? nennt mich schlechtweg Sepperl,“ entgegnete der Fremde.

„Hört, Sepperl,“ sagte der Steinbrecher, „Ihr seid ohne Zweifel nicht der, als der Ihr erscheint; wenn Ihr mit Tausenden um Euch werfen könnt, so müßt Ihr ein reicher Mann sein, wie Ihr auch schon eingestanden und als solcher dürftet Ihr nicht die Kleider tragen, wie Ihr sie angelegt habt.“

„Kümmert Euch nicht um Dinge, die für Euch nicht von Interesse sind, sondern sagt mir nur, ob Ihr im Stande seid, meine Wünsche zu erfüllen, nachdem ich Euch diese gesagt habe,“ sprach der Fremde.

„Sprecht, Sepperl,“ sagte der Steinbrecher, näher zu ihm rückend.

Es begann jetzt ein längeres Gespräch, welchem der Steinbrecher aufmerksam zuhörte und während Sepperl sprach, färbte sich das Gesicht des Ersteren mit einer dunklen Röthe.

„Die Aufgabe ist eine sehr schwere, Sepperl,“ sagte der Steinbrecher, „es ist doch wahrlich keine Kleinigkeit, so etwas auszuführen.“

„Dann wollt Ihr also bei Euren zwanzig Kreuzern stehen bleiben?“ fragte Sepperl.

„Nein, das will ich nicht, Elend habe ich lange genug ertragen und will nun auch einmal wissen, wie es einem reichen Manne geht, wenn es auch nur auf kurze Zeit sein kann.“

„Ihr denkt also der Aufgabe gewachsen zu sein; ich habe grade Euch nicht für feige gehalten, sonst würde ich Euch wahrlich nicht aus dem Schuldgefängniß befreit haben, wo Ihr meinetwegen hättet sitzen können, so lange es Euren Gläubigern beliebte; aber nun that ich es einmal und will wissen, wofür ich es gethan habe,“ sagte der Fremde.

Der Steinbrecher erklärte sich hierauf bereit und das Gespräch wurde fortgesetzt.

„Also heute Abend," sagte der Letztere, indem er Sepperl die Hand reichte.

„Heute Abend," erwiderte Jener.

„Und wo finde ich jenen Menschen?"

„In der Schänke zum rothen Heiligen."

„Zu welcher Zeit?"

„Er wird um Mitternacht eintreffen."

„Gut denn, ich werde bereit sein und mich pünktlich auf meinem Posten einfinden; aber das Geld?"

„Seid unbesorgt, Ihr sollt dasselbe heute Mittag um 3 Uhr erhalten."

Der bleiche Mann.

Es war Nacht, der Mond glänzte hell und verbreitete sein Licht weithin; die Sterne funkelten an dem melancholisch klaren Himmel; der Wind pfiff trocken und kalt vom Norden her und schwoll allmälig zum Sturme an, sein scharfer Hauch fegte über die Höhen des Gebirges.

Auf dem hohen Gipfel eines Hügels stand ein Mann, dessen großer Schatten auf den vom Monde beleuchteten steinigten Boden hernieder fiel.

Der Fremde betrachtete die unermeßliche Stadt, das zu seinen Füßen ausgebreitete Prag, dessen Thürme und Thurmspitzen in der bläulichen Helle des Horizonts deutlich hervortraten, während sich aus der Mitte dieses Sternen-Oceans ein leuchtender Dunst erhob, welcher der gestirnten Bläue des Zeniths ein seltsames Licht verlieh.

Es war dies der ferne Schein der tausend Lichter, welche Abends um die Zeit der Vergnügungen die geräuschvolle Hauptstadt Böhmens lustig erhellten.

„Nein,“ sprach der Wanderer für sich, „es kann nicht sein, und dennoch ist mir gesagt worden, daß ich hier an dieser Stelle finde, was ich suche; nun, die rächende Hand bleibt nie fern, sie ereilt das verfolgte Wild und rastet nicht eher, als bis es dasselbe erlegt hat; ja, ja, die Stunde schlägt, wo mir endlich Genugthuung werden wird, Alter, Du sollst mir Rechenschaft geben für all' die Unbill, welche Du mir zufügtest; Du hast in mir einen jungen Geyer, um ihn mit einer jungen Taube zu vermählen; welch' sonderbare Laune! Aber warte, Alter, Du willst glücklich sein, während Andere dem Laster und dem Verbrechen verbleiben sollen, das darf nimmermehr geschehen, Deine Pläne müssen vereitelt und zu Schanden gemacht werden, der Du einmal überantwortet bist; Schloß Czerzki nennst Du Dein; aber warte, ich werde nicht eher ruhen und rasten, als bis kein Stein von demselben mehr an seiner Stelle liegt, dann werde ich befriedigt sein und die junge Braut, welche Du in Dein Haus genommen, mag nun auch sehen, wo sie bleibt, sie kümmert mich nicht.“

Der Wanderer schritt hierauf langsam den Hügel hinab und begab sich in die Stadt.

Er lenkte seine Schritte einem nicht zu entfernt gelegenen Wirthshause zu, welches er sehr bald erreichte und in welchem er auch Einlaß fand.

Er schien große Eile zu haben, denn er war kaum eingetreten als er auch sogleich nach einem Diener läutete.

Letzterer erschien und fragte nach dem Begehr des angekommenen Gastes.

„Sagt mir, Freund,“ fragte er, „wie weit liegt Schloß Czerzki von hier entfernt?“

„Etwa sechs Meilen, geehrter Herr.“

„Ich wünsche Extrapost zu nehmen, gehen Sie und bestellen Sie diese schleunigst.“

Der Diener blickte den Fremden verwundert an.

„Beabsichtigen Sie noch in dieser Stunde abzureisen, gnädigster Herr?“ fragte er.

„Das ist meine Sache, ich gebe nicht einem Jeden Rechenschaft

von meinen Handlungen, ich wünsche Extrapost und zwar sogleich," versetzte er in einem Tone, der deutlich bewies, daß der Mann gewöhnt war, Befehle zu ertheilen.

Zu gleicher Zeit warf er eine Banknote von zwanzig Gulden auf den Tisch und kehrte dem Diener den Rücken, indem er im Zimmer hastig auf und ab schritt.

Letzterer entfernte sich und wir haben jetzt Gelegenheit, den Fremden näher zu betrachten.

Bei dem Scheine der Lampe, welche auf dem Tische stand und ihr helles Licht im ganzen Zimmer verbreitete, sehen wir ein bleiches und im höchsten Grade abgemagertes Gesicht, dessen Farbe fast wie Blei erschien; die Augen waren dunkelschwarz, hoch gezogene Augenbrauen gaben dem Gesicht etwas Diabolisches, die Nase war gebogen und seine Lippen außerordentlich dünn zusammengekniffen; ein Ausdruck von Hohn und Verachtung schwebte um dieselben.

Er ging mit hastigen Schritten auf und nieder und machte von Zeit zu Zeit lebhafte Gesticulationen; bald waren die Bewegungen drohend, bald stand er wieder mit verschränkten Armen da, indem er düster und still vor sich hinbrütete und bisweilen hatte es den Anschein, als ob er in einem Kampfe mit sich selbst begriffen war.

„Nein," rief er endlich, „ich will die Post nicht bestellen, es ist ohne Zweifel nöthig, daß ich diese Nacht hier im Hause zubringe, an mein Zerstörungswerk werde ich noch zeitig genug gehen können; übrigens bin ich allein auch wohl nicht im Stande, dasselbe zu vollbringen, ich muß Hülfe haben; wie konnte ich denn dies ganz vergessen? Sepperl wird mir Mittheilungen machen, er hat es nicht allein übernommen, das Frauenzimmer zu beseitigen, sondern außerdem den jungen Geyer unschädlich zu machen und diesen nach seinem gesegneten Vaterlande Schleswig-Holstein oder besser gesagt nach Dänemark zurückschicken zu lassen; ich muß also vor allen Dingen die Boten Sepperls abwarten.

Der Diener, welchen der Fremde nach der Post gesandt hatte, kehrte jetzt zurück und meldete ihm, daß sein Befehl nunmehr ausgeführt sei.

„Ich habe mich eines Andern besonnen und werde nun nicht reisen," versetzte der Mann in mürrischem Tone.

„Dann ist aber das Geld umsonst eingezahlt worden,“ entgegnete der Diener und blickte den Gast erstaunt an.

„Das thut nichts,“ sagte er, das Geld ist ganz Nebensache; ich wünsche übrigens jetzt allein zu bleiben, verlassen Sie mich daher.

Der Diener entfernte sich, indem er noch einen Blick auf den Fremden warf, der deutlich auszudrücken schien, daß es doch wohl in dem Kopfe des Kerls nicht ganz richtig sein könne.

Zwei Tage waren verflossen; der Mann verrieth durch sein seltsames Wesen eine innere Unruhe, er zeigte sich sehr ungeduldig und schien mit außerordentlicher Gespanntheit irgend etwas zu erwarten.

Es waren abermals zwei Tage verstrichen, als endlich Mittags um 2 Uhr der sehnlichst Erwartete eintraf.

„Du hast mich aber in der That lange warten lassen und meine Ungeduld bis auf's Höchste gesteigert,“ redete er den Angekommenen an, „ich hatte schon Lust, wieder umzukehren und nur der Gedanke daran, daß ich doch meine Pflicht thun müsse, hielt mich davon ab; was für Nachrichten hast Du mir also nun zu bringen?“

„Die Besten, die Sie nur erwarten können,“ sagte der Angekommene, „das Mädchen ist besorgt und aufgehoben und der Kerl, welcher sie begleitete, ebenfalls.“

„Wie steht es aber mit dem Alten mit dem Schnurrbart?“ fragte der bleiche Mann.

„Auch er ist völlig unschädlich gemacht und wir können nun an die Beseitigung des Mannes gehen, oder ihn vielmehr der Bestimmung zuführen, die seiner erwartet, man will ihn nämlich mit Gewalt zum reichen Manne machen, und wir müssen unser Möglichstes dazu beitragen, daß dieses Vorhaben gelingt.“

„Seltsam, was die frommen Väter jetzt für Absichten mit einem solchen Abenteurer haben; erst soll er ein Bettler werden und nun wieder faßt man den Entschluß, einen reichen Mann aus ihm zu machen! Aber sage mir um Alles in der Welt, wie wollen sie dies anfangen? Ich halte es für unmöglich!“

„Das werden Sie am Besten wissen, soviel mir bekannt geworden ist, beabsichtigen sie, ihn mit einer reichen Gräfin zu vermählen und somit wäre ihr Vorhaben gelungen.“

„Aber dazu sind doch immer Zwei erforderlich; er ist ja doch in diese Marie bis zum Rasendwerden verliebt und ich, ich kann unmöglich annehmen, daß er dieser entsagen wird.“

„Das ist ganz Sache der frommen Männer, wir haben uns darum nicht zu kümmern, sondern nur dafür Sorge zu tragen, daß er in Wien eintreffe. Man hat Vorkehrungen der verschiedensten und mannigfaltigsten Art getroffen und man beabsichtigt unter Anderem, ihn bei Sr. Majestät dem Kaiser zu empfehlen, damit ihm ein möglichst hohes Amt verliehen werde; ist dies geschehen, dann wird er jedenfalls seinen ketzerischen Glauben ablegen und sich dazu entschließen, sich der römisch-katholischen Kirche zuzugesellen, um ein Mitglied jenes Ordens zu werden, in dessen Interesse es liegt, so viele mächtige Männer als nur irgend möglich zu gewinnen, denn diese haben in jeder Beziehung Einfluß und nur solche können ihm zur Stütze dienen, der Orden muß vor Allem danach trachten, sich bei Hofe Geltung zu verschaffen.“

„Nun also, welche Befehle hast Du denn, sollen wir das Schloß, in welchem die alte Eule mit dem jungen Geyer eine Zuflucht gefunden hat, dadurch zerstören, daß wir Feuer in demselben anlegen?“

„Nicht doch,“ entgegnete Sepperl dem bleichen Manne, „das wäre ein ganz verkehrter Streich; warum denn ein so schönes Schloß vernichten? Man würde weder Friedenreich noch Rothenfelser arm machen, sondern nur den Orden um ein nicht unbedeutendes Capital bringen, wir müssen in dieser Angelegenheit auf ganz andere Weise zu Werke gehen.“

Sie hielten noch einige Minuten gegenseitigen Rath und bald darauf waren die beiden Engel des Verderbens vollkommen miteinander einig.

Zwei Tage später erhielt Heinrich folgenden Brief von Marie, welcher zwar nicht von ihrer Hand geschrieben, aber doch von ihr gekommen war.

„Mein lieber Heinrich!

Es ist unmöglich, daß wir uns noch einmal wiedersehen, ich bin vorläufig für Dich verschwunden; forsche nicht nach meinem gegenwärtigen Aufenthalte, denn alle Bemühungen sind unnütz; erfahre nur so viel, daß ich glücklich bin und willst Du ebenfalls glücklich werden, so mache Dich schleunigst auf und begieb Dich nach Wien, dort wirst Du von mir Kunde erhalten, in Wien angekommen, steige in dem Hôtel de Berlin ab, dort wird man Dir Nachrichten bringen, welche Dich erfreuen werden und dort auch werden wir uns wieder sehen."

Heinrich war hoch erfreut und zeigte den erhaltenen Brief dem alten Friedenreich.

Letzterer prüfte die Zeilen genau und schüttelte dann bedenklich das Haupt.

„Dieser Brief sollte von Marie kommen?" sagte er, „nein, nein, das kann ich nicht glauben."

„Gewiß, mein Vater, ohne Zweifel kommt er nur von ihr, siehst Du nicht unten die Anmerkung?"

Mit diesen Worten deutete Heinrich auf eine kleine Notiz, welche von Mariens eigener Hand geschrieben war, dessen Inhalt lautete:

„Ich war nicht im Stande, diesen Brief selbst zu schreiben, da mein Auge leidend ist, ich habe ihn wörtlich so dictirt.

Marie Lerchner."

„Sonderbar! Sonderbar!" murmelte der Alte und faltete das Briefchen wieder zusammen.

„Allerdings liegt etwas Auffälliges in der ganzen Sache," nahm Heinrich das Wort, „aber es ist mir unbegreiflich, mein Freund war der Begleiter Mariens und sie erwähnt seiner nicht mit einem

Worte, was hat das Alles zu bedeuten? Ich werde mich sofort aufmachen und mich nach Wien begeben, um der Sache auf die Spur zu kommen."

Bald darauf hatte Heinrich Schloß Szerzki verlassen und befand sich auf dem Wege nach Wien.

Ueberraschende Veränderung.

„Guten Morgen, lieber Heinrich!" rief diesem ein elegant gekleideter junger Mann zu, als er sich einige Tage später in der Nähe der Stephanskirche befand, indem er sich zugleich vertraulich am Arme ergriffen fühlte.

Heinrich blickte auf und war nicht wenig erfreut, als er sich einem Freunde gegenüber sah, mit welchem er in der dänischen Armee gedient hatte, es war der Graf Blöckström.

„Wie! Sie hier?" rief Heinrich, den Freund überrascht anschauend.

„Und warum nicht? Soll ich etwa bei den rothen Buben bleiben, wo unser Vaterland so gut wie frei ist und hat nicht auch Oesterreich zu seiner Befreiung beigetragen? Ich habe mich, nachdem ich gesehen, daß die Düppeler Schanzen bald in die Hände der Preußen sein werden, sofort nach Wien begeben und bin nun entschlossen, in der kaiserlichen Armee Dienste zu nehmen, zumal mir die Aussicht eröffnet worden, sogleich als Offizier einzutreten; ein gleiches Loos würde ganz gewiß auch Dich treffen, sobald Du meinem Beispiel folgen wolltest, doch sage mir, was führte Dich denn hierher?"

Heinrich theilte ihm in aller Kürze seine ganzen Erlebnisse mit und machte ihn mit der Ursache bekannt, welche ihn zu dem Entschlusse bewogen hatte, sich nach der österreichischen Residenzstadt zu begeben.

„Denken Sie noch immer an jene Marie?" fragte der Freund mit lächelnder Miene.

„An jene Marie?" wiederholte Heinrich im Tone bittersten Vorwurfs. „Lassen Sie uns doch jetzt lieber von anderen Dingen reden."

„Ich sollte auch wohl meinen, die Zeit müßte Ihre Leidenschaft gekühlt haben! übrigens werde ich Gelegenheit nehmen, Sie mit einer anderen Dame bekannt zu machen, und ich bin überzeugt, Sie werden die Schmerzensbraut sehr bald vergessen."

Der Graf hielt in der That Wort; er führte Heinrich mit außerordentlicher Bereitwilligkeit bei der Baronin v. Schwarzenfels ein und hatte die Freude, sehr bald zu bemerken, wie ungemein Beide sich für einander interessirten.

Zwei Tage später begegneten sich die Herren wieder und der Graf, welcher überaus zufrieden darüber schien, Heinrichs Glück begründen zu können, der aber, wie wir später erfahren werden, eine abgefeimte Creatur der Feinde Heinrichs war, forderte ihn zu einem Spaziergange auf.

„Würden Sie wohl meine Gesellschaft zu einer kleinen Promenade annehmen," fragte er Heinrich in freundlichstem und zuvorkommenstem Tone, „Rothenfelser oder noch besser gesagt Herr von Steinhausen?"

„Ich muß Ihnen offen gestehen," sagte Heinrich mit einer gewissen Entwürdigung, daß die ganze Geschichte mir im höchsten Grade unangenehm ist, warum mußte ich meinen ehrlichen Namen Rothenfelser verleugnen, um einer Dame vorgestellt zu werden? Doch ich that es ja nicht, es ist Ihre Schuld, Graf Blöckström, Sie haben mir einen falschen Namen gegeben und ich konnte ihn nicht von mir weisen."

„Sie werden dies auch nicht thun, lieber Rothenfelser, bedenken Sie vor Allem, daß der Name Rothenfelser Ihnen gefährlich werden kann; Sie haben mich mit Ihren Verhältnissen bekannt gemacht; sobald Ihre Feinde Sie unter diesem Namen auskundschaften, sind Sie ihnen verfallen und weiß Gott, in welchem Kloster Sie schließlich ein Ende nehmen werden; daher erscheint es mir gerathener, wenn

Sie sich als Herr von Steinhausen in der großen Welt bewegen und so Ihr Glück begründen, aber kommen Sie, kommen Sie."

„Es wird mich unendlich freuen, Graf Blöckström," erwiderte Heinrich ernst und fast traurig — meine Zeit Ihnen widmen zu können, ich bin ja hier doch nur zwecklos."

„Zwecklos?" fragte Blöckström mit schlauem Lächeln, „und die schöne Baronin, denken Sie nicht an sie? Wie sie doch gleich verlegen werden! Wozu wohl diese Schüchternheit unter guten alten Bekannten? Die Baronin ist reizend, geistreich und liebenswürdig und eine solche Wahl macht Ihrem Geschmack Ehre."

„Hören Sie, Graf, Ihre Bemerkungen über die Baronin Schwarzenfels sind eben so wahr, als ihre Vermuthungen über mein Verhältniß zu ihr falsch sind, Sie haben mich ihr vorgestellt, die Frau Baronin hatte die Güte mich öfter zu empfangen und das ist Alles!"

„O Sie spielen den Verschlossenen und bemühen sich, mich zu täuschen, Heinrich, mich, der ich ein halb Dutzend Jahre mehr in der Welt gelebt und eine Menge Intriguen durchgemacht habe; man müßte blind sein, wollte man nicht bemerken, daß Sie in den Fesseln der schönen Frau schmachten, die nicht unempfindlich gegen Ihre Huldigungen ist; Sie sind discret, mein junger Freund und dies ist eine Eigenschaft, welche Sie bei mancher Dame doppelt liebenswürdig machen wird; aber glauben Sie mir, diese Bescheidenheit ist nicht immer am rechten Orte, Damen von Welt, von einem gewissen Rufe der Schönheit und Unwiderstehlichkeit lieben es, Ihre Trumpfe offen zu zeigen und die Besiegten gefesselt hinter ihrem Siegeswagen zu führen, wie einst die alten römischen Feldherren, wenn sie es auch gern vermeiden, daß nicht alle Geheimnisse des Toilettenzimmers ausgeplaudert worden; Sie müssen daher einen Unterschied machen lernen, mein Freund, zwischen einer Dame von Weltverstand, der man Alles verzeiht, was nicht offenbar gegen den Anstand verstößt, und einer kleinen Bürgerin, die ihre Herzensgeheimnisse nicht ängstlich genug vor ihrer Gevatterin verbergen kann, weil ihr Tölpel von Vater oder Bruder sie mit einer Sorgfalt beschützt, wie ein Kettenhund den Hof."

Heinrich suchte den Grafen von diesem Gespräche, welches ihm

immer peinlicher wurde, abzubringen, indem er ihn auf mehrere elegante Spaziergänger aufmerksam machte, welche denselben gegrüßt hatten.

Graf Blöckström nannte ihm deren Namen und gab zugleich einige kleine Anecdoten aus der eleganten Welt zum Besten, in welche jene verflochten waren.

So kamen sie über den Burgplatz durch das innere Thor und gingen auf die Bastei, welche in der Frühlings-Saison um die Mittagszeit der Sammelplatz der feinen und eleganten Welt genannt werden kann.

Dort trieben sich die beiden Freunde eine kurze Zeit in dem Gewühl umher, Alles beobachtend und hier und da einen Bekannten grüßend.

„Sehen Sie," sagte plötzlich der Baron, das Lorgnon vor die Augen haltend, „jene zwei Damen vor uns? Ich wette zehn gegen eins, es ist die Baronin Schwarzenfels mit ihrer Freundin, der Gräfin Warben, sie sind fast ganz gleich gekleidet, ein Geschmack, dem ich durchaus nicht huldigen kann, ob er gleich ihre Freundschaft der ganzen Welt verrathen kann; sie spielen die Unzertrennlichen und man kann wahrlich nicht zärtlicher sein, als diese beiden Damen; sie treiben übrigens ihre Romantik darin zu weit, daß sie sich bei ihren Vornamen, also Charlotte und Fanny, nennen, wie die guten Frauen des Mittelstandes; es ist immer etwas Bewundernswerthes um die Frauenfreundschaften," fügte er sarkastisch hinzu, „sie sind so ewig wie weiland die Friedensschlüsse des heiligen römischen Reiches und dauern nur so lange, bis ein neuer Shawl oder ein verlorener Anbeter, der zur Farbe der Freundin schwört, die beiden Turteltäubchen in zwei Kampfhähne verwandelt, welche nur die Furcht, sich lächerlich zu machen, oder auch ihre noble Erziehung zu verleugnen, abhält, sich gegenseitig das Gesicht zu zerkratzen, doch beeilen wir uns, den Damen unser Compliment zu machen."

Heinrich fühlte sein Herz gewaltig klopfen und eine verrätherische Röthe auf seinen Wangen brennen; er hatte Fanny auf den ersten Blick erkannt und eine geheime Stimme seines Herzens sagte ihm, daß sie es sein müsse.

Er wäre so gern zurückgeblieben, um aus der Ferne diese Ge-

stalten zu bewundern, welche mit leichten Schritten dahin zu schweben schienen, um sich all den süßen und phantastischen Träumereien hinzugeben, in denen die Jugend, die Wirklichkeit vergessend, so leicht und gern schwelgt.

Er fühlte sich in ihrer Nähe so sehr beklommen und wortkarg und wenn er an Marie dachte, so durchrieselte ihn unwillkührlich ein Schauer, den er nicht zu unterdrücken vermochte.

Kommen wir jedoch später darauf zurück und bleiben wir jetzt bei der Sache.

Die beiden Spaziergänger erreichten inzwischen die Damen; man begrüßte sich gegenseitig und die beiden Herren baten um die Erlaubniß, sie begleiten zu dürfen.

Man konnte nichts Eleganteres, nichts Reizenderes und zugleich nichts Empfänglicheres sehen, als den Anzug der Baronin Fanny v. Schwarzenfels, dem auch der ihrer Freundin bis auf kleine Einzelnheiten, deren Abweichung durch den Teint oder die Haarfarbe bedingt wurde, fast ganz gleich war.

Sie trug einen allerliebsten Hut von kirschrothem Sammet, mit einer kleinen Guirlande von den feinsten französischen Blumen, während ein handbreiter Besatz von Brüsseler Kanten den Rand besonders zierte; derselbe stand in schönster Harmonie mit dem überaus eleganten Ripskleide und dem dunklen Shawl.

Ihr Gesicht, obgleich nicht mehr von jenem Zauber der Jugend und Jungfräulichkeit überstrahlt, war reizend.

Ihr Teint war blaß und nur die Wangen waren von einer leichten Röthe angehaucht, welche durch die langen, fast bis auf den Hals herabhängenden Locken von dem schönsten Kastanienbraun, noch mehr gehoben wurde.

Ihre Nase war fein und gerade, ihr Mund klein und stets von einem bezaubernden Lächeln umspielt, welches den Schmelz der kleinen Zähne sehen ließ.

Ihre Stirn hatte eine fast durchsichtige Weiße und die Augenbrauen waren dunkel und sanft gewölbt.

Es gab nichts Hinreißenderes, als ihre blauen und funkelnden Augen, von langen dunkeln Wimpern stets fast bis zur Hälfte verschleiert.

Ihr Blick war sprechend und voll jener, durch keine Worte zu bezeichnenden Coquetterie, die durchaus den Stempel der Natürlichkeit verrieth.

Ihre Hand, in hellgrauen Handschuhen, war schmal und fein geformt.

Sie stand nicht mehr in der ersten Jugendblüthe, dennoch aber hatte sie ihre Schönheit zu conserviren gewußt und wurde immer noch bewundert, während oft viel regelmäßigere Schönheiten früh verblühen und nichts weiter, als die schönen Erinnerungen retten, feierte sie stets neue Triumphe und empfing fortwährend die Huldigungen der noblen Männerwelt.

Ueberaus jung verheirathet mit einem viel älteren Manne, mit dem sie nur der Wunsch ihrer Eltern verbunden hatte, war sie früh eine kinderlose Wittwe geworden.

Sie bezog nun die Einkünfte weitläufiger Güter in der Steyermark und in Ungarn, welche indeß nach ihrem Tode oder im Falle einer zweiten Vermöhlung an die Familie ihres verstorbenen Gemahls zurückfielen.

Aus diesem Grunde aber hatte die Baronin es stets für das Beste gehalten, eine zweite Ehe nicht wieder einzugehen und zog es vor, sich nebst einem Einkommen von 60,000 Gulden in stetem Interesse zu erhalten.

Es war allgemein bekannt, daß die Baronin schon ernstere Anträge entschieden und ernst zurückgewiesen hatte und diesem eigenthümlichen Umstande war es hauptsächlich zuzuschreiben, daß sie der Gegenstand immer neuer Bewerbungen blieb.

Frauen in einem gewissen Alter und von einer entschiedenen Stellung in der Welt gewinnen stets in den Augen der Männer, wenn sie für verschlossen gegen jede Leidenschaft und für heiraths- und eheschen gelten; man huldigt ihnen mehr aus Eitelkeit, als aus Neigung, indem ein Jeder den Triumph feiern will, ein unbesiegbares Herz erobert zu haben, während junge schöne Frauen, welche sich sehr bald ihren Gefühlen hingeben, den Versprechungen dessen vertrauen, der ihnen ein Glück in Aussicht stellt, nach dem sich ihr Herz so lange gesehnt, für ihre Liebe nur Gleichgültigkeit und für ihre Aufopferung nur Undank erhalten.

Die Baronin Schwarzenfels sah viel Welt bei sich; an jedem Montage und Donnerstage hatte sie für die vornehme Welt einen Empfangstag.

Im Uebrigen bewegten sich in ihrem Zimmer nur Leute, welche ihr besonders vorgestellt waren und welche sie auszeichnete, indem sie ihnen gestattete, sich ihrem vertrauteren Kreise anzuschließen.

Sie bewohnte ihr eigenes Hotel in der Schenkerstraße, hielt eine elegante Equipage und hatte die Tante ihres Gemahls, eine würdige Matrone, bei sich, welche ihr gewissermaßen die Stelle einer Mutter ersetzte.

Gräfin Warben bildete ganz den Gegensatz von Fanny und viele ihn bekannte Personen behaupteten, ihre Freundin habe sie nur aus dem Grunde erwählt, aus welchem man den Edelstein eine Folie unterzulegen pflegt.

Die Gräfin war blond, mittelmäßig hübsch und ohne jene Feinheit und Eleganz, welche jede Bewegung und jedes Wort der Baronin charakterisirten.

Ihr Gemahl war Attache bei der Weimar'schen Gesandtschaft und daher rechnete sie sich unter die Elite der Gesellschaft.

Graf Blöckström war außerordentlich bemüht, die Damen so angenehm als möglich zu unterhalten, doch richtete er seine Worte vorzugsweise an die Gräfin Warben, um seinem jungen Freunde Gelegenheit zu geben, auch mit der Baronin zu sprechen.

Heinrich aber wagte es kaum, zuweilen einige flüchtige Bemerkungen hinzuwerfen, welche lediglich nur auf das allgemeine Thema der Unterredung Bezug hatten.

Den Hauptgegenstand des Gesprächs in Wien bildete damals die Erstürmung der Düppeler Schanzen; wie sich leicht denken läßt, war in den höheren Kreisen äußerst wenig oder auch gar nicht davon die Rede, da man den Preußen nicht gern einen Triumph gönnte, welchen Oesterreich nicht theilen konnte. Dem gutmüthigen Wiener Bürger hingegen lag die Sache selbst sehr am Herzen; Schleswig-Holstein schien befreit und dies genügte ihm, um den Befreier kümmerte er sich weniger.

Heinrichs Blicke streiften sehr oft Fanny's schönes Gesicht, aber er wagte es nicht, den ihrigen zu begegnen.

Er nannte sich im Stillen selbst thöricht, plump und ungezogen, daß er so stumm und steif neben der geistreichen Frau wandelte.

Unendlich war er bemüht, seine Gedanken zu sammeln, um irgend eine interessante Neuigkeit erzählen, oder eine pikante Anekdote mittheilen zu können; allein die Worte erstarben ihm auf den Lippen, sobald er zu sprechen beginnen wollte.

Es giebt nichts Lächerlicheres und Langweiligeres zugleich, als einen jungen Mann zu beobachten, welcher entweder schon verliebt, oder auf dem besten Wege ist, es zu werden.

Während er in seinem Innern die schönste Rede führt und die zärtlichsten Geständnisse gegen seine Geliebte macht, die er aber höchstens zu Hause seinen vier Wänden oder seinem Tagebuche anvertraut, ist er stumm wie ein Oelbild in der größten und lebhaftesten Gesellschaft.

Seine Augen glänzten, von Zeit zu Zeit seufzte er tief, aber wandte man sich mit einer Frage an ihn und glaubte vielleicht das eben vorgetragene Musikstück, das declamirte Gedicht, das Thema, über welches gesprochen wurde, habe ihn angeregt und er warte nur den ersten Impuls ab, um sein geistreiches Urtheil, seine tiefsinnige Betrachtung darüber laut zu äußern, dann durfte man versichert sein, etwas Verkehrtes von ihm zu hören oder auch ein bescheidenes „ich weiß es nicht".

Und doch würde man sich sehr irren, wollte man Geist und Talent des Verliebten nach seinem Betragen beurtheilen, denn gerade die geistreichsten und tieffühlendsten Menschen sind in solchen Fällen die einfältigsten und plumpsten.

Am rothen Thurmthore erwartete die Equipage der Gräfin die beiden Damen, welche noch einige Visiten beabsichtigten; sie stiegen in den Wagen und die Herren empfahlen sich.

Der Sturm auf die Düppeler Schanzen*)
am 18. April 1864.

(Schluß.)

Die vierpfündige Gardebatterie (Hauptmann Ribbentrog) hatte den Befehl erhalten, nach der Einnahme des Forts den Brückenkopf zu beschießen, und soll dabei soweit vorgegangen sein, daß, ehe sie noch abprotzen konnte, plötzlich eine dänische Colonne über sie herfiel und einen Theil der Mannschaft niederhieb.

Die Tapferen wehrten sich heldenmüthig und als der dänische Oberst ihren Pardon anbot, rief der tapfere Führer der Batterie, sie wollten sich lieber alle in Stücke hauen lassen, ehe sie sich ergäben. In der größten Noth kam Infanterie zur Unterstützung herbei und schlug die Dänen zurück. Sofort protzte der Rest der Mannschaft ab und eröffnete ein so heftiges Feuer gegen den Brückenkopf, daß die Balken förmlich umherstoben und die Erstürmung wesentlich erleichtert wurde.

Großartige Züge des Heroismus werden diesen Tag des Sturmes für ewig in der preußischen Geschichte unvergeßlich machen. Und wie wenig ist davon bekannt! Wer erzählt, was diejenigen fühlten, die den Heldentod gefunden, deren zerschossene und von Granaten zerissene Körper in der Erde von Düppel liegen!

Die Pallisaden der Schanze 2 schienen unübersteiglich.

Die Stürmenden standen vor den Pallisaden des Werkes, eine Oeffnung war nicht vorhanden, jeden Augenblick der Zögerung mußte ein Kamerad mit dem Leben zahlen, da tritt der Pionier vor den Lieutenant v. Saß-Jaworsky, 35. Regiments, dessen Zuge er zugetheilt war:

„Herr Lieutenant, ich werde mich aufopfern."

Spricht's, nimmt einen Pulversack, tritt an die Pallisaden und

---

*) S. Dedenroth's Winterfeldzug.

entzündet die furchtbare Masse mit brennendem Schwamm und dem Rufe:

„Hinein müßt Ihr, Kameraden!"

Zerrissen fliegt der Mann nach der innern, die Pallisaden nach der andern Seite und über den Körper des neuen Winkelried's eilen die Colonnen zum Siege.

Der Unteroffizier Grote, 7. Pionir-Bataillon, ging seinen Leuten mit leuchtendem Beispiel voran, er war der Erste auf dem Walle und pflanzte die Fahne auf.

Der Unteroffizier Müller, 4. Artillerie-Brigade, zeichnete sich beim Sturm auf die Schanze Nr. 6. ganz vorzüglich durch seinen Eifer aus.

Mit seinem Lieutenant kletterte er um die Wette, und, wie dieser, ohne sich um den Feind zu kümmern, der einen verzweifelten Widerstand leistete, eilte er auf den ersten 84-Pfünder, lud eine beliebige Kartusche hinein, die Kartätsche drauf, und lustig brummte der Koloß, noch während die Dänischen Vertheidiger rings umher mit den Bejonnetten der Unseren zu thun hatten.

Ueber den Tod des Hauptmanns v. Cranach meldet ein Correspondent der „N. Pr. Z.":

„Als die Schanzen des feindlichen linken Flügels genommen und die Vorposten des rechten Flügels durch die 12. Compagnie auf der Satrup-Sonderburger Straße zurückgeworfen waren, auch der Oberst-Lieutenant v. Zimmermann durch die Tirailleurschwärme die Vorposten des äußersten feindlichen rechten Flügels zurückgetrieben hatte, erhielt das 2. Bataillon, Major Dürre, von dem General v. Schmidt den Befehl, zum Sturm gegen die Schanze Nr. 10. vorzugehen."

„Der heldenmüthige Hauptmann v. Cranach, gefolgt von seiner ihm treu ergebenen Compagnie und unterstützt von den kühnen Offizieren v. Devivere und Lutterbeck, drang in die Schanze ein, pflanzte mit seinem tapfern Bataillons-Commandeur, dem sein Adjutant v. Beughem zur Seite ging, die preußische Fahne auf die noch wohl erhaltene Schanze und machte dabei die daselbst befindlichen Artilleristen und außerdem viele Mannschaften zu Gefangenen."

„Nicht zufrieden mit dem errungenen Triumph, stürmte die 6.

Compagnie weiter vor und eroberte mehrere Feldgeschütze und Espignols."

„Im Angesicht des Brückenkopfes des letzten feindlichen Horts schwang der Hauptmann v. Cranach seinen Degen und rief seiner ihm folgenden Compagnie zu:

„Vorwärts, hier sind wir die Ersten!"

„Zwei feindliche Kugeln durchbohrten die Brust dieses ritterlichen Herrn; ohne einen Schmerzensruf von sich zu geben, sank er nieder und hauchte sein Leben aus."

„Seine Compagnie aber rächte seinen Tod durch ein gegen den Feind gerichtetes mörderisches Feuer. Der Brückenkopf wurde vom Feinde verlassen."

„Besonders ist ferner zu beklagen der Tod des Bataillons-Commandeurs im Garde-Grenadier-Regiment „Königin Augusta" von Beeren, der in dem Augenblick, wo er als Führer der 6. Sturm-Colonne die Preußische Fahne auf das eroberte Werk pflanzte, todt niedersank."

„Die 9. Compagnie des Leib-Regiments war am meisten engagirt und verlor 3 Offiziere und 45 Mann, also beinahe den dritten Theil."

„Ein Hornist dieser Compagnie pflanzte die erste preußische Standarte in einer feindlichen Schanze auf und wurde gleich darauf von einer Kugel getroffen, todt niedergestreckt."

„Ueber den bei Düppel Gefallenen befindet sich auch der Fähnrich de Convenent vom 60. Regiment, der einzige Sohn einer Berliner Wittwe, der bereits bei vier Gelegenheiten in dem gegenwärtigen Feldzug im Feuer gewesen war."

„Die Kugel beim Anstürmen ging ihm dicht neben der erworbenen Tapferkeits-Medaille durch's Herz."

„Sein Hauptmann hat der trauernden Mutter mit Theilnahme den Tod des braven, jungen Mannes, des Lieblings der Compagnie, angezeigt."

„Der Feldwebel Probst der 11. Compagnie des 64. Infanterie-Regiments pflanzte auf einer Schanze die preußische Fahne auf, erhielt hierbei einen Schuß durch den Arm; er ließ aber von seiner Arbeit nicht ab, sondern bemühte sich noch mit dem linken Arm die

Fahne einzustecken; da trafen ihn drei Kugeln durch die Brust, worauf er, noch mit der Hand winkend, neben der Fahne todt niedersank; aber sofort ergriff ein anderer Tapferer die sinkende Trophäe, steckte sie fest in den Boden, worauf die Truppen die Schanzen nahmen."

Der Feldwebel Probst hinterließ eine weinende Braut! Die Unteroffiziere schrieben an den Bruder des Gefallenen:

O. Gravenstein, den 19. April 1864.

„Die Unteroffiziere der Compagnie, wobei Ihr Bruder Feldwebel war, machen Ihnen die traurige Anzeige, daß unser lieber Feldwebel, Ihr Bruder, sein junges Leben auf der Düppeler Schanze Nr. 5. ausgehaucht hat. Er hatte um die Ehre gebeten, beim Sturm auf die Düppeler Schanzen Preußens Fahne auf dieselben aufpflanzen zu dürfen. Er erfüllte treulich seine Pflicht; durch den dichtesten Kugelregen wand er sich hindurch, arbeitete sich zur Schanze empor und ließ Preußens Banner wehen, da fiel ein Schuß — unser Feldwebel fiel — aber noch ein Mal raffte er sich auf und ergriff die Fahne, da stürzt ein Däne auf ihn ein, setzte ihm sein Bajonett auf die Brust und jagte ihm eine Kugel durch den Leib; aber sein Tod wurde gerächt, der Füsilier Herrmann unserer Compagnie stürzte hervor und erschlug den Dänen mit dem Kolben. Die ganze Compagnie betrauert tief den Tod unsers guten Feldwebels; er war uns ein tüchtiger Vorgesetzter und ein guter Kamerad. Seine Leiche liegt im Lazareth in Düppel."

Die Unteroffiziere der 11. Compagnie.

Im Auftrage

Daniel, Unteroffizier.

In Schanze Nr. 4 hat sich ein besonderer Fall zugetragen, welcher von besonderer Bravour mancher Dänischer Offiziere Zeugniß giebt. Als die Preußen schon hineingedrungen waren, entspann sich ein mörderisches Handgemenge; es schien als ob die Feinde lieber sterben wollten, als sich gefangen nehmen lassen. Besonders focht ein Hauptmann mit staunenswerther Bravour gegen die preußischen Bajonnette so daß die Offiziere ihren Leuten mehrfach zuriefen:

„Schont den Braven!"

Es war aber kaum möglich, ohne Gebrauch der Waffe an ihn heran zu kommen, bis endlich ein preußischer Soldat mit offenen Armen auf ihn zusprang und ihn so festhielt, bis ihm der Säbel aus der Hand genommen wurde.

General du Plat ist von Kolbenschlägen so schwer verwundet worden, daß er, wie gemeldet worden, schon auf dem Transport verschied.

Er trug einen gewöhnlichen Commismantel und ist von den Preußen gar nicht für einen Offizier gehalten worden."

Der Berichterstatter des „Morning Star" schreibt aus Flensburg:

„Ein Westphale wurde in's Flensburger Lazareth gebracht; er hatte zwei Bajonnettstiche, einen in der Seite und einen im Bein. Bei dem Herabheben vom Wagen verzog er schmerzhaft das Gesicht und als ein Bürger ihn zu trösten versuchte, sagte er:

„Weh deit et höllisch, aber et war doch schön! Junge, wat hebben wie drein geflucht!"

Die 3., 4. und 7. Compagnie des Regiments Nr. 18 hatten während der Zeit durch Oberst von Kettler den Befehl erhalten, gegen die Gehöfte von Steenhof, wo die Reserven des Feindes standen, vorzugehen. Dabei wurden die Leute durch die Zurufe des katholischen Geistlichen Simon sehr begeistert und stürzten sich mit erhebender Freudigkeit und schallendem Hurrah dem Feinde mit dem Bajonnet entgegen.

Ein mit den Dänen gefangener schwedischer Offizier stand beim Anblick dieses ihm gewiß eben so neuen wie überraschenden Bildes gleichsam wie versteinert.

Ein Augenzeuge, der die Schanzen am Nachmittage des 19. besuchte, schreibt der Vossischen Zeitung:

„Wir bestiegen zuerst die Schanze Nr. 3. In den Schützengruben davor lagen gewiß noch 20 todte Dänen. Sie ist von einer Abtheilung des 35. Regiments erstürmt worden und war der am Brückenkopf gefallene Lieutenant Graf Schulenburg einer der Ersten, der auf ihrer Koppe erschien.

Von hier aus rückte er im Sturmmarsch, während noch um

Schanze Nr. 4 gekämpft wurde, mit einer Compagnie des 2. Bataillons rechts von dieser Schanze auf den Brückenkopf vor, wo er den Heldentod finden sollte.

Seinem kühn und schnell ausgeführten Zuge ist es vor Allem zu danken, daß solch' eine große Anzahl zu Gefangenen gemacht gemacht worden, indem nach der Einnahme des Brückenkopfes die Dänen sofort die Brücke abzufahren begannen, wodurch die Besatzung der Schanze Nr. 10 zum Ergeben gezwungen wurde.

Die Sturm-Colonne des brandenburgischen Füsilier-Regiments Nr. 35 unter Befehl des Major v. Fragstein, brach, wie befohlen, Punkt 10 Uhr aus der 4 Parallele mit der 2. Compagnie an die Tete vor, letztere eröffnete, nachdem sie sich in Schützenformation in den feindlichen Schützengräben einige Augenblicke gesetzt, ihr Feuer auf die hinter den feindlichen Traversen stehende Infanterie und stürmte dann mit dem Premier-Lieutenant v. Saß-Jaworski an der Spitze, Schanze Nr. 2 dieselbe umklammernd, verstärkt von der 3. Compagnie, von welcher der Hornist Schwanz zuerst die preußische Fahne aufpflanzte.

Auf der Schanze stand ein Hauptmann, welcher fünf unserer Leute hinter einander mit Säbel und Revolver in die Gräben zurückwarf, bis ihn mehrere Kugeln durchbohrten.

Inzwischen hatten sich die andern Sturm-Compagnieen 5., 7., 11., 12. auf die Infanterie hinter den Traversen geworfen und waren handgemein geworden.

Zur Verstärkung rückte unsere Hauptreserve vor und wandte sich auf Schanze 3 und 4. Hier traten unsere 1. und 4. Compagnie in's Gefecht unter Führung des Oberst-Lieutenants v. Tippelskirch; Schanze 3 unter kurzem, blutigem Kampfe genommen; darauf Nr. 4; hier fällt der Adjutant Lieutenant Möllhausen, einer der Bravsten, hier wird Lieutenant Klecke II. schwer verwundet, doch nichts schreckt zurück, mit Bajonnet und Kolbe voran, Nr. 4 ist genommen.

Von der Gesinnung, welche unsere Soldaten allgemein beseelte, geben folgende Schreiben einen Ausdruck.

Ein Soldat schrieb:

„Schlag 10 Uhr schwiegen unsere Batterieen, die Sturmkolonnen gingen über die Parallele hinaus, und mit Hurrahruf und Trommelschlag gingen sie im Laufschritt gegen die Schanzen vor.“

„Vier unserer in den Parallelen aufgestellten Musikchöre spielten das Preußenlied. Diesen feierlichen Augenblick werde ich nie vergessen. Kurz zuvor hatten noch die Prediger unsere Reihen durchwandert und Ansprachen an die Leute gehalten. Ein katholischer Pfarrer kam auch zu uns, redete mit begeisterten Worten die Versammelten an und ertheilte Absolution.

Wir Evangelischen nahmen unsere Mützen auch ab und hörten andächtig zu.

Alles wurde gerührt und neues Leben zog bei uns ein. Ich konnte es nicht unterlassen, dem Pfarrer herzlich die Hand zu drücken und ihm meinen innigsten Dank auszusprechen.

Der Hurrahruf durchschallte die Lüfte, manchen Tapfern streckten die Kartätschenkugeln nieder; aber unaufhaltsam ging es vorwärts über die Gräben und Pallisaden hinauf in die Schanzen.

Ein anderer Brief von einem Vicefeldwebel des 35. Regiments lautete:

Schanze Nr. 5 auf dem Schlachtfelde.

Liebste Eltern!

„Soeben sind die Schanzen genommen. Meine Compagnie hat mit der 11. des Regiments, als die ersten, Schanze 5 erstürmt, eine That von 10 (die Zahl ist undeutlich) Minuten, die aber allein meiner Compagnie 2 Unteroffiziere und 22 Mann an Todten und Verwundeten gekostet hat, eingerechnet die Leichtverwundeten. Zu letzteren gehöre auch ich. Ein Granatschuß, welcher in die eben von uns besetzte Schanze fiel, warf mir einen harten Gegenstand dermaßen gegen den Kopf, daß ich sofort betäubt niederstürzte. Die einzige Folge ist aber eine starke Beule am Hinterkopf, die nur ein wenig geblutet hat. Ich befinde mich sonst wohl. Meine Compagnie bivouakirt hinter Schanze Nr. 5. Am Alsensund ist starkes Artilleriegefecht, von

welchem vereinzelte Kugeln zu uns herüberkommen. Der Sieg ist schön, aber schrecklich. Gott gebe, daß er fruchtbar sei. Lebet wohl.

Euer gehorsamer Sohn
C. W."

(Nachschrift).

„Soeben wird mir der Befehl mitgetheilt, zufolge dessen ich zum Offizier ernannt bin."

Und folgender Brief eines Fünfunddreißigers:

„Am 17., Nachts 12 Uhr, wurde uns erst der Befehl, daß am 18. früh der Sturm unternommen werden sollte. Ich befand mich gerade auf Dorfwache. Die Wache aber wurde um 1 Uhr abgelöst, denn einige Kranke und Drücker bezogen dieselbe. Um 5 Uhr rückte das Regiment aus und um 9 Uhr wurde es in die Parallele geführt. Dort angekommen, eröffnete uns Prinz Friedrich Carl, daß wir einen warmen Tag haben würden, daß es heute Siegen oder Sterben heiße, daß Punkt 10 Uhr aus 15 Stellen der Ausbruch aus der 3. Parallele geschähe und daß der König in Berlin um 10 Uhr mit seiner ganzen Familie dem Gottesdienst beiwohnen würde."

„Ein donnerndes Hurrah war die Antwort."

„Der Musikmeister Piefke stand mit 150 Hautboisten und stimmte mit Glockenschlag 10 Uhr den Sturmmarsch an."

„Es war ein großer erhebender Moment, als 7 Bataillone vor uns sich tollkühn den Schanzen näherten. Von unserem Regiment waren 6 Compagnieen daran betheiligt, das Loos bestimmte die 2., 3., 7., 9., 11. und 12. Compagnie. Von den anderen Regimentern waren nur zwei Compagnieen für den Sturm bestimmt. Uns, der Haupt-Reserve, pfiffen die Kugeln mörderlich über den Kopf, theils Granatenstücke, theils Kartätschen, theils Flintenkugeln."

„Die Stürmenden hatten noch nicht die Schanzen erreicht, als der Prinz den dringenden Befehl gab: „Der Rest der 11. Brigade stürmen."

„Jubelnd nahmen wir den Befehl entgegen, mit Hurrah ging's aus der Tiefe auf die Ebene. Ein fürchterlicher Anblick bot sich unsern Blicken dar, Hunderte unserer Kameraden lagen theils todt,

theils in ihrem Blute schwimmend, zwischen uns und den Schanzen: Mit den Worten:

„Rache, Rache, es lebe der König, Hurrah!" ging es im Sturmschritt vorwärts und in 10 Minuten prangte von den zehn Forts die preußische Fahne."

„Ein unvermeßlicher Jubel ertönte von allen Seiten, in der Ferne hinten vernahmen wir noch die Klänge des Chorals: „Nun danket alle Gott &c."

„Nun ging's unaufhaltsam vorwärts, bald hatten wir die Schanzen hinter uns. Von Knick zu Knick stürmten wir vor mit lautem Hurrah, dabei im Ganzen 2000 Gefangene machend."

„Dies Verfolgen ging bis zur Küste, bis zum Alsener Sund, selbst der diesseitige Brückenkopf, ein Kronwerk wurde von unserer 9. Compagnie genommen."

„Auf den Feldern lag Däne neben Däne, theils todt, theils verwundet. Die Dänen, die wir antrafen, wurden entwaffnet und nach den Schanzen geschickt, wo sie in Compagnieen geordnet, forttransportirt wurden."

Sonderburg brannte lichterloh und soll heute fast nur noch ein Schutthaufen sein. Das 35. Regiment war bei der ganzen Sache an der Tete, Prinz Friedrich Carl hat dem Obersten gesagt:

„Ich möchte jeden einzelnen Mann Ihres Regiments umarmen."

Der Kronprinz hat geäußert:

„Die Fünfunddreißiger sind ja wahre Dänenfresser, ich werde meinem Vater ihre Thaten erzählen."

Als Schanze 2 genommen wurde, ward auch der tapfere Vertheidiger derselben, Lieutenant Anker gefangen. Noch sollte das letzte Geschütz abgefeuert werden, der dänische Offizier will es selbst thun, aber das Halt des Lieutenants Schneider 35. Regiments hindert ihn fast mehr als der dräuende Revolver in der Hand des Eroberers.

Prinz Friedrich Carl gab dem Gefangenen seinen Säbel mit den Worten zurück:

„Einem so tapfern Soldaten darf man seinen Säbel nicht nehmen."

Ein Correspondent schildert die Gefangennahme dieses Braven:

„Ingrimm in allen Zügen stand Premier-Lieutenant Anker da. Er war ein braver Offizier, ein wackerer Feind gewesen, man ließ ihm seinen Degen. Mit finsterer Miene ersuchte er, sich in die Pulverkammer begeben zu dürfen, um von dort noch etwas zu holen; ein Wunsch, der aus dem Munde eines so fanatischen Feindes eigenthümlich genug klang, um dem, der ihn geäußert, die drohende Gegen-Antwort anzutragen:

„Herr Kamerad, keinen Schritt von der Stelle oder Sie sind des Todes."

„Einer der Artilleristen ging in die Pulverkammer, um nachzusehen, was wohl der feindliche Offizier hier gewollt haben mochte, und fand einen dänischen Artilleristen darin, eben beschäftigt, mit Stein und Schwamm Feuer an die Pulverkammer zu legen. Er hieb ihn nieder."

„Lieutenant Anker ward mit den übrigen Gefangenen nach Preußen gebracht. Ueber den Eindruck, den die Gefangenen hervorriefen, schreibt der Correspondent eines Berliner Blatts:

„Am Donnerstag und Freitag mit dem Abendzuge 6 Uhr kamen wieder Transporte gefangener Dänen hier auf dem Hamburger-Bahnhofe an."

„Unter den ersteren befand sich auch der rühmlichst bekannte Lieutenant Anker, ein Mann von frischem und kräftigem Organ, etwas breitschulterig, von mittler Größe und lebhaften Augen."

„Der Stadtkommandant General von Alvensleben trat an ihn heran, reichte ihm die Hand und erklärte, wie er sich freue, einen Mann von solch' großem Talent und solcher Tapferkeit kennen zu lernen."

„Der Eindruck, den die Gefangenen, Soldaten wie Offiziere, letztere etwa mit Ausnahme Ankers, machten, war nicht günstig. Die Haltung der Mannschaften schien schlaff und unmilitairisch."

„Ein großer Theil derselben hatte augenscheinlich das 30. Lebensjahr längst überschritten."

„Sie trugen Wachstuchmützen, denen zum Theil die Schirme fehlten, Mäntel und fingerdicke Sohlen unter den Füßen. Einige hatten Tornister, wie ehemals unser Militair, andere nur Felleisen,

von denen rechts und links die Stiefeln herausguckten, wie bei unsern wandernden Handwerksburschen.

Als die Meldung von dem glänzenden Siege Sr. K. H. dem Prinzen Friedrich Carl überbracht wurde, nahm derselbe, wie der anwesende Kronprinz, Prinz Albrecht, Prinz Albrecht (Sohn), Prinz Carl und sämmtliche Generale und Adjutanten die Kopfbedeckung ab, worauf Se. K. H. tief ergriffen die Worte aussprach: „Ich danke Gott und dem tapferen Heere für diesen herrlichen und ruhmvollen Sieg."

Seine K. H. der Kronprinz fiel seinem Cousin um den Hals sie hielten sich mehrere Augenblicke umschlossen, denn es war wohl ein Moment, der das menschliche Gefühl auf das Tiefste ergreifen mußte, noch zumal man die Haufen der gefallenen tapferen Preußen vor und auf den Schanzen liegen sah und das Gestöhne der Schwerverwundeten hörte.

Wie tapfer unsere jungen kriegsgewohnten Mannschaften gefochten, mit welcher Ausdauer sie alle Strapazen ausgehalten, mit welcher Kühnheit und Todesverachtung sie dem Feinde, der gedeckt hinter starken Schanzen ihrer wartete, entgegen gingen, beweis't der rasche Erfolg.

Ein hoher österreichischer Offizier entblößte nach dem Kampfe sein Haupt und sagte: „Hut ab vor solcher Armee".

Der Kaiser Napoleon wünschte dem Könige von Preußen, sowie auch den andern befreundeten Monarchen zum Waffenerfolge vom 18. Glück — ein Erfolg (wie es in dem Schreiben heißt), „der um so bedeutsamer hervortrete, als derselbe gegen eine tapfere und hinter starken Befestigungen verschanzte Armee erfolgt sei."

Ein französischer Offizier, Kämpe von Malakoff und Solferino, sah mit Bewunderung die Arbeit der Preußen; begeistert rief er aus: „Mit solchen Truppen nehme ich die Welt."

Es ist nicht uninteressant, dem Verhältniß der bei dem Düppeler Sturm gebliebenen, verwundeten und vermißten Mannschaften Mannschaften zu dem Verlust an Offizieren in beiden Armeen einige Beachtung zu widmen.

Nach den Berichten verhält sich in der preußischen Armee der Verlust an Mannschaften dem Verlust an Offizieren gegenüber wie

1000 zu 63, in der dänischen dagegen wie 4000 zu 83. Es scheint demnach, daß der preußische Offizier in der Schlacht am unerschrockensten ist, indem er sich am meisten exponirt.

Der Verlust der Dänen in dem drittehalbstündigen Gefecht vom 18. betrug an Verwundeten und Gefangenen 44 Offiziere und 3145 Mann, todt sind in unsern Händen gebiieben 22 Offiziere, darunter 1 General (du Plat) und 480 Mann, verwundet in unsern Händen 21 Offiziere und 580 Mann, außerdem noch in Händen des Feindes, nach dortigen Angaben in runder Summe und ohne Bezeichnung der darunter befindlichen Offiziere, 100 Todte und 800 Verwundete, und endlich nach einem Telegramm aus Kopenhagen von der Bemannung des „Rolf Krake" 1 Offizier todt, 1 Unteroffizier und 1 Mann schwer und 1 Unteroffizier und 8 Mann leicht verwundet, der ganze Verlust also 88 Offiziere und 5116 Mann, darunter an Todten und Verwundeten 44 Offizirre und 1971 Mann. Unser Verlust betrug todt: 9 Offiziere und 200 Mann; verwundet: 57 Offiziere, darunter 2 Generale und 811 Mann, der ganze Verlust also 66 Offiziere und 1011 Mann; hiernach steigt der Gesammtverlust an Todten und Verwundeten auf beiden Seiten auf die Zahl von 3136.

Unsere Trophäen bestanden in 40 Danebrogfahnen (nicht Bataillons-, sondern Compagniefahnen, da der Feind die ersteren nicht mit in das Gefecht gebracht hatte), 118 Geschütze, theils 84-Pfünder, theils bronzene gezogene 24-Pfünder, theils leichteres Kaliber, darunter auch Feldgeschütze; ferner über 20 Espignol- und Orgelgeschütze, mindestens 4000 Gewehre und sehr bedeutende Munitionsvorräthe, die größtentheils in gemauerten Magazinen lagen; unter den Bronzegeschützen, die man neuerdings gezogen hatte, waren mehrere aus dem 17. Jahrhundert.

Da der Sturm auf Düppel mit der Zeit in verschiedenster Weise besprochen werden wird und die Engländer vielleicht jetzt nicht mehr sagen werden, daß die preußischen Offiziere ihre Soldaten mit Säbelhieben vorwärts treiben müssen, erzählen wir, um darzuthun, wie wenig uns Lob oder Tadel der edlen Briten beachtungswerth erscheint, noch folgende Anecdote, wie das Wiener „Vaterland" sie mittheilt:

„Vom alten Wrangel weiß man täglich etwas Neues zu erzählen. Am meisten Aerger macht ihm das Federvieh, die Zeitungs-Correspondenten.

Er hatte sie glücklich aus seinem Lager hinausspedirt, und als der letzte ihm den Rücken gekehrt hatte, rieb er sich vergnügt die Hände.

Bald darauf aber kam der Times-Correspondent, bis dahin in Berlin stationirt, mit dringender Empfehlung zurück, Wrangel expedirte ihn ohne Weiteres zum zweiten Male. Aber zum dritten Male kam der hartnäckige News-paper-man, und zwar dieses Mal mit einem Briefe Bismarcks in dem stand, der König wolle, daß der Ueberbringer im preußischen Hauptquartier verweile.

Wrangel schwieg und lud den Master Tenacious am selben Tage zur Tafel.

Er erschien, Wrangel eilte auf ihn zu, faßte ihn beim Rock und führte ihn in raschem Schritte zum Prinzen Friedrich Carl, der bekanntlich eine ganz besondere Vorliebe für Alles, was sich Literat nennt, hat.

„Königliche Hoheit," ruft Wrangel überlaut, „ich habe die Ehre, Ihnen den Correspondenten der Times vorzustellen; es ist derselbe, der Jahre lang die infamen Artikel aus Berlin über preußische Politik schrieb; wir sollen ihn gut behandeln, läßt Bismarck mir sagen, dann wird er wohl besser über uns schreiben."

Der Gesandte des Weltblatts schwieg und — lebt seitdem in stillster Zurückgezogenheit in einem Häuschen bei Broacker: zu Wrangels Tafel geht er niemals wieder."

Se. Majestät der König hat, wie die „Z. C." meldet, seinem hohen Alliirten, dem Kaiser von Oesterreich, sofort am Siegestage die Nachricht von der Erstürmung der Düppeler Schanzen durch Telegramm mitgetheilt. Der Schluß desselben lautet: „Unsere Truppen sind jetzt quitt!"

Man sagt, daß die Oesterreicher heldenmüthiger und tollkühner in der Schlacht vorgingen als die Preußen.

Wir haben schon hierüber gesprochen und es dankenswerth genannt, daß die preußischen Offiziere stets dessen eingedenk sind, daß es Menschenblut ist, mit dem man einen Sieg bezahlt, und daß sie

da, wo die Vortrefflichkeit der Waffe und das Geschick der Gefechtsleitung ausreicht, die gewünschten Erfolge zu erreichen, sogenannte „glänzende“ Coups nicht ausführen.

Vor Düppel haben die Preußen bewiesen, daß sie in tollkühnem Draufgehen, wo dies nothwendig ist, wo man es fordert, keinem Soldaten der Erde nachstehen, daß sie es mit dem wahren Heldenmuthe, mit Bewußtsein der Gefahr, ruhig in der Verwegenheit und tollkühn im Siegesbewußtsein thun.

Wir stellen ausdrücklich hier Oesterreicher und Preußen gegenüber, nicht um die Letzteren hervorzuheben, sondern weil in diesem Kriege Oesterreich fast ausschließlich nicht Deutsche Truppen gen Norden gesendet hat und man also, wenn früher gesagt worden, die „Oesterreicher schlagen sich glänzender“, man nicht nur dem preußischen, sondern dem deutschen Soldaten jenes stürmische Element absprach, welches bei gewissen Gelegenheiten im Kriege nothwendig ist.

Der König von Preußen erhielt die Siegesnachricht, als er von einer Truppenbesichtigung vor den Thoren nach der Stadt Berlin zurückkehrte, er eilte sofort zu den Truppen zurück, um ihnen die stolze Kunde zu bringen, er rief die Botschaft der versammelten Menge im Schlosse zu und Volk und Heer jauchzten dem preußischen Kriegsherrn ein donnerndes Hurrah zu, in allen Städten flaggten die Banner, die Häuser wurden illuminirt und von den Rheden der Ostsee donnerte die Kriegsmarine Preußens ihre Salutschüsse den Siegern von Düppel zu.

An den Prinzen Friedrich Carl sandte der König sofort, noch ehe er die durchlauchtige Gemahlin des Helden beglückwünschte, folgendes Telegramm:

> „Nächst dem Herrn der Heerschaaren verdanke ich Meiner herrlichen Armee und Deiner Führung den glorreichen Sieg des heutigen Tages. Sprich den Truppen Meine höchste Anerkennung und Meinen königlichen Dank für ihre Leistungen aus.
>
> Wilhelm.“

Als der König am Abend des großen Schlages die Volksmenge,

die vor seinem Palaste sich gesammelt hatte, zu einem Hoch für die tapferen Sieger aufforderte, antwortete diese mit einem donnerden Hurrah, mit der Volkshymne und mit dem Schleswig-Holstein-Liede.

Diese Klänge sind ein wahres, tiefes Wort des Volkes gewesen und sie sind an des Königs Ohr gedrungen.

Wie auch in letzter Zeit unselige Spaltungen das Volk in Parteien gespalten und die Krone denselben mehr oder minder schroff gegenüber zu treten für nöthig gehalten, wie auch das Schwinden mancher Hoffnungen dann bei diesen Bitterkeit erzeugt — in dieser Stunde stand wieder ein einiges Preußenvolk zu dem lorbeerbekränzten Banner, und jedes Preußenherz schaute vertrauensvoll auf zu dem Kriegsherrn der siegreichen Armee.

Von jeher war die preußische Nation ein Soldatenvolk, und es bedurfte nur eines solchen Sieges, um wieder den alten Geist zu beleben, und in Jedem das Vertrauen zu erwecken, daß ein Hohenzoller an diesem Siegeswerk die Diplomaten nicht herumpfuschen lassen werde.

Man sang das Preußenlied und jene Hymne, die lange in ihren Tönen eine bittere Mahnung an das Selbstgefühl jedes Deutschen barg — eine Mahnung, die der König anerkannt, als er das Schwert gezogen und die nun im Siegesjubel verklungen.

Wieder waren in London Conferenzen ausgeschrieben, und schon wollte man sie eröffnen, ehe die Vertreter des Deutschen Bundes zugegen; aber Preußen und Oesterreich erklärten, dann ebenfalls nicht ihre Vertreter erscheinen zu lassen.

Der König begab sich nach dem Kriegsschauplatze, um seinen Truppen zu danken, überall in Holstein und Schleswig ward er mit Enthusiasmus empfangen, aber auch die Dänenfreunde gaben sich zu rkennen.

Auf dem Büdelsdorfer Bahnhof (nächst Rendsburg, jenseits der Eider) begrüßte der als Dänenfreund bekannte englische Eisenbahn-Direktor Louth in Flensburg den König in englischer Sprache. Der König fragte ihn, ob er nicht Deutsch sprechen könne; als er darauf erwiderte, daß er nur gebrochen Deutsch sprechen könne, entließ ihn

der König mit der kurzen Bemerkung: „Mein Herr, ich spreche nur Deutsch!“

Herr Louth hatte es nicht einmal für gut befunden den schleswigschen Königswagen herzusenden.

Einer Deputation jedoch, die die Hoffnung aussprach, der König werde Schleswig-Holsteins Recht verfechten, erwiderte er: „Ich freue mich über den herzlichen Empfang und namentlich über den Dank, den man meiner braven Armee gezollt; dieselbe hat diesen Dank mit Recht verdient; sie ist gegen die Leistungen unserer ruhmreichen Armee von 1813 nicht zurückgeblieben; ich habe meine Truppen hierher gesandt, um die Rechte dieser Lande auszufechten; sie kämpfen für eine heilige Sache; ich hoffe, daß dieselbe zu einem guten und Alle befriedigenden Ende geführt werde.“

Mit diesen Worten und dem Befehle, ganz Jütland in Besitz zu nehmen, war wohl deutlich genug gesagt, daß Preußen nach Kräften dafür sorgen werde, die Früchte des Krieges der Opfer werth zu lassen, die er gekostet.

Der König besichtigte die Sturmcolonnen auf dem Schlachtfelde, besuchte die Verwundeten in den Lazarethen und kehrte dann heim, geleitet von den aufrichtigen Dankes- und Segenswünschen des befreiten Landes.

Der Beginn der Conferenzen zeigte (geschrieben Ende April 1864), daß das Blutbad von Düppel den Dänischen Uebermuth noch nicht gebrochen und die Westmächte noch nicht davon überzeugt, daß Preußen sich nicht wieder mit Versprechungen abfinden lassen werde; man erlaubte sich den wenig für den Ernst der Sache passenden Scherz (für eine Beleidigung war es zu derb), von den kriegführenden Mächten zu fordern, daß sie die Waffen ruhen lassen sollten, dem Sieger aber dabei zumutheten, die Dänische Blockade, die bis dahin niemals effektiv geworden, anzuerkennen.

Wir schließen die Geschichte des Winterfeldzuges, der nicht glänzender abgeschlossen werden konnte, als mit dem preußischen, dem deutschen Siege bei Düppel, ohne auf die kurz darauf erfolgende Räumung Friedericia's von Seiten der Dänen näher einzugehen.

Die Geschichte muß dereinst Enthüllungen geben, welche erklä-

ren, ob dieser schleunige Rückzug eine militärische Nothwendigkeit, oder etwas Anderes zur Ursache gehabt, was vielleicht auch manches noch Unerklärliche in diesem Feldzuge der späteren Beurtheilung darlegt.

Die beiden Freundinnen.

„Gestehen Sie es nur, Charlotte," sagte die Baronin Schwarzenfels nach einer Pause zu ihrer Freundin, „der junge Steinhausen ist doch immer ein äußerst interessanter und liebenswürdiger junger Mensch.

„Ich versichere Dich, ich habe ihn kaum zehn Worte sprechen hören, übrigens traue ich Dir viel zu viel Geist und Geschmack zu, Deinem Urtheil zu mißtrauen," entgegnete die Gräfin nicht ohne Spott.

„Er ist noch nicht lange in der Welt, er hat vor ein paar Monaten erst sein Vaterland verlassen und ist daher ein wenig schüchtern."

„Ich finde es in der That sonderbar, Du nimmst ja gewaltig seine Partei."

„Du bist heute bei übler Laune, Charlotte, und ziemlich sarkastisch.

Einige Minuten saßen Beide, im Innern sich grollend, doch ohne ihrer Gereiztheit Worte zu leihen, still und schweigend ruhig nebeneinander.

„Apropos, liebe Fanny," begann plötzlich die Gräfin, welche sich im Stillen noch immer eifrig mit dem Fremden beschäftigte, wer hat Dir denn diesen Menschen vorgestellt, der mit seinem beredten Schweigen jeden Augenblick als Stumme von Portici auftreten könnte."

Die Baronin von Schwarzenfels schien diesen moquanten Nachsatz ganz zu überhören.

„Der Graf Blöckström," entgegnete die Freundin, „er ist mit ihm hier zusammengetroffen; sie waren Beide Offiziere in der dänischen Armee und kannten sich schon aus dem deutsch-dänischen Kriege."

„Sonderbar, ich war gestern in der Soiree bei dem dänischen Grafen Halberger, bei diesem erkundigte ich mich näher nach der Familie Steinhausen, und erhielt von ihm die Versicherung, daß ihm kein Edelmann dieses Namens bekannt sei.

„Ueber den Adel von einigermaßen gutem Klang pflegt man doch bald Auskunft zu erhalten."

Fanny schien diese Aeußerung unangenehm zu berühren; sie biß sich vor innerem Zorn in die Lippen und konnte sich die scharfen Ausfälle nicht erklären, denen sie schon seit einigen Tagen von Seiten ihrer Freundin ausgesetzt war; doch suchte sie sich so viel als möglich zu beherrschen.

„Der Graf Blöckström," erwiderte sie ruhig, „hat ihn mir vorgestellt, er muß ihn also auch näher kennen; übrigens bin ich gern bereit, wenn es Dich so sehr beunruhigt, nähere Erkundigungen einzuziehen."

„Sei nicht böse Fanny, glaube mir, ich mache diese Bemerkung nur, weil ich Dich über Alles liebe und verhüten will, daß Du in irgend einer Weise compromittirt wirst; doch hier hält der Wagen vor dem Pallast der Fürstin P . . . ., steigen wir aus, wenn es Dir beliebt.

Blöckström und Heinrich begaben sich langsam wieder über die Bastei zurück.

Der Graf sprudelte über von Witzen und Sarkasmen, während Heinrich sich einsilbig zeigte und sich ganz und gar seinen Gedanken überließ.

„Sie kommen am Abend wohl zur Baronin? Es ist heute ihr Empfangstag.“

Heinrich bejahte die Frage.

„In diesem Falle hole ich Sie mit meinem Wagen ab, wenn Sie inzwischen keine andere Disposition getroffen haben; „denn,“ fügte er mit leichtem Spott hinzu, „man empfängt mich stets freundlicher und zuvorkommender, sobald ich in Ihrer Gesellschaft die Salons der Frau Baronin betrete, sie vergißt, daß ich es war, der ihr diesen Adonis aus Holstein präsentirte.“

Am Burgthore trennten sie sich, der Graf stieg in seinen Wagen und Heinrich begab sich zum Diner in das Casino.

Heinrich Rothenfelser oder Baron v. Steinhausen, wie er sich auf Blöckström's Befehl jetzt nannte, befand sich schon seit einigen Wochen in Wien und bewegte sich dort in einer Sphäre, für welche ihn zwar seine Erscheinung befähigte, aus der man ihn aber gewiesen haben würde, wäre der Flecken seiner bürgerlichen Geburt bekannt geworden.

Der Zufall, der, was wir auch immer von Willenskraft und Denkvermögen sagen mögen, in der Geschichte des Einzelnen sowohl, wie der übrigen Menschheit stets eine so große und oft entscheidende Rolle spielt (freilich ist das, was wir so nennen, der in das Leben getretene Gedanke, eine hohe unsichtbare Macht, welche wir Schicksal oder Gott nennen) hatte dem jungen Flüchtling in Wien eine Bekanntschaft zugeführt, welche für seine nächste Zukunft verhängnißvoll werden sollte.

Heinrich war noch zu sehr betäubt von den mannichfaltigen Ereignissen der letzten Wochen, die auf sein Leben einen so entscheidenden Einfluß gehabt hatten, um sogleich einen Entschluß für seine Zukunft fassen zu können.

Unbekannt und ohne wahren Freund, ohne Rathgeber, stand er jetzt allein in einem fremden Lande und wußte nicht, was er zunächst beginnen sollte.

In seinem Portefeuille, welches seine Legitimationspapiere, auf den Namen Rothenfelser ausgefertigt, enthielt, befanden sich ungefähr 2000 Thaler, theils in Noten auf die Bank, theils in guten Wech-

sein, ein Schatz, welcher ihm, der bisher mit den materiellen Sorgen des Lebens erst wenig bekannt geworden war, unerschöpflich oder wenigstens doch für Jahre ausreichend erschien.

An der Table d'hôte, welche er täglich besuchte, wurde er nach und nach mit mehreren hohen Herren näher bekannt; vor Allem aber war es Graf Blöckström, welcher ihm besonderes Interesse einflößte und ihn am meisten fesselte.

In dem Letzteren lernte er einen höchst liebenswürdigen und lebensfrohen jungen Mann kennen, der um einige Jahre älter als Heinrich war; seine Bildung war eine ausgezeichnete und sein Umgang zeugte von Feinheit und Eleganz.

Auch der Graf hatte ein großes Wohlgefallen an seinem früheren Freunde gefunden und nicht langer Zeit bedurfte es, um Beide in das engste Verhätlniß zu einander zu bringen, wenigstens hatte es so den Anschein.

Wir wollen indeß nicht unterlassen, hier an geeigneter Stelle darauf aufmerksam zu machen, daß jener Blöckström häufige Besuche in den Abendstunden von Priestern empfing und außerdem sehr oft Briefe erhielt, in denen der Name Rothenfelser eine große Rolle spielte.

Blöckström war nicht der reiche Mann, den er durch sein Auftreten in der Gesellschaft zu erkennen gab, sondern erhielt seine ganze Existenz durch jenen Orden, dessen Geschöpf er war und dem er die umfassendste Thätigkeit widmete.

Bei einer Flasche Champagner theilten sich die beiden Freunde oft ihre Abenteuer, ihre Lebenshoffnungen mit, bei welcher Gelegenheit sich natürlich immer herausstellte, daß die des Grafen weit mannichfaltiger und glänzender waren, als die, welche Heinrich zur Sprache brachte.

Der Graf und der Baron kamen eines Tages dahin überein, sich im nächsten Winter nach Paris zu begeben.

Blöckström malte Heinrich das freie, die reichste Abwechselung bietende Residenzleben mit so schönen Farben, er schilderte alle die zauberischen Feste und Bälle, die reizenden, freundlichen und liebenswürdigen Damen der Elite mit so hinreißenden Worten und wußte

zugleich seinen Bildern so viel Wahrheit und Lebensfrische zu geben, daß sich Heinrich ungestüm davon bewegt fühlte und mit Sehnsucht dem Augenblick entgegensah, wo ihm die Gelegenheit ward, sich in des Lebens klippenvolles tosendes Meer zu stürzen.

In ruhigen Augenblicken aber erhob die Vernunft wieder laut ihre Stimme gegen die leichtsinnige Thorheit, welche er zu begehen im Begriff stand. Mariens Gestalt trat mahnend und flehend vor ihn; Friedenreichs Warnungsworte tönten wieder tief und mächtig in seiner Brust und so faßte er den Entschluß, den Grafen zu bitten, allein nach Paris abzureisen, und ihm zugleich zu erklären, daß es in seiner Absicht liege, in irgend einem Handlungshause ein Unterkommen zu suchen.

Doch schon in der nächsten Minute beim Anblick des eleganten, ihn als seines Gleichen behandelnden Grafen waren alle guten Vorsätze zerstoben wie Seifblasen in der Luft, sein Stolz empörte sich gegen den Gedanken, als Practicant in irgend ein Comtoir einzutreten und ein ganz anderer Geist bemächtigte sich dann wieder seiner.

Heinrich war so sehr von dem Gifthauche dieses Umganges angeweht, daß er nicht mehr die nöthige Kraft in sich fühlte, um die falsche Scham zu besiegen, welche ihn unaufhaltsam vorwärts trieb auf dem Irrpfade; er nannte es Mariens unwürdig handeln, wollte er auf solche Weise sich eine Existenz gründen; er täuschte sich selbst über die Dauer und Ausgiebigkeit seiner finanziellen Mittel, er gab sich in Betreff derselben den seltsamsten Hoffnungen hin und bauete mit Sicherheit auf eine neue Unterstützung von Seiten Friedenreichs, den er sich als einen jener reichen Sonderlinge dachte, wie man sie häufig findet.

Ohne Zweifel handelte Heinrich thöricht, unüberlegt, strafbar, aber er hatte ja nur einen jener Fehler begangen, dem fast jeder Mensch in den jüngeren Jahren wenigstens einmal in seinem Leben zum Opfer wird — den der Selbsttäuschung.

Man sollte glauben, daß Selbsttäuschung schwer und Selbsterkenntniß leicht sei, da jeder Mensch für sich einem aufgeschlagenen Buche gleicht, in welchem er zu jeder Stunde lesen und Belehrung finden kann; allein es ist leider gerade umgekehrt.

Wir wenden einen zehnfach größeren Theil von Scharfsinn, Ruhe und Ueberlegung an, wenn es gilt, einen Zweiten kennen zu lernen, als da, wo wir unser Inneres selbst untersuchen wollen oder sollen.

Wir geben uns aber auch Anderen wieder viel offener, freier und natürlicher, als uns selbst und wir können nicht genug Heuchelei und Coquetterie aufwenden, wo es gilt, uns selbst zu belügen.

Daher kommt es denn auch, daß wir in den meisten Fällen richtige Urtheile über den Anderen aussprechen und erbärmliche und falsche über das eigene Ich.

Aber unter die Selbsttäuschungen muß man jede Art zu denken und zu urtheilen rechnen, welche uns trotz der gesunden Vernunft so oft in Sümpfe und Moräste versinken und von der Landstraße fort in Abgründe jagen läßt, mit einem Worte jene schlimme, schmeichelnde Rathgeberin, welche stets Scheingründe für das Schlimme, Verderbliche aber Angenehme in Bereitschaft hält und dasjenige für nothwendig und heilsam erklärt, was klugerweise hätte unterbleiben müssen.

Natürlich ist es die Jugend, bei welcher alle Leidenschaften stärker hervortreten, alle Wünsche unbezähmbarer, alle Triebe unwiderstehlicher sind und die am häufigsten ein meist beklagenswerthes Opfer solcher Selbsttäuschung bei ihren wichtigen Entschlüssen wird, während das Alter frei ist von jeder lebhaften Idee und somit auch keine Leidenschaft kennt.

Von hundert jungen Männern, läßt sich mit Gewißheit annehmen, hätten 99 in gleicher Weise wie Heinrich gehandelt.

Groß erzogen in der Residenz Kopenhagen, ausgestattet mit allen Grundsätzen der Aristokratie und stets sich mit dem Gedanken herumtragend, einst eine bedeutende Rolle in der Welt zu spielen, war ihm das, was er that, zu verargen? Hatte man das Recht, ihn verurtheilen, ihn zu verachten?

Der verwundete Stolz klammert sich an den Strohhalm und baut sich aus Sonnenstrahlen Paläste.

In Wien hatte es Blöckström übernommen, seinen jungen Freund, ehe er denselben in die Gesellschaft einführte, mit einem gewissen

Glanze und einer Eleganz zu umgeben, welche schon von vornherein genügende Bürgschaft für die Zutrittsfähigkeit des Vorzustellenden leisteten.

Er miethete ihm zunächst eine Wohnung von vier auf das Geschmackvollste eingerichteten und elegant meublirten Zimmern in einem Hause in der Kärnthnerstraße; alsdann fuhren sie miteinander zu einem der bedeutendsten Pferdehändler Wiens und kauften von demselben einen superben Goldbraunen und eine Kalesche, welche der Hofwagenfabrikant angefertigt und mit allem Luxus ausgestattet hatte; außerdem kauften sie ein paar werthvolle Rappen von englischer Abkunft und verabredeten für den nächsten Tag der kommenden Woche einen Spazierritt in den Prater, der gleichsam den ersten Schritt zu der Einführung Heinrichs in die vornehme Gesellschaft Wiens bilden sollte.

Graf Blöckström fuhr an jenem Tage mit seinem Freunde durch die Stadt und die schöne breite Jägerzeile, welche von Equipagen und Spaziergängern außerordentlich belebt waren.

Heinrich führte die Zügel des Pferdes selbst und nahm sich äußerst stattlich aus.

Sie hatten bald die sogenannte Schmiede zu Anfang des Praters wo auch die Reit-Allee beginnt, erreicht; hier stiegen sie Beide aus und nahmen ihre Pferde.

Heinrich ritt vorzüglich, mit Gewandtheit, Festigkeit und seltener Anmuth, ja, man könnte sagen, mit einer gewissen Coquetterie.

Der Beginn des Frühlings hatte alle Alleen mit Reitern und Spaziergängern angefüllt und die Zahl der Wagen war eine so bedeutende, daß die doppelte Reihe derselben fast bis zum Rondeau reichte.

Graf Blöckström hatte in Wien eine ausgedehnte Bekanntschaft, ein Umstand, der leicht erklärlich ist, da wir wissen, daß er stets viele und glänzende Salons besuchte; nach allen Seiten hin verneigte er sich grüßend und bald wurde man auf seinen Gefährten aufmerksam, den man allgemein bewunderte.

Etwa nach einer Stunde fuhr er mit Heinrich wieder nach der Stadt zurück und wünschte diesem, als sie sich verabschiedeten, Glück zu seinem ersten Eintritt in die Welt, der, wie er sagte, in jedem

Falle ein glänzender zu nennen sei und ihn zu den schönsten Erwartungen berechtige.

Heinrich bat ihn noch um eine nähere Erklärung, anstatt indeß diesem Wunsche nachzukommen, zuckte er blos lachend die Achseln und entfernte sich schnell, um noch vor dem Diner die Kleider zu wechseln.

Bevor wir in unserer Erzählung weiter gehen, dürfen wir zur näheren Verständigung und zur Entschuldigung Heinrichs einige Bemerkungen nicht unterlassen.

Letzterer war kaum in Wien angelangt, als er auch sofort die geeigneten Schritte that, um nach Marie zu forschen, und diese waren auch nicht ohne Erfolg geblieben.

Leider aber sollte er nichts Erfreuliches hören und nach alle dem, was Heinrich gleich in den ersten Stunden nach seiner Ankunft von Marie erfahren hatte, war derselbe wohl berechtigt, sich nicht allein allen nur möglichen Zerstreuungen hinzugeben, um den Schmerz, den ihm die Kunde von seiner Geliebten erpreßte, zu mildern, sondern er konnte auch mit vollem Recht an die Verbindung mit einer Anderen denken.

Heinrich tobte, ras'te und wüthete in den ersten Stunden, ja er ging in seiner Verzweiflung sogar so weit, daß er die Gedanken an Selbstmord in sich aufkommen ließ: Da aber kam der Dämon in der Gestalt des Grafen Blöckström und hielt ihn von einem vielleicht voreiligen Schritte zurück, tröstete ihn über alles das, was er gehört und was wir noch später erfahren werden, suchte ihn so viel als möglich zu zerstreuen und führte ihn darauf in die vornehme Welt ein.

Alles das war ganz natürlich, aber nur der teuflische Vorschlag eines jener düstern Männer; — — welchem Abgrunde Heinrich entgegenging und wie schmerzlich die Reue und die Verzweiflung sein würden, davon hatte der Unglückliche keine Ahnung.

Graf Blöckström war schon sehr zeitig in die Welt getreten und kannte diese daher auf das Allergenaueste; er wußte schon im Voraus, daß sein jüngerer Freund, den er, wie es schien, wirklich lieb gewonnen, durch eine directe Bitte von seiner Seite, ihn nämlich

vorstellen zu dürfen, von seiner Bescheidenheit bei seiner Unbekanntschaft mit der Wiener Sitte überall nur verlieren und zu einer jener unbedeutenden Figuren herabsinken würde, wie wir sie täglich in den Salons auftauchen und ebenso schnell wieder verschwinden sehen, ohne daß man nach dem Woher und Wohin derselben fragt, daß also diese Unbedeutendheit des von ihm Protegirten gewissermaßen auf ihn selbst ein schiefes Licht werfen mußte.

Dies bedachte er sehr wohl und daher suchte er seinen Schützling vor allen Dingen so interessant als ihm dies möglich war, zu machen.

Man sollte von ihm sprechen, ehe er selbst nach dessen Namen genannt, ja man sollte ihn selbst ersuchen, den Fremden vorzustellen.

Der Spazierritt also war die Leimruthe, auf welcher er seine Vögel zu fangen dachte.

Wie bereits erwähnt, war Blöckström allgemein bekannt; man hatte ihn an der Seite eines jungen, bisher unbekannten Mannes gesehen (die Glieder gewisser Kreise der Gesellschaft kennen sich so gut in Wien, wie in Paris und man klatscht in diesen ebenso in der Residenz, wie in den Abendkränzchen der Honoration zu Krähwinkel), mit dem er auf äußerst vertraulichem Fuße zu stehen und der durch seine Kleidung und seine Tournüre, wie durch ein gewisses aristokratisches Ansehen sein Anrecht auf die Gesellschaft zu beweisen schien.

Die Frauen besonders zerbrachen sich die Köpfe und durchflogen mit einem gewissen Eifer den Kopenhagener Almanach, um zu errathen, welcher Familie der interessante Fremde dort wohl angehören dürfte.

Am Abend erschien der Graf in Begleitung seines Freundes in der Soirée bei seiner Tante.

Letztere sah stets viel Welt bei sich, fast an jedem Abend hatte sie Gesellschaft und ihr Salon war, um sich eines Vergleichs zu bedienen, gleichsam der Vorhof, den Jeder passiren mußte, um in den Tempel der Gesellschaft, oder, wie sich ein französischer Gesandtschafts-Sekretair mit liebenswürdigem Spotte ausdrückt, l'antichambre

de tous les salons (das Vorgemach von allen Salons) eintreten zu können.

Als der Graf eintrat, erschöpfte man sich in Hunderten von Muthmaßungen über seinen jungen Freund; die Herren lobten das prächtige Pferd desselben und rühmten seine Fertigkeit in der Reitkunst, während die Damen die Eleganz und das interessante Gesicht priesen.

Blöckström sah sich genöthigt, den allgemeinen Bitten um Aufschluß nachzukommen und er that dies auch, indem er seine Tante in aller Kürze mit den Verhältnissen des Barons v. Steinhausen bekannt machte.

Die gute Dame, in welcher jetzt die Furcht und Besorgniß auftauchte, sie könnte hier am Ende ihr Vorrecht einbüßen und der Baron vielleicht sich irgendwo früher vorstellen lassen, hatte daher nichts Eiligeres zu thun, als ihrem Neffen darüber die bittersten Vorwürfe zu machen, daß er es bisher unterlassen hatte, ihr auch nur ein einziges Wort von diesem so liebenswürdigen Holsteiner zu sagen.

„Ich wäre untröstlich,“ setzte sie mit Bitterkeit und mit einer wahren Protectormiene hinzu, „wenn dieser junge Mann sich aus Mangel an Bekantschaft in Wien langweilte und ich bin Ihnen wirklich böse, mon neveu, daß Sie mir denselben nicht schon früher vorgestellt haben; Sie wissen es doch, ich bin eine gute alte Frau, welche alle Welt gern protegirt.“

Der Graf hatte somit seinen Wunsch vollständig erreicht und war im Innern hoch erfreut.

Noch ehe acht Tage vergingen, war Heinrich in alle jene Gesellschaften eingeführt, welche Blöckström selbst besuchte, und wußte sich in diesen Kreisen stets so angenehm als nur immer möglich zu zeigen.

Auch die Baronin Fanny befand sich stets in den Gesellschaftskreisen; in den Strahlen ihrer Augen hatte sich der junge Adler in der Situation, in welcher er sich jetzt befand, bald die Fittiche verbrannt.

Selbst das stolze und kalte Weib, das sonst im höchsten Grade gleichgültig gegen jede Bewerbung blieb, das für alle ihre Verehrer

ein gleich freundliches, aber Zurückhaltung gebietendes Lächeln, die nämliche liebenswürdige und dabei doch wenig ermuthigende Artigkeit hatte, schien unter dem Zauber einer Leidenschaft zu schmachten, welche die edle und männliche Erscheinung des Barons ihr eingeflößt hatte.

Ihre Stellung und ihre gesellschaftlichen Beziehungen waren bisher gleich und unverändert geblieben.

Heinrich aber besaß zu viel Bescheidenheit, die Baroneß hingegen zu viel Tact, um eine Leidenschaft zu verrathen, welche um so heftiger und gefährlicher zu werden drohte, je weniger es schien, daß sie je hätte zum Ausbruch kommen können.

Allein scharfe Blicke, gewöhnt im Menschenherzen zu lesen und Geheimnisse zu errathen, welche noch unter dem tiefsten Schleier verborgen liegen, hatten längst ein Verhältniß errathen, welches ein noch unausgesprochenes, ein durch und durch geistiges war.

Heinrich wurde durch seine stille Liebe, welche ihn jetzt entschädigen sollte, so zu sagen, erhoben; er wagte es nicht zu denken, daß sie, die er hochachtete, die er verehrte wie eine Göttin und Marie gleichstellte, deren Bild doch immer noch auf dem Altar seines Herzens stand, wenn er dasselbe auch aus diesem hatte verdrängen müssen; — daß sie also seine Gefühle ahne, viel weniger, daß sie dieselben theile.

Er war glücklich, wenn er sich in ihrer Nähe befand; denn ihre Stimme brachte auf ihn einen seltsamen Zauber hervor.

Ihr Blick erschütterte ihn wie ein leichter electrischer Schlag und er konnte unermüdlich ihren Worten lauschen, ohne sich weiter um den Sinn derselben zu kümmern, gleichsam wie man die Töne einer sanften Musik mit süßer Alles um sich vergessender Schwärmerei anhört.

Er dachte an Marie wie an eine bleiche Nebelgestalt und fühlte dabei wohl Schmerz, aber keine Reue, diese so schnell einer Nebenbuhlerin geopfert zu haben.

Heinrich hegte zugleich die Hoffnung, daß ihn seine angeknüpften Verbindungen die Mittel zuführen sollten, um demnächst in der Armee eine Stellung zu erhalten und mit eben diesem Grunde entschuldigte er auch seine thörichte Verschwendungssucht.

Allein er täuschte sich selbst. Letztere war zur Nothwendigkeit geworden und sollte seine im Innern noch immer betrübte Seele gleichsam betäubten.

Die verschiedensten Pläne durchkreuzten seinen Kopf und er dachte schon längst nicht mehr daran, die schöne Residenzstadt zu verlassen.

Fanny hingegen liebte wie ein Weib, das den Schleier schon abgestreift hatte von der Liebe heiligsten Geheimniß; sie liebte fast gegen ihren Willen, durch jene tiefe, geheimnißvolle sympathische Kraft bezwungen, die in unserm Innern ruhend und plötzlich erwachend, uns willenlos mitreißt und entführt.

Sie erröthete nicht vor ihrer Leidenschaft, denn sie wußte ja, daß diese die Bestimmung ist; sie fühlte sich bewegt bei jeder Annäherung Heinrichs, aber nur, weil sie mit der größten Ungeduld ein leidenschaftliches offenes Geständniß erwartete, und war ebenso beleidigt, als gereizt, wenn er sich düster zurückzog und schwieg.

Sie empfand die ganze Wonne ihrer Leidenschaft, aber auch ihrer Schmerzen; sie kannte dieselbe, während die Traumgestalten junger unschuldiger Mädchen den Engeln der Verklärung gleichen und blos in Wolken schwebende, lächelnde Kinderköpfchen mit Flügeln sind, wie sie Rafael darzustellen pflegte.

Sie wußte es, daß sie durch ihren Besitz beglücken konnte und wollte es auch, da sie kein Hinderniß sah, Heinrich bei der Gleichheit der Geburt und der Vermögensverhältnisse die Hand zu reichen.

Sie dachte aber an eine ernste Verbindung, weil sie ganz das vergaß, was Frauen bei derartigen Verhältnissen stets zu vergessen pflegen — die Gleichheit des Alters.

Die Baronin stand in einem Alter von 36 Jahren, während der Baron erst eben so viele zwanzig zählte.

Das Herz der Frauen fühlt ewig jung; sie sind kindlich oder kindisch in der Liebe.

Im Bade.

Der Monat Juni 1863 hatte das in der Nähe von Wien reizend gelegene Städtchen Baaden mit Kurgästen fast überfüllt, von denen indeß die Wenigsten gekommen waren, um Heilung oder Linderung in den seit Jahrunderten berühmten Thernen zu suchen, sondern vielmehr um der Langweil zu entgehen, welche bereits in der Residenz zu herrschen begann.

Man hatte von der Erstürmung der Düppeler Schanzen, wie überhaupt von den Triumphen Oesterreichs und Preußens genug gesprochen und hielt daher für gerathener sich zurückzuziehen, um sich sich anderen und höheren Genüssen hinzugeben.

Der Hof war in Schönbrunn, der reiche Adel auf Reisen nach seinen Gütern oder dem aristokratischen Ischl und selbst die Geld-Aristokratie, ja die Reichen des Mittelstandes befanden sich auf ihren Villen in der Nähe von Wien.

Die Baronin Fanny besaß in Baaden ein mit allen Bequemlichkeiten eingerichtetes Hotel, welches sie fast regelmäßig während der Sommermonate bewohnte und wo sie nur ihre vertrautesten, entfernt wohnenden Freunde empfing.

Mehrere derselben waren selbst nach Baaden gezogen, um hier den Sommer zuzubringen; unter diesen befanden sich auch der Graf Blöckström und Heinrich.

Der Weilburg gegenüber und gleichsam den Eingang in das wahrhaft bewundernswerthe Helenen-Thal bewachend, erhebt sich das alte Rauheneck, eine Ruine, durch Jahrhunderte verfallen, erst in neuerer Zeit durch den Erzherzog Karl, den Helden von Aspern, wieder hergestellt und fortwährend in so weit erhalten wird, als dies eben geschehen kann, ohne derselben ihr alterthümliches Aussehen zu rauben.

Von dem Thurm dieser alten Veste genießt man einer wundervollen Fernsicht. Kleine hölzerne Banken, auf einer Art von Platt-

form angebracht, dienen zu Ruhepunkten, um sich ganz den Reizen der Naturschönheit hingeben zu können.

Auf einer dieser Banken saß an einem herrlichen Sommertage die Baronin und blickte sinnend auf das herrliche Panorama, welches unter ihr sich ausbreitete.

Sie hatte Lenau's Gedichte gelesen, allein das Buch war allmählig in ihren Schoß gesunken und sie schwelgte jetzt in der Anschauung der großen, überaus herrlichen, blühenden und duftenden Natur.

Tief unter ihr rauschten die Abendlüfte durch die Gipfel der schlanken Tannen; ihr gegenüber lag die Weilburg, aus ihrer grünen Umgebung hervortretend, mit den weiß getünchten Wänden der Colonnaden.

Hinter derselben erhob sich ein Felsen, an dem sich fortlaufendes Waldgebirge anschloß, aus welchem die Ruine von Rauheneck emportauchte, während sich im Thal die weiße Straße durch das grüne Gefilde schlängelte, rechts lag das Städtchen, in abendlichem Nebel.

Die Ruine stand gleichsam wie der große Geist der Vergangenheit an der Gruft der Gegenwart.

Am fernen Gebirge vergoldete die sinkende Flammenkugel kleine perlgraue Wölkchen, welche wie fliegende Engel auftauchten und einen wunderbaren Anblick gewährten.

Immer tiefer sank die goldene Sonne hinab in den wolkigen Ocean.

Das Gebirge sowohl als auch der Horizont waren wie mit einem Flammenmeer übergossen, während der Genius der Ruhe mit thauenden Fittigen schon über den blumenreichen Ebenen und den grünen Saatfeldern schwebte.

Im Osten stieg der Mond empor und streute Silberblüthen aus seinem Horn auf die einschlummernde Erde, während die Sterne wie die Augen der Verklärten funkelten.

Fanny war allein und Nichts störte sie in ihrem Nachdenken, in ihren süßen Schwärmereien.

Ihr Geist glich in diesen dem Paradiesvogel, der zwischen Himmel und Erde schwebt, ohne sich jemals auf dieselbe niederlassen

zu können; ihr Herz fühlte sich zugleich so süß und so schmerzlich bewegt.

Scenen ihres vergangenen Lebens und die seltsamsten Träume der Zukunft schwebten an ihrer Seele vorüber und oft drückte sie gewaltsam ihre kleine Hand gegen das heftig pochende Herz, um seine ungestümen Schläge zu hemmen, welche es fast zu zersprengen drohten.

Sie hatte ihren Hut abgelegt und ihr reiches Haar hing vorn in langen Locken fast bis auf die Brust herab, während dasselbe hinten in einen leichten Knoten aufgesteckt war.

Ihre Wangen bedeckte eine leichte Röthe, ihre Augen waren halb geschlossen und der feuchte schimmernde Blick sprach die wonnevollen Erwartungen aus, welche durch ihre von dem Hauch der Liebe berührte Seele zogen.

„Ach Du heilige Natur," rief sie plötzlich halblaut aus, „wie stillst Du das Bluten aller Wunden, wie bist Du für ein einsames liebesehnendes Herz Elisium und Geliebte zugleich! Ja, Ihr guten Menschen, die Ihr verkannt werdet und verspottet von denen, die Euch nicht verstehen, Ihr solltet schlummern unter der brennenden Sonne und erst mit den Sternen erwachen, Euer Herz ist ja sonst nur jener gleich, die alles Wasser aufzieht, um es später wieder als Regen herniederfallen zu lassen; ja armes Herz, wenn Du nichts mehr besitzest, nicht einmal mehr die Erinnerung und Hoffnung, dann tritt hinaus in den Tempel der Natur und lenke Deine Blicke zum tiefblauen Gewölbe, Deine Schläge werden alsdann sanfter werden und Deine Augen thauen wie der gestirnte abendliche Frühlings-Himmel.

Fanny hatte sich jener süßen Exaltation hingegeben, welche uns unwillkürlich herausreißt aus den Verhältnissen und aus uns selbst, die mit einem Schlage die langjährige Kruste zerstört, mit der Erziehung und Leben unser Herz umzogen und es erstehen läßt, wie ein schönes jugendliches Herculanum aus der tausendjährigen Lavaschicht.

Sie glaubte sich unbelauscht und es drängte sie in diesem Augenblick, alles das auszusprechen, was ihre Brust erfüllte und was sie so unaufhörlich beunruhigte.

Sie kannte ja kein Herz, welches dem ihrigen gleich gestimmt war, und dem sie sich hätte anvertrauen können; zurückgekehrt zur Gesellschaft mußte sie ja wieder Dame sein.

Sie war indeß nicht allein, Heinrich war ihr unbemerkt gefolgt, er stand in nicht weiter Ferne von ihr hinter einem Pfeiler verborgen und vermochte seine Blicke nicht abzuwenden von der holden Gestalt.

Es schien ihm zwar ein Frevel, die Ausbrüche ihres bewegten Herzens zu belauschen und dennoch hielt es ihn wie mit unsichtbaren Banden; er hätte hervor- und zu ihren Füßen stürzen mögen mit den Geständnissen seiner Verehrung, allein er befürchtete, sie zu erzürnen und sie alsdann vielleicht für immer durch diese Dreistigkeit zu verlieren.

„O Du heilige Natur,“ fuhr Fanny begeistert fort, „warum sucht Dich der Mensch so selten auf? Warum versteht er Dich denn gar nicht? Irrt er nicht stets im Dunkeln umher und schleppt sich mühsam fort im Staube der Erbärmlichkeit? Ist er nicht ein Sklave seiner selbst? Warum eilt er nicht in die freie schöne Natur und liest in dem ewig aufgeschlagenen Buche die Emancipation von den Gesetzen der Etiquette und der Gesellschaft, warum entschleiert er nicht ihre Geheimnisse?“

Sie versank in tiefes Schweigen.

„Heinrich!“ rief sie nach einer Pause mit lieblicher und sehnsüchtiger Stimme und breitete ihre Arme aus, wie um ein Luftgebilde zu erfassen.

Heinrich vernahm deutlich den Ruf, er sah deutlich jede Bewegung, sein Herz pochte gewaltig, er konnte und durfte nicht länger zögern.

Er eilte auf sie zu, blieb vor ihr stehen und betrachtete sie mit ernsten und wehmuthsvollen Blicken.

„Fanny! Fanny!“ rief er ihr mit lieblicher und leise bebender Stimme zu.

Die Baronin glich ganz einer Nachtwandlerin, welche durch einen plötzlichen Anruf und durch die Nennung ihres Namens gewaltsam aus ihren Träumen gerissen wird; sie fühlte einen stechenden Schmerz im Herzen, dem eine dumpfe Betäubung folgte.

Allein sie sammelte sich schnell und zog ihre Hand zurück, welche Heinrich erfaßt hatte.

„Sie hier, Heinrich?“ sagte sie mit einem strengen Blick, indem sie sich erhob, „was berechtigt Sie —?“

Einen Augenblick verstummte Heinrich, durch diese harten Worte plötzlich aus seinen Träumen gerüttelt; allein die Bahn war einmal gebrochen und unmöglich konnte er jetzt wieder zurücktreten, wollte er nicht für einen hirnlosen Thor, für einen unsinnigen Menschen gehalten werden.

Er wagte es daher, seinen Gefühlen Worte zu leihen, die zu Herzen gehen mußten; die Lava hatte den Rand ihres Kraters überfluthet und strömte nun in hellen Flammen aus.

Fanny wußte nicht, was sie antworten sollte; der Augenblick hatte sie überrascht; sie liebte und sah sich zu ihrer Freude wieder geliebt.

Wann bleibt wohl eine Frau lange grausam Dem gegenüber, dem sie eine Liebe eingeflößt hat, die sie selbst theilt? Und ist überhaupt nicht die Liebe stärker, als die traditionellen Begriffe von Etiquette und Schicklichkeit?

Die nächste Viertelstunde schon sah Beide in inniger Liebe vereint.

Sie saßen nebeneinander, ihre Hände hatten sich verschlungen, ihre Augen suchten sich.

Es war eine milde, herrliche Mondnacht; Fanny erschien wie von Silberlicht umflossen, Heinrich wie ein Heiliger; sein Herz pochte immer stärker, allein er wagte es noch immer nicht, die Hand an seine Lippen zu führen.

Die Baronin riß sich zuerst aus der Träumerei, in welche Beide versunken waren.

„Es ist schon spät, mein Freund,“ sagte sie wehmuthsvoll, „wir müssen scheiden.“

„So schnell schon, Fanny?“ rief Heinrich schmerzlich bewegt aus, „o diese Augenblicke waren schön, aber kurz wie der glückliche Traum eines Armen.“

„Wir trennen uns ja nur auf einige Stunden, Heinrich, morgen sehen wir uns wieder.“

„Allerdings sehen wir uns morgen wieder, aber wie; kalt und nüchtern müssen wir erscheinen mit unseren liebenden Herzen im Kreise von Menschen, welche nur spotten würden über unsere Gefühle; können Stunden solcher moralischen Qualen uns entschuldigen für eine verlorene Minute voll Wonne?“

„Wir lieben uns, Heinrich, der Augenblick hat uns ein Geständniß entrissen, das sonst vielleicht niemals über unsere Lippen gekommen wäre, wir werden uns häufig wiedersehen und zwar ganz so wie heute.“ —

„Und darf ich Sie nicht begleiten, Ihnen nicht den Arm bieten, Fanny?“

„Mein Kammermädchen erwartet mich unten beim Castellan; Sie kennen die Welt so gut wie ich, wir sind ihr die größte Rücksicht schuldig, je glücklicher wir sind, desto härter würde man uns verdammen; das Geheimniß ist der Gott der Glücklichen, nun leben Sie wohl!“

Mit diesen Worten entfernte sie sich und ging schnell bis an das Ende der Terrasse, von wo aus eine Wendeltreppe bis in die unteren Stockwerke führte.

Heinrich hatte sich auf die Bank niedergelassen und seine Augen blickten wehmuthsvoll der Davoneilenden nach.

Plötzlich kehrte Fanny um und trat nochmals zu ihm; sie strich das dunkle Haar von seiner Stirn, bog sanft den Kopf zurück, so daß das Mondlicht seine edlen Züge überströmte, schaute noch einmal in sein so liebevolles und freundliches Auge und schritt alsdann vorwärts.

Heinrich lehnte sich über die Brüstung und seine Blicke folgten ihr, bis der dichte Tannenwald die Scheidende seinem Auge entzogen hatte.

Er erwartete noch ein Umblicken, ein Wehen mit dem Tuche, oder sonst ein anderes Liebeszeichen, allein vergebens; die Baronesse schritt ruhig weiter, sie besaß die nöthige Ruhe und Ueberlegung, um sich zu beherrschen und suchte es sorgfältig zu vermeiden, daß sie nicht den Schein verletzte.

Heinrich brachte die halbe Nacht in wachen Träumen auf der

Terrasse zu; seine Gedanken kreis'ten so zu sagen in Ringen, er dachte an nichts Anderes als an sie.

Er verbannte alle trüben Bilder, welche sich wie Engel mit Feuerschwertern vor die Pforten seines Paradieses stellten, und sah die Zukunft wolkenlos, hell und von dem schönsten Morgenroth umstrahlt.

Fanny dachte jetzt nur an ihren Geliebten und an ihre Liebe, aber stets mit der reiflichsten Ueberlegung und entwarf immer neue Pläne, um ihr Glück zu einem dauernden zu machen und es voll genießen zu können.

Frauen von Welt und Erfahrung, welche Männer lieben und von diesen wieder geliebt werden, wenngleich sie weit jünger sind, als sie selbst, streben gewöhnlich darnach, hierbei eine doppelte Rolle zu spielen, nämlich die der Mutter und der Geliebten zugleich: sie erziehen und lieben.

Sie kennen ihre Ueberlegenheit in jeder Hinsicht zu gut und haben zu viel Erfahrung, um sich blindlings aufzuopfern; sie verstehen es, den Nimbus, mit dem sie sich umgeben, fortwährend zu erhalten und benutzen ihn wohl gar mit als Deckmantel für ihre Leidenschaft.

Rosentage.

„Heinrich, mein Heinrich, liebst Du mich in der That?" fragte Fanny an einem der nächsten Tage mit wahrhaft bezauberndem Lächeln, „nur mich, mich allein?"

„Fanny," entgegnete ihr Heinrich mit Ernst, „soll ich offen sein, so muß ich Dir sagen, daß den Platz in meinem Herzen, den Du gegenwärtig einnimmst, eine Andere einnahm, sie war mir Alles, was ein Sterblicher nur verlangen kann, sie beherrschte mich ganz, jeder meiner Pulse schlug für sie; die Unwürdige aber ist für mich

verloren; forsche nicht nach ihr, denn sie ist todt für mich und alle Liebe, die ich ihr zuwendete, gehört nur Dir, ich gestehe Dir, daß ich Dich liebe und nun richte ich an Dich die Frage, ist es denn Wirklichkeit, daß auch Du mich liebst? Kaum wage ich an ein solches Glück zu glauben."

„Und warum nicht, mein Geliebter? Weil Du schüchtern und bescheiden bist? Weil Dein Mund kein Geständniß wagt? Gehört mein Herz nicht Dir von dem Augenblicke an, wo ich Dich zum ersten Male sah und mein Genius mir zurief: Dieser wird Dein Herr werden und Dein Alles?"

Heinrich schwieg und blickte in das blaue, seelenvolle Auge der Geliebten, welches feucht und schimmernd wie ein Veilchen von den Thautropfen begossen schien.

Die Liebenden hatten sich seit jenem Abende auf Rauheneck täglich gesehen.

Die Baronin besaß in dem Garten, welcher an ihr Haus grenzte, einen kleinen Pavillon, den sie früher niemals besuchte, obgleich derselbe mit den elegantesten Möbeln versehen und überhaupt mit jedem Luxus ausgestattet war.

Dieser Pavillon enthielt ein geräumiges Gemach mit einem kleinen Vorzimmer und war in der Form eines Sechsecks gebaut; die Wände desselben waren mit dunkeln, höchst werthvollen Tapeten bekleidet.

Den Platefond zierten herrliche Arabesken, welche mit den prachtvollsten Goldrahmen eingefaßt waren und an der Fensterwand hingen Spiegel, welche von der Erde bis zur Decke des Gemachs reichten.

Ein Clavier, eine Ottomane und einige leichte Rohrstühle vollendeten die Einrichtung.

Der Kamin, welchen man hier für die rauheren Tage des Herbstes angebracht hatte, war mit grauem Marmor künstlich ausgelegt und auch dieser war durch mehrere sehr schöne Kupferstiche geziert.

Die Fenster von farbigem Glase waren von Außen undurchsichtig und verbreiteten ein wahrhaft zauberisches Licht in dem Glas-Salon.

Einige kleine Blumenbeete umgaben den Pavillon, Reseda, Jasmin, Rosen und Nelken gewährten einen herrlichen Anblick und erfüllten die Luft, welche durch die geöffneten Fenster drang, mit entzückenden Wohlgerüchen.

Blühende Camelien und einige ausländische Blumen ergötzten das Auge mit ihrer wunderbaren Farbenpracht und in nicht weiter Entfernung begann ein kleiner englischer Garten, dessen dichte Spaliere die beiden Liebenden vor jedem Späherblick aus der Ferne schützten.

Die Baronin besaß zu viel Schlauheit und Ueberlegung, um sich ohne Weiteres dem Gerede der Welt preiszugeben und empfing daher Heinrich zur gewöhnlich festgesetzten Stunde, wo entweder Blöckström oder irgend Jemand von ihrer sehr zahlreichen Bekanntschaft zugegen war, kalt und mit den gewöhnlichen Förmlichkeiten, welche man von ihr schon gewohnt war.

Dagegen aber beglückte sie ihren Geliebten, indem sie ihn des Abends in dem Garten sprach, wohin er durch eine kleine Pforte, zu welcher er sich einen Nachschlüssel verschafft hatte, unbemerkt gelangte.

Eines Abends hatte Heinrich sie ebenfalls besucht; längere Zeit hatten sich Beide den mannichfaltigsten Gesprächen, welche Liebende überhaupt stets gern zu führen pflegen, überlassen, als sich plötzlich die Baronin erhob.

„Heinrich," nahm sie mit ernster Stimme das Wort, „mein Ruf leidet sehr darunter, wenn Du Deine Besuche noch länger fortsetzest, ich kann und darf einem Fremden den Zutritt in mein Haus nicht gestatten, nur meinem Verlobten sind die häufigen und wiederholten Besuche erlaubt, sonst aber Niemand, und sei es, wer es wolle."

„Nun, Fanny, was hindert Dich denn die Meine zu werden? Liebst Du mich denn nicht?"

„Ob ich Dich liebe?" rief sie sichtlich verwundert aus, „so kannst Du noch fragen? Aber vergiß vor Allem nicht, daß Dein Herz schon einer Anderen angehörte und das ist immer gefährlich; Du könntest mich vergessen, mich verlassen, mich wiederum einer

Anderen aufopfern und das würde, glaube mir Geliebter, mich sicher tödten."

Heinrich bemühte sich; Fanny so viel als möglich zu beruhigen und jede Besorgniß von ihr zu entfernen; er bat sie in den rührendsten Worten, daß sie ihm vertrauen möge und betheuertee, ihm sei die Schuld nicht beizumessen, daß er Marie verlassen.

Die Baronin bestand jetzt darauf, ihr die Gründe näher mitzutheilen, welche ihn zu einem solchen Schritte bewogen, allein vergebens, Heinrich schwieg und senkte die Blicke.

Nach einigen Augenblicken beiderseitigen Schweigens aber drückte er einen Kuß auf ihre Hand und beschwor sie, die Seine zu werden.

Fanny weinte und vermochte vor innerer Bewegung keine Worte zu finden.

Frauen sind in Allem stets sonderbare Geschöpfe, sollten sie es in der Liebe allein nicht sein, in der Liebe, dem Lebens=Element ihrer Seele? Sie opfern sich freudig dem Gelibten auf, aber sie beweinen einen Sieg, den wir über sie errungen haben.

Heinrich betheuerte und Fanny traute ihm.

Selige und wonnevolle Tage entschwanden von nun an den beiden Liebenden.

Heinrichs Besuche wurden häufiger und selbst vor den Augen der Welt und in den Gesellschaften fanden sie Gelegenheit, ihren Gefühlen Worte zu leihen.

Jede Wendung des Gesprächs, jede noch so leise und entfernte Beziehung wandten sie auf sich und ihr Verhältniß an, ihre Blicke trafen sich alsdann und schienen sich zu sagen, wir haben uns verstanden.

Die Baronin empfing nun mehr Visiten, als dies bisher geschehen war, denn sie konnte ja auch Heinrich öfter sehen.

Sie schloß sich einem kleinen gewählten Kreise an, welcher häufige Parthien in die romantische Umgegend machte, und es galt als einer ihrer schönsten Genüsse, an diesen Ausflügen in Heinrichs Gesellschaft sich zu betheiligen.

Sie war eine der ausgezeichnetsten Reiterinnen, obgleich sie seit

dem Tode ihres Gemahls kein Pferd wieder bestiegen hatte und sprach oft mit seltener Begeisterung von dem herrlichen Vergnügen, auf leichten und flüchtigen Rossen, seiner Kraft und Geschicklichkeit allein vertrauend, dahin zu sprengen über grüne Wiesen und durch schattige Wälder.

Heinrich besaß einen prächtigeu Apfelschimmel, welcher, obgleich voll Temperament, ein sanftes und gutmüthiges Thier war; diesen ließ er durch den Stallmeister des Grafen Blöckström unter dem Damensattel gehen und bot denselben alsdann Fanny zum Spazierritt an.

Letztere sträubte sich zwar Anfangs dagegen und zeigte keine Neigung, allein der kleine Kreis ihrer Freunde überredete sie bald und bat sie, sich aller und jeder Bedenklichkeiten zu entschlagen und nicht auf ein Vergnügen zu verzichten, welches wohl nicht mit Unrecht als ein unschuldiges betrachtet werden dürfe; für den Fall, daß sie ja Bedenken trüge, mit Heinrich allein zu reiten, könne der Graf sie ja begleiten.

Fanny ließ sich überreden und entschloß sich, an der beabsichtigten Parthie Theil zu nehmen.

Die Baronin ritt mit bewundernswürdiger Leichtigkeit und Kühnheit und Heinrich fühlte sich wonnig berührt, als sie ihm später gestand, welch außerordentliches Vergnügen er ihr durch sein Anerbieten gemacht habe.

Von nun an benutzten sie sehr häufig die frühen Morgenstunden zu einem Spazierritte.

Die Baronin fuhr gewöhnlich bis zum Anfange des Helenenthales, wo sie Heinrich zu Pferde erwartete; dort bestieg sie alsdann ihre muthige Bella und im leichten Galopp ritten Beide bis zur Krainer Hütte durch thauige Wiesen und von Laubkronen beschattetes Gehölz.

Es waren selige Tage, Stunden voll Wonne und Freude, die ganze Natur schien ein Tempel der Liebe zu sein und ihre Herzen waren eifrige Priester in demselben.

So schwanden Tag um Tag dahin, Jeder schien ihnen der schönste zu sein und wurde immer wieder durch den folgenden verdunkelt, der neue Abwechselung, immer neue Reize bot.

Heinrich und Fanny nannten sie die Rosentage ihres Lebens und glichen ganz den Bienen, welche aus den Blumen reichlich Honig saugen.

Die Gräfin Warben war einige Male nach Baden gekommen, um ihre Freundin zu besuchen; aber wie groß war ihre Verwunderung, als sie dieselbe in ihrem ganzen Wesen so sehr verändert fand.

Fanny fühlte sich nicht mehr behaglich in ihrer Nähe, sie wollte ihre Liebe vor den Augen einer Frau verbergen, von der sie bestimmt wußte, daß sie dieselbe nie begreifen und nie würdigen konnte.

Sie zeigte sich daher oft sehr einsilbig und zerstreut, und wenn die Gräfin, welche mit dem, den Frauen stets gegen ihr Geschlecht eigenen Scharfblick längst schon die ganze Wahrheit in der Freundin Herzen gelesen hatte, ein Gespräch über Heinrich begann, so brach sie dasselbe entweder so kurz als möglich ab, oder gab ihr in allem Recht und zeigte sich selbst gleichgültig, wenn diese über so Manches spöttelte und kritelte.

Die Gräfin Warben fand früher selbst einiges Wohlgefallen an dem jungen Holsteiner, welcher mit einem Male in der besten Gesellschaft interessant geworden war und beschloß daher, ihre ganze Coquetterie anzuwenden, um ihn an ihren Triumphwagen zu fesseln.

Leider aber mußte sie sehr bald mit Aerger und Betrübniß wahrnehmen, daß ihr erkorenes Opfer keine Augen für sie hatte; so sehr sie sich auch bemühte, Heinrichs Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, es war vergebens, denn dieser schmachtete bereits in anderen Fesseln.

Sie konnte das ihrer Freundin nicht vergeben und daher ihre frühere Bitterkeit gegen Heinrich und Fanny.

Jetzt sah sie ihre Freundin, ihre Nebenbuhlerin glücklich; die

Gerüchte, welche mit aller Bestimmtheit von einem näheren Verhältniß zwischen dem jungen Baron von Steinhausen und der Baronin sprachen, erfüllten ihr Herz mit noch größerer Bitterkeit und sie beschloß daher, sehr bald als Fanny's Feindin wieder in die Residenz zurückzukehren.

Der Monat August nahte seinem Ende, einzelne Kurgäste verließen bereits das Städtchen und mit schmerzlichem Bedauern sahen die beiden Liebenden, daß ihre Rosentage von nur noch kurzer Dauer waren.

Eines Abends fand Heinrich die Baronin in Thränen gebadet in ihrem Pavillon; sie saß an dem geöffneten Fenster und hatte die Wange in ihre Hand gestützt.

Ernst und nachdenkend blickte sie hinaus in die schöne Natur, welche ihr indeß in diesem Augenblicke wenig Beruhigung schaffte; das hereinströmende Mondlicht verlieh ihren Zügen eine noch bleichere Farbe und ein leichter bläulicher Rand unter ihren Augen zeigte von innerem Gram und Kummer.

Heinrich war leise eingetreten und fühlte sich beklommen und beängstigt, denn er konnte sich Fanny's Trauer nicht erklären.

„Aber Fanny," rief er im Tone tiefster Besorgniß ihr zu, indem er ihre Hand faßte, „Du hast geweint, o sage mir, welcher Kummer drückt Dich? Woher diese Betrübniß?"

Sie stand schnell auf, schloß das Fenster und führte den Geliebten zur Ottomane.

„Mein Heinrich," begann sie in sanftem Tone, „es ist Zeit, daß wir an eine Zukunft denken; ich bin dem öffentlichen Gerede preisgegeben, man wird die Giftpfeile sehr bald auf uns abschießen, von denen jeder unser Herz trifft und tödtlich verwundet, die Welt verzeiht kein Glück, das sie nicht keimen und reifen sieht und zertritt gleich einem Giftschwamm ein solches heimlich genährtes Liebesverhältniß."

„Nun, meine Fanny," entgegnete Heinrich, „willst Du nicht die Meine werden und soll uns nicht der Segen des Priesters vor den Augen der Welt vereinen?"

Mit einem Schrei des Entzückens warf sich Fanny an seine Brust und vermochte kein Wort hervorzubringen.

Heinrich begann in diesem Augenblick leise zu zittern und war bleich geworden; alles Blut drängte sich gewaltsam nach dem Herzen, das zu zerspringen drohte und ein kalter Schweiß stand auf seiner Stirn.

Warum aber bebte er, was war es, wovon seine Seele plötzlich so sehr erschütterte? Lag er noch in den Fesseln Mariens, oder fühlte er Gewissensbisse? Waren in seiner Brust Erinnerungen wach geworden, die eine so seltsame Veränderung in ihm verursachten?

Fanny entging dies nicht und sie betrachtete Heinrich mit einem gewissen Entsetzen.

„Heinrich!" rief sie erstaunt aus, „um Gottes Willen, was ist Dir begegnet? Du schweigst und ich sehe, wie bleich Du plötzlich geworden! Ich bitte Dich um Himmels Willen, unterbrich diese furchtbare Stille, die mir peinlich ist! Ihr Männer seid stark und Eure Kraft unterliegt doch nie! Sage es mir, willst Du zu Deiner ersten Liebe zurückkehren? Sprich es ungescheut aus und ich bin gern bereit, Dich von dem Schwure zu entbinden, den Du mir leistetest, gehe hin und mache sie glücklich!"

„Fanny, Du verkennst mich," entgegnete er, „ich liebe Dich unendlich und doch ist meine Brust so schwer."

„Warum aber, mein Heinrich? Ich will ja nicht einen Augenblick zaudern, Dir die Hand zu reichen, kein Hinderniß steht unserer Verbindung im Wege; Du bist ja frei und völlig unabhängig; unsere Geburt und unsere Stellung in der Gesellschaft sind ebenfalls gleich, welcher Grund also könnte Dich noch zurückhalten?"

Ein neuer Dolchstoß fuhr in Heinrichs Brust, denn er dachte an die Unwahrheit, an die erbärmliche Lüge, durch welche er die Welt getäuscht und auch die Geliebte betrogen hatte; eine Erklärung mußte folgen, das wußte, das fühlte er doch zu gut und deshalb zitterte er vor ihr.

Er ging, heftig in seinem Innern erregt, in dem Gemache auf- und nieder und rang die Hände; er wollte sprechen, allein er fand keine Worte; sein Zustand war ein qualvoller, ein höchst peinlicher.

Fanny rief ihm zu und bat ihn, sich zu ihr zu setzen; sie legte seine Hände in die ihrigen und blickte ihn fest in's Antlitz.

„Höre mich an, Geliebter," begann sie; „da wir nun endlich

ohne Furcht von unserer Verbindung sprechen können, so halte ich es für meine Pflicht, Dich mit meinen Verhältnissen näher bekannt zu machen. Meine Güter fallen, sobald ich mich wieder vermähle, an die Familie meines ersten Gatten zurück; dennoch aber hast Du nicht zu befürchten, daß ich ohne jede Mitgift mit Dir vor den Altar trete."

„Fanny, wozu diese Bemerkung? O, daß Du arm wärest, arm wie die Tochter eines Bettlers! Und sollte ich die gewöhnlichsten Arbeiten eines Tagelöhners verrichten müssen, um Dich zu erhalten, ich würde alle meine Kräfte anspannen bis zur tödtlichsten Ermattung."

„Schmeichler, sind Deine Verhältnisse nicht der Art, um auch ein armes Mädchen glücklich zu machen; aber ich bin noch reich genug, um Dir später nicht zur Last fallen zu müssen, reich genug, um Deinem gewohnten Ueberflusse irgendwie Eintrag zu thun: Nach dem Testamente meines Gatten hat mir die Familie bei Uebernahme der Güter ein Capital von 300,000 Gulden und fortan eine jährliche Rente von 4000 Gulden zu zahlen, bin ich also da nicht reich genug, um Deine Hand, Deine Liebe nicht als das einer Bettlerin hingeworfene Almosen annehmen zu müssen? Bin ich es nicht, Heinrich?"

„O, Du bist reich, sehr reich, fast viel zu reich für mich," seufzte der Angeredete.

„Nun, dann besteht kein Hinderniß mehr zwischen unserer Liebe, kein drohendes Gespenst für die Zukunft für uns und die zwischen uns liegende Lücke; denn glaube mir, ebenso wie eine Gleichheit der Geburt und der Erziehung, ist auch eine Gleichheit der Glücksgüter in der Ehe vor Allem nöthig, um diese zu einer wahrhaft glücklichen zu machen; früher oder später werden die zuerst so leicht gebrachten Opfer empfindlich und das freie Geschenk der Liebe verwandelt sich gar bald in einen Bettelpfennig, welchen der eine Theil gleichgültig oder gar grollend giebt, der Andere hingegen gedemüthigt oder gekränkt empfängt. Wir bringen Alles gleich nach unserer Rückkehr in die Residenz in Ordnung, denn nun, mein Heinrich, wo wir der Heimlichkeit nicht mehr bedürfen, reise ich schon in der künftigen Woche nach Wien, wir senden die Verlobungskarten an unsere Freunde

und Bekannten, schließen dann unsere Ehe und gehen ein Jahr auf Reisen; wir können ja England, Dänemark, Holstein und Deine Verwandten besuchen, den Winter über in Italien oder Paris zubringen, wie es Dir am besten gefällt; bist Du bereit?"

„Dein Wille ist auch der Meine," entgegnete Heinrich gepreßt, „o Gott wende Alles zum Guten!"

„Jetzt, lieber Freund, laß uns scheiden, es ist schon spät und ich bedarf nach einer so furchtbaren Aufregung der Ruhe; lebe wohl, mein Heinrich."

Heinrich verließ betäubt und schwankend, wie ein Trunkener, den Garten; er ging hinaus in das Freie; sein Kopf brannte entsetzlich; ein Fieber jagte alle seine Pulse; er warf sich unter dem blauen, bestirnten Himmel nieder in das frische Gras, drückte sein glühendes Gesicht auf den feuchten Boden und weinte und betete.

Die mannichfaltigsten und seltsamsten Bilder schwebten an ihm vorüber und er sah drohende Gespenster aufsteigen, welche ihn verjagten aus dem Paradiese, in das er sich eingeschlichen.

Er zitterte vor der nächsten Zukunft, welche ihn mit Verachtung bedeckt, herabstürzen konnte von der erklommenen Höhe in den Staub; aber in der nächsten Minute wieder stiegen die schönsten Hoffnungen in ihm auf, denn Fanny, davon war er nur zu fest überzeugt, liebte ihn über Alles und hatte beschlossen, ein für dieses Leben unauflösliches Band zu knüpfen, warum also sollte er sich fürchten?

Denkt die Liebe an Stand und Ahnen? Hätte er je daran gedacht, wenn er der Sohn eines Lords und sie die Tochter eines Bauern gewesen wäre?

Sollte er zittern bei dem Gedanken an sein Glück, weil er arm, weil er namenlos war? Konnten sie nicht in eine Einsamkeit fliehen und dort, nachdem sie die eiteln Vergnügungen der Welt so lange genossen, nur sich und ihrer Liebe leben?

Dieser Gedanke schnitt tief und schmerzlich in seine Seele ein, wie das scharfschneidende Messer des Arztes in das wunde Fleisch des Kranken.

Er schlummerte ein und verworrene Träume umgaukelten seine bewegte Seele.

Erst die feuchte Kälte weckte ihn aus seinem Schlafe; er fühlte sich ruhiger und gestärkter und verließ mit hastigen Schritten den Garten.

Die Aufklärung.

Die Gräfin Warben weilte in ihrem Gemache, als plötzlich der Besuch eines alten Herrn gemeldet wurde; sie las die ihr überreichte Karte und schüttelte bedenklich den Kopf.

„Dieser Mann ist mir gänzlich unbekannt," sagte sie zu ihrer Zofe.

„Er bittet aber auf das Allerdringendste, bei der Frau Gräfin vorgelassen zu werden."

„So möge er kommen," versetzte die Letztere, „ich werde mich nicht lange von ihm stören lassen."

Nach wenigen Augenblicken erschien ein alter Mann, dessen ehrwürdiges Aeußere die Mißstimmung der Gräfin vollständig verscheuchte.

„Sie verzeihen, gnädigste Frau," nahm der Eingetretene, der trotz seiner Einfachheit eine vornehme Turnüre verrieth, das Wort, „wenn ich, ein Ihnen gänzlich Unbekannter, Ihnen plötzlich meine Aufwartung mache; allein die Verhältnisse machen es nöthig und ich hoffe, Sie werden die kurze Störung wohl verzeihen. Kennen Sie den Grafen Blöckström?"

„O ja, er ist reich und von gutem Adel, das versichere ich Ihnen; eine Cousine von ihm ist an einen Graf Warben, den Bruder meines Gatten, vermählt und sein Stammbaum reicht unbefleckt bis zum Jahre 1360 zurück."

„Das kann Alles sehr richtig sein," versetzte der alte Herr, „ich bin auch weit entfernt, die Adelsreinheit dieses Mannes, der,

wie ich jetzt höre, zugleich ein Verwandter von Ihnen ist, irgendwie anzutasten; er dient mir nur so zu sagen als Leitstern in der Dunkelheit, welche ich aufzuklären wünschte; ein junger Holsteiner hat sich in Wien in seiner Gesellschaft bewegt und wurde auch durch ihn mehreren aristokratischen Familien vorgestellt; ist auch Ihnen vielleicht dieser junge Mann bekannt?"

„Es ist Baron Heinrich von Steinhausen," versetzte die Gräfin befremdend und erröthete heftig.

Dem alten Mann, der sie genau betrachtete, entging ihre Befangenheit nicht.

„Ich weiß jetzt, fuhr er mit leichter Ironie fort, „daß Sie ihn kennen, gnädigste Frau; wenn Ihnen also der angehende Baron bekannt ist," sagte er in zweideutigem Tone, indem er einen Brief aus der Brusttasche seines Rockes zog und diesen langsam entfaltete, „so werden Sie mir ohne Zweifel sagen können, ob das Portrait, welches ich von diesem jungen Manne besitze, für den ich mich so lebhaft interessire, mit dem Baron einige Aehnlichkeit hat oder nicht; im ersten Falle sollen Sie sogleich die weiteren Mittheilungen erhalten, im zweiten müßte ich natürlich bedauern, mich umsonst zu Ihnen bemüht zu haben."

„Ich bin ganz Ohr, mein Herr," entgegnete die Gräfin Warben, sich nachlässig in den Sopha zurücklehnend und mit dem gestickten Batisttuche, welches sie in der Hand hielt, spielend, „ich werde Ihnen in jedem Falle meine aufrichtige Meinung sagen, was Sie auch immerhin von mir zu erfahren wünschen."

Der alte Mann begann hierauf langsam und stellenweise mit öfterer Wiederholung jene Zeilen vorzulesen, welche eine genaue Schilderung von Heinrichs Persönlichkeit enthielten.

Die Gräfin lauschte mit immer wachsender Spannung, den Leser mehrere Male durch den Ausruf der Verwunderung unterbrechend.

„Bei Gott, sprechend ähnlich!" rief sie, nachdem der Alte geendigt hatte, „die berühmtesten Männer hätten sein Portrait nicht täuschender in Farben ausführen können."

„Und er ist in der Gesellschaft eingeführt worden? Er besucht also auch Ihr Haus?"

„Nun, mein Gott, wie kann man sich aber so sehr darüber wundern? Er ist reich, gebildet, von Verstand und, was eben die Hauptsache ist, von altem Adel.“

„Ich bedaure alle Diejenigen, welche von ihm so schändlich hintergangen und getäuscht worden,“ sagte der Alte achselzuckend, „und doppelt leid thut es mir, daß auch Sie vielleicht mit compromittirt worden sind.“

„Aber, mein Gott, so sprechen Sie doch deutlich!“ rief die Gräfin aus, während ihre Züge Staunen und Verwunderung verriethen, „ist er etwa kein Baron? Doch nicht gar der Sohn eines Krämers, der seinem Gelde einen aristokratischen Titel beifügte, damit es einen bessern Klang erhält? So sprechen Sie doch, Sie Unglücksprophet, Sie sehen, ich vergehe fast vor Ungeduld.“

„Schlimmer als das Alles, gnädigste Gräfin; jener Baron Steinhausen, fuhr der alte Mann, seine Stirn runzelnd und seine Stimme erhebend, weiter fort, „ist ein Elender, ein Betrüger!“

„Ha, Sie erschrecken mich! Welche fürchterlichen Mittheilungen und Enthüllungen machen Sie mir.“

„Er ist der Sohn eines Flensburger Kaufmannes, der in Dänische Dienste trat; er ist übrigens ohne Rang, ohne Namen und ohne Vermögen und treibt hier in Wien schon seit einer geraumen Zeit sein Wesen, indem er in einer Weise auftritt, die alle Welt irre führt und kein Mensch vermag sich zu erklären, wie es möglich ist, daß ein Bettler einen solchen Luxus entwickeln kann.“

„Aber Graf Blöckström kennt ihn doch, er hat ihn ja in die Welt eingeführt.“

„Konnte er nicht auch betrogen worden sein, wie Sie Alle und warum könnte nicht auch Blöckström ein Geschöpf jener Menschen, jener — —“

Der Alte hielt plötzlich inne und schien verlegen, als befürchtete er, schon zu viel gesagt zu haben; glücklicherweise waren der Gräfin auch die letzten Worte ganz entgangen.

„O, es ist doch eine furchtbare Schmach, welche uns dieser Mensch angethan hat!“ rief sie entrüstet aus, „und die ersten Häuser sind durch ihn compromittirt worden! Sind Sie denn aber auch fest

davon überzeugt, daß hier kein Irrthum obwaltet? das wäre noch entsetzlicher."

„Ich bin sehr gut unterrichtet worden," sagte der alte Mann, „ich kenne den Herrn selbst ganz genau, und kann auf meine Ehre, freilich nur auf die eines Bürgers, versichern, daß meine Mittheilungen keine falschen sind."

Einen Augenblick blieb die Gräfin betroffen und erstarrt über alles das, was sie so eben vernommen; dann brach sie in ein krampfhaftes Gelächter aus.

„Aber, mein Herr, es klingt dies Alles fast wie ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht," dieser Mensch hat die halbe Residenz auf das Seltsamste getäuscht, welche Comödie!"

„Leider, daß es so ist," sagte der Alte mit unverkennbar schmerzlicher Stimme, „doch es ist in der That so und dem Dinge muß entgegengearbeitet werden, den Betrogenen muß Aufklärung gegeben werden," murmelte er leise für sich hin.

„Man könnte sich wahrlich todt lachen," fuhr die Gräfin Warben fort, „wenn es nicht eigentlich zum todtärgern wäre! Das wird eine schöne Geschichte geben! O, Sie wissen noch nicht Alles, dieser Krämersohn, in den ich mich, ich muß es zu meiner eignen Schande eingestehen, bald verliebt hätte, so verführerisch ist er, hat mich mit meiner Freundin entzweit, er hat ihr Herz gewonnen und in allen Cirkeln spricht man davon, daß schon in den nächsten Tagen die Verlobungskarten an sämmtliche Freunde und Bekannte geschickt werden sollen; also die Frau Baronin und ein Landläufer! Ha, ha, ha!"

Die Gräfin triumphirte im Stillen über das Unglück, welches ihre Freundin betroffen und sann schon auf Mittel, dasselbe so viel als möglich in die Oeffentlichkeit zu bringen.

„Ich werde sogleich den Befehl geben, daß man den Elenden künftig ohne Weiteres bei mir abweist, die Gesellschaft muß gewarnt werden; das fehlte noch, daß wir solche Leute bei uns dulden müßten; wir haben ja ohnedies genug mit der neu gebackenen Aristokratie zu thun, welche sich jetzt in Schleswig-Holstein das Adelsdiplom, man weiß nicht wie, erworben und unsere Salons förmlich bestürmen."

„Keine Unvorsichtigkeit, gnädige Frau Gräfin," sagte der Mann nach einer kurzen Pause der Ueberlegung, „wir könnten uns doch getäuscht haben und dürfen daher nicht voreilig handeln; es befindet sich Jemand hier, welcher den Krämersohn kennt, wir wollen uns also erst durch den Augenschein überzeugen."

„Aber dann müßte ich ja noch einige Tage die Luft meines Salons von diesem Elenden verpesten lassen."

„Sie haben, wie es mir scheint, mit jenem Eindringling noch eine kleine Rechnung abzuschließen, denn die Rache ist süß, nicht wahr?"

„O und wie will ich mich rächen an ihm und an ihr!" rief die Gräfin im Tone tiefsten Ingrimms, während ihre Augen vor Wuth funkelten.

„Verschieben Sie die Rache noch eine kurze Zeit," sagte der alte Mann mit spöttischem Lächeln und aus seinen Blicken strahlte eine gewisse Verachtung, „man sieht doch aber," fuhr er in ruhigerem Tone fort, „daß es einem einfachen Krämersohn gelungen ist, die hochgeborene und allerhöchste Noblesse Wiens zu täuschen und es giebt dies einen Beitrag zu der Behauptung, daß wir Menschen doch einander gleich sind, ob hoch oder niedrig geboren; Sie sehen hieraus nur zu deutlich, daß nicht nur der Adel und die Geburt Vorzüge bedingen, diese liegen einmal im Menschen, aber wie gesagt, seien Sie vorsichtig und warten Sie noch ein klein Wenig mit der Ausführung Ihrer Rache; möge diejenigen, welche sie treffen soll, dann statt eines Nadelstiches ein Dolchstoß ereilen; Sie vergessen ganz, daß Sie bis jetzt noch keine Beweise in Händen haben und daß man Ihre Aeußerungen sehr leicht für eine boshafte Verläumdung halten könnte, darum noch ein Paar Tage Geduld; was schadet es, im Falle Sie Ihre ehemalige Freundin hassen, wenn der Skandal noch größer wird? Wir wollen vor Allem erst die Verlobungskarten abwarten, bis dahin, schöne Gräfin, habe ich mir die genügendste Ueberzeugung verschafft."

„Sie sind ein sehr edler Mann," versetzte die Gräfin in einem Tone, der eben so gut Spott als auch Ernst erkennen ließ, „ich beuge mich indessen sehr gern unter Ihr Gebot; also die Verlobungskarten?"

„Ja, Frau Baronin, diese müssen wir abwarten.“

„Gut, ich werde Ihnen folgen und meine Rache verschieben; wir verstehen uns, mein Herr,“ fuhr sie fort, ihm die Hand reichend, „ich muß Ihnen offen gestehen, daß mein Inneres sich dagegen sträubte, Sie bei mir vorzulassen, denn ich liebe es nicht, Leute ohne Namen bei mir zu sehen; aber ich fühle mich jetzt glücklich, Sie kennen gelernt zu haben, ich bin Ihnen eine unbegränzte Dankbarkeit schuldig und werde daher stets zu Ihren Diensten sein.“

Der alte Mann erhob sich hierauf und verabschiedete sich ernst; er eilte rasch die Treppe hinab und als er die Straße erreicht hatte, flüsterte er leise vor sich hin:

„Gerettet!“

Ein Blitz aus heiterem Himmel.

Die Verlobungskarten waren überall hin abgeschickt worden und Fanny empfing nun die Glückwünsche ihrer sämmtlichen Bekannten; sie fühlte sich überaus froh und glücklich und träumte von der schönsten wolkenlosen Zukunft.

Heinrich wurde von Gewissensbissen und Zweifeln gequält; von einem Tage zum andern hatte er sein Bekenntniß aufgeschoben, ihm fehlte die nöthige Kraft, frei und offen vor die Geliebte hinzutreten und ihr zu sagen, ich liebe Dich, allein ich bin arm und namenlos, kette Dein Leben an das meinige und sei überzeugt, daß ich Dich dennoch glücklich zu machen weiß, die Liebe bedarf ja nicht des Reichthums, sondern nur eines guten Herzens.“

Er entschuldigte seine Handlungsweise im Stillen vor sich selbst; konnte er denn auch anders handeln? Hatte nicht Graf Blöckström Alles verschuldet? Sollte er jetzt plötzlich auftreten und Jenen zum Lügner machen und sich selbst als einen Betrüger entlarven.

Er hatte an den alten Friedrich geschrieben, diesem theilte er seine Lage so ausführlich als möglich mit und bat denselben dringend, ihm zu rathen und zu helfen; er hatte ihm seine Liebe zu Fanny geschildert und ihn zugleich von seiner bevorstehenden Vermählung und den Plänen für die Zukunft in Kenntniß gesetzt, jetzt erwartete er stündlich die Antwort.

Die Feder ist stets bereit, als Dolmetscher unserer Gefühle zu dienen; im Schreiben gleichen wir den Helden, während wir im Sprechen uns stets feige zeigen.

Heinrichs Kasse war in Folge der thörichten Lebensweise beinahe ganz erschöpft, Blöckström hatte ihm ununterbrochen Vorschüsse geleistet, die bereits die Summe von einigen Tausenden ausmachten und einmal mußte er doch kommen, um das Geliehene zurückzufordern.

Heinrich sah mit Schrecken in die nächste Zukunft, und das Aergste von Allem war, daß er von seinem alten theuern Freunde, an den er in schwermuthsvollen Stunden dachte, keine Zeile erhalten hatte.

Die Gräfin Warben hatte ebenfalls eine Karte erhalten, lachte aber höhnisch und schadenfroh, als der Diener ihr dieselbe auf einem Präsentir-Teller überreichte.

Die Würfel waren gefallen und der Augenblick des Triumphes stand nahe bevor.

In wenigen Zeilen theilte sie dem alten Manne, der sie besucht und ihr seine Adresse hinterlassen hatte, dieses Ereigniß mit; sie forderte ihn auf, ihr die Vollmacht zu geben, den Eindringling, den Krämersohn an den Pranger zu stellen und erhielt auch sofort eine Antwort.

„Die gnädige Frau," so hieß es in einem kurzen Schreiben, „würde ganz in meinem Interesse handeln und mich sehr verbinden, wenn Sie alles das, was Ihnen beifolgende Zeilen mittheilen, in Ihren Kreisen so viel als möglich verbreiten."

Diesem Billet lag noch ein Auszug des von dem alten Manne erhaltenen Briefes bei, welcher bestätigte, was er ihr in jener Unterredung bereits mittheilte und welcher zugleich die genauesten Angaben

über Heinrichs Geburt und dessen Flucht, wie über alle seine Verhältnisse enthielt.

Sie las diese Zeilen mehrere Male mit besonderer Aufmerksamkeit durch, um auch ihrem Gedächtnisse alle Einzelnheiten tief einzuprägen, dann eilte sie an den Schreibtisch und schrieb zwei Briefe.

Der erste war an den Grafen Blöckström gerichtet und lautete wie folgt:

„Ich finde fast keine Worte, um Ihnen, lieber Graf, die verdienten Vorwürfe über die Thorheit, Unverschämtheit oder Unbesonnenheit zu machen, welche Sie sich zu Schulden kommen ließen und in Folge dessen Sie sich nicht allein, sondern auch noch sehr viele achtbare Häuser mit compromittirten."

„Ich glaube kaum, daß man Ihre Handlungsweise so bald vergessen und Ihnen verzeihen wird und kann Ihnen sowohl, wie allen Ihren Verwandten nur den freundschaftlichen Rath geben, dem Unwillen der Gesellschaft und überhaupt dem öffentlichen Gerede, das Sie gewiß nicht verschonen wird, wenigstens eine Zeit lang aus dem Wege zu gehen."

„Wenn man Jemand vorstellt, so ist es doch vor Allem nöthig, daß man ihn genau kennt, denn der Schein trügt leider nur zu oft. Ihr Freund, der sogenannte Herr Baron, ist ein Betrüger, ein Nichtswürdiger, ein unbekannter Abenteurer ohne Namen und ohne Stand, ein weggejagter Lieutenant, oder kurz hin gesagt, ein Mensch unter aller Würde."

„Sie haben uns entweder täuschen wollen und dann war ihre Handlungsweise eine sehr schlechte, oder Sie sind selbst getäuscht und hintergangen worden und, sollte das Letztere der Fall sein, so macht es Ihrem aufgeklärten Geist und Ihren vielfach gesammelten Erfahrungen wahrlich keine Ehre."

„Sollten Sie meinen Worten keinen Glauben beimessen

können, so stehen Ihnen die Beweise dafür zu Diensten; in jedem Falle aber haben Sie diesen Menschen aufzugeben und ihm durch einen Lakaien die Lehre ertheilen zu lassen, daß Leute seines Gelichters wohl in die Livree, nicht aber in den Salon gehören."

Der zweite Brief war an die Baroneß gerichtet und lautete folgendermaßen:

„Vor wenigen Stunden erst habe ich Ihre Verlobungskarten erhalten und gebe Ihnen hiermit den letzten Beweis meiner Freundschaft, indem ich Ihnen zu Ihrer Verbindung recht viel Glück wünsche, ein Glück, das Sie wahrscheinlich nöthig haben werden, obgleich ich den gerechtesten Grund habe, zu bezweifeln, daß Sie es jemals in dem Stande finden werden, zu welchem herabzusteigen Sie für gut finden."

„Chaqu'un à son gout" (ein Jeder nach seinem Geschmack)."

„Meine liebe Baronin, ich habe wahrlich nicht Lust, die Rolle einer Gouvernante zu übernehmen, allein ich kann es nicht unterlassen, eine Frau in Ihrem Alter zu bedauern, wenn sie sich in ihrer Leidenschaft und romantischen Idee noch so weit hinreißen läßt, „eine Hütte und ein Herz" besitzen zu wollen."

„Sie wollen aus der Gesellschaft treten und mit Ihrem künftigen Gatten wahrscheinlich in irgend einem Landstädtchen Holsteins einen Kramladen errichten, um so Ihre bürgerlichen Gesinnungen an den Tag zu legen, oder auch, weil man in dem Stande, dem Sie alsdann angehören werden, arbeiten muß um zu essen."

„Oder sollten Sie vielleicht ebenfalls von einem gewissen Herrn Rothenfelser getäuscht worden sein?"

„In diesem Falle würde ich Sie doppelt bedauern, obgleich ich es nicht glauben kann; denn eine Frau in Ihren Jahren und von Ihrer Erfahrung giebt sich nicht so leicht dem Ersten Besten hin, der sich elegant kleidet und sich Baron nennt."

„Die Liebe sieht scharf und kennt keine Geheimnisse."

„Oder sollten Sie vielleicht durch Umstände gezwungen worden sein, selbst die Hand eines solchen Subjects als Gnade anzunehmen, um nicht Ihre weibliche Ehre gänzlich zu verlieren."

„Man kann wohl das Herz, aber niemals den Kopf verlieren und ich bin überzeugt, eine Badereise von einigen Monaten wäre besser gewesen, als eine solche horrible Mesalliance (schreckliche Mißheirath)."

„Doch ich schreibe nur meine Vermuthungen nieder, wie sie alle Welt hegt und diese darf man Niemandem wehren; desto besser für Sie, wenn wir zu der Ueberzeugung gelangen, daß wir uns täuschten."

„Leben Sie wohl, meine ehemalige Freundin und entschuldigen Sie, wenn ich für die Folge keine Besuche mehr von der Frau — (wie werden Sie heißen, meine Liebe?) annehmen kann."

„Adieu, mon coeur! Viel Glück!"

PS. „Für den Fall, daß Sie wirklich getäuscht sein sollten — o unter den Männern giebt es wahre Ungeheuer — sende ich Ihnen noch einen kleinen Auszug aus einem Kopenhagener Briefe, derselbe wird für Sie von großem Interesse, vielleicht auch von ganz besonderem Nutzen sein, denn er enthält eine kurze Biographie und Charakteristik Ihres künftigen Gemahls; denken Sie übrigens an das Sprüchwort: „Wer von Träumen lebt, stirbt am Fasten."

Die Gräfin hatte mit flüchtigen Zügen die über Heinrich erhaltenen Notizen auf ein Quartblatt niedergeschrieben und dieses dem an die Baronin gerichteten Briefe beigelegt.

Sie couvertirte beide Billets, klingelte und befahl dem eintretenden Diener, diese sogleich an ihre Adresse zu besorgen.

Die Gräfin hatte jetzt die Ueberzeugung, und war hoch erfreut darüber, ihrer früheren Freundin einen Todesstreich versetzen zu können.

Die Baronin saß in ihrem Boudoir und erwartete ihren Verlobten, der gewöhnlich an den Nachmittagen bis zur Theaterzeit in ihrer Gesellschaft verweilte.

Sie war schöner als je; ihre Wangen, sonst bleich, zeigten eine lebhafte Röthe; ein entzückendes Lächeln schwebte um ihren Mund und ihre Augen strahlten von Liebe und Entzücken.

Sie liebte Heinrich, wie sie früher in einem solchen Grade nie geliebt hatte und gab sich diesem Gefühle, welches schüchterne Mädchen, selbst wenn sie schon Bräute sind, sich kaum zu gestehen wagen, als Weib voll und ganz hin.

Ihre Toilette war sorgfältiger und gewählter, als je; ihr Gespräch lebhafter, geistreicher und ihr Betragen der Gesellschaft gegenüber bezaubernder.

Es hatte fast den Anschein, als wollte sie die Welt aussöhnen mit ihrem Glück und dem Neide jeden Stachel knicken.

Während sie noch gedankenvoll da saß, trat ein Diener ein und überreichte ihr einen Brief.

Sie las die Adresse und ein Lächeln glitt über ihre Züge, denn sie hatte die Züge der Gräfin sofort erkannt.

Wie sehr die Letztere sie haßte, davon hatte sie noch keine Ahnung, der Gedanke hieran war ihrer Seele fern geblieben; wohl hatte sie in der letzten Zeit in dem Betragen ihrer Freundin eine Veränderung wahrgenommen, doch beachtete sie dies nicht weiter und schrieb diesen Umstand der dieser Dame eigenen Kälte und Zurückhaltung zu.

Gerade jetzt, wo sie den entscheidenden Schritt gethan, erwartete sie eine um so größere Annäherung.

Wie groß aber war der Schrecken und die Verwunderung der Baronin, als sie am Eingange des Briefes das kalte „Sie" erblickte, und je weiter sie in demselben las, desto bleicher wurde ihr Gesicht.

Sie zitterte gewaltig und glaubte ihren Augen nicht trauen zu dürfen; ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen, ihr Herz drohte still zu stehen, und ein heftiger Krampf zog ihre Brust zusammen; sie konnte nicht an die Wahrheit des Inhalts glauben, sondern hielt Alles für schändliche Lüge und Täuschung.

Daß man aber den Grund ihrer Handlungsweise in verläumderischen oder schimpflichen Motiven suchte, versetz'e ihr einen Dolchstoß in das Herz.

Der Brief entsank ihrer Hand, sie warf sich in die Ottomane und drückte ihr Gesicht in die weichen Polster, um ihr lautes Schluchzen zu unterdrücken.

Sie überließ sich ganz ihren schmerzlichen und überaus peinlichen Gefühlen.

So war eine geraume Zeit verflossen, als plötzlich Heinrich unangemeldet bei der Baronin eintrat.

Betroffen über die seltsame Lage seiner Braut, blieb er an der Thür stehen und wagte es nicht auch nur einen Schritt vorwärts zu thun.

Das Geräusch des Eintretenden hatte sie indessen aufgeschreckt, sie erhob sich langsam und mit Mühe, indem sie sich auf ihren Ellenbogen stützte und starrte ihn mit thränenden Augen an, bleich wie eine Lilie in den Strahlen des Mondes.

„Fanny, Fanny!" rief Heinrich bekümmert, indem er zu ihr trat und ihre Hand faßte, „mein Gott, wie finde ich Dich? Diese Thränen, diese Aufregung! O sprich, sprich, was ist vorgefallen oder bist Du krank?"

Die Baronin entzog ihm ihre Hand und deutete auf die Blätter, welche zerstreut am Boden lagen.

„Da, da, nimm sie und lies, Heinrich!" rief sie mit furchtbarer Hast. „O sprich, ich beschwöre Dich, sage mir, woher diese Lüge, woher diese schändliche Verläumdung? Nicht wahr, Du bist der Baron von Steinhausen, mein Bräutigam und meiner würdig? O schnell, schnell! — Entscheide!"

Heinrich fühlte sich in diesem Augenblick beklommen; eine trübe Ahnung zog ihm das Herz gewaltsam zusammen und benahm ihm fast den Athem, denn Alles das traf ihn zu überrascht, um einen schnellen Entschluß fassen zu können.

Er hob indeß hastig die Blätter vom Boden auf und durchflog die Zeilen mit der Angst eines Wahnsinnigen, mit der gräßlichen Hast eines Verurtheilten, der sein Todesurtheil liest und nicht schnell

gerung zu Ende kommen kann, indem er am Schluß auf Begnadigung hofft.

Doch er fand diese nicht — die Blätter enthielten Wort für Wort die reinste Wahrheit.

Er sah sich jetzt entlarvt, er fühlte nur zu gut, daß er sein gewagtes Spiel verloren hatte und fand keinen Ausweg, um sich aus dieser peinlichen Lage zu befreien.

Er war bleich geworden wie der Tod, seine Arme sanken schlaff herab und seine Augen hingen stier und regungslos an der Baronin, welche mit sichtlicher Ungeduld von seinem Munde Trost erwartete und — er hatte keinen, die Worte waren ihm vor Schmerz und Scham erstorben.

„Heinrich, sprich!" rief die Frau mit der Angst der Verzweiflung; „o! diese Lügen, diese schändlichen Lügen haben Dich ohne Zweifel verwirrt, erstarrt, der Sprache beraubt! Was habe ich diesem Weibe gethan, das ich so aufrichtig und innig liebte, daß es mich so grausam höhnt und quält? Was hast Du an ihr verschuldet, daß sie in solcher Weise Dir hinderlich ist und Dich brandmarkt, Dich schändlich verfolgt?"

Heinrich stand noch immer sprachlos der Baronin gegenüber; er konnte seine Blicke nicht von ihr wenden. Seine Augen waren starr; seine Lippen brannten heftig und seine Kehle vermochte keinen Ton hervorzubringen.

Fanny's Angst steigerte sich von Minute zu Minute; furchtbare Ahnungen stiegen in ihrer Seele auf, dennoch aber wollte sie nicht an das glauben, was sie durch jene Zeilen erfahren hatte.

„Geliebter, Du schweigst noch immer," nahm sie in weichem Tone das Wort, „rechtfertige Dich, sprich nur eine Silbe und ich will Dir glauben; aber sage mir die Wahrheit, ich beschwöre Dich bei Allem, was Dir heilig ist, bei unserer Liebe, sprich die reine, unverfälschte Wahrheit."

Heinrich war vernichtet; er hatte die volle Ueberzeugung, daß eine Lüge ihn nicht aus seiner schrecklichen Lage befreien konnte; er verabscheute diese auch und wäre sicher nicht so weit gesunken, um zu einer solchen seine Zuflucht zu nehmen; doch was sollte geschehen?

er fand in seinem Innern keine Worte und verharrte regungslos in Schweigen.

„Ich fordere Dich auf," rief die Baronin stürmisch, „und beschwöre Dich bei dem Gott, an den Du glaubst, sage mir, wer Du bist."

Heinrich schlug vor ihrem flammenden Blicke die Augen nieder; sein Haupt sank auf die Brust und deutete stumm auf die verhängnißvollen Blätter, welche er noch immer in der krampfhaft zusammengezogenen Hand hielt.

„Also wirklich Alles Wahrheit?" knirschte Fanny und schlug verzweiflungsvoll die Hände vor das Gesicht, indem sie halb ohnmächtig in die Kissen zurücksank.

„Verzeihung, Fanny! Verzeihung!" rief Heinrich endlich, vor ihr auf die Knieen sinkend; „Verzeihung, daß ich Dich täuschte! Ja, ich bin der Unglückliche, dessen ausführliche Lebensgeschichte diese Blätter enthalten; der Zufall, das Verhängniß führten mich nach Wien und mit dem Grafen Blöckström zusammen, mit dem ich in einem Regimente diente; ich schwöre es Dir aber, daß ich mich meiner Geburt nicht schämte, nur auf seine Veranlassung nahm ich einen anderen Namen an, lange sträubte ich mich dagegen, doch endlich gab ich seinem unaufhörlichen Drängen nach und meine erste Lüge hatte das Unglück in ihrem Gefolge; ich konnte nicht mehr zurücktreten, wollte ich mich nicht doppelt brandmarken, ich kam nach Wien, um sie wiederzufinden die Geliebte meines Herzens, für die allein ich lebte und für die ich eifrig wirkte, allein zu meinem tiefen Schmerze mußte ich die Ueberzeugung gewinnen, daß sie für mich verloren war; da sah ich Dich, das Schicksal führte Dich mir entgegen und — o, ich bitte, ich beschwöre Dich, erlasse mir das Weitere!"

Fanny schluchzte laut, sie fühlte sich zu unglücklich und konnte nicht sprechen.

Heinrich fuhr heftiger fort:

„Tausend Mal schwebte das Geständniß der Wahrheit auf meinen Lippen, allein es war mir nicht möglich, dasselbe Dir gegenüber abzulegen; ich erfreute mich Deiner Liebe, die Du mir zuwandtest und fühlte mich überaus glücklich; was also lag daran, daß ich arm,

daß ich namenlos war? Und wäre ich Holsteins stolzester Fürst und Du eine niedrige Magd gewesen, ich hätte Dich unter Tausenden gewählt und Dich emporgehoben mit starken Armen auf die Höhe meines Glücks; sprich, konnte ich von Dir, von Deinem edlen Herzen schlechter denken? Ich setzte ein Gleiches bei Dir voraus und der Gedanke an meine Stellung in der Welt bereitete mir wenig Sorge; was fragt eine Liebe nach den Verhältnissen? Was fragt sie, die jede Creatur adelt, nach einem Wappenschilde, was nach vergilbten Pergamenten, was nach Ahnen, deren erster doch nichts mehr und nichts weniger war, als ein Mann, der Muth und Thatkraft besaß und sich vermöge dieser Verdienste um den Staat und die Gesellschaft erwarb?"

Hier hielt Heinrich einen Augenblick inne mit bewegter Stimme sprach er dann weiter:

„Die Klügelei der Leidenschaft bethörte mich, die Besorgniß Dich zu quälen, hielt mich davon ab, Dir gegenüber offen aufzutreten und ich verschwieg Dir mein Geheimniß, das stets wie eine Centnerlast auf meinem Herzen ruhte; o Fanny, vergieb mir diesen Mangel an Vertrauen; Du zürnst mir deshalb, aber ich gebe mich der Hoffnung hin, Du wirst nicht unversöhnlich sein, was haben wir verloren durch die Entdeckung meiner Geburt, die mich nur in den Augen jener Thoren herabsetzt, die kein Verdienst weiter haben, als daß sie einst in wappengestickte Windeln gewickelt wurden? Wer glaubt heute noch an die Heiligkeit Deines Diploms und wie lange wird man überhaupt noch den Adel so hoch achten und ehren?"

Fanny machte nur eine heftige Bewegung des Zorns und Unwillens.

„Wir wollen fliehen," fuhr Heinrich erregter fort, „aus der Gesellschaft, welche den Menschen wie die Münze, also nicht nach dem Gehalte, sondern nur nach der Prägung schätzt; in der Schweiz wollen wir leben, einsam und von Niemandem gekannt in einem stillen freundlichen Thale — leben, theure Fanny, nur uns und unserer Liebe."

Ein dumpfer Schrei rang sich bei diesen Worten aus der Brust der Baronin und ihre Thränen strömten heftiger.

„Nicht wahr, Fanny," nahm Heinrich wieder das Wort, „es

ist nicht das enthüllte Geheimniß, welches Dich schmerzt und betrübt, sondern nur der Mangel an Vertrauen, der mich abhielt, Dir über meine Verhältnisse früher Näheres mitzutheilen."

Er wollte ihre Hand ergreifen und an seine Lippen ziehen, doch sie stieß ihn heftig zurück und ihr Blick schien ihn durchbohren zu wollen.

Sie sprang wie eine Furie auf, strich sich das Haar aus der Stirn und bog die feuchten Locken von den Wangen zurück, welche diese bedeckten.

Ihre Züge hatten sich gänzlich verändert, denn sie drückten jetzt Hohn und die tiefste Verachtung aus, während Heinrich vor ihr auf den Knieen lag.

„Mein Herr!" rief sie mit Entrüstung aus, „stehen Sie auf und entfernen Sie sich augenblicklich, Ihres Bleibens ist hier nicht länger, gehen Sie!"

„Aber, mein Gott!" rief Heinrich.

„Gehen Sie! Gehen Sie! Sogleich!" rief Fanny mit unterdrückter Stimme.

„Fanny? Ist es möglich?"

„Nicht diese Vertraulichkeit, Nichtswürdiger! Die Comödie ist zu Ende, Ihre Rolle ausgespielt, sie war erbärmlich und die Welt zischt Sie aus!"

„Sie ist wahnsinnig! Bei Gott, sie ist wahnsinnig!" rief Heinrich.

„Ich könnte es allerdings werden, Herr Rothenfelser," entgegnete sie mit der eisigen Kälte der Verzweiflung und Resignation, welche in Frauenherzen so leicht mit der heftigsten Erregung wechselt, wie Sonnenschein und Regen im April, „wenn Sie mich noch länger mit ihrer Gegenwart quälen, nein beschimpfen, das ist der richtige, der wahre Ausdruck; ich hätte Sie geliebt? — Nein, mein Herr, nie, nie! Ich habe wohl dem Baron Steinhausen meine Neigung geschenkt, nicht aber einem namenlosen Landstreicher; Jener existirt nicht mehr und meine Leidenschaft für ihn ist dahin, ist todt; für Sie, mein Herr, kann ich nichts weiter fühlen, als das, was jeder Betrogene seinem Betrüger gegenüber empfindet, nämlich Haß und unaussprechliche Verachtung!"

Heinrich zitterte. Fanny hatte ihre Blicke vernichtend auf ihn gerichtet und sie glich mit dem vor Wuth und Entsetzen verzerrten Gesichte einer Meduse, deren Anblick versteinert.

„Fort, fort!“ schrie sie mit gellender Stimme, „Ihr Hauch vergiftet, Ihre Nähe tödtet mich! Doch noch Eins,“ fuhr sie in leidenschaftlichem Tone fort, die Zähne vor Wuth zusammenbeißend und hart an ihn tretend, „Sie haben meine Leidenschaft und meine Schwäche gemißbraucht; Sie sind, was man so nennt, ein Begünstigter gewesen, hören Sie? Vergessen Sie es jetzt, Sie wurden nie geliebt, ich will fortan denken, ich hätte meine Gunst an einen hübschen Lakaien verschenkt und mir sein Stillschweigen erkauft; bauen Sie ja keine Pläne für die Zukunft und geben Sie sich keinen Hoffnungen auf meine Liebe hin; eine Dame meines Ranges kann sich aus Laune wohl leicht vergessen aber niemals wegwerfen und herabwürdigen; Ihre Tiraden über meine Stellung in der Welt können nie die meinigen werden; ich weiß, was ich meiner Familie und der meines Gatten schuldig bin; ein Irrthum kann mir vergeben werden, allein eine Narrheit wäre unverzeihlich.“

Sie zitterte vor innerer Erregung, ihre Lippen waren bläulich, ihre Augen funkelten und ihre Sprache nahm einen immer heftigeren Ton an.

„Noch einmal, mein Herr,“ fuhr sie fort, als Heinrich schwieg, „hüten Sie sich, jemals daran zu denken, daß Sie ein Beglückter waren, hüten Sie sich, mich ferner zu belästigen und vor Allem vermeiden Sie es, meinen Namen über Ihre Lippen zu bringen, der in diesem Falle nur entweiht würde; erwähnen Sie niemals der Vertraulichkeit, welche Sie so schändlich zu erschleichen wußten und rühmen Sie sich nie mit derselben, es befinden sich zwar in Wien keine Bleidächer, wie in Venedig und keine Banditen-Dolche wie in Italien, aber wir haben hier Zuchthäuser für Verläumder und Betrüger und Narrenhäuser für Verrückte; die Baronin, hören Sie es wohl, hat einem Menschen, wie Sie sind, gegenüber, stets recht und besitzt wohl Einfluß genug, ihm in einer dieser Anstalten ein Unterkommen zu verschaffen.“

„Sie sind grausam!“ rief Heinrich voll Bitterkeit und Schmerz,

„Sie quälen, Sie foltern mich auf das Entsetzlichste! Ist das Ihre Liebe, von der Sie stets zu mir sprachen?"

„Kein Wort weiter, Elender, keine Verläumdung! Wer sagt Ihnen, daß ich Sie geliebt? Welche Beweise haben Sie dafür, daß ich mich so weit verging?"

„O dieses teuflische Weib!" rief Heinrich.

„Schweigen Sie und entfernen Sie sich, oder ich rufe meine Leute! Fort, fort, elender Betrüger!"

Heinrich fühlte sich diesem Weibe gegenüber von Grausen ergriffen; er hielt es für gerathen, nicht länger hier zu verweilen und eilte daher fort aus dem Gemache.

Er hatte kaum die Thür hinter sich geschlossen, als die Baronin ohnmächtig zu Boden sank und von heftigen Krämpfen ergriffen wurde.

Sie hatte, während Heinrich bei ihr verweilte, ihre ganze geistige Kraft, welche stets physische Schmerzen zu unterdrücken weiß, aufgeboten; allein nachdem Letzterer sich entfernt, war diese von ihr gewichen und die Natur forderte ihr Recht.

Sie wähnte sich beleidigt und betrogen; ihre Ehre verletzt, ihre Liebe gekränkt.

Die heftigsten Schmerzen, welche ein Frauenherz je erschüttern können, drohten das ihrige zu brechen.

Ihre Liebe? Liebte sie Heinrich wirklich? Konnte sie ihn dann so beleidigen und so lieblos von sich stoßen?

Opfert sich nicht Liebe um Liebe? Lacht sie nicht über Standesvorurtheile, über alle Schranken des Reichthums und der Convenienz?

Die Baronin hatte Heinrich wohl geliebt, aber sie war eine Frau von Erfahrung.

Ihr Herz, unter der strengen Zuchtruthe der Aristokratie entwickelt, besaß nicht die nöthige Kraft, ein Opfer zu bringen, es war eines solchen auch wohl nicht fähig gewesen; sie sah sich durch die Verbindung mit dem armen und namenlosen Manne beschimpft und ein Weib verzeiht dem Beleidiger niemals eine ihm angethane Schmach.

Die Liebe, welche sie empfunden, die Liebkosungen, welche sie

an Heinrich verschwendet hatte, sie galten nicht ihm, sie galten dem Ebenbürtigen.

In dem Augenblicke, wo er von seiner Höhe herabgestiegen, hatte sie nichts für ihn als Verachtung.

Baron Steinhausen's Bild lebte heiß geliebt vielleicht noch Jahre in ihrem Herzen fort, während dasselbe den tiefsten Haß gegen Heinrich Rothenfelser empfand.

Wer wohl wäre im Stande, das Räthsel eines Frauenherzens zu lösen.

Ihre Kammerfrau, erschreckt durch die Heftigkeit des Gesprächs und durch des Verlobten zerstörtes Aussehen, eilte in das Zimmer der Baronin.

Die Ohnmächtige wurde sofort zu Bett gebracht und schnell nach dem Arzte geschickt; sie litt schrecklich.

Heinrich warf sich in seinen Wagen; er war vernichtet von den harten Worten der Frau und wußte nicht, was er beginnen sollte; doch er schrieb dies Alles der heftigen Aufregung zu und hoffte auf eine baldige Versöhnung.

Er fuhr zunächst zu seinem Freunde, dem Grafen Blöckström, der ihn eigentlich in diese Lage gestürzt hatte; von ihm hoffte er Rath und Trost, von ihm hoffte er Unterstützung für seine ferneren Pläne.

„Guten Abend, mein lieber Graf," sagte Heinrich in tiefster Erregung.

„Was geht mit Ihnen vor und in welchem Zustande erscheinen Sie bei mir?" fragte Blöckström.

Heinrich machte ihm von Allem, was sich zugetragen, genaue Mittheilung.

„Und in diese Lage haben Sie allein mich gestürzt, Sie allein trifft der Vorwurf!' rief er aus; „ich könnte rasend werden, denn ich bin compromittirt; o hätte ich mich doch nicht bereit gezeigt, eine Rolle in dieser erbärmlichen Comödie zu übernehmen, ich wäre heute ein tadelloser Mann, während ich jetzt als ein nichtswürdiger, entlarvter Betrüger dastehe und als solcher von der Welt verachtet werde!"

„Mein Gott, so fassen Sie sich doch, die ganze Sache ist nicht

so schrecklich, als Sie wähnen; was ist daran gelegen? Es wird mir ein Leichtes sein, Sie mit der Baronin wieder auszusöhnen, mir war diese Geschichte bereits bekannt, wenigstens konnte ich es ahnen, denn sehen Sie hier diesen Brief von der Gräfin Warben, derselbe ließ mich Alles voraussehen; übrigens müssen Sie hier einen ganz gemeinen Feind besitzen, einen teuflischen Schurken und ich vermuthe nach Allem, was Sie mir von Ihren Erlebnissen in Kopenhagen mitgetheilt haben, daß jener Hansen seine niederträchtige Hand im Spiele hat.

„Mag es nun sein, wie es wolle,“ entgegnete Heinrich mit gepreßter Stimme, „ich bin compromittirt.“

„Seien Sie beruhigt, ich erkläre mich bereit, Ihnen Genugthuung zu geben.“

„Unmöglich können Sie dies, ich werde mir diese selbst verschaffen.“

Er warf noch einen kalten durchdringenden Blick auf den Grafen und verließ das Zimmer.

Heinrich war wieder in seine Wohnung zurückgekehrt; erschöpft ließ er sich auf den Lehnstuhl nieder und wußte sich kaum zu sagen, was Alles geschehen war.

Er war betäubt, seine Ehre verloren, sein Glück zertrümmert und die Liebe zur Baronin zum quälenden und höhnenden Gespenst geworden.

Er sprang erregt auf, warf sich sogleich aber wieder in den Lehnstuhl zurück, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und blieb in dumpfes Hinbrüten verloren.

Stunde um Stunde verrann; sein Geist war abwesend und hörte nicht auf den Schlag der Glocke.

Die Nacht war eingebrochen, allein er gewahrte nicht die ihn umgebende Finsterniß.

Fürchterliche Entschlüsse tauchten in seiner Seele auf; das Leben ekelte ihn jetzt an, es hatte jeden Werth für ihn verloren, da dessen Blume so rauh geknickt und so plump zertreten worden.

Er dachte sogar daran, seinem Leben, seinen Leiden ein Ende zu machen; der Selbstmord erschien ihm als leitender Genius, als seraph-beschwingter Bote, um ihn aus dem Thale des Jammers in die Welt des Lichts zu führen.

Was sollte er in einer Welt, die ihm keine Zukunft bot und die ihn nur mit ewiger Nacht umhüllte?

War es nicht besser, er ruhte tief unten im kühlen Schoße der Erde, ohne Wunsch, ohne Hoffnung, ohne Schmerz?

Der gute Engel war mit dem Bösen in seiner Brust in einem verzweifelten Kampfe begriffen, der Entschluß zu sterben hatte endlich die Oberhand ergriffen und der finstere Entschluß stand fest in seiner Seele.

Mit sich einig, kalt und gleichgültig geworden, stand er auf, zündete die Lichter auf seinem Schreibtische an und schrieb einen Brief an die Baronin.

Er verzieh derselben die Härte und Grausamkeit, welche sie gegen ihn geübt und bat sie um Vergebung für all das Leid, welches er ihr bereitet hatte.

Dann zog er ein geheimes Fach seines Schreibtisches auf, in welchem er ihre Briefe nebst mehreren anderen kleinen Andenken aufbewahrt hatte, welche er nun den Flammen übergeben wollte.

Sein Blick hing mit einem gewissen wehmüthigen Gefühle an den Pfändern ihrer Liebe; sie zauberten ihm die Erinnerung an schöne Tage seines Lebens zurück.

Da führte ihm der Zufall einen Brief Mariens in die Hände, längst unbeachtet und vergessen im Taumel der Leidenschaft, im Wirbel des Lebens, der ihn gewaltsam und fast ohne Widerstand, dahin gerissen.

Er fühlte sich gestärkt und gehoben durch die ersten einfachen aber inhaltschweren Worte, wenn auch der Schmerz, der schon in seiner Brust tobte, heftiger und schneidender ward.

Mit welch schönen Hoffnungen und kühnen Entschlüssen war er

in das Leben getreten und wie wenig wurden sie erfüllt, gehalten und in Anwendung gebracht.

Dennoch aber belebte ihn in diesem Augenblicke eine neue Kraft. Marie war zwar eine Andere geworden und er mußte ihr ja entsagen auf ewig, aber die Erinnerung an sie, an die glücklichen Stunden, welche er mit ihr verlebte, stieg plötzlich mit furchtbarer Macht in seiner Seele auf und gab derselben neuen Schwung und neue Nahrung.

„Du hast Geist und Kraft, benutze diese schönen Eigenschaften, und die ganze Welt steht Dir offen," so dachte er einst, „das Glück kann sich als Sklave vor Dir beugen und der Abend Deines Lebens ebenso sonnenhell werden, als der Morgen desselben ein gewitterschwerer war."

Hatte er nicht die in ihm verborgenen Schätze benutzt? Hatte er nicht um das Glück gekämpft und gerungen, wie einst Jacob mit dem Geiste seines Traumes? Mußte er wohl dem ersten Anlauf des ersten Mißgeschicks erliegen und seinen Untergang finden wie der ermattete Schwimmer im reißenden Strome?

Er hielt sich alle seine Fehler klar vor, er machte sich die bittersten Vorwurfe über seine Handlungsweise und der Schleier sank vor seinen Blicken.

Er prüfte mit kaltem Blute, was er verloren und erwog, was er dem Scheine, dem Schimmer geopfert — seine Ehre und seine Ruhe!

Was hatte er dagegen gewonnen? Nichts weiter, als eine augenblicklich glänzende Stellung in der Welt, welche er in keinem Falle längere Zeit hätte behaupten können; flüchtige Genüsse und Gunstbezeugungen eines Weibes, welches ihn nie wahrhaft und aufrichtig geliebt hatte, hätte ihn diese Schändliche sonst wohl verhöhnen, kalt von sich stoßen und zu Boden treten können nur weil er arm, unglücklich und namenlos war?

Liebe, das fühlte er nun, jene wahre, reine Liebe, hatte Fanny ihm nie geschenkt; ihr ausgetrocknetes Herz war wohl der Leidenschaft, niemals aber jenes hohen himmlischen Gefühls fähig, welches sich selbst vergißt um gänzlich aufzugehen in dem Wesen des Geliebten.

Er las Mariens Briefe, welche ihm Zeugniß gaben von der Liebe, von der Hingebung und Opferfreudigkeit derselben, seine Augen wurden dabei feucht und allmählich rollten die Thränen immer reichlicher über seine Wangen; er fühlte seine Brust, die noch kurz zuvor wie von einer Centnerlast beschwert war, jetzt fast vollständig entlastet. —

Das Bild jenes Engels mit der kindlich reinen Seele, mit dem Herzen voll Liebe und Opfermuth, stieg aus der Tiefe seiner Brust empor und rief ein neues Leben in ihm wach.

Er sah ein holdes, liebliches Gesicht mit den dunkelblauen Augen, mit dem zauberhaften Lächeln auf den rosigen Lippen, von glänzenden Locken eingerahmt, ganz so, wie sie einst weinend bei dem Abschiede in seinen Armen und an seiner Brust gelegen.

Ein wohlthuendes Gefühl durchzog seine Brust wie ein sanfter Abendwind die von einem Gewitter erschütterte Natur. Er seufzte tief und fühlte die Zauber allmählich schwinden, welche ihn bisher im Banne hielten.

„Ich Thor, ich wahnsinniger und verblendeter Mensch, konnte ihr entsagen, konnte sie verlassen und vergessen, weil ich sie sonst straffällig wähnte!" rief er schmerzlich bewegt aus, indem er sich vor die Stirn schlug, „ich konnte sie einer Leidenschaft opfern, die ebenso sträflich, als unsinnig war; o Marie, könntest Du mir vergeben, wenn Du wüßtest, wie ich gefrevelt habe an Deinem Gedächtnisse? Kann ich mir selbst je vergeben?

Er sprang von dem Stuhle auf und ging mit raschen Schritten in dem Gemache auf und nieder.

„Ich hatte schon die Absicht, mich zu tödten blos um eines Weibes willen, das mich opfern konnte," fuhr er im Tone tiefster Reue fort, „opfern einem Wahne, einem Vorurtheile! Ich vergaß, daß ich noch heiligere Verpflichtungen hatte gegen ein edles Wesen, Verpflichtungen gegen eine Andere, welche mich errettet aus den Klauen der Menschen-Verkäufer, zurückgerissen von dem jähen Abgrunde des Verderbens! O, ich konnte den Engel vergessen, der nun noch den Becher des Todes von meinen Lippen zieht! Nein, nein, Marie sei fortan mein Losungswort, mit ihm will ich mich in die Brandung des Lebens stürzen und die köstliche Perle holen aus der

Tiefe oder in derselben untergehen! Ja, ich will leben, leben um die verlorene Achtung wieder zu gewinnen, leben, um zu kämpfen und zu siegen! Marie, Du hast mein edleres Selbst vom Verderben gerettet!"

Mit Hast ergriff er den an die Baronin gerichteten Brief und nach wenigen Augenblicken hatte die Flamme der Kerze denselben verzehrt, ihre Briefe allein waren noch Zeichen der Erinnerung, welche ihm einst so werthvoll geschienen.

Der Morgen war angebrochen und sein Entschluß stand unumstößlich fest; er wollte Wien verlassen und sich eine seinen Verhältnissen entsprechende Stellung im Leben erringen, wußte er auch selbst noch nicht, in welcher Weise er den schnell gefaßten Plan ausführen sollte.

Er benutzte den folgenden Tag, um seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, zunächst verkaufte er sein Pferd, seine Garderobe und andere ihm überflüssig und entbehrlich scheinende Gegenstände, bezahlte seine Rechnungen und den Lohn für seine Dienerschaft, welche er ebenfalls entließ und behielt nun noch einen Ueberschuß von einigen Hundert Gulden, der für die nächste Zukunft ausreichte.

In Wien konnte er nicht bleiben; hier, wo ihn Alles an eine schmerzliche Vergangenheit erinnerte, wo er überall bekannt und dem Spott und der Verachtung preisgegeben war, konnte sein Glück unmöglich blühen.

Er beschloß daher, sich nach Böhmen zu begeben; in Prag hoffte er auf irgend eine Weise die nöthigen Mittel für sein ferneres Fortkommen zu finden und rechnete ganz sicher auf Friedenreich's Verzeihung.

Schon einmal freilich hatte er in der böhmischen Residenz den Versuch gemacht, ein sich gestecktes Ziel zu erreichen, allein damals war er gänzlich mittellos, jetzt hingegen besaß er wenigstens so viel, um für die nächsten Monate nicht in Noth zu gerathen und so hoffte er um so sicherer auf das Gelingen seines Vorhabens.

Von seiner Mutter hatte er vor langer Zeit vom Schlosse

Szerski Nachricht erhalten; sie segnete ihn und gab sich der Hoffnung hin, ihn bald wieder zu sehen.

Er beschloß auch, bevor er Prag erreichte, nach dem Schlosse Szerski zu gehen, um Friedenreichs Verzeihung zu erhalten und seine Mutter wieder einmal zärtlich zu umarmen; aber auch in Wien hatte er Pflichten zu erfüllen, heilige, theure Pflichten.

Etwa gegen 9 Uhr Morgens verließ er seine Wohnung und blieb vor einem Hause stehen.

Er schien sich zu besinnen, ob er eintreten sollte, oder nicht und ging überlegend auf und nieder.

Endlich trat er ein, verweilte in demselben eine Viertelstunde und als er zurückkehrte, war er bleich wie der Tod, ein Bild des Entsetzens, während Thränen seine Blicke umflorten.

„Fort! Fort!“ murmelte er, „nun ist Alles dahin! Ich will weder nach Prag, noch nach Szerski gehen, nein, ich begebe mich nach Alsen, um dort begraben zu werden.“

Er hatte seine Päße besorgt und erwartete mit Ungeduld die Stunde, in welcher der Eisenbahnzug nach Breslau abging, um von dort über Berlin nach Schleswig-Holstein zurückzukehren und so bald als möglich Alsen zu erreichen, wo er sich in der preußischen Armee eine Stelle suchen wollte.

Ein bescheidenes Pochen an der Thür störte ihn plötzlich aus seinen Träumen; sie öffnete sich und ein Geistlicher trat ein.

Heinrich stand auf und ging dem Unbekannten artig und mit der Bemerkung entgegen, daß er sich wohl in der Wohnung geirrt habe.

„Wenn Sie Herr Heinrich Rothenfelser sind, so habe ich mich nicht geirrt,“ sagte der Angekommene.

„Ich vermag mir nicht zu erklären, was mir die Ehre Ihres Besuches verschafft; doch ist es mir angenehm, Ihre Bekanntschaft machen zu können; wollen Sie gefälligst Platz nehmen?“

Der Geistliche ließ sich nieder und warf neugierige Blicke nach dem gepackten Koffer, welcher in einer Ecke des Zimmers stand.

„Sie beabsichtigen abzureisen?“ fragte er kurz.

„Heut Abend noch,“ versetzte Heinrich, „doch darf ich Sie bitten, mir Ihre Wünsche mitzutheilen?“

„Ich habe das Unglück vernommen, welches Sie betroffen und das auch der wahrscheinliche Grund Ihrer Abreise ist.“

„Mein Herr, was berechtigt Sie?“ rief Heinrich ganz verwundert aus.

„Lassen Sie mich aussprechen; Sie wurden uns dringend empfohlen, wir sollten über Sie wachen und allen Angelegenheiten, in die Sie sich verwickeln, unsere ganze Aufmerksamkeit zuwenden; der Brief Ihres Freundes kam leider zu spät und der Schlag, welcher Sie traf, war nicht mehr abzuwenden; ich komme jetzt im Namen unseres gemeinschaftlichen Freundes, Ihnen unsere Hülfe anzubieten.“

„Lassen Sie mich zuvor fragen, von welchem Freunde Sie eigentlich sprechen!“

„Ist Ihnen der Name Friedenreich nicht bekannt?“

„Wie! Sie sollten im Auftrage Friedenreich's kommen?“ rief Heinrich mit vor Freude pochendem Herzen.

„Im Auftrage Ihres alten Freundes,“ sagte der Priester einfallend und beobachtete zugleich mit schlauem Blick den Eindruck, welchen dieser Name auf Heinrich ausübte.“

„O dann seien Sie mir herzlich willkommen!“ sagte dieser mit erhöhter Freude, „was Sie mir auch immer zu sagen haben, ich werde es, so unangenehm es mir auch sein mag, mit Vergnügen vernehmen; Friedenreich hat drei meiner an ihn gesandten Briefe nicht beantwortet; vor wenigen Tagen schrieb ich wiederum einen an ihn; hat er denselben erhalten und bringen Sie mir vielleicht seine Antwort?“

„Seine Antwort? er ist mit Ihrer Aufführung nicht zufrieden und antwortet Ihnen daher nicht selbst; ich bin indeß von ihm beauftragt worden, Ihnen seine Wünsche mitzutheilen: Er räth Ihnen, vorläufig, bis ein weiterer Plan für Ihre Zukunft gefaßt werden kann, bei uns ein Asyl zu suchen.“

„Wie, im Kloster?“ fragte Heinrich erstaunt und zugleich im höchsten Grade überrascht.

„Ja, mein Herr,“ entgegnete der Geistliche mit freundlichem Lächeln, „unsere Mauern bieten dem Lebensmüden, wie dem Un-

glücklichen einen sicheren Zufluchtsort, um sich sowohl aus den Stürmen des Lebens zu retten, als sich auch vor denselben zu bewahren."

„Aber mein Gott," versetzte Heinrich, „es stimmt dies doch durchaus nicht mit seinen Grundsätzen überein; wie kommt es, daß er plötzlich ihrer Ansicht geworden? Er warnte mich ja stets, mich nicht umgarnen zu lassen."

„Es liegt nicht in meiner Absicht, Sie zu umgarnen," sagte der Priester verletzt; „Gott weiß, in welche Hände Sie zu gerathen drohten, so daß Friedenreich Grund genug hatte, Sie auf das Nachdrücklichste zu warnen; er hat mich indessen beauftragt, so zu handeln und Sie können thun und lassen, was Sie wollen, ich kann Sie nicht zwingen, sich meinen Anordnungen zu fügen."

„Können Sie mir Beweise beibringen, daß dies der Wunsch Friedenreichs ist?" fragte Heinrich.

„Sobald Sie solche verlangen, bin ich gern bereit, diese sogleich zu liefern."

„Ich bitte Sie darum."

Der Geistliche zog eine plumpe, lederne Brieftasche hervor und überreichte Friedenreich einen Zettel, welcher folgende wenige von Friedenreichs Hand geschriebene Zeilen enthielt:

> „Folge diesem würdigen Geistlichen in Allem, was er Dir sagt; ich habe Ursache Dich zu tadeln, ja, Dir zu zürnen; er wird Dich in ein Kloster führen, gehe, wohin er Dich ruft, Du wirst dort finden Deinen aufrichtigen Freund
>
> Friedenreich."

„Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen mißtraute," sagte Heinrich, aber ich konnte Ihnen nicht glauben, weil —"

„Ganz recht, weil Sie eben mißtrauisch geworden sind," unterbrach ihn der Geistliche, „doch nun zögern Sie nicht länger, kommen Sie, um in den Hafen der Ruhe einzuziehen, dessen Sie so sehr bedürfen."

„Ich bin ja aber Protestant," versetzte Heinrich.

„Was thut das," entgegnete der Geistliche mit salbungsvoller

Stimme, „gebietet uns die Religion nicht, allen unseren Brüdern mit gleicher Liebe entgegenzukommen?" fuhr er mit Beredsamkeit fort, „und fragte der barmherzige Samariter, als er die Wunden des Mannes verband, der von Räubern überfallen wurde, nach der Religion dessen, dem er seine Pflege angedeihen ließ? Die Zeiten der Inquisition sind längst vorüber, auch wir starrköpfigen Priester, wie uns die protestantischen Christen so gern nennen, haben Duldung gelernt."

„Ich begreife es wahrlich nicht," versetzte Heinrich verwirrt, wie Friedenreich von mir verlangen kann —"

„Renegat (Abtrünniger) zu werden?" fiel ihm der Geistliche ins Wort; „wer denkt denn daran, junger Schwärmer? Man verlangt ja von Ihnen nichts weiter, als daß Sie eine Zeit lang bei uns wohnen und in unserer Mitte leben sollen, bis unser gemeinsamer Freund über Ihre Zukunft entschieden hat; fürchten Sie nichts, Sie haben volle Freiheit zu denken und können handeln ganz nach Ihrem Belieben, für Sie stehen die Pforten unseres Klosters zu jeder Zeit offen; Sie können ausgehen, Besuche machen und empfangen, wann und wie Sie wollen, hegen Sie also noch einen kindischen und ungerechtfertigten Argwohn?"

„Wenn dies Alles sich so verhielte, so wäre es ja bequemer, ich bliebe in meiner Wohnung, ich begreife Friedenreich mit seiner Klosteridee durchaus nicht.

„Sie werden die kluge Fürsorge Ihres Freundes sogleich begreifen: Die Baronin, die Gräfin Warben und mehrere Andere, kurz die sogenannte durch Sie compromittirte Gesellschaft wird Alles aufbieten, sich von Ihnen total zu befreien; man wird die Polizei, welche ohnedies hier ein scharfes und wachsames Auge hat, in Bewegung setzen und auf Ihre Verbannung aus den sämmtlichen Erbstaaten bringen."

„Aber meine Pässe?"

„Schützen Sie nicht einen Augenblick, im Gegentheil, sie sind auf Ihren wahren Namen ausgestellt, während Sie hier bisher unter einem fremden figurirten; haben Sie nicht durch Ihr Auftreten hier Grund genug zu den seltsamsten Vermuthungen gegeben? Kann nicht die Polizei, sobald derselben Näheres zur Anzeige gebracht wird,

von Ihnen annehmen, daß Sie der ärgsten Schwindlerklasse angehören? Nun wünscht Ihr Beschützer gerade Ihr Verbleiben in Oesterreich, in Wien, er fürchtet selbst eine Untersuchung im Falle diese Sache zur Sprache kommt, denn er weiß nur zu gut, daß die ganze Angelegenheit für ihn die größten Unannehmlichkeiten herbeiführen kann; dies ist der Grund, weshalb er Sie bittet, seinem Rathe zu folgen und sich unserem Schutze anzuvertrauen; im Kloster sind Sie vor allen Nachstellungen sicher und sollte ja Seitens der Polizei Nachfrage geschehen, so giebt man Sie zu Ihrer und Friedenreichs Sicherheit, für einen unserer Novizen aus, legt Ihnen, abermals zum Scheine, für einige Zeit das Ordenskleid an und man wird Sie für einen angehenden Geistlichen halten, und ist Zeit gewonnen, dann ist Alles gewonnen?"

„O die unselige Lüge, sie wird noch mein Leben vergiften!" rief Heinrich aus, der alle seine schönen Pläne plötzlich in Trümmer fallen sah.

„Wollen Sie also die beabsichtigte Reise aufgeben und sich dem Wunsche Ihres Beschützers fügen?"

„Ich muß wohl, so schwer es mir auch wird, einen solchen Entschluß zu fassen."

„Lassen Sie Ihre Sachen hierher bringen, ich bin mit einem Fiaker gekommen und Sie können Ihre neue Wohnung sogleich beziehen."

„So schnell?" fragte Heinrich, den diese übergroße Eile sichtlich überraschte.

„Augenblicklich," sagte Jener.

„Es ist in der That seltsam."

„Wissen Sie denn, wie lange Sie hier sicher sind? Unsere Polizei ist gewöhnt, schnell zu handeln, befinden Sie sich einmal in ihren Händen, so können wir nichts mehr für Sie thun; fügen Sie sich hingegen meinem Rathe und spielen im Kloster die Rolle eines Novizen, dann wird für Sie gesorgt sein; man hat Ihr Glück im Auge, stoßen Sie es nicht wieder leichtfertig von sich, wie dies bereits schon geschehen; Sie sollen nicht mehr unter einem falschen Namen in die große Welt treten, sondern unter Ihrem eigenen Ihr Heil ferner versuchen und wir stehen für den Erfolg."

Heinrich hatte die letzten Worte kaum gehört, als er sich erhob und hinausging, um die nöthigen Befehle zu geben.

Des Geistlichen Gesicht glühte und verrieth den Triumph in seinem Innern.

Bald kehrte Heinrich mit einem Träger zurück; er warf noch einen schmerzlichen Blick in das Gemach, in dem er so herrliche Träume geträumt, so viele Täuschungen erlitten hatte, und das er nun, wenn auch nur auf wenige Wochen oder Monate mit einer finstern, dumpfen Klosterzelle vertauschen sollte.

Er öffnete die Thür, während der Priester in seinem Innern frohlockte.

Als er in das Vorzimmer trat, kam ihm ein Briefträger entgegen, welcher ihm ein Schreiben einhändigte.

Ein freudiger Schrecken durchzuckte Heinrich, denn er erkannte sofort Friedenreichs Hand.

Der Geistliche schritt ungeduldig im Zimmer umher, er wußte nur zu gut, daß ein einziger Augenblick vielleicht sein Opfer retten konnte.

Heinrich erbrach schnell den Brief und durchflog hastig den Inhalt desselben.

Der Geistliche beobachtete ihn mit ängstlicher Spannung; er sah ihn erröthen und die Augen desselben verachtungsvoll auf sich gerichtet.

Kaum hatte Heinrich den Brief zu Ende gelesen, als er zu dem Mönche trat und sich kalt und höflich verbeugte.

„Sie werden wohl allein in Ihr Kloster zurückkehren müssen, mein Herr," sagte Heinrich in strengem Tone, „denn soeben erhalte ich von Friedenreich selbst einen Brief, Ihre Anordnungen scheinen ihm fremd zu sein."

„Unmöglich, mein Herr, Friedenreich sprach mir gegenüber deutlich und bestimmt seinen Wunsch aus."

„Ich begreife wahrlich nicht, was Sie zu Ihrer Handlungsweise bewog," sagte Heinrich ernst, „so viel weiß ich aber, daß ich heute noch nach Prag abgehe; Adieu, mein Herr! Ich habe nicht länger Zeit!

Der Geistliche zögerte nicht einen Augenblick länger, sondern entfernte sich eilig.

„Zu spät, um fünf Minuten zu spät!“ murmelte er ingrimmig, indem er die Treppe hinabstieg. „O der Plan war so vortrefflich eingeleitet und ohne diesen Brief wäre er sicher der Unsrige; lebe wohl schöner Traum von Freiheit! Wenigstens wissen wir, wohin er geht und nun ist sie unserer Gewalt verfallen.“

Friedenreichs Brief lautete:

„Ich bin mit Deinem Betragen nicht zufrieden, Du bist beobachtet worden und ich habe Alles genau erfahren; Deine Wünsche und Pläne stimmen mit den meinigen nicht überein, für einen Verschwender habe ich keine Unterstützung und nur zu bald wirst Du Deine Thorheit einsehen; Deine Braut wird um Dich weinen, sie ist, Heinrich, für Dich verloren.“

„Zum Schluß noch eine Warung: Dein größter und erbittertster Feind befindet sich in Wien, suche ihn in einer Mönchskutte und hüte Dich vor ihm, willst Du nicht doppelt elend werden; ich habe, um Dich von dem Rande des Verderbens, dem Du bereits entgegengingst, zurückzuhalten, Deine wahre Gestalt verrathen lassen; Dein Verräther also war ich selbst, wenn auch ein Anderer in dieser Angelegenheit für mich handelte.“

Im Wirthshause.

Wir werden uns erinnern, daß Marie in Begleitung eines alten Mannes in den bereits erwähnten Gasthof eingekehrt war; sie befand sich in einem der elegantesten Zimmer des Wirthshauses, dessen einziges Fenster in das Freie hinausging.

Ein Bett ohne Vorhang, ein Tisch und zwei Stühle bildeten das mehr als bescheidene Mobilar des Gemaches, welches durch eine Lampe erleuchtet war.

Auf dem nahe am Fenster stehenden Tische lag das Gepäck ihres Begleiters.

Der große schwarze Hund, welcher an der Thür lag, hatte schon mehrere Male geknurrt und seine Blicke dabei immer nach dem Fenster gerichtet, doch bei dieser Aeußerung seines Unbehagens war es geblieben.

Marie, welche halb liegend auf dem Bette saß, war in ein Nachtgewand gekleidet; sie schien in Erinnerung vertieft und ein Zug von sanfter Melancholie war in ihren anmuthigen Gesichtszügen vorherrschend.

Einige Aungenblicke blieb sie in dieser Stellung, als der Alte eintrat.

Marie erhob sich und reichte ihm mit einem freundlichen Lächeln die Hand.

„Du warst sehr gedankenvoll, meine Tochter,“ nahm der Eingetretene das Wort.

„Ich dachte an ihn.“

„Glaubst Du, daß er noch in diesem Gasthause eintreffen wird?“

„Ja, es ist uns doch gestern versprochen; o er ist so gut und wird sein Wort nicht brechen.“

„Aber sage mir, mein Kind,“ fuhr der Alte überrascht fort, „ich wundere mich sehr, daß Du, da Du doch so oft getäuscht worden und gegen die Welt so viel Mißtrauen hegst, plötzlich eine ganz Andere geworden bist, indem Du noch an diesen Mann denken kannst, ich glaubte Anfangs, Du meintest Heinrich.“

„Nein,“ sagte Marie, während ein Fieberschauer sie durchrieselte, „ich dachte in diesem Augenblick nicht an ihn, an den Geliebten, sondern an —“

„Jenen Fremden,“ fiel der Alte ergänzend ein, „an jenen Fremden, der mehrere Male mit Dir Zusammenkünfte hatte, obgleich ich es sorgfältig vermied, daß Ihr Euch begegnetet; es ist sonderbar, daß wir ihm nicht aus dem Wege kamen, wohin wir auch gingen,

überall folgte er uns und ich wundere mich, daß Du selbst diesem eigenthümlichen Manne nicht ausgewichen bist."

„Nein," sagte Marie, „ich fühlte mich sogar zu ihm hingezogen, sonst wäre ich ihm sicher nicht gefolgt."

„Findest Du in seinen Blicken nicht Etwas?"

„Ja, etwas Aehnliches mit Heinrich."

„Nicht wahr?"

„Ja, es ist mir gleich aufgefallen, und wie sanft seine Stimme und wie schön er ist!"

„Und sein Name, wie lieblich er klingt und wie schön paßt er zu seinem Gesicht," sagte der Alte mit ironischem Lächeln.

„Und welch' freundliches Lächeln, wie rührend, wenn er meine Hand ergriff und mit ernster und zugleich sanfter Stimme zu mir sprach: „Denke, meine gute Marie, daß Gott Dir die Seele gab, was man sonst draußen zu suchen pflegt, das wirst Du in Dir selber finden.'

„Welches Glück, daß Du Dich dieser Worte noch so genau erinnerst," sagte der Alte wieder spöttisch, „Du warst ja stets so aufmerksam, und wenn ich sah, daß Du auf ihn hörtest, war es mir immer, als ständest Du vor Gott selbst; wenn er spricht, machst Du große Augen und Deine Lippen bewegen sich, als wenn sie still alle Worte, die er spricht, nachsagten, daher ist es auch kein Wunder, daß Du nichts vergißt, was über seine Lippen kommt."

„Aber was er sagt, ist so schön, so edel, so groß, wenn er spricht, entstehen immer gute Gedanken in mir, geht es Dir nicht eben so?" fragte Marie.

„Sei unbesorgt, sie werden in unserm Herzen bleiben, wie die jungen Vögel in ihrem Neste; wir finden sie wieder, sobald wir sie brauchen," sagte der Alte spöttisch lächelnd.

„Du spottest," sagte Marie überrascht.

„Mein Kind, ich spotte nicht, allein ich fürchte, seine Worte sind so tief in Deine Seele gedrungen, daß Du darüber den armen Heinrich ganz vergessen wirst."

„Nein, nein," entgegnete Marie, „nimmermehr kann dieser Fall eintreten."

„Du täuschest Dich selber, ich warne Dich vor den Gefahren,

welche Dir drohen, ich warne Dich vor dem Gifte einer Menschenklasse, welche dasselbe unter Honigworten einzuträufeln weiß, die aber mehr die Seele, als den Leib vergiften."

Mit diesen Worten ging er hinaus und Marie beschäftigte sich mit ihren Gedanken.

Plötzlich flogen zwei Scheiben des Fensters unter lautem Geklirr in Stücke.

Marie schrie ängstlich auf, während der Hund mit wüthendem Gebell nach dem Fenster sprang; sie war unbeweglich und bleich, ihr ganzer Körper zitterte, sie wagte kaum zu athmen und ebensowenig vermochte sie ihre Blicke nach dem Fenster zu richten.

Der Hund hatte seine Vorderpfoten auf das Fensterbrett gelegt und hörte nicht auf zu bellen.

„O Gott, was giebt es?" flüsterte Marie, „horch, man kommt die Treppe herauf! O Himmel, das sind nicht die Tritte meines Begleiters."

Es waren in der That nicht blos außerordentlich schwere Tritte auf der Treppe vernehmbar, man hörte auch ein seltsames Rasseln an der dünnen Bretterwand, welche das Stübchen von der Treppe trennte.

Endlich wurde die Thür durch einen schweren Körper erschüttert, welcher an derselben niederfiel.

Marie bebte in unbeschreiblicher Angst, als gleich darauf die Thür geöffnet wurde.

Es war der alte Mann, welcher kurz vorher das Zimmer verlassen hatte und jetzt schon wieder zurückkehrte, als wäre er einer großen Gefahr entgangen.

„Was ist geschehen?" fragte Marie, indem sie dem Alten entgegeneilte; „o wüßtest Du, was sich hier so eben zugetragen! Ich erkannte auch Deinen Tritt nicht, derselbe kam mir so schwer vor; und dann das Geräusch nebenan, was hat das Alles zu bedeuten?"

„Du kleines Hasenfüßchen," antwortete der Alte, „ich konnte freilich nicht mit fünfzehnjährigen Füßen die Treppe hinaufgehen; außerdem brachte ich mein Bett auf dem Rücken herauf, das heißt einen Strohsack, den ich einstweilen hinter Deine Thür geworfen habe."

Maria's Gesicht erhielt nach und nach wieder die gewöhnliche Farbe; allein der Hund, welcher noch immer an dem Fenster stand, hörte nicht auf zu bellen.

„Was hat das Gebell des Hundes zu bedeuten?" fragte der Alte verwundert.

„Ich weiß es nicht, vielleicht mag er irgend etwas sehen; man hat so eben ein Paar Scheiben zerbrochen und dies laute Getöse erschreckte mich so sehr."

Der Alte trat, ohne ein Wort zu sagen, an das Fenster, öffnete dasselbe, stieß die Laden auf und blickte hinaus.

Es war finstere Nacht, so daß er nichts zu sehen vermochte; er horchte aufmerksam, allein er vernahm nicht das geringste Geräusch, nur der Wind rauschte durch die Zweige.

„Nimrod," sagte er zu dem Hunde, „indem er auf das offene Fenster deutete, „springe hinaus und suche."

Das muthige Thier folgte dem Winke des Alten, that einen gewaltigen Sprung und verschwand aus dem Fenster, welches sich nur etwa fünf Fuß über dem Erdboden befand.

Der Alte bog sich hinaus und munterte den Hund durch fortwährendes Hetzen auf.

„Suche, Nimrod!" rief er dem Thiere zu; „ist Jemand da, so packe ihn, Deine Zähne sind gut und lasse nicht los, bis ich herunterkomme."

Allein Nimrod fand nichts, so sehr er auch witterte; er lief hin und her, da und dort eine Spur suchend und man hörte bisweilen nur ein halblautes Bellen und Knurren.

„Es ist also Niemand da, alter Hund, sonst hättest du ihn längst an der Kehle."

Dann wandte er sich wieder zu Marie um, welche auf alle seine Worte hörte und jeder seiner Bewegungen ängstlich folgte.

„Wie wurde die Scheibe zerbrochen? Hast Du es nicht bemerkt?" fragte der alte Mann.

„Nein, ich hörte nur einen ungeheuren Lärm und dann fielen die Scherben herein; es war mir aber, als wurde die eine Lade heftig an das Fenster geworfen."

Der Alte untersuchte die Fensterlade und bemerkte einen ziem-

lich langen Haken, mit welchem dieselben an der Wand befestigt waren.

„Es ist draußen sehr stürmisch, der Wind hat die Laden abgerissen und der lange Haken wird das Fenster zertrümmert haben, so wird es ohne Zweifel sein, denn wer könnte hier wohl einen so schlechten Streich spielen?“

Dann trat er wieder an das Fenster und wandte sich zu dem treuen Thiere.

„Nun, mein alter Nimrod,“ sagte er, „es ist wohl Niemand zu finden?“

Der Hund antwortete mit einem Gebell, dessen verneinenden Sinn der alte Mann jedenfalls verstand.

„So komme wieder herein!“ rief er ihm zu, „gehe um das Haus herum, dort wirst du schon irgend eine Thür offen finden.“

Das Thier folgte dem Winke und jagte knurrend davon, um wieder in den Hofraum zu gelangen.

„Nun beruhige Dich,“ sagte der Alte, als er wieder zu Marie trat, „es war nur der Wind.“

„Ich habe mich aber sehr gefürchtet.“

„Das glaube ich wohl; aber da fällt mir ein, es könnte Zugluft entstehen und Du möchtest frieren, das muß verhütet werden,“ sagte der Alte, indem er wieder an das Fenster trat, welches nicht mit Gardinen versehen war.

Er dachte einige Augenblicke darüber nach, auf welche Weise er dem Uebelstande abhelfen sollte; dann fiel ihm ein auf einem Stuhle liegender großer Mantel in die Augen, diesen hing er an dem Fensterwirbel auf und verstopfte damit die Oeffnung in dem Fenster so gut als möglich.

„Wie gut Du doch bist! Ich ängstigte mich auch, weil Du so lange bliebst,“ sagte Marie, indem sie in den Zügen des Alten eine bleiche Farbe bemerkte; „aber mein Gott, was ist Dir? Wie blaß siehst Du aus?“

„Nichts, mein Kind, nichts!“

„Ja, ja, gewiß ist Dir Etwas begegnet, Dein ganzes Gesicht ist ja verändert.“

„Ich versichere Dich, es fehlt mir nichts,“ antwortete der Alte

Anfangs mit einiger Verlegenheit, denn er konnte nicht lügen; dann aber, als ob ihm plötzlich ein besserer Einfall gekommen wäre, sagte er: wenn es den Anschein hat, als fehlte mir etwas, so ist dies nur Deiner Angst zuzuschreiben, ich bin darüber heftig erschreckt, denn ich muß mir sagen, daß es nur meine Schuld ist."

„Es ist Deine Schuld?"

„Ja, hätte ich nicht so viel Zeit mit dem Essen versäumt, so wäre ich bei Dir gewesen, als die Scheiben zerbrochen wurden und ich hätte Dir somit einen angstvollen Augenblick erspart."

„Jetzt bist Du da und ich denke nun nicht mehr daran; aber Du setzest Dich ja nicht?"

„Ich werde es thun, mein Kind; bist Du aber auch recht munter?" fragte der Alte, indem er zu lächeln versuchte, um das junge Mädchen mehr und mehr zu beruhigen.

„Ich bin so munter," sagte Marie, „daß ich Dir sogar einen schönen Traum erzählen kann, wenn Du geneigt bist, denselben zu hören."

„Ich bin zwar kein Freund von Träumen, aber sprich nur und theile mir denselben mit."

„So höre: Ich saß auf einer üppigen, im schönsten Grün prangenden, Wiese unter Tausenden von Blumen, da sah ich einen Engel herniederschweben, der in ein langes Gewand gehüllt war, blondes Haar, blaue Augen und ein so schönes und mildes Antlitz hatte, daß ich unwillkürlich die Hände faltete, wie um ihn anzubeten; er blickte mich freundlich an und sagte mit lieblicher Stimme zu mir: er heiße Gabriel, mein Vater habe ihn als meinen Schutzengel gesandt und er werde mich nie verlassen; dann ergriff er meine Hand, neigte sein schönes Antlitz zu mir und sah mich lange schweigend mit so viel Güte, ach, mit so viel Güte an, daß ich meine Augen lange nicht von den seinigen abwenden konnte, und es war mir, als zöge mich sein Blick hin oder als dringe er tief in mein Herz; Du wirst mich bald wieder sehen, sagte er plötzlich, als er dies bemerkte und schwebte dann wieder empor."

Der alte Mann hatte der Erzählung dieses Traumes mit Traurigkeit zugehört.

„Es kann nicht anders sein, der Dämon hat seinen Einfluß

bereits auf sie geltend gemacht," flüsterte er leise vor sich hin. „Höre mein Kind," sagte er dann zu Marie, „ich muß Dich auf andere Gedanken bringen; lasse diesen Engel Gabriel und höre nicht mehr auf den fremden Menschen, der Dir nachschleicht, wie ein Gespenst; wehe denen, die ihn Dir gesandt haben, ich fürchte, meine theure Marie, man geht mit dem Plane um, Dich zur Nonne zu machen."

„Mein Gott, was sagst Du?" rief Marie von einem heftigen Schrecken ergriffen, aus.

„Sprich nicht mehr davon, komm und höre mir zu, ich werde Dir mehrere lustige Geschichten aus dem letzten Feldzuge der Oesterreicher und Preußen in Schleswig-Holstein erzählen."

„Ich befinde mich nicht in der Stimmung, um dergleichen Dinge anzuhören," sagte Marie traurig.

„Du mußt, Du mußt! Ich will Dir verschiedene Anekdoten mittheilen, die ich in einem kleinen Büchlein*) über den Schleswig'schen Feldzug gelesen habe, höre also:

„Bei dem Ausmarsche des Garde-Husaren-Regiments aus Potsdam wurden einige Rekruten, die noch nicht vollständig einexercirt waren, zurückgelassen; mehrere von ihnen baten ihren Rittmeister, den Feldzug mitmachen zu dürfen, wurden aber abschläglich beschieden.

Besonders bemühte sich ein junger Rekrut, sich diese Erlaubniß zu erwirken und war sichtlich niedergeschlagen, als ihm dies mißlang.

Da wurde wenige Stunden vor dem Ausrücken einer von den alten Soldaten krank und mußte natürlich, um seinen Krankheitszustand nicht zu verschlimmern, zurückbleiben.

Kaum hörte dies unser junger ungeheurer Achyll, als ein doppelt kühner Entschluß bei ihm heranreifte.

Er steckt sich in seine Montur, packt seine sämmtlichen Sachen vorschriftsmäßig zusammen und schließt sich heimlich dem Zuge an; es gelingt ihm auch, in ein Coupee zu kommen, in diesem nimmt er still Platz und wartet nun ab, bis sich der Zug in Bewegung setzt.

---

*) Der lustige Kamerad und tapfere Soldat.

Kaum hat aber die gellende Pfeife der Locomotive und das gleich darauf beginnende Rollen der Räder den Soldaten angekündigt, daß sie ihre Siegeslaufbahn nunmehr angetreten, da legt sich unser junger Held in das Fenster des Wagens und ruft jauchzend dem auf dem Perron zurückgebliebenen Capitain zu: „Sehen Sie, Herr Rittmeister, nun komme ich doch mit!"

Ein schallendes Gelächter ertönte ihm als Beifall zu und selbst der Rittmeister konnte sich eines herzlichen und beifälligen Lachens nicht erwehren.

Eine hohe Person, welche von diesem Wagniß des Rekruten hörte, äußerte sich durchaus wohlgefällig darüber und ließ sich den Namen des kühnen Deserteurs nennen, dem diese Insubordination wohl verziehen worden ist."

„Nun, mein Kind, hat Dir meine Erzählung gefallen?" fragte der Alte, als er geendet hatte.

„Ja," entgegnete Marie gezwungen.

„Soll ich weiter fortfahren?"

„Ja," antwortete sie abermals einsilbig.

„Nun, dann höre weiter, ich bin überzeugt, meine Erzählungen lenken Dich auf andere Gedanken."

„Während des Gefechtes bei Missunde schlich sich ein dänischer Jäger aus seiner Schanze bis auf zweihundert Schritte an die preußische 6. reitende Batterie heran; er war ein ebenso guter Schütz, wie beherzter Soldat, und verwundete sowohl Menschen wie Pferde in der Batterie.

„Endlich ward er selbst verwundet und sank schwer getroffen zu Boden; er heftete sogleich ein weißes Tuch an sein Bajonnet und winkte seinen Kameraden, ihm beizustehen; diese ließen ihn aber ruhig liegen und machten keine Miene, zu seiner Rettung herbeizueilen.

„Da erbarmten sich seiner zwei Kanoniere derselben Batterie, welche er kurz vorher beschossen hatte; diese gingen, ungeachtet des höllischen Feuers, welches die Dänen jetzt auf die Retter ihres Kameraden richteten, furchtlos vor und trugen ihren Feind auf den Armen in die Batterie, wo er die liebevollste Pflege fand.

„Ich will Dir noch eine andere Anekdote erzählen, mein Kind;

ich muß Dich durchaus ein wenig zerstreuen," sagte der Alte, Mariens Hand ergreifend.

„Die Offiziere des österreichischen Stabes hatten am Morgen des 4. Februar in der Gegend von Ober-Selk eine Recognoscirung vorzunehmen, welches keine leichte und angenehme Sache war, da die Dänischen Kanoniere bei jedem Auftauchen einer menschlichen Gestalt sofort zu feuern begannen."

„Der Artillerie-Chef, Oberstlieutenant Weiser, der um jeden Preis die Stellung für die Batterie-Anlagen ausmitteln sollte, stieg zu diesem Behufe vom Pferde, nahm das Gewehr eines gefallenen Dänen auf die Schulter und ließ auch dem Feuerwerker eben dasselbe thun.

Die vermeintliche Patrouille schien dem Feinde des Beschießens nicht werth und die Kriegslist gelang.

Vorsichtig weiter schleichend, stieß der Oberst-Lieutenant auf eine Gruppe preußischer Offiziere und diese warnten ihn, sich dem Feuer nicht so unvorsichtig auszusetzen, da die Dänen sich auf's Zielen ganz vortrefflich verständen.

Kaum war diese Warnung ausgesprochen, als eine 84-pfündige Granate zwischen ihm und den preußischen Offizieren einschlug und gleich darauf platzte.

Die Preußen hielten den Oesterreicher für verloren; als indeß der Rauch sich verzogen hatte, trat der Todtgeglaubte gravitätisch, gleich einer Erscheinung aus dem dichten Qualm hervor.

„Sie haben Recht, meine Herren, die Dänen schießen nicht schlecht," bemerkte er, ein Sprengstück der Granate zu sich steckend.

Der Knall der Explosion war aber so heftig, daß der alte Artillerist zwei Tage auf dem rechten Ohr taub blieb.

Der Alte hatte kaum geendet, als Marie plötzlich einen Angstschrei ausstieß und entsetzt auf das Fenster deutete.

„Was giebt es denn, Marie?" fragte der Alte, der ebenfalls bestürzt schien.

„Da! da!" rief das Mädchen, während sie auf das Fenster zeigte; „es war mir, als sehe ich einen Arm, welcher den Mantel wegzuziehen versuchte.

Marie hatte noch nicht ausgesprochen, als der Alte bereits am Fenster stand; er riß schnell den Mantel von demselben weg, öffnete es hastig und blickte hinaus.

Es war noch immer finstere Nacht und der Wind tobte ganz gewaltig.

Der Alte horchte aufmersam, hörte aber nichts Verdächtiges; dann holte er das Licht herbei und leuchtete hinaus, indem er die Hand vor die Flamme hielt; allein vergebens, er sah und hörte nichts und schloß daher wieder das Fenster.

„Wahrscheinlich," sagte der Alte, hat ein Windstoß Dich so heftig erschreckt und Du bist nur durch Deine Aengstlichkeit getäuscht worden; beruhige Dich, liebes Kind, es stürmt draußen gewaltig und jedenfalls wird der Wind den Mantel ein Wenig bewegt haben."

„Es war mir aber, als sähe ich Finger, welche ihn wegziehen wollten," sagte Marie, welche noch bebte.

„Ich versichere Dich, es war nichts, Marie, Du täuschtest Dich; das Fenster befindet sich wenigstens sechs Fuß von der Erde, wollte also Jemand da hinaufreichen, so müßte er ein Riese sein oder eine Leiter anlegen; Letzteres aber kann nicht der Fall sein, denn diese Leiter konnte unmöglich so schnell entfernt werden, ich eilte, als Du schriest sogleich an das Fenster und bemerkte nicht das Geringste, obwohl ich mit dem Licht hinaus- und überall umherleuchtete."

„Dann werde ich mich wohl getäuscht haben, es ist möglich, daß der Wind mir diesen Schreck bereitete; doch ich fühle das Bedürfniß nach Ruhe und möchte gern schlafen, aber immer wieder muß ich an jenen Mann mit der sanften Sprache denken, er läßt mich in der That nicht rasten," sagte Marie leise.

„Ich könnte ihm fluchen!" rief der Alte mürrisch aus; „ich fürchte, er wird Dein und des armen Heinrich Unglück bereiten; folge nicht dem Tone dieser sanften Stimme, die so verlockend klingt und doch zum Verderben ruft."

Marie antwortete nicht und auch der Alte versank in Schweigen.

Der Mann, welcher seinem Diener den Befehl gegeben hatte, den Stahl glühend zu machen, war geräuschlos in einen Stall getreten; die dunkle Farbe seines Gewandes stach von dem matten, gelblichen Blond seines starren Haares und seines Bartes gewaltig ab und gab ihm ein eigenthümliches Ansehen.

Die ziemlich hoch angebrachte Lampe beleuchtete diesen Mann vollständig und das grelle Licht zu dem dunkeln Schatten hob die scharfen Züge seines knochigen und grimmigen Gesichts immer noch mehr hervor.

Der weiße Kreis um seine fahlen Augensterne herum schien sich mehr und mehr zu vergrößern.

Einige Augenblicke herrschte die tiefste Stille; von Zeit zu Zeit blieb er an der Stallthür stehen, welche in den Hof des Wirthshauses führte und horchte aufmerksam.

Die Thür wurde endlich geöffnet und der große riesige Bediente trat gänzlich durchnäßt herein.

„Nun?" fragte der Erstere.

„Es war nicht so leicht, wie ich Anfangs glaubte; zum Glück ist es schon finster, der Wind weht stark und der Regen fällt fast in Strömen vom Himmel herab."

„Kein Argwohn?"

„Nichts, mein Herr, Sie wußten Alles ganz genau, die Thür führt in das Freie gerade unter dem Fenster des jungen Mädchens. Als ich das Pfeifen hörte, welches mir als Zeichen dienen sollte, daß es nun Zeit sei, trat ich mit einer Leiter hinaus, welche ich mitgenommen hatte, diese stellte ich an die Wand und trat darauf, mit meiner Länge von sechs Fuß gab das neun Fuß, so daß ich mich ganz bequem auf das Fenster stützen konnte; ich faßte den Fensterladen mit der einen, den Griff des Messers mit der andern Hand, zerbrach zwei Scheiben und schlug zugleich mit aller Gewalt den Laden ein."

„Und man glaubte jedenfalls, der draußen herrschende Wind sei es gewesen?"

„Ganz recht, man glaubte, der Wind sei es gewesen," wiederholte der Gefragte; „nachdem ich dies gethan, schlüpfte ich geschwind

wieder in den Gang hinein und nahm die Leiter mit mir; bald darauf hörte ich deutlich die Stimme des Alten und ich sah ein, welches Glück es für mich war, daß ich so schnell und entschlossen handelte."

„Ja, ja, als ich Dir das Zeichen gab, trat er in die Wirthshausstube, um dort zu essen; ich glaubte, er würde sich dort länger aufhalten."

„Er ist nicht der Mann, der lange beim Essen sitzt," entgegnete der riesige Kerl verächtlich; „gleich nachdem die Scheibe zerbrochen war, hörte ich, wie der Alte das Fenster hastig öffnete und seinem Hunde zurief, den er hinausspringen ließ; ich lief daher geschwind an das andere Ende des Ganges und entzog mich so der Gefahr, von dem Hunde hinter der Thür gewittert zu werden."

„Der Hund ist jetzt in den Stall gesperrt, in welchem das das Pferd des Alten steht; weiter."

„Als ich den Laden und das Fenster wieder schließen hörte, schlich ich mich aus dem Gange heraus, stellte meine Leiter wieder an und stieg noch einmal hinauf, ich zog vorsichtig an dem Fensterladen und brach diesen auch auf, allein ich sah jetzt, daß die zerbrochenen Fensterscheiben mit einem Mantel oder Pelz dicht verstopft waren; ich hörte reden, konnte aber nichts sehen; ich schob daher den Mantel, so gut es ging, bei Seite und bemerkte, daß das junge Mädchen mir gerade gegenüber auf dem Bette lag, der Alte saß an ihrer Seite und kehrte mir den Rücken zu."

„Nun und sein Gepäck? sein Gepäck? Das ist das Allerwichtigste!"

„Sein Gepäck lag am Fenster auf einem Tisch neben der Lampe, ich hätte es berühren können, wenn ich den Arm ausstreckte."

„Was hörtest Du?"

„Da Sie mir sagten, ich solle mich um nichts weiter, als um das Gepäck kümmern, so war mein Augenmerk vor Allem nur auf dieses gerichtet; und was überdem gesprochen wurde? Der Alte sagte unter Anderm: er habe in dem Packete seine Papiere, gewisse wichtige Briefe von einem Manne, der sich Friedenreich nenne, und außerdem sein Geld."

„Gut, gut, weiter!“

„Da es keine leichte Arbeit war, den Mantel gänzlich von der zerbrochenen Fensterscheibe zu entfernen, so entschlüpfte mir derselbe einmal und ich griff mit der Hand zu weit vor; dies hat jedenfalls das junge Mädchen sofort bemerkt, denn sie schrie plötzlich laut auf und deutete angstvoll auf das Fenster hin.“

„Einfaltspinsel, so ist also der Plan verfehlt!“ rief der Herr bleich vor Zorn.

„Warten Sie nur, nein, nein, es ist nichts verloren, als ich den Schrei hörte, sprang ich schnell von der Leiter herunter und begab mich wieder eiligst in den Gang; da der Hund nicht mehr da war, ließ ich die Thür halb offen; ich hörte, daß das Fenster wiederum schnell geöffnet wurde und bemerkte zugleich, daß der Alte mit einer Lampe hinausleuchtete; er leuchtete nach allen Seiten hin, bemerkte indeß Niemand und konnte auch keine Leiter entdecken.“

„Er wird jedenfalls angenommen haben, der Wind sei es gewesen, wie das erste Mal; Du bist nicht so ungeschickt, wie ich bisher glaubte.“

„Der Wolf ist zum Fuchs geworden, wie Sie sagten,“ versetzte der Angeredete mit unangenehmen Lächeln; „nachdem ich nun gesehen, an welchem Orte das Gepäck mit dem Gelde und den Papieren liegt und da ich vor der Hand nicht weiß, was ich weiter thun könnte, so kam ich hierher und bin zur Vollziehung neuer Befehle bereit.“

„Gehe hinauf und hole mir die eschene Lanze, die längste, die Du findest.“

„Ja, Herr.“

„Und die weiße Decke.“

„Ja, Herr.“

„Gehe.“

Der Angeredete stieg bald darauf eine leiterartige Treppe hinan, blieb in der Mitte stehen und sagte:

„Sie werden sehen, man wird mir Alles in die Schuhe schieben.“

„Die Lanze und die Decke,“ wiederholte der Herr in einem gebieterischen Tone.

Während der Diener vor sich hinfluchte und den erhaltenen Befehl ausführte, öffnete der Herr leise die Fallthür, sah in den Hof hinaus und horchte.

„Da ist die Lanze und die Decke,“ sagte der Diener, als er mit diesen beiden Gegenständen wieder anlangte, „was soll ich nun thun?“

„Du begiebst Dich wieder in den gewölbten Gang, steige noch einmal zum Fenster hinauf und wenn der Alte schnell das Zimmer verläßt —“

„Warum sollte der Alte das Zimmer verlassen?“ unterbrach ihn der Diener.

„Er wird hinausgehen, frage nicht darnach, was kümmert das Dich?“

„Nun, und was soll geschehen?“

„Die Lampe steht nahe am Fenster,“ sagtest Du.

„Ganz nahe auf einem Tisch und neben derselben liegt das wichtige Gepäck.“

„Sobald also der Alte das Zimmer verlassen hat, stößt Du das Fenster auf, wirfst die Lampe um, und wenn Du das Uebrige schnell und geschickt ausführst, so sind die zehn Gulden Dein; Du weißt doch nun Alles.“

„Ja, Herr.“

„Das Mädchen wird über den Lärm und das plötzlich sie umgebende Dunkel heftig erschrecken und vor Furcht keinen Laut hervorbringen können.“

„Ganz unbesorgt, der Wolf ist Fuchs geworden, er wird auch eine Schlange werden.“

„Das ist noch nicht genug.“

„Was noch weiter?“

„Das Dach des Stalles ist nicht hoch, so daß man mit Leichtigkeit sich auf dasselbe hinaufschwingen kann, die Nacht ist finster und statt durch die Thür zu kommen —“

„Könnte ich durch das Bodenfenster steigen,“ fiel ihm der Diener schnell in's Wort.

„Ohne jedes Geräusch, wie eine Schlange,“ versicherte der Mann und eilte hinaus.

„Ja, ja,“ sagte der Zurückgebliebene nach einer Pause, „alle diese Mittel sind sicher, ich brauche nicht zu zögern, ich bin ja nur ein blindes Werkzeug und kenne die Beweggründe der Befehle nicht, welche ich erhielt; aber nach den Empfehlungen, welche dabei sind, und nach der Stellung dessen, der sie mir gegeben hat, handelt es sich um wichtige Interessen, dies ist ohne Zweifel der Fall.“

„Gewiß um wichtige Interessen,“ setzte er nach einer neuen Pause hinzu, „die mit dem Größten und Erhabendsten in dieser Welt in Verbindung stehen. Wie aber ist es möglich?“ fragte er sich, „daß dieser armselige Mensch und dieses Mädchen, die fast eine Bettlerin scheint, solche Interessen vertreten können? Doch gleichviel,“ setzte er demüthig hinzu, „ich bin der Arm, welcher handelt, der Kopf, welcher denkt und befiehlt, mag die Verantwortlichkeit übernehmen.“

Einige Augenblicke später ging er an die Ausführung seines Werkes; er nahm die Decke mit sich und schritt nach dem kleinen Stalle, in welchem der Schimmel des alten Mannes stand; die schlecht verschlossene Thür war bald eingeklinkt.

Beim Anblick eines Fremden, stürzte sich jetzt Nimrod, der sich in dem Stalle befand, demselben entgegen, doch seine Zähne trafen die Lanzenspitze, welche der Eingetretene in der Hand hielt, so daß er zurückprallte.

Nichts destoweniger ließ sich das brave Thier abhalten; mit blutendem Rachen wiederholte er seinen Angriff, bald war die Lanze den Händen seines Gegners entrissen und nun fiel der Hund mit grimmiger Wuth über den Fremden her.

Dieser achtete indeß die Bisse nicht, sondern nahm den Schimmel an der Halfter, warf ihm die Decke über den Kopf, damit er nicht sehen konnte, führte ihn aus dem Stalle und brachte ihn in den Raum, welchen er kurz zuvor verlassen hatte.

Marie hatte sich vergebens bemüht, einzuschlafen und auch der alte Mann war dem Schlummer noch nicht verfallen.

Plötzlich vernahm man einen ungewöhnlichen, klagenden Ton.

Der alte Mann horchte aufmerksam und sprang erbleichend von seinem Stuhle auf.

„Das ist mein Schimmel!" rief er erschreckt aus, „was thut man meinem armen Thiere?"

Dann riß er die Thür auf und stürzte in wilder Hast die Treppe hinunter.

Marie war über das plötzliche Davoneilen des alten Mannes so heftig erschrocken, daß sie eine große Hand nicht bemerkte, welche durch die zerbrochene Fensterscheibe hineingriff, den Wirbel des Fensterflügels aufdrehte und dann die Lampe umstieß, welche auf dem Tische stand, auf welchem das Gepäck des alten Mannes lag.

Marie befand sich jetzt in völliger Finsterniß und vermochte vor Angst keinen Laut hervorzubringen.

Kaum in dem Stalle angelangt, gewahrte der Alte, daß sein Schimmel geblendet war, eine noch glühende Eisenstange lag neben ihm und das arme Thier war blutend und verzweiflungsvoll zu Boden gestreckt.

„Mein armes Pferd! Mein armes Pferd!" rief der Alte mit klagender Stimme, „wer hat das gethan?"

Er tobte und fluchte, allein Niemand war zur Stelle, der ihn hörte.

Endlich zeigte sich hier und da Licht an den Fenstern, welche eilig aufgerissen wurden, die Kellner und Hausknechte erschienen sämmtlich mit Laternen auf dem Hofe, umringten den Alten und fragten ihn, was geschehen sei.

„Mein Pferd, mein armes Pferd ist geblendet worden!" rief der Alte traurig aus.

Er blickte noch einmal nach dem Thiere, aber dieses rührte sich nicht mehr, es war todt. Der alte Mann blieb bei dem Anblick des todten Thieres unbeweglich stehen und sein rauhes Gesicht drückte den tiefsten Schmerz aus; dann kniete er nieder, hob den Kopf des

Thieres empor und als er sah, daß es regungslos blieb, vermochte er einen Ausruf des Schmerzes nicht zu unterdrücken.

Das Instrument, mit welchem das Thier geblendet worden war, mußte jedenfalls vergiftet gewesen sein.

Der Alte hatte endlich seinen Zorn vergessen und dachte nicht an die traurigen Folgen dieses Ereignisses, welches für das Wohl Mariens so nachtheilig werden mußte, da sie nun ihre Reise nicht fortsetzen konnte; er dachte nur an den schrecklichen Tod seines armen alten Pferdes, das so oft seine Strapazen ruhig und geduldig ertragen und mit ihm getheilt hatte.

Dieses Gefühl sprach sich so deutlich und so ergreifend in den Zügen des Alten aus, daß der Wirth und dessen Leute beim Anblick des greisen Mannes, welcher still neben seinem todten Pferde kniete, einen Augenblick Mitleid empfanden.

In demselben Augenblick erschien auch der Bewohner jener Dachstube.

„Schurke, Du sollst mir für den Tod meines Pferdes stehen!" schrie der Alte und sein Gesicht drückte nicht mehr Bedauern, sondern die größte Wuth aus, seine Augen funkelten und wie ein Rasender stürzte er sich auf den Menschen.

Er packte ihn mit einer Hand an der Kehle und versetzte ihm mit der andern fünf bis sechs Fausthiebe auf die Brust, die dem Ueberfallenen indeß wenig Schaden zufügten.

Es entspann sich ein grimmiger Kampf und erst nach einigen Augenblicken war es den Anwesenden möglich geworden, die beiden Gegner von einander zu trennen.

Der Angegriffene war bleich vor Wuth und wären die Anderen nicht zeitig genug hinzugesprungen, er hätte sicher die Lanze ergriffen und mit dieser den Alten durchbohrt.

„Es ist doch eine Sünde und eine Schande," sagte der Wirth zu dem Alten, der voller Verzweiflung beide Fäuste auf seine kahle Stirn drückte; „erst haben Sie dem würdigen Manne das Thier zu Grunde gerichtet," fuhr der Wirth zu dem Kerle gewendet fort, „und nun wollen Sie ihn auch noch erschlagen? Ist es recht, daß sich ein alter Mann mit grauem Kopfe so beträgt? Soll ich die Polizei herbeirufen? Am Abend betrugen Sie sich weit besser in der Gast-

stube und hätte ich vorausgesehen, was Sie in meinem Hause beginnen wollten, so würde ich Sie wahrlich nicht aufgenommen haben.

Diese Worte brachten den alten Mann wieder zu sich selbst und er bereute jetzt seine Heftigkeit um so mehr, als diese ihn als Fremden in noch größere Verlegenheit bringen konnte.

Um jeden Preis mußte er Ersatz für sein Pferd erhalten, damit er die Reise fortsetzen konnte, deren Erfolg durch eine Verzögerung um einen einzigen Tag gefährdet werden mußte; daher that er sich Gewalt an und suchte sich zu beherrschen.

„Sie haben Recht," sagte der Kerl, „ich bin zu hitzig gewesen, ich konnte mich nicht sogleich fassen."

„Ist aber dieser Mann nicht verantwortlich für den Verlust meines Pferdes? Entscheiden Sie darüber," versetzte der Alte.

„Wenn ich entscheiden soll, so muß ich Ihnen sagen, daß ich Ihrer Meinung bin, der Mann muß Ihnen auf alle Fälle das Pferd ersetzen."

Trennen wir uns vorläufig von dem alten Manne, um zu Marie zurückzukehren.

Diese befand sich, wie wir bereits wissen, in Finsterniß, als plötzlich ein großer Kerl zu ihr ins Zimmer trat, von dem sie sich ergriffen fühlte, und noch ehe sie einen Laut auszustoßen vermochte, ward sie hinausgeschleppt; hier nahm sie ein bereit gehaltener dicht verschlossener Wagen auf, dieser setzte sich sofort in Bewegung und fuhr mit ihr im schnellen Trabe davon.

Eine Neuigkeit zum Entsetzen.

Zwei Tage später gelangte Marie nach Wien; der Wagen fuhr durch eine Menge von Straßen, bis man endlich vor einem Gasthofe anhielt, wo man ausstieg; sie wurde zunächst in ein Zimmer geführt, welches man sorgfältig verschloß.

Ohngefähr zwei Stunden mochten verflossen sein, als plötzlich ein hoch gewachsener Mann in der Tracht eines Geistlichen bei ihr eintrat.

Als sie diesen Mann erblickte, bemächtigten sich ihrer die seltsamsten Gefühle.

„Sei gesegnet, meine Tochter, im Namen des Herrn," redete er sie in tiefem, aber wohlklingendem Tone an; „Gott sei gelobt, daß Du alle Gefahren überstanden und endlich in diese Stadt gelangt bist, wo Du mit des Herrn Hülfe das Glück finden wirst, das Dir beschieden ist."

„Ich suche nur ein einziges Glück, mein Herr; aber wer sind Sie?" fragte Marie; „bevor ich mich mit Ihnen in ein Gespräch näher einlassen kann, bitte ich Sie um Aufklärung über Alles, was mir widerfahren; ein alter Freund hat mich bisher begleitet, unterwegs wurde ich gewaltsam von ihm getrennt; man hat mich entführt und mich hierher gebracht."

„Dies Alles geschah nur zu Deinem Glück, meine Tochter."

„Aber, mein Herr, Sie sprechen stets von Glück, während ich bisher vom Unglück verfolgt wurde; unmöglich kann ich auf ein Glück hoffen, wo so viel Unheil vorhergegangen."

„Unheil?"

„Ja, nichts als Unheil; der Alte, der mich begleitete, war edel und brav und kam von einem aufrichtigen und theuren Freunde, von einem zweiten Vater, von ihm hat man mich gerissen, und was mag aus ihm geworden sein?"

„Kümmere Dich nicht um ihn, meine Tochter, sondern sei auf Dich selbst bedacht."

Marie weinte heftig und war längere Zeit des Sprechens nicht fähig.

Der Priester hatte ihre Hand ergriffen und tröstete sie, so weit es eben in seinen Kräften stand, aber Marie achtete nicht auf seine Worte.

„Sage mir, meine Tochter," fuhr der Priester fort, „ist Dir auf Deiner Reise ein junger Mann begegnet, der mit Dir von Gottes Wort gesprochen?"

„Ja," entgegnete Marie, „mein alter Freund warnte mich vor

ihm, und in der That, ich bereue es, daß ich mich mit ihm in ein Gespräch einließ; er hat mit mir über Dinge gesprochen, die mich verwirrt gemacht haben; er gab meiner Seele eine ganz andere Richtung und wäre ich abergläubisch, so würde ich annehmen, der Mann hat mich bezaubert, denn, wo ich mich auch befinden mag, ich bin gezwungen, unausgesetzt an ihn zu denken, an die Worte, die er sprach, an die himmlischen Bilder und Verheißungen; nie, nie hat sich meine Phantasie mit dergleichen beschäftigt, während jetzt unausgesetzt bald ein Engel, bald andere himmlische Erscheinungen an meiner Seele vorüber schweben; ich muß Ihnen offen bekennen, mein Herr, Sie erschrecken mich mehr, als daß Sie mich beruhigen."

„Es wird anders werden, mein Kind, sei ohne Sorge, vertraue uns und Du wirst glücklich sein."

„Noch haben Sie mir aber keinen Aufschluß über den Verbleib des alten Mannes gegeben, Sie müssen Näheres darüber wissen, denn ohne Zweifel sind Sie in diese Intriguen verwickelt."

„Nenne nicht das, was als eine heilige Mission angesehen zu werden verdient, Intrigue; gräme Dich nicht um den alten Mann, Du wirst ihn wiedersehen; es handelte sich nur darum, Dich von ihm zu trennen, und dies ist vor Allem nöthig, wenn Du glücklich werden sollst; ich weiß es, meine Tochter, Du liebst einen jungen Mann."

Marie blickte ihn überrascht und verwundert an, als er diese Worte sprach.

„Ja, ja, ich weiß es," fuhr der Geistliche fort, „der Mann, den Du liebst, ist in dänischen Diensten gewesen und weilt gegenwärtig in der Nähe von Prag; Du warst auf dem Wege dahin, aber Du mußt in Wien bleiben, wo Deine Gegenwart unumgänglich nöthig ist."

„O nein, o nein!" rief Marie, „lassen Sie mich dorthin, wo ich ihn finde."

„Er verweilt auf dem Schlosse Szerski."

„Mein Gott, in der That, Sie wissen Alles!" schrie Marie, heftig erschreckt.

„Alles," wiederholte der Priester, „und es bedarf nur einiger

Zeilen von Dir, so wird Heinrich Rothenfelser in wenigen Tagen hier eintreffen."

Marie ließ sich wirklich verleiten und schrieb jetzt jenen Brief, welchen Heinrich auf Schloß Szerski empfing und in Folge dessen derselbe sich nach Wien begab.

Einige Stunden später befand sich Marie in dem Hause ihrer Mutter und war nicht wenig bestürzt, als sie sich wieder Frau Lerchner gegenübersah; zugleich fesselte sie eine ungewöhnliche Ueberraschung, als sie die sämmtlichen Gemächer durchschritt.

Frau Lerchner war, man konnte dies mit Recht sagen, fürstlich eingerichtet.

Marie, welche der Glanz fast blendete, wagte es nicht, eine Frage an sie zu richten; sie schwieg, ihr Herz war betrübt und ihr Geist weilte auf Schloß Szerski.

Das düstere und geheimnißvolle Treiben war wohl geeignet, das junge Mädchen nachdenkend und furchtsam zu stimmen; sie wußte nur zu gut, daß ihre Mutter geheime Verbindungen hatte und fürchtete sich daher vor ihr; Letztere kam ihr indeß so freundlich und liebevoll entgegen, sie benahm sich so herzlich zu ihr, daß ihre Furcht nach und nach zu schwinden begann.

Marie hatte Grund genug, ihrer Mutter zu mißtrauen und ließ sich daher niemals von ihrer Güte blenden.

Die Priester jedoch, welche in dem Hause aus- und eingingen, boten ihren ganzen Einfluß auf umd sehr bald war das junge Mädchen ein Opfer der Priesterränke geworden.

Welchen Plan man in Bezug auf sie hatte, werden wir bald erfahren.

Man predigte ihr ununterbrochen von den Lehren der katholischen Kirche, zu welcher die Mutter bereits übergetreten war und strebte darnach, auch sie zur Entsagung des evangelischen Glaubens zu veranlassen.

Dies war aber eiu äußerst schwieriges Werk, nicht so leicht sollte es den Jesuiten werden, das junge Mädchen zur Renegatin zu machen.

Wochen waren vergangen; Heinrich, welchen Marie täglich und stündlich erwartete, war noch immer nicht erschienen, und obgleich sie

ihre Mutter unaufhörlich mit Fragen bestürmte, Niemand gab ihr Auskunft.

Endlich erschien eines Tages Pater Severus, den wir bereits schon kennen lernten und welcher ebenfalls einer der häufigsten Gäste in dem Hause der Frau Lerchner war.

„Meine liebe Tochter,“ nahm dieser mit gleißnerischer Stimme das Wort, „ich habe Dir heut eine Neuigkeit mitzutheilen.“

„Und welche wäre diese?“ fragte Marie überrascht und mit pochendem Herzen.

„Sie betrifft den jungen Mann, den Du zu lieben wähnst, meine Tochter,“ versetzte der Priester ernst.

„Heinrich Rothenfelser?“ fragte Marie hastig, „ihn wähne ich nicht zu lieben, ihn liebe ich über Alles.“

„Gleichviel, aber höre, meine Tochter, er ist Deiner unwürdig und Du mußt ihm daher entsagen, entsagen auf ewig.“

„Wie, ich sollte Heinrich entsagen?“ rief das Mädchen entsetzt aus, „nein, nimmermehr.“

„Und wenn ich Dir nun sage, daß er ein Verbrecher geworden, was dann?“

„Heinrich ein Verbrecher?“ rief Marie fast athemlos.

„Ja, meine Tochter, der Mensch ist schwach; Heinrich Rothenfelser ist ja auch nur ein Mensch, er war nicht nur leichtsinnig, sondern entartete bis zur Gemeinheit und zum Betrug.“

„Herr Priester, verleumden Sie nicht die Unschuld!“ rief Marie, über deren bleiche Wangen eine dunkle Gluth des Zornes sich verbreitet hatte; „ich fordere Beweise,“ setzte sie hinzu.

„Ja, meine Tochter, die Beweise sollen Dir sogleich werden.“

Mit diesen Worten zog der Priester ein Zeitungsblatt hervor und übergab es Marie.

Es war dies die Wiener „Presse“.

Marie entfaltete das Blatt und der Priester deutete auf folgende Stelle in derselben:

„In unsern aristokratischen Kreisen hat vor einiger Zeit ein Herr Rothenfelser seltsame Epoche gemacht, indem sich derselbe für einen Baron von Steinhausen ausgab, während er ein weggejagter dänischer Lieutenant ist; er hat hohe

Damen compromittirt und ist zuletzt Schulden halber auf- und davongelaufen; hoffentlich wird es der Polizei, welche ihn vielfacher Betrügereien wegen verfolgt, bald gelingen, den Verbrecher zu entdecken und in Gewahrsam zu bringen."

Marie war bleich und sprachlos, das Blatt entsank ihren zitternden Händen und sie wäre sicher zusammen gesunken, hätte der Priester sie nicht unterstützt.

„Das ist eine Neuigkeit zum Entsetzen," sagte sie endlich mit tonloser Stimme.

„In der That eine Neuigkeit zum Entsetzen," wiederholte der Priester.

„O Gott, wie mein Kopf brennt!" rief Marie verzweifelt aus; „alle meine Sinne verwirren sich! Wie ist es möglich, Heinrich? Konntest Du wirklich so tief herabsinken?"

„Du siehst, meine Tochter, ich hatte Recht, indem ich behauptete, er ist Deiner unwürdig; nicht nur, daß er Dich vergessen, konnte er zum niedrigsten Betrüger sich herabwürdigen; er suchte sich unter falschem Namen in die höchsten Kreise der Aristokratie einzuschleichen, um einer Baronin den Hof zu machen und diese ihres unermeßlichen Vermögens wegen zu heirathen; Du warst ihm ganz Nebensache, er wollte mit Dir tändeln, aber wahre und aufrichtige Liebe war seinem Herzen fremd; ich hoffe nun, Du wirst ferner nicht mehr an ihn denken."

„Nein, ich will ihn vergessen," sagte Marie, „ich bin betrogen und getäuscht worden; dennoch aber muß ich um ihn weinen."

„Weine nicht, mein Kind, er ist Deiner Thränen nicht werth, ich will Dir noch mehr Aufklärung geben; siehe, in meinen Händen befindet sich ein Brief von einer Frau Gräfin Warben, lies ihn, Du mußt Alles wissen, um Grund genug zu haben, den Elenden auf ewig aus Deinem Herzen zu verbannen.

Mit diesen Worten übergab er Marie ein Schreiben.

Letztere durchflog mit einer gewissen Ungeduld den Inhalt und sank mit dem Ausruf: „Gott, wie konnte ich so blind sein!" bewußtlos zusammen.

Einige Tage später hatte sich Marie völlig gefaßt, sie dachte

nicht mehr an Heinrich und eine gewisse Resignation war an die Stelle der Verzweiflung getreten.

Es wird nun nöthig sein, über die Erfahrungen, welche Heinrich in Wien gemacht hatte, Aufklärung zu geben. Gleich nachdem, als er in Folge des von Marie erhaltenen Briefes dort eintraf, begab er sich in das von dieser ihm näher bezeichnete Haus.

Zu seinem nicht geringen Entsetzen aber fand er diese nicht, sondern statt ihrer erschien ein hochgewachsener Mann, welcher ihm ziemlich finster entgegen trat.

„Was wünschen Sie?“ redete er ihn in strengem und unfreundlichem Tone an.

„Mein Herr, ich bin im höchsten Grade überrascht, ich hoffte von einer mir nahe stehenden Person empfangen zu werden und finde statt ihrer einen unfreundlichen und unhöflichen Priester, was hat dies zu bedeuten?“

„Obgleich Ihr Betragen, mein Herr, mir gegenüber ein höchst sonderbares ist, will ich Ihnen dennoch nicht zürnen, denn Demuth ist ja die erste Tugend eines Dieners des Herrn; aber wenn ich fragen darf, wen suchen Sie eigentlich hier?“

„Ein Fräulein Marie Lerchner, welche hier bei einer Madame Blumenschild wohnen soll.“

Ein dämonisches Lächeln umschwebte die Lippen des Priesters.

„Mein Herr, Sie suchen die Hölle da, wo der Himmel wohnt,“ erwiderte er.

„Was soll das heißen?“ rief Heinrich bestürzt, „diese Worte vermag ich mir nicht zu erklären.“

„Ich frage Sie, steht die Dame, welche Sie suchen, vielleicht in näherer Beziehung zu Ihnen, ist sie etwa Ihre Braut?“

„Ich fühle mich nicht veranlaßt, diese Frage der Wahrheit gemäß zu beantworten,“ versetzte Heinrich.

„Hm, hm!“ sagte der Priester, „es ist auch nicht meine Sache, mich um dergleichen Verhältnisse zu bekümmern, allein es leiten mich

Gründe, eine solche Frage an Sie zu richten: die Dame, welche Sie suchen, ist eine Dirne und hat sich mit einem Baron auf- und davon gemacht; suchen Sie sie vorläufig in Schönbrunn, und ist es Ihnen nicht möglich, sie dort zu finden, so bleibt Ihnen natürlich nichts weiter übrig, als weiter zu gehen, vielleicht gelingt es Ihnen, sie in Triest oder jenseits des Meeres zu finden. Madame Blumenschild ist ein gemeines und nichtswürdiges Weib, bei der die junge Dame jedenfalls nur durch einen unglücklichen Zufall eine Zufluchtsstätte zu suchen gezwungen war; ich hatte öfter Gelegenheit, das junge Mädchen zu sehen, sie machte auf mich den Eindruck größter Bescheidenheit, und um so mehr mußte es mich daher in Staunen und Verwunderung setzen, als ich sie eines Tages mit einem jungen Fant, wie es schien aus der höheren Gesellschaft, lachend und coquettirend über die Straße gehen sah; ihr ganzes Wesen war ein anderes, ein auffälliges, sie lachte laut und lenkte dadurch Aller Blicke auf sich."

„Mein Herr," rief Heinrich entrüstet aus, „wären Sie nicht ein Priester, so sollten Sie mir für die Beleidigungen einer anständigen Dame Genugthuung geben."

In den Zügen des Dieners des Herrn war deutlich das Gefühl der Freude zu lesen.

„Bemühen Sie sich nach dem Polizei-Gebäude, dort wird man Ihnen nähere Auskunft geben," sagte er, „ich versichere Sie bei meiner Ehre, daß ich Ihnen die Wahrheit sagte, erkundigen Sie sich hier in den Nachbarhäusern, wenden Sie sich an wen sie wollen, Sie werden von einem Jeden das Gleiche erfahren."

„Seit wann hat die junge Dame Wien verlassen?" fragte Heinrich bestürzt.

„Seit vier Tagen."

„Dies ist unmöglich, sie hat ja an mich geschrieben," versetzte Heinrich verwirrt.

„Das kann schon sein, mein Herr, aber was soll das beweisen?"

„Ehrwürden!" rief Heinrich, „ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen heilig ist, Sie tragen das Gewand eines Geistlichen, sagen Sie mir die Wahrheit, verhält sich Alles so, wie Sie mir mittheilten?"

„Genau so, mein Herr; was könnte mich dazu veranlassen, Ihnen, einem Manne, der mir zum ersten Male erscheint, mit dem ich in keinerlei Beziehung stehe und der mir durchaus nicht feindlich gesinnt sein kann, eine solche Kunde mitzutheilen, wenn es sich nicht streng der Wahrheit gemäß so verhielte? Es scheint mir aber, als seien Sie sehr betrübt, jedenfalls war die junge Dame Ihre Braut."

„Es ist so," versetzte Heinrich dumpf; „ich will mich aber bemühen, die Unwürdige zu vergessen."

„Thun Sie das, dieses Mädchen verdient nicht, von einem Ehrenmanne geliebt zu werden."

Der Priester lud Heinrich jetzt ein, näher zu treten, welcher Aufforderung Heinrich auch folgte; sie saßen wohl noch eine Stunde lang bei einander und der Priester lieferte ihm hier in der That die sprechendsten Beweise, daß Alles, was er in Bezug auf Marie gesagt hatte, keine Verleumdung, sondern die Wahrheit war.

Verzweifelt und verwirrt stürzte Heinrich hierauf aus dem Hause und begegnete in einer der nächsten Straßen dem Grafen Blöckström, der, wie wir wissen, ein Geschöpf der Jesuiten war.

Nun erst wird es uns klar, warum Heinrich Marie vergessen konnte, und wir haben erfahren, was er während dessen Alles gethan; er hatte sich in ein Verhältniß mit der Baronin eingelassen, man hatte seinen wahren Stand entdeckt, und so sah er sich gezwungen, Wien zu verlassen, um allen Unannehmlichkeiten, allen Beschimpfungen zu entgehen; außerdem sahen wir, daß er, nachdem er von der Baronin geschieden war, noch einmal die sämmtlichen Briefe Mariens durchflog und sich mit tiefem Schmerze an diese erinnerte.

Plötzlich stieg in ihm der Gedanke an die Möglichkeit auf, daß er vielleicht doch getäuscht worden sei; noch einmal begab er sich deshalb in das Haus jenes Priesters, hier wurde ihm bestätigt, was er schon früher erfahren hatte und wir kennen somit nun den Grund, weshalb er mit thränenvollem Blick jenes Haus verließ, welches er kurz nach der Trennung von der Baronin betreten hatte.

Wir verließen ihn, als ein Priester ihm angeblich im Auftrage Friedenreichs besucht hatte, und als in demselben Augenblicke ein Briefträger bei ihm eintrat.

Heinrich ersah sehr bald aus der ihm überbrachten Kunde

Gegentheil von dem, was der Geistliche ihm sagte und wir wissen, daß er ihn mit Verachtung von sich wies.

Noch an demselben Tage beabsichtigte Heinrich, Wien zu verlassen; bevor er indeß seinen Vorsatz ausführte, begab er sich noch einmal zur Baronin.

„Melden Sie mich sofort," sagte er kurz und gebietend zu einem Diener, welcher sich in dem Vorsaale befand, „ich muß mit der Frau Baronin sprechen."

„Aber die gnädige Frau ist unwohl, mein Herr, und empfängt daher Niemand."

„Ich muß sie sprechen, hier ist meine Karte, melden Sie mich augenblicklich."

Der Diener warf bald einen Blick auf die Karte, bald auf Heinrich und zögerte, denn er erkannte diesen und wußte, daß er ihn nicht verlassen durfte.

„Ich werde die Karte später abgeben," sagte er, „fragen Sie morgen wieder an, vielleicht findet sich dann die gnädige Frau bereit, Sie zu empfangen; sie ist in ihrem Boudoir und hat mir ausdrücklich geboten, Jedermann abzuweisen."

„Sie werden mich melden und zwar sogleich!" rief Heinrich in heftigem Tone, „ich muß die Baronin sprechen, ich habe ihr Dinge von größter Wichtigkeit, hören Sie, von höchster Wichtigkeit mitzutheilen, welche nicht den kleinsten Aufschub erleiden können; ich bin ein Abgesandter ihres ungarischen Agenten und ich bin überzeugt, die gnädige Frau handelt ganz in ihrem Interesse, wenn sie mich heute empfängt."

Der Diener ging, während Heinrich erwartungsvoll und mit hochklopfendem Herzen in dem Vorsaal allein blieb; die kommenden Minuten waren für ihn von hoher Bedeutung.

Er beschäftigte sich mit seinen Gedanken und ein Gefühl von Bitterkeit zog durch seine Brust, wenn er daran dachte, in welcher Weise er sonst empfangen wurde.

Wie ungeduldig hatte ihn diese Frau stets erwartet, unangemeldet durfte er bei ihr eintreten und so oft er kam, immer war er ein ersehnter und willkommener Gast.

Jetzt mußte er sich den Eintritt erschleichen und er wurde gehaßt, während er sich einst heiß geliebt währte.

Inzwischen kehrte der Diener zurück und bat ihn, sich in den kleinen Salon zu begeben, in welchem die Frau Baronin sogleich erscheinen würde; er öffnete die breite Flügelthür und ließ Heinrich allein.

Letzterem schien es jetzt, als sei er in eine Gruft getreten; in diesem Salon hatte er einst so schöne Stunden verlebt, hier stand der Divan, auf welchem er so oft neben der Baronin gesessen, während sie von einer schönen Zukunft träumten; aus diesen hohen Spiegeln hatte ihm ihr schönes Antlitz zauberisch vervielfältigt zugelächelt; diese Mauern hatten ihr Händedrücken gesehen, die Liebesschwüre belauscht, welche ihr schöner Mund aussprach, und nun, welche Kluft gähnte zwischen sonst und jetzt!

An der Wand hing ihr Bild in Lebensgröße; sie war im Reitgewande gemalt; ihre Rechte ruhte auf dem Kopfe eines großen grauen Windspiels, ihres Lieblings, das mit klugen Augen zu ihr empor sah.

Wenngleich diese Situation für das Gemälde einer Dame unpoetisch und unweiblich erschien — denn was hat im Grunde genommen eine Dame mit einem Pferde und Hunde zu thun — so betrachtete es Heinrich dennoch, obwohl er Aehnliches empfand, mit einer gewissen Wehmuth, und wäre sie in diesem Augenblicke in den Saal getreten, er hätte kaum die Kraft gefunden, ihr mit Stolz entgegen zu treten.

Er hätte ohne Zweifel sofort vergessen, was er gelitten, vergessen ihren Hohn, ihre Verachtung und jene giftigen Worte, welche in der Stunde des Abschieds sein Herz wie mit Dolchstichen durchbohrte.

Allein schon in der nächsten Minute stieg die Erinnerung daran in seiner Brust auf und krampfhaft drückte er die Faust auf das heftig klopfende Herz.

Ja, diese hochgeschwungenen Brauen, diese feinen stets lächelnden Lippen, dieses geistreiche Auge gaben dem Gesicht einen stolzen, echt aristokratischen Ausdruck; aber in diesen Zügen wohnte keine Seele, kein Herz; sie glichen dem Chimborasso, der, von den Strah-

len der Sonne beleuchtet, weithin glänzt, dessen Eis aber nie schmilzt, nie aufthaut.

Ein leichter Fußtritt in dem angrenzenden Gemach riß ihn aus seinen Betrachtungen; er richtete sich stolz empor und waffnete sein Herz mit aller Bitterkeit und allen schmerzlichen, demüthigenden Erinnerungen.

Die Baronin trat ein und ging langsam einige Schritte auf ihn zu; plötzlich blieb sie stehen und erblaßte.

„Heinrich!" stotterte sie mühsam.

Sie hatte diesen offenbar nicht erwartet, denn der Diener meldete ihr nicht den Namen, sondern überreichte ihr nur die Karte, auf welche sie jetzt erst einen flüchtigen Blick geworfen.

„Ja, gnädige Frau," sagte Heinrich, indem er sich ihr näherte, „es ist Heinrich, der verstoßene und verhöhnte Heinrich, welcher Ihnen jetzt wieder gegenübersteht, um sich die Gunst einer Unterredung, die Sie ihm ohne Zweifel verweigert hätten, erschleichen mußte."

Die Baronin zitterte an allen Gliedern, die fürchterlichsten Gefühle begannen in ihr zu kämpfen, und sie wäre sicher zu Boden gesunken, hätte nicht ein Lehnstuhl, der neben ihr stand, ihr eine Stütze geboten.

Heinrich entging der Zustand der Erschöpfung nicht, in welchem sich die Baronin befand.

„Sie waren krank, gnädige Frau," sagte er, „und scheinen sich wohl noch nicht recht erholt zu haben! Es ist daher rathsam, daß Sie sich ein wenig niederlassen."

Fanny war verwirrt; das plötzliche Erscheinen des Gehaßten hatte ihre Kräfte in so hohem Grade gelähmt, daß sie sich nicht zu fassen vermochte.

„Mein Herr," stammelte sie, „welche Kühnheit, mich so zu über raschen und in Schrecken zu setzen! Wollen Sie mich tödten? Genügt es Ihnen nicht, daß Sie schon einmal den Dolch in meine Brust stießen?"

„Fanny," sagte Heinrich mit sanfter Stimme, „keine Vorwürfe, ich habe solche nicht verdient; ich habe Sie treu und aufrichtig geliebt, ich hätte Ihnen eine Welt opfern können! War es meine

Schuld, daß Sie sich mit der Angst eines Ertrinkenden an Ihre lächerlichen und thörichten Standesvorurtheile klammerten und ein treues, liebendes Herz mit Hohn und Stolz von sich stießen?“

Die Baronin brach in ein krampfhaftes Gelächter aus, hinter welchem sie ihre stets wachsende Verlegenheit vergebens zu verbergen suchte.

„Aber, mein Herr,“ rief sie, „Sie sind wahrlich komisch mit Ihren Ideen à la Werther, Georges Sand scheint Ihnen mit Ihrer Valentine den Kopf verdreht zu haben.“

Heinrich warf ihr einen kalten, vorwurfsvollen Blick zu, der sie erbeben machte.

„Gnädige Frau,“ sagte er, „mein Erscheinen sollte auf Sie eigentlich eine andere Meinung hervorbringen, als eine komische.“

„Sie haben Recht, mein Herr,“ entgegnete die Baronin, „es ist Haß, Ekel, Verachtung, was ich empfinde, wenn ich Sie vor mir sehe.“

„Schon einmal äußerten Sie in einer verhängnißvollen Stunde Ihre Gefühle gegen mich,“ versetzte Heinrich ruhig, auch sein Inneres fühlte sich empört, „ersparen Sie sich und mir die Wiederholung einer unangenehmen Scene; noch vor wenigen Augenblicken war ich der Thor, an Ihr Herz zu glauben und Sie zu entschuldigen; ich habe mich getäuscht und bekenne es ohne Erröthen, denn ein solcher Irrthum ehrt mich.“

Die Baronin hatte sich gesammelt und ihre ganze geistige Kraft aufgeboten, um dem Gehaßten gegenüber eine Kälte zur Schau zu tragen, welche sonst ihrem Herzen fremd war; sie sah eine neue Katastrophe voraus und wollte sich gegen dieselbe waffnen.

„Nun denn, mein Herr,“ nahm sie stolz und mit verächtlicher Miene das Wort, „wenn Sie an meinem Herzen zweifelten, was konnte Sie denn zu einem so aufdringlichen Besuche bewegen, der jedenfalls keinen andern Zweck hat, als den, meine Verzeihung zu erbitten.“

„Verzeihung?“ wiederholte Heinrich entrüstet; „hatte ich menschlich gegen Sie gefehlt, so haben Sie mich unmenschlich dafür bestraft und ich sollte meinen, unsere Rechnung wäre somit vollständig ausgeglichen.“

„Aber den Zweck Ihres Besuches, mein Herr,“ rief die Baronin ungeduldig, „kommen Sie endlich zur Sache, es ist die höchste Zeit, unsere Unterredung hat ohnehin schon zu lange gewährt, was wollen Sie? Eine Unterstützung vielleicht? Ich hörte, Sie befinden sich nicht mehr in den besten Verhältnissen?“

Heinrich warf einen vernichtenden Blick auf die Baronin und eine tiefe Röthe bedeckte sein Gesicht.

„Eine Unterstützung von Ihnen?“ rief er empört, „ha, von Ihnen? Und müßte ich mein Brod erbetteln von Land zu Land, wäre ich genöthigt, selbst bei dem Bettler anzusprechen, um ein Almosen, so tief würde ich nicht sinken, so weit mich niemals herabwürdigen, um mich bittend an Sie zu wenden! Sie sollen den Zweck meines Besuches erfahren; ich komme, um die sämmtlichen Briefe, welche Sie von mir besitzen, zurückzufordern, ich möchte nicht, daß auch nur ein einziger Zug von meiner Hand in Ihren Händen bleibt.“

Die Baronin zitterte heftig; doch sie bot Alles auf, um dem Sturm zu trotzen und war fest entschlossen, es lieber zum Aeußersten kommen zu lassen, als sich im Geringsten etwas zu vergeben.

„Ihre Briefe, mein Herr?“ fragte sie verletzt, „suchen Sie diese in den Flammen meines Kamins.“

„Welch' ein Recht hatten Sie, diese Briefe den Flammen zu übergeben? Nein, nein, es ist nicht wahr, Sie thaten dies nicht, Sie betrügen mich, Madame.“

Das Gesicht der Baronin glich einer Gipsmaske, so bleich, aber auch so unbeweglich waren ihre Züge, obgleich ihr Herz stürmisch pochte und sie kaum zu athmen vermochte.

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr, Sie glauben wirklich, ich hätte —“

„Ja, ich glaube, Sie haben, Sie besitzen meine Briefe und ersuche Sie um sofortige Rückgabe derselben; meine Briefe können nicht in Ihrem Besitze bleiben, Briefe, welche Wahrheit athmen, dürfen nicht bei der Lüge weilen.“

„Sie sind wahnsinnig,“ rief die Baronin und ihre Augen flammten; „Sie wagen es, eine Frau meines Ranges zu beschimpfen,

indem Sie mich eine Lügnerin nennen, mich, die Sie auf die unverantwortlichste Weise belogen und betrogen haben!“

„Ich wünsche meine Briefe,“ sagte Heinrich etwas ruhiger, „und geben Sie dieselben nicht gutwillig heraus, so wende ich mich in den nächsten Tagen an die Gerichte.“

„Ich habe Ihre Briefe den Flammen übergeben,“ versetzte die Baronin in eisigem Tone, „genug der Frechheit, mein Herr; was auch Ihre Absicht sein mag, indem Sie mich mit Schmutz bewerfen, ich stehe viel zu hoch für Ihre Verleumdungen, dieselben werden jene Höhe niemals erreichen.“

Heinrich trat jetzt an die Baronin und faßte ihre Hand, welche er nicht losließ, obgleich sie ihre ganze Kraft aufbot, ihm diese gewaltsam zu entziehen.

„Weib,“ sagte er, „ich weiche nicht eher von der Stelle, als bis Du mir die Briefe zurückgegeben, und hast Du diese wirklich verbrannt, so fordere ich die Asche zurück, auch diese darf nicht bei Dir bleiben, hochmüthiges aristokratisches Weib, die Du statt eines Herzens einen Stein besitzest; heraus also mit meinen Briefen oder ich erdrossele Dich!“

„Hinaus mit dem Frechen, mit dem Bösewicht!“ kreischte die Baronin, „oder ich lasse sofort die Polizei herbeirufen und ihn einsperren wegen der betrügerischen Rolle, die er hier gespielt.“

„Ich fürchte weder Ihre Drohung, noch sollen Sie mich länger bethören,“ entgegnete Heinrich mit Festigkeit; „meine Stellung in der Welt wird bald wieder eine feste und gesicherte sein; erschien ich bei Ihnen unter falschem Namen, so war ich es nicht, der diesen nannte, sondern Graf Blöckström, er stellte mich unter demselben vor und ich fehlte nur insoweit, daß ich ihn nicht auf der Stelle als Lügner entlarvte, daß ich meinen ehrlichen guten Namen verschwieg und ihn einem erborgten, erbärmlichen Titel, der ein ganz leerer ist und nichts in der Welt gilt, opfern konnte; den Namen Rothenfelser nennt man in Flensburg mit Achtung und Ehrfurcht, während man den eines Baron Steinhausen nicht kennt, was ist auch ein Baron, was eine Baroneß? Wären Sie in der That das, was Sie sich einbilden zu sein, Madame, dann hätte selbst eine Welt keinen Raum für Sie; in kurzer Zeit werde ich übrigens Besitzer eines der be-

deutendsten Güter und Schlösser Böhmens sein, dessen Namen ich auf meinen Wunsch führen könnte; Seine Majestät der Kaiser würde mir unzweifelhaft die Erlaubniß ertheilen, mich Herr von Szerski zu nennen."

Einen Moment stand die Baronin wie angebannt.

„Aber wie viel Rollen spielen Sie? Wie viel Namen sind Sie denn gesonnen zu führen, mein Herr?" rief sie dann verwundert aus.

„Es ist keine Zeit zu Erörterungen," entgegnete Heinrich, „es genüge Ihnen, zu wissen, daß ich Ihnen die Wahrheit sage und daß Sie nur zu bald Reue darüber empfinden werden, mich um meine Briefe gebracht zu haben; aber Sie sind ein kaltes, abgemessenes Weib, von Stolz und Hohn zusammengesetzt; Fanny," fuhr er sanfter fort, „verleugnen Sie nicht jedes Gefühl zarter Weiblichkeit, seien Sie liebreicher, geben Sie mir meine Briefe zurück, ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen heilig ist, meine Briefe, meine Briefe!"

Fanny schwieg einige Augenblicke und schien zu überlegen; der Gedanke an die Möglichkeit, daß Heinrich in kürzester Zeit reich und ehrenvoll in der Welt stehen konnte und daß sie somit umsonst mit ihm gebrochen, erfüllte sie mit unaussprechlicher Bitterkeit und dem leidenschaftlichsten Hasse gegen den einst Geliebten; sie sann darüber nach, welche Rolle sie nun noch spielen konnte und was sie beginnen sollte, um das Herz des Feindes für immer tief und tödtlich zu verwunden.

Ein beleidigtes und betrogenes Weib vergiebt nie, besonders wenn es geistreich, wenn es der großen Welt entzogen ist. Der Groll, der Haß gegen den Beleidiger besteht fort in ihrem Herzen, und wenn es auch äußerlich durch Umstände oder Verhältnisse gezwungen wird, eine Versöhnung einzugehen, von der das Herz nichts weiß, wenn es auch Gefälligkeit, Vertrauen und Liebe gegen Jenen zur Schau trägt, wohnt dennoch in ihrer Brust fortwährend Haß, Verachtung oder mindestens Gleichgültigkeit.

Heinrich hielt noch immer die Hand der Baronin; er fürchtete, sie könnte ihm entfliehen, ehe sie ihm die Briefe übergeben, von denen er überzeugt war, daß sie sich noch im Besitze derselben befan-

den; er mußte sie haben, er wollte nicht, daß mit diesen einst Mißbrauch getrieben werden könnte.

„Herr von Szerski in spe," sagte sie in flüsterdem und spöttischem Tone, indem sie ihn mit einem Blick voll Haß ansah, „diese Scene muß bald enden; ich könnte beim Leugnen bleiben und Sie müßten mir schließlich glauben, da Sie niemals im Stande sind, mir den Beweis vom Gegentheil zu liefern.

„Sie spannen mich auf die Folter!" rief Heinrich aufgeregt, „ich beschwöre Sie, enden Sie diese Scene, welche jedenfalls auch für Sie eine höchst peinliche sein muß! Die Briefe! die Briefe will ich haben!"

„Sie sollen diese haben, warten Sie einen Augenblick."

Sie wollte sich entfernen, allein Heinrich ließ sie nicht aus seiner Gewalt.

„Nein, nein!" rief er, „ich begleite Sie in Ihre Gemächer Madame, ich muß die Briefe haben, ich werde mich nachher nicht abweisen lassen, kommen Sie!"

„Unverschämter!" schrie die Baronin, „welche Frechheit! Sind Sie von Sinnen?"

„Die Briefe, die Briefe, Madame, vorwärts, kommen Sie!"

Jetzt zögerte er nicht länger, sondern zerrte sie mit sich in das Nebengemach.

Mit einem unbeschreiblichen Blick, der vor Allem den bittersten Haß erkennen ließ, eilte Fanny an ihren Schreibtisch, nahm aus einem Kasten ein Päckchen heraus und warf dasselbe Heinrich vor die Füße.

„Es ist noch etwas in diesen Briefen," sagte sie, „hier, nehmen Sie es hin, elender Landstreicher und wagen Sie es nie wieder, mögen Sie sich Herr von Szerski nennen oder irgend einen andern Schwindelnamen angenommen haben, über meine Schwelle zu treten, Sie haben mit Sicherheit zu erwarten, daß Sie durch Gensd'armen von meiner Thür gejagt werden. Ich sehe es Ihnen an, Sie sind unglücklich, ich sehe Ihre Angst, Ihre Verzweiflung, mich verloren zu haben und all' den Reichthum, den Sie mit mir zu erheirathen glaubten; ich sehe, wie sehr Sie sich grämen und wie zerknirscht Sie sind."

„Wahnsinniges Weib, ich bin glücklich, aus Deinen Krallen befreit zu sein! Ich sollte mich grämen, Dich nicht besitzen zu können, Dich, die ich verachte? Du bist ja kein Weib, sondern die Natur hat Dir nur eine solche Hülle gegeben; es ist ein Mißgriff, ein Mißverständniß, sie wollte eine Hyäne schaffen und siehe da, es ward ein Weib daraus."

„Erbärmlicher Betrüger! Ich sehe Ihre Noth, Ihr Elend, Ihr Unglück, Ihren Jammer! Ich habe Genugthung, die schönste Genugthuung, mein Herr!"

„Weib! Entsetzliches Weib! Mehr noch als Medea!" rief Heinrich mit Grauen.

Statt jeder Antwort verneigte sich die Baronin spöttisch und eilte in ein Nebengemach, dessen Thür sie verriegelte. Sie hatte ihm zugleich einen so schneidenden, einen so boshaften und durchbohrenden Blick voller Verachtung zugeworfen, daß er sich beleidigt fühlen mußte und er in seiner Wuth kaum Herr zu bleiben vermochte.

Er stürzte ihr nach, doch vergebens, er erreichte sie nicht mehr; er klopfte an die Thür, er bat und rüttelte an derselben mit dem Ingrimme des eingeschlossenen Löwen, allein keine Antwort wurde ihm zu Theil.

Je mehr Widerstand er bemerkte, in desto höherem Grade wuchs seine Wuth und war einen Augenblick entschlossen, Alles zu wagen, die Thür mit Gewalt zu erbrechen und sie aufzusuchen in ihren innersten Gemächern; doch schon im nächsten Momente sah er das Thörichte, Unausführbare und zugleich Gefährliche seines Planes ein und stand davon ab.

Er befand sich in einer fremden Wohnung, in der er keine Gewaltthätigkeiten begehen durfte; außerdem besaß die Baronin eine zahlreiche Dienerschaft, und diese würde ihn sicher überwältigt haben, hätte er es gewagt, gewaltsam in die Zimmer seiner Feindin zu dringen.

Er verließ das Hotel der Baronin mit Wuth und Verzweiflung in dem Herzen.

In seinem Hause angelangt, fand Heinrich einen zweiten Brief von Friedenreich, welcher zu seinem nicht geringen Erstaunen Versöh=

nung und Liebe athmete; Letzterer forderte ihn auf, so schleunig wie möglich nach Szerski zu kommen und in Wien auch nicht eine Stunde länger zu verweilen.

Heinrich zögerte jetzt auch nicht einen Augenblick, sondern traf sofort die nöthigen Anstalten, dem Rathe seines Freundes so schnell wie möglich zu folgen.

„Marie, mein Kind, lege das Buch ein wenig bei Seite," sagte Frau Lerchner eines Tages, „und höre mich aufmerksam an. Wir haben noch eine Stunde bis zum Diner, die einzige Zeit für heute, wo wir ungestört sprechen können, und ich habe Dir Wichtiges zu sagen."

„Mutter, es ist unverzeihlich von Dir, mich gerade bei der interessantesten Stelle zu unterbrechen."

„Du kannst Deine Lectüre ein anderes Mal fortsetzen, für jetzt schenke mir Deine Aufmerksamkeit."

Marie stand auf und legte das zierlich gebundene Buch auf ein Pfeilertischchen; alsdann rückte sie einen Schemel neben den Lehnstuhl, auf welchem ihre Mutter saß und nahm dort Platz. Liebkosend faßte sie die Hände derselben und fragte mit schelmischer und unverholener Neugierde zu ihr aufblickend:

„Nun, Mutter, was hast Du mir zu sagen?"

Die Unterredung zwischen Frau Lerchner und ihrer Tochter fand im Boudoir der Letzteren Statt, ein reich verziertes und im elegantesten Geschmack möblirtes Gemach.

Die Tapeten waren von hellgrauem Seidenstoff mit Blumen und Arabesken in dunklerem Tone durchwebt.

Vorhänge von Spitzengrund mit rother Seide gefüttert und an beiden Seiten mit Goldschmuck und reichen Quasten geöffnet erhalten, scheinen mehr zur Zierde als zum Gebrauche zu dienen.

Die Fenstertafeln in polirten Mahagonirahmen bestanden aus reinem Spiegelglase; der Kamin war von künstlichem Marmor.

Auf dem Simse des Letzteren stand eine kleine Schlaguhr mit einem Rococcogehäuse von ciselirter Bronce, neben derselben einige Figürchen und Statuetten aus Porzellan und Gips.

In dem Fensterpfeiler war ein hoher Spiegel in schmalem Goldrahmen eingefaßt, unter welchem ein Tischchen von eingelegter Arbeit stand, in der Fensterbrüstung aber das Arbeitstischchen mit einer angefangenen Stickerei und einer Crystallvase voll frischer Blumen.

An der einen Wand ein Pianino, ihm gegenüber ein Divan von brochirtem Seidenzeuge und ein Lehnstuhl.

An der Wand hingen in breiten Goldrahmen Kupferstiche berühmter Maler.

Es war eine seltsame Veränderung zwischen den beiden Damen vorgegangen.

Marie, früher ihrer Mutter feindlich gesinnt, war jetzt die beste Tochter der Welt, zuvorkommend und in allen Stücken ihr gehorsam.

Welchem Einflusse diese seltsame Umgestaltung zuzuschreiben war, haben wir bereits erwähnt. Die Priester, welche täglich in das Haus kamen, hatten das Mädchen ganz in ihrer Gewalt, es war ja nicht das erste Opfer, was den Jesuiten gefallen war.

Diese Priester hatten es im Sinne, Marie mit einem der reichsten Edelleute Oesterreichs zu verheirathen, um das Vermögen Beider an sich zu reißen.

Es war natürlich, daß Marie zu diesem Zwecke zur katholischen Kirche übergehen sollte.

Die Mutter, die sich vor den Verfolgungen Hansens vollkommen durch die Versprechungen der Jesuiten gesichert sah, wurde pietistisch frömmelnd und wünschte nichts sehnlicher, als ihre Tochter von gleichen Ansichten beseelt zu sehen, nicht bedenkend, daß diese erst zu leben anfangen müsse, während sie selbst bereits mit dem Leben abgeschlossen hatte.

Ein großer Theil dieser Frömmigkeit war ihrer früheren lasterhaften Lebensbahn zuzuschreiben, sie glaubte, dadurch sich mit dem Himmel versöhnen zu können und wurde auch in dieser Ansicht von den Priestern bestärkt.

Frau Lerchner war bereits zur katholischen Kirche übergegangen

und hätte nichts sehnlicher gewünscht, als ihre Tochter in der Zelle irgend eines Frauenklosters angebracht zu sehen.

Ihr höchster Stolz wäre es gewiß gewesen, Marie dem himmlischen Bräutigam zu verloben, aber zuerst sollte das junge Mädchen einem reichen Gatten vermählt werden, der sich in sie bis zum Sterben verliebt hatte.

Marie wußte freilich von den Plänen ihrer Mutter bis jetzt noch nichts, wenngleich sie dem Priester ergeben und in jeder Beziehung gehorsam war, so hatte sie doch immer noch nicht Heinrich vergessen, von dem man ihr gesagt hatte, daß er ein Betrüger geworden und in das Zuchthaus gekommen war.

Frau Lerchner aber wußte, daß dies nicht der Fall war und früher oder später konnte diese Unwahrheit einmal an's Tageslicht kommen; es blieb ihr daher nichts anderes übrig, um sie theils vor den Gefahren der großen Welt zu bewahren, in die sie jetzt eingetreten war, theils um sie vor ein Wiedersehen mit Heinrich zu schützen, als sie so bald wie möglich zu verheirathen.

Ein Priester, der das Haus der Frau Lerchner fast tagtäglich besuchte, war Marien jedoch eine widerwärtige Erscheinung.

„Du bist nun zwanzig Jahre alt, meine Tochter, und es ist Zeit," nahm Frau Lerchner das Wort, nachdem Marie sie gefragt hatte, was sie ihr mitzutheilen hätte, „Dich auf den wichtigen Schritt vorzubereiten, den jedes Mädchen im Leben thun soll, sich wohl auch zu thun wünscht; Du mußt daran denken, Dich zu vermählen, zu versorgen. Du hattest schon einmal die unglückliche Idee, Dich mit jenem Heinrich Rothenfelser zu vermählen, allein, dem Himmel sei es gedankt, der es verhindert hat, er ist ein Betrüger geworden, der steckbrieflich verfolgt und nun in dem Zuchthause sitzt. Was er gethan, hast Du selbst in der Zeitung gelesen, Du hast Dich davon überzeugt und wirst mithin keinen Zweifel in meine Worte setzen."

Marie stieß einen dumpfen Seufzer aus.

„Es ist wahr, nur zu wahr," sagte sie, während ihr Herz krampfhaft zuckte.

„Ich habe ferner Dich zwingen wollen, jenem Bürgermeister Hansen Deine Hand zu reichen, aber auch er ist ein Unwürdiger,

der nächstens seine Verbrechen in Kopenhagen mit dem Leben büßen wird, wenn es nicht schon geschehen ist. Ich bin ganz anderer Ansicht geworden und Du wirst mit meinem Betragen auch wohl zufrieden sein: ich tobe nicht mehr, ich schelte nicht mehr, ich bin sanft geworden wie ein Lamm, nachdem ich in den Schooß der wahren allein selig machenden Kirche aufgenommen bin."

„Mutter," nahm Marie das Wort, „Du sagtest mir doch vor einigen Tagen, als Du eine Einladung zu einer Gesellschaft bei der Gräfin Hatzfeld ausgeschlagen hattest, ich sei ein halbes Kind und müsse erst noch viel lernen, ehe ich in die Welt treten würde und könne, und jetzt denkst Du daran, mich zu vermählen?"

„Das verstehst Du nicht, mein Kind," entgegnete die Mutter salbungsvoll; „wenn Du auch noch zu jung bist, um Dich ohne Stütze den Gefahren der Welt blos zu stellen, den Vergnügungen der Welt hinzugeben, welche uns zu oft das Herz vergiften, so bist Du es doch nicht mehr, um am Arm eines Mannes, Deines natürlichen Lehrers, Beschützers und Vormundes in die Welt zu treten. Ich bin alt und gebrechlich, ich kann Dir nicht mehr überall schützend zur Seite stehen, und so ist es denn am besten, an Deine Versorgung zu denken. Aufrichtig gesagt, Marie, hast Du wohl auch eigentlich noch nie geliebt?"

Marie erröthete, ihr Auge senkte sich schnell und ein wehmüthiges Lächeln schwebte um ihre Lippen.

„Nun," fragte Frau Lerchner gereizt, „fällt es Dir so schwer, mir die Wahrheit zu sagen, oder willst Du lieber Dein Herz vor Seiner Ehrwürden, dem Pater Severos, im Beichtstuhl ausschütten?"

Eine finstere Wolke glitt bei diesem Namen über Marie's Stirn, ihre Züge drückten Furcht und Abscheu aus.

„Immer und immer dieser Priester," flüsterte sie halb leise vor sich hin, „dieser Priester, welcher sich zwischen Kind und Mutter als Vermittler drängt, wo es keinen braucht."

„Nein, nein," fuhr sie laut und lebhaft fort, „sage mir selbst, was Du mir zu sagen hast, schelte mich, wenn Du glaubst, daß ich es verdiene, aber laß jenen Mann aus dem Spiel, der geheimnißvoll erscheint und verschwindet, der mein Beichtvater werden soll

und zu dem ich doch kein Vertrauen fühle, denn er stößt mich mehr ab, als er mich anzieht."

Frau Lerchner warf einen strengen, strafenden und zugleich bekümmerten Blick auf Marie.

„Erst antworte mir auf meine Frage," nahm sie wieder das Wort, „dann werde ich Dir weiter Rede stehen, hörst Du, Marie? Sage mir die Wahrheit, ich will es wissen, ich will nichts mehr thun, was sich nicht mit meinem Gewissen verträgt: sage mir, Du hast doch noch nie geliebt?"

„Mutter, versetzte Marie nach längerem Schweigen, „wenn man das Gefühl, was ich für Heinrich empfand, Liebe nennt, so liebte ich mehr, als ein menschliches Herz zu lieben vermag. Er war meinem Herzen theuer, sehr theuer!"

„Du täuschest Dich, Kind, Du wähntest zu lieben, aber Du liebtest ihn nicht. Doch, es ist gut, mein Kind, magst Du ihn unwürdig geliebt haben oder nicht, ich spreche von diesem kindlichen Gefühle nicht, jedenfalls ist es jetzt nicht mehr der Fall, und desto leichter wird Dir dann der Gehorsam werden, denn das ruhige, von keiner Leidenschaft erschütterte Herz lernt leichter seine Pflichten einsehen, es erfüllt sie froher, schneller, gewissenhafter, als das sturmbewegte. Ich habe für Dich gewählt, mein Kind, und die Verbindung, welche ich Dir vorzuschlagen habe, ist ebenso glänzend als ehrenvoll. Der Erbe eines alten Namens, eines bedeutenden Vermögens, soll Dein Gemahl werden. Wirst Du gehorchen, Marie, und Dich meinen Wünschen fügen, die nur Dein künftiges Glück beabsichtigen?"

„Mutter," erwiderte das Mädchen schüchtern, „wie kann ich Dir antworten? kenne ich doch noch nicht einmal den Namen dessen, dem ich meine Hand geben, mit dem ich mich unauflöslich und für immer verbinden soll?"

„Der Gehorsam ist stumm und blind, mein Kind; hat Dir Pater Severos nicht diesen wichtigen Theil in unserm Glauben erklärt? Wer prüft und klügelt, der schmälert selbst sein Verdienst, und nur, wer demüthig gehorcht, ist dem Herrn angenehm. Uebrigens fürchte nicht, meine Tochter, daß der Augenblick, wo Du das entscheidende Ja sprechen sollst, Dich überraschen wird, daß Dein

Versprechen, sich unbedingt meinen Wünschen fügen zu wollen, auch augenblicklich den widerruflichen Schritt der Entscheidung nach sich ziehe; noch ist Alles ein bloßer Wunsch, ein Plan von mir, der erst beharrlich verfolgt werden muß. Es sind Bedingungen zu erfüllen, und indem Du alle Deine Reize, den vollsten Zauber Deiner Liebenswürdigkeit aufbietest, dem Manne zu gefallen, der Dir bestimmt ist, ihn zu bezaubern und zu fesseln, arbeitest Du mit mir an einem Gott gefälligen Werke. Willst Du mir Gehorsam geloben?"

Eine Thräne blinkte in Marie's Auge; sie ergriff die Hand ihrer Mutter.

„Gönne mir Zeit zur Ueberlegung," sprach sie mit leiser Stimme.

„Deine Antwort sei ja oder nein, sagt die Schrift," fuhr Frau Lerchner strenge fort und entzog der Tochter ihre Hand. „Entweder Du gehorchst oder Du hörst auf, mein Kind, mein geliebtes Kind zu sein. Ehre Deine Eltern, ihr Segen baut den Kindern Häuser, ihr Fluch reißet sie nieder!"

Marie schwieg eine Weile und schien nach Fassung, nach einem Entschlusse zu ringen.

Plötzlich kniete sie nieder zu den Füßen ihrer Mutter und legte deren Hand auf ihr Haupt.

„Segne mich, Mutter," sagte sie mit von Thränen erstickter Stimme, „segne Dein Kind, ich gelobe Dir unbedingten Gehorsam."

Frau Lerchner beugte sich über die Knieende und küßte sie auf die Stirn.

„Stehe auf, mein Kind," sagte sie zärtlich, „ich habe mich in Dir nicht getäuscht."

Eine lange Pause trat ein, in welcher sich Jede seinen Gedanken und Gefühlen zu überlassen schien.

„Vergieb mir, Mutter," begann endlich Marie schüchtern und leise, „vergieb mir eine Frage, welche schon auf meinen Lippen schwebt und die ich doch nicht auszusprechen wagte, beantworte mir dieselbe, um mein von Zweifeln gequältes Herz zu beruhigen. Wer ist jener geheimnißvolle Mann, der mich beten lehrte, der mir die ersten Glaubenssätze einer Kirche beibrachte, der ich nun durch Deinen Willen angehören soll? jener geheimnißvolle Mann, den ich bald

im Kleide eines schlichten Bürgers, bald im Ornate eines katholischen Priesters sah? Warum muß ich mich gegen Jedermann, außer gegen Dich und gegen diesen Fremden verstellen? Diese Heimlichkeit, diese Doppelzüngigkeit empört mich, diese Verstellung kostet mich viele Thränen, viele schlaflose Nächte. Wie erbärmlich, wie feig erscheint sie mir gegen die Glaubensfreudigkeit und den todesverachtenden Muth jener Männer, welche wir als Heilige verehren lernten!“

„Ich bin zu schwach, mein Kind, um Dir beredt alle diese Zweifel zu lösen und muß Dich wohlmeinend abermals an den Beichtstuhl verweisen. Jener ehrwürdige Pater Severos ist einer von den gotterleuchteten Männern, welche eine einst weltbeherrschende, später verfolgte und jetzt wieder auflebende Gesellschaft aussandte, verirrte Schafe zum wahren Heil zurückzuführen. Er ist ein katholischer Priester, er hat mich, eine Protestantin, von dem sündlichen Lebenswandel, den ich früher durch Unwissenheit geführt, von dem irrigen Glauben, dem ich anhing, geheilt und in die wahre römische Kirche aufgenommen. Er machte es mir zur Gewissenspflicht, Dich, meine Tochter, auch zu diesem Glauben zu bewegen; er will Dich taufen, mit frommem Eifer Deine Seele zu retten. Er nahm die Maske eines protestantischen Priesters an und unterrichtete Dich in der Religion der römischen Kirche; er ließ Dich schwören, als er zum ersten Male Deine Beichte hörte, nie das Geheimniß zu verrathen, daß Du eine Protestantin seist und will fortan Dein geistlicher Tröster und Beistand sein, wie er der meinige ist. Ich muß es Dir verweisen, obgleich ich es durch Dein heftiges Temperament entschuldige, daß Du von ihm nicht in jenen Ausdrücken der Ehrfurcht und Liebe sprichst, welche er verdient. Er drängt sich nicht zwischen Mutter und Kind, er stellt sich zwischen Beide als gottgesandter Vermittler, er will Dich zu Gott und seinen Heiligen bekehren, damit Du glücklich seist hienieden und jenseits. Glaube mir, Tochter, auch mir fiel es anfangs schwer, meine Grundsätze, meinen Glauben zu ändern, Predigten anzuhören und Gebräuche mitzumachen, welche die protestantische Kirche verbietet; aber der würdige Mann, der mich aus den Armen des Ketzerthums in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche führte, beruhigte mein Herz

über diese Zweifel und lehrte mich Alles verdienstvoll anerkennen, was ich früher für gottlos hielt. Die Zeit der Märtyrer ist vorüber und kehrt nicht mehr zurück, sagte er begeistert, jene Zeit, in welcher fromme Männer und Frauen ihr Blut, ihr Leben dem Glauben und dem Anerkenntniß der Wahrheit opfernd sich den Himmel errangen und die heilige Glorie. Unsere Zeit ist nicht mehr die des Zweifels, des geistigen Kampfes widersprechender Glaubenssätze, sie ist nur die des Unglaubens. Keine heilige Krone läßt sich mehr erringen, keine physische Märtyrer folgen mehr einem offenen Glaubensbekenntniß; man zuckt höchstens mitleidig die Achseln über jene Frommen, welche ihre Frömmigkeit offen zur Schau trugen; man bespöttelt sie, man nennt sie Thoren und schließt sie am Ende vom näheren Umgange als Verirrte aus. Dies ist Alles, und wenn auch solche moralische Qualen oft länger dauern und für ein weiches, empfängliches Gemüth härter und qualvoller sind, als einst die physischen, so ist doch ein solches Märtyrerthum weder dem Himmel angenehm, noch für die Kirche selbst von Nutzen, ja nur zu oft von erwiesenem Schaden. Während einst das begeisterte Leiden und Sterben frommer Glaubenshelden Tausende von der Wahrheit und Göttlichkeit einer Religion überzeugte, welche so aufopfernd, so siegesfreudig sterben lehrt, so schreckt hingegen jetzt diese Verachtung, diese Verhöhnung, dieses moralische an den Pranger stellen solcher Personen, welche ihren Glauben und ihre Frömmigkeit zu offen zur Schau tragen, Tausende ab, ihnen nachzufolgen, ja, es eifert sie vielmehr an, der Mehrzahl zu folgen und ihren Glauben zu verleugnen. Du, Marie, sollst nun das Glück haben, durch mich dem wahren Glauben zugeführt zu werden. Wir können nur beten, daß Gott unsere Herzen erleuchte und daß er allen andern Ketzern die Binde von dem geistigen Auge nehme; aber wir müssen schweigen, um nicht uns selbst in die Gefahr zu stürzen, durch Beredsamkeit oder hundert andere Mittel in unseren frommen Vorsätzen erschüttert zu werden."

„Und jener Mann," fragte Marie zittern, weil sie von einem unheimlichen Gefühl beschlichen wurde, ihre Mutter so sprechen zu hören — die frommen Worte derselben widerten sie mehr an, als sie sie begeisterten — „jener Mann, von dem Du gesprochen, wer

ist er? Ich habe Dir Gehorsam gelobt, ich verspreche Dir Verschwiegenheit, aber nenne mir ihn; ich beschwöre Dich, daß ich mich an den Gedanken gewöhne, in ihm meinen künftigen Gatten, meinen Herrn zu sehen."

„Wohl, mein Kind," entgegnete Frau Lerchner, „obgleich es noch, wie ich Dir sagte, ein bloßer Plan ist, dessen Gelingen zum Theil auf Deiner versprochenen Mitwirkung beruht, so will ich Dich doch in das Geheimniß einweihen. Jener Mann ist ein Graf Offenburg, der einzige Erbe des reichen Grafen und Kammerherrn Offenburg, der vor einigen Monaten starb. Dieser Mann gehört der katholischen Kirche an und er liebt Dich unendlich, und Du wirst glücklich sein."

Sie erhob sich und schloß Marie zärtlich in die Arme, dann entfernte sie sich durch eine Nebenthür, Marie aufgeregt und mit ihren Gedanken allein lassend.

Diese warf sich in eine Ecke des Divans und ließ ihren Thränen ungestörten Lauf.

Sie fühlte sich beklommen, ihr Herz gepreßt, sie mußte weinen und konnte sich doch keine klare Rechenschaft geben, warum?

Das Frauenherz gleicht ja der Harfe des Sängers, deren Seiten noch lange nachzittern, wenn auch die Finger längst ruhen, die sie berührten.

Mannichfache Bilder umschwebten sie, aber klarer und bestimmter als je stand das Bild Heinrichs vor ihrer Phantasie.

Sie fühlte ihr Herz heftiger pochen und bebte bei der Erinnerung an die Frage ihrer Mutter: Hast Du denn wirklich geliebt? — warum? —

Ja, sie hatten sich geliebt. Sie dachte ununterbrochen an Heinrich, den Verbrecher; sie begleitete ihn im Geiste auf jener Meerfahrt, sie sah sich auf jenes Schiff zurückversetzt, das in die Luft gesprengt wurde.

Gleich nachdem Heinrich das Hotel der Baronin verlassen hatte, eilte diese in ihrem Zimmer verzweifelt auf und nieder; sie fühlte sich vernichtet und war vor Zorn fast dem Wahnsinn nahe.

Sie setzte eine Glocke in Bewegung und in demselben Augenblicke trat ein Diener ein.

„Ich verlange sofort einen Polizei-Commissär!" befahl sie.

Der Diener blickte sie erstaunt an, wagte indessen keine Widerrede und entfernte sich.

Eine halbe Stunde später stand ein Polizeibeamter in dem Vorzimmer der Baronin; dieser hatte nur wenige Minuten zu warten, als die Dame in höchster Erregung vor ihm erschien.

„Mein Herr," redete sie ihn an, nachdem sie ihn gebeten, Platz zu nehmen, „ich wollte schweigen, allein ich kann es nicht; ich bin gebrandmarkt und muß es der Oeffentlichkeit übergeben; schon im Interesse meiner Mitmenschen halte ich es für meine Pflicht, einen Betrüger zu entlarven, der unsere ganze Aristokratie auf das Unerhörteste täuschte und hinterging."

„Ich bedaure sehr, wenn die Frau Baronin irgend welche Unannehmlichkeit gehabt haben sollte," sagte der Polizeibeamte, „es giebt allerdings Betrüger in jeder Gestalt und es ist nicht gut möglich, einem Jedem von vorn herein anzusehen, ob man vor ihm die Thür verschließen muß oder nicht, selbst wenn man das geübteste Polizei-Auge besitzt; sprechen Sie, Frau Baronin, ich will, was ich höre, Alles genau notiren."

„Seit einiger Zeit trieb hier ein Mensch, dessen eigentlicher Name Heinrich Rothenfelser und der aus Schleswig-Holstein hierher gekommen ist, sein Wesen; dieser Elende hat es gewagt, sich unter einem falschen Namen in die höchsten Kreise zu schleichen, indem er sich Baron von Steinhausen nannte."

„Ist das Alles?" fragte der Beamte achselzuckend.

„Nun, ist das nicht genug, mein Herr, um ihn mindestens auf das Zuchthaus zu bringen?"

„Ich bedaure, Frau Baronin, so streng ist unser Strafgesetzbuch nicht, es handelt sich hier um eine leichte Uebertretung des Gesetzes, nicht einmal um ein Verbrechen; es liegt hier die Angabe eines fal-

schen Namens vor, also kein Criminalverbrechen, sondern nur ein Polizeivergehen."

Die Baronin wurde blaß wie der Tod. Sie wollte Rache nehmen und nahm mit Gewißheit an, daß Heinrich der strafenden Hand des Gesetzes verfallen war; um so schrecklicher fühlte sie sich berührt, als sie erfuhr, daß das, was er gethan, nichts weiter als ein leichtes Vergehen sein sollte.

„Wie!" rief sie außer sich, „Sie nennen einen Betrug ein leichtes Vergehen?"

„Ich bedaure, Frau Baronin, eine solche Handlungsweise mit keinem andern Worte bezeichnen zu können, allein ihre außerordentliche Erregtheit verräth, daß noch irgend ein anderes Verbrechen vorliegt, unmöglich kann der Umstand, daß der in Rede stehende junge Mann sich einen falschen Namen beilegte, Sie so alteriren; gestehen Sie es mir nnd Sie dürfen überzeugt sein, daß die Behörde thut, was in ihren Kräften steht.

Die Baronin ging mit großen Schritten auf und nieder, gern hätte sie, die Wüthende, das rachsüchtige und schändliche Weib ihrem Feinde ein Verbrechen zur Last gelegt, gern ein solches ersonnen, um Heinrich ins Verderben zu stürzen, allein augenblicklich gelang ihr dies nicht und sie kämpfte mit sich.

Einige Minuten vergingen in tiefem Schweigen. Die Baronin stand am Fenster, sie hatte ihre Hände krampfhaft geballt, während ihre Blicke unruhig hinausflogen.

Plötzlich schien sie einem unheimlichen Gedanken Raum gegeben zu haben, sie nahte sich dem Polizei-Beamten und begann eine längere Unterredung mit ihm, worauf dieser sich mit einer bedenklichen Mieue tief verneigte.

„Ja, sagte er," nachdem er ihr aufmerksam zugehört hatte, „das ist eine andere Sache, jetzt ist es natürlich unsere Sache, gegen ihn vorzugehen, und wir werden wissen, was wir zunächst zu thun haben."

Mit diesen Worten entfernte er sich und die Blicke der Baronin glichen ganz denen einer Schlange, welche die eben erfaßte Beute erdrosselt hat.

In London.

Die schwarzen Bögen von Adelphi spielen in der Londoner Polizei-Geschichte eine äußerst traurige Rolle. Hier treibt verdächtiges Gesindel sein Wesen, und der beliebteste Schauplatz für die Melodramen und Volks-Theater; die schwarzen Bögen von Adelphi erheben sich an der Stelle, wo ehemals die Stadt der Residenz von Durham stand.

Der Strand von London war noch bis in die Zeit der Stuarts der Wohnsitz der englischen Großen, welche sich in der Nähe der Burg Whitehall und des Parlaments von Westminsterhof hielten, wenn sie Staatsgeschäfte oder Privathändel in der Stadt hatten; neuerdings indeß hat sich die noble Welt mehr westwärts gezogen.

Die königliche Burg von Whitehall brannte aus und die Regentenreihe von der Königin Anna bis zur Königin Vitoria residirte in Saint James, welches von da ab der Mittelpunkt der eleganten Quartiere von Mai-fair, Pichadilly und Jermin-street ward, obgleich nunmehr, seitdem der königliche Thron in Buckingham-Palace aufgeschlagen, auch der Glanz des Westendes mit ihm gezogen und über den vornehmen stillen Straßen und Plätzen von Belgravia bis Kensington ruht.

Dourham-Hous zerfiel. Der bischöfliche Palast ward eine malerische Ruine mitten in einer Straße, welche heut zu den gewaltigsten der Residenz gezählt wird. Damals war derselbe von Eulen und Fledermäusen bevölkert, während die bischöflichen Stallungen, welche sich in ungeheurem Maße ausdehnten und bis an die Niederungen der Themse reichten, von den Kaufleuten der City zu ihrer Börse eingerichtet wurden.

Viele Jahre lang hielt diese ehrenwerthe Zunft ihre Versammlungen und Zusammenkünfte in den ehemaligen Pferdeställen der Bischöfe von Durham, während welcher der Palast immer mehr zerfiel und der Schlamm der Themse immer dicker und breiter um die neue Börse herum in die Straßen von London schwemmte, bis

dieser lästige Umstand zuletzt allen Denen ein großes Aergerniß war, welche Reinlichkeit und Ordnung liebten.

Da endlich faßte König Georg III. einen kurzen Entschluß, er verkaufte die sämmtlichen Gebäude an die hervorragendsten Bau-Speculanten jener Zeit, und die Folge davon war, daß die Kaufleute, hierüber entrüstet, Beschwerde erhoben und in der empfindlichsten Weise darüber beklagten, daß der König sich in Angelegenheiten mische, die ihm eigentlich doch nichts angingen.

Die eingegangene Beschwerde wurde indeß nicht beachtet und die Baumeister begannen ihre Arbeit; sie schlugen eine Reihe massiver Steinbögen über die ganze Themse-Niederung, durch welche sie den Strand mit dem Strome verbanden, und über diesen colossalen Wölbungen errichteten sie eine Reihe prächtig gebauter Straßen, eine herrliche Terrasse, welche den Strom überschaute und außerdem ein stolzes Gebäude für die damals eben entstandene Gesellschaft der Künste.

Hinter dem tumultuarischen Gewühl des Strandes befindet sich nun eine Anzahl kleiner, zierlicher und stiller Straßen mit schönen Häusern, deren Fenster auf das Wasser blicken und welche die Bögen von Adelphi genannt werden.

In diesen Häusern wohnen meistens Ruhe liebende und anständige Leute.

Unter den Bögen von Adelphi aber ändert sich die Scene; kein Tageslicht dringt hierher, es herrscht hier ewige Dunkelheit, weshalb sie auch die schwarzen Bögen genannt werden.

Gegen die Grundmauern derselben staut sich der zähe Themse-Koth, und die faule Luft des Wassers, in dessen Bett sich der Unrath und Abfluß des unterirdischen Londons sammelt, weht durch ihre Oeffnungen ein und aus.

Altes Gerümpel, über welches man bei jedem Schritte, den man vorwärts thut, stolpert, Topfscherben, Pfannenstiele und Flaschenhälse liegen auf dem feuchten und hügeligen Lehmboden herum.

Fässer ohne Boden werden hineingerollt; abgenagte Knochen aus den großen Küchen der Strand-Restaurationen und Lumpen, zu schlecht für die Aufkäufer, thürmen sich hier zu modernden Haufen, indem

alle diese Gegenstände Tag für Tag ordnungslos herausgeschleudert werden.

Bretter, in so hohem Grade vermorscht, daß man ihre ursprüngliche Bestimmung nicht mehr zu ermitteln im Stande ist, gänzlich durchlöcherte Sackfetzen, abgerissene Stücken von Strohmatten, all dieser Unrath, der in den großen Städten als Straßenkoth verwerthet wird, bildet überall gefährliche Barrieren und Fallstricke für den fremden Ankömmling in dieser, wenn man sich des Ausdrucks bedienen kann, Unterwelt, welche bei Tage das Ansehen hat, als wäre sie dazu bestimmt, die Rumpelkammer Londons zu sein.

In der Nacht aber verwandelt sich der Anblick alsdann, wenn die spärlichen Gasflämmchen brennen, hier und da schwere, trübe Lichter von Irrwisch ähnlichen Sümpfen schimmern in der feuchten Keller-Atmosphäre der schwarzen Bögen, dann versammelt sich hier alles dasjenige Volk, welches in London kein anderes Obdach zu finden weiß und vor der Kälte und Nässe in den Straßen der Residenz Schutz sucht.

Der Dieb, welcher in seinem unsichern Gewerbe Unglück gehabt oder auch den Ertrag desselben vertrunken hat, der Bettler, dessen Almosen nicht ausreicht, um ein dürftiges Strohlager in den elendesten Wohnhäusern von Saint Giles sich zu bedingen, hier finden dieselben eine geeignete Zufluchtsstätte für die Nacht, um auf dem faulen, weichen Unrathhaufen ihr müdes Haupt und ihre vor Frost zitternden Glieder auszuruhen und für den kommenden Tag zu stärken.

Die Bevölkerung dieses Schlupfwinkels hat einen veränderlichen, nomadischen Charakter. Es sind nicht in der heutigen Nacht dieselben Leute, welche während der gestrigen Nacht hier zugebracht haben.

Das Vagabondenthum von London, in seinem Leichtsinn dem Vagabondenthum aller anderen Hauptstädte vollkommen gleich, schwelgt heut, vorausgesetzt, daß es die erforderlichen Mittel besitzt, in jedem Genuß von Speise und Trank, Spiel und Tanz und weiß sich wiederum am nächsten Tage, wenn ihm die Mittel fehlen, in jede Entbehrung des Hungers und der Obdachlosigkeit mit demselben Gleichmuthe zu fügen.

Es steckt ein verzweifelter Humor in dem Vagabondenthum und die zufällige Versammlung desselben, in ihrer grotesken Mischung beider Geschlechter und sämmtlicher Lebensalter, vom Kinde bis zum Greise, hat hier, unter den mächtigen, weithallenden Wölbungen, an denen die Schatten der umhergelagerten Figuren in großen und verzerrten Formen tanzen, den Charakter einer wüsten Mitternachts-Orgie.

Als der Fremde, welcher sich hier an diesem Orte befand, bemerkte, in welch' finstere und unheimliche Gesellschaft er gerathen war, und als ihn Angst und Zittern überfiel, schweiften seine Blicke nach allen Seiten hin, um irgendwo einen Ausgang zu erspähen, allein er fand nirgends einen solchen.

Diese Gewölbe sind nämlich in ganz eigenthümlicher Art gebaut und schließen sich labyrinthartig eines an das andere.

Ein Bogen wirft bei dem ohnmächtigen Scheine der von der Decke herabzüngelnden Gasflämmchen in den Schatten eines andern, und wo er eine Oeffnung gefunden zu haben glaubte, da war es nur eine Nische, welche mit faulem Stroh ausgefüllt war, auf dem ein altes Mütterchen, das kalte, schwarze Gipspfeifchen noch im Munde, Greise, Bummler, faule Burschen, die im Schlafe ihre Glieder reckten, und Kinder in schweren Frieslumpen zusammengekauert lagen.

Dem verirten Manne wandelte eigentlich keine Furcht an, dennoch aber durchfuhr ihn ein seltsamer Schauer, und es war ihm gleichsam, als ob er sich in einer Versammlung von Todten oder in einem Grabgewölbe, dessen Pforten verriegelt waren, befinde.

Es kümmerte sich im Uebrigen Niemand um ihn und er schien von Keinem bemerkt worden zu sein.

Auf einem umgestürzten Wagen saß ein Leierkastenmann und um diesen herum befand sich eine bunte Gruppe, welche theils auf Kehrichthaufen saß, theils zwischen alten Brettern lag.

Als der Fremde an dieser seltsamen Gesellschaft vorüberging, blieb er einen Augenblick stehen; man beachtete ihn indeß immer noch nicht; nur einer von den Männern, ein schmutziges und widerwärtiges Geschöpf, welcher in einer Tonne ohne Boden lag, wandte

einmal seinen Kopf nach ihm um, kehrte ihm aber bald wieder den Rücken zu.

Der Leiermann spielte eine lustige Melodie und die Töne derselben verfolgten ihn, wohin er ging.

Diese Melodie, welcher er einst sehnsuchtsvoll gelauscht, welche ihm wie der Bote einer besseren Welt erschien, welche ihn über das Meer geführt und heut auch in diese schauervolle Nacht begleitete, that ihm in ihrer ewigen Wiederholung wohl.

Es waren die Klänge einer geliebten Heimath, die der unstäte Wanderer verlassen hatte, und überall, wohin er sich wandte, tönte sie ihm entgegen; er hörte hier das Lied: „Schleswig-Holstein meerumschlungen."

Der Mann stand still und lauschte mit einem gewissen Eifer der schönen Melodie; hin und wieder rieselten helle Thränen über seine Wangen herab und ein Ausdruck von Sehnsucht, Schmerz, Verzweiflung und Ungeduld beherrschte sein Antlitz.

Endlich schienen die Klänge dieses Liedes sich unter diesen neuen, dunkeln Tiefbögen allmälig zu verlieren, er schöpfte frischen Athem und wähnte sich gerettet.

Er hatte sich indeß getäuscht, es war nur eine Vertiefung in der Wand, mit neuen Schläfern angefüllt, welche, unwillig durch diese nächtliche Musik in ihren Träumen gestört, mit dumpfen Flüchen emporfuhren.

Die armen Wanderer, wenn sie nach ihrer langen Reise durch die Straßen der großen Weltstadt in dieser Höhle, möchte man sagen, erschöpft zusammenbrechen, betrachten diese Schlafstätte der Ausgeburt Londons als das Reich, welches einzig und allein nur von ihnen beherrscht werden kann.

Hier bleibt diesen Geschöpfen jeder Gedanke an Gewinn fern; was sich in den nächtlichen Stunden hierher begiebt, ist müde und schläfrig, ohne Obdach, ohne Zehrpfennig, und während die Unglücklichen, welche hier Zuflucht suchen und finden, mit den Gesetzen der Welt, in welcher sie gleichsam als Fremde zu betrachten sind und die nichts für sie weiter übrig hat, als die sie verfolgende Polizei und das finstere Gefängniß, in stetem Hader leben, achten sie doch

das Gesetz des gemeinsamen Elends, welches sie hier unten in ihrer unheimlichen Residenz untereinander verbindet.

Als der Fremde sich bald darauf entfernte, vernahm er sogleich wieder jene Melodie, welche ihm indeß plötzlich hier unter dem ausgestoßenen Gesindel, unter der Hefe der Verbrecherwelt Londons, wie Hohn klang.

Er hegte jetzt den Wunsch, diese Töne nicht mehr zu hören, so gräßlich, so furchtbar erklangen sie ihm in seinen Ohren, sie wurden ihm immer unerträglicher und dennoch begannen dieselben immer von Neuem wieder.

Hier mußte eine andere Musik ertönen in diesen dumpfigen Gewölben, welche sich wie ein Gefängniß um ihn zusammenschlossen, und der schwere Athem der Schlafenden, die hier herrschende Grabesluft, die trüben Lichterkreise, welche nur noch den Punkt spärlich erleuchteten, in welchem sie brannten, so dick war die Luft, der Moderdunst und von außen der träge Anschlag des bewegten Themseschlammes mischten sich mit den schönen Accorden des geliebten heimathlichen National-Liedes, und aus diesem Grunde wünschte er hier eine andere Melodie, darum waren ihm die geliebten Klänge im höchsten Grade verhaßt.

So geht eine Täuschung nach der andern dahin, und so ist es auch unzweifelhaft richtig und wahr, daß uns nicht die Welt enttäuscht, sondern unser eigenes Innere, indem wir durch das Leben gehen, uns irre führt.

Aber an der Stelle jener lieblichen Gestalten, welche seine Einbildungskraft mit ihr in Verbindung gesetzt hatte, erschienen jetzt die elendesten Geschöpfe in Schmutz und in Lumpen.

Bleibt nicht auch das Wesen Derjenigen dasselbe, welche wir liebten, so lange wir sie mit Tugenden aus unserem eigenen Vorrath schmückten, und die uns gleichgültig zu werden anfing, indem wir nach und nach die Bemerkung machten, daß sie diese Tugenden in der That nicht besaß?

Die Schuld ist nicht die ihrige, die Schuld liegt auf unserer Seite. Wir sind die Schöpfer unserer Illusionen und wir können in keinem Falle die Welt dafür verantwortlich machen, wenn wir

zuletzt zu der Ueberzeugung gelangen, daß sie nichts weiter gewesen als Illusion.

Der Fremde hatte sich verirrt. Es ist ein schreckliches Gefühl, sich verirrt zu haben, und zwar schrecklicher an keinem andern Orte, als in London, wo die Entfernung eine so ungeheure ist und die Mittel und Wege, sich wieder zurecht zu finden, im höchsten Grade zweifelhaft sind für einen Fremden, der die Richtungen zu unterscheiden noch nicht gelernt hat und außerdem der englischen Sprache kaum insoweit mächtig ist, um eine Frage zu thun, viel weniger eine Antwort auf dieselbe zu verstehen; denn die Sprache, welche von dem gemeinem Volke und in den Straßen von London geredet wird, hat wenig Aehnlichkeit mit jener Sprache, welche unsere Grammatiken und unsere Schulen lehren.

Das Volk, hastig und ewig beschäftigt, kürzt seine Worte ab und zieht das eine in das andere und bedient sich für gewisse Gegenstände, die ihm durch den täglichen Verkehr näher stehen, gewisser Ausdrücke, welche es selbst ersonnen.

Ein jedes Gewerbe in London hat, wenn man so sagen darf, seine eigenen Ausdrücke, und wenn dieser ein Angehöriger desselben sich bedient, so kommt Vieles darin vor, welches Derjenige, der einem andern Gewerbe angehört, kaum versteht, viel weniger ein Ausländer.

Die Gaunersprache aber ist am unverständlichsten von allen; die Sprache der Spitzbuben von London ist ein buntes Gemisch von schlechtem Englisch, von selbstgemachten Worten und so manchem Ueberreste der ehemaligen Zigeunersprache, und eine solche Bande war es eben, unter welcher sich der Fremde, den wir sehr bald näher kennen lernen werden, in diesem Augenblicke befand.

Es ist ein furchtbares Gefühl, sich in London verirrt zu haben — sagten wir bereits und wir wiederholen es hier, namentlich wenn man in den entlegenen Gassen dieser ungeheuren Stadt sich umhertreibt, in den Gassen, an deren Ecken man schwarze eiserne Schilder mit weißen Inschriften der Namen erblickt, die man nie zuvor gelesen und in denen Häuser sich befinden, welche man bisher niemals gesehen, in welchen Menschen sich bewegen, mit denen man

nicht sprechen kann, in denen Wagen fahren, deren Richtung man nicht anzugeben vermag.

Am schrecklichsten aber ist dieser Zustand um Mitternacht. Man denke sich, man befände sich als Fremder irgendwo in London mit dem ganzen Grauen des Dunkels, des Schweigens, des unermeßlichen Raumes der zahllosen Häusermassen, der überall sich durchkreuzenden Straßen, man stände hier gänzlich rathlos, man wisse nicht, wohin man sich zunächst zu wenden habe und hätte keine Hoffnung, daß man je die Straße und das Haus, welches man bewohnt, wieder findet.

Man denke sich nun also das Gefühl, welches sich des armen Fremdlings, zwischen den Schutthaufen, den Tonnen, den verfaulten Balken und Brettern, den finstern Mauern und den unterirdischen Schläfern in dieser grauenvollen Höhle sich bemächtigt hatte.

Es war ihm in seiner Seelenangst, als sähe er unten in dem matten Roth eines entfernten Lichtes eine dunkle Gestalt erscheinen. Sein Herz pochte vor Bangigkeit und vor Hoffnung zugleich.

Er war fest entschlossen, diese Gestalt anzusprechen, sobald sich dieselbe ihm nähern sollte.

Sie schlich wie ein Schatten dahin und mehr als einmal kam es ihm vor, als ob sie gar nicht vorhanden sei und daß er sich vielleicht nur getäuscht habe; er wähnte, daß es eine Vision gewesen, welche ihm eine Truggestalt habe erscheinen lassen.

Er vermochte ihre Schritte nicht zu vernehmen, denn der Boden war ja so weich, daß er nicht seinen eigenen Tritt hören konnte, viel weniger den eines Fremden.

Plötzlich aber stieß die Gestalt gegen einen eisernen Reifen, welcher im Wege lag und ein schauervolles Echo war es, welches den seltsamen Ton wieder gab.

Der Fremde fuhr unwillkürlich zusammen; er hatte sich schon halb überredet, daß die ihm erschienene dunkle Gestalt nur eine Mißgeburt seiner Angst sei und jetzt wurde er nun doch eines Andern belehrt; es war ein lebendes Wesen.

Er nahte sich ihr und erkannte eine weibliche Gestalt, welche tief verschleiert war.

Jetzt kreuzte sich der matt erleuchtete Gang, in welchem sich der Fremde befand.

Es herrschte in dem Gange eine undurchdringliche, dicke Luft, welche ihm immer unerträglicher wurde.

Mit dem Muthe der Verzweiflung faßte er jetzt den Entschluß, seine Lage, sei es zum Guten oder zum Schlimmen, zu ändern.

Er trat einige Schritte vor, und die wenigen englischen Worte, deren er sich bediente, mühsam zusammenbringend, fragte er die seltsame Gestalt, ob sie wohl im Stande sei, ihm zu sagen, welchen Weg er einzuschlagen habe, um aus diesem furchtbaren unterirdischen Labyrinth zu gelangen.

Der fremdartige Ausdruck der Sprache versetzte das weibliche Wesen in dem dunkeln Raume in heftigen Schrecken und es trat einige Augenblicke Schweigen ein.

Das Weib blieb stehen und schien ihre Blicke scharf auf den Fremdling zu richten.

„Sind Sie ein Deutscher, fremder Mann?“ fragte sie mit dumpfer Stimme, aber in deutscher Sprache.

Man muß selbst einmal in dem Zustande gänzlicher Verlassenheit und Verzweiflung, in einer durchaus fremden Welt gewesen sein, um begreifen zu können, wie diese Laute der Muttersprache in den Ohren und in der Seele des Fremden klangen; war ihm doch, als ob nicht Stunden, sondern Jahre verflossen, seitdem er von seiner gewohnten Umgebung entfernt und in diesen unterirdischen Gängen von London umhergestreift.

Die Worte, welche die Fremde gesprochen, erschienen ihm daher wie ein Engelsgruß und in seinen Augen schien sich die Gestalt in einen Engel der Erlösung verwandelt zu haben, welcher abgesandt worden war, um ihn aus der Hölle zu führen und in das Paradies zu geleiten.

„Ja,“ erwiderte der Fremde leise, als fürchtete er sich, die zu seinem Glücke erschienene Gestalt in Duft und Nebel zerfließen zu sehen, sobald er lauter sprach, „ich bin ein Deutscher und preise mich glücklich, daß Sie mich verstehen; ich habe mich verirrt und bitte Sie, mir einen Ausweg zu zeigen.“

„So folgen Sie mir,“ sagte die räthselhafte Gestalt und ver-

schwand mit dem Dunkel ihres Gewandes in das noch dunklere Gewölbe zurück, so daß der Fremde Mühe hatte, ihre Spur zu verfolgen.

Endlich erreichten sie einen Bogen, unter welchem eine Gasflamme brannte, die heller und beweglicher war, als alle übrigen, welche ihm bisher geleuchtet hatten.

Zu gleicher Zeit erblickte er ein Fenster mit blinden Scheiben, in welchem ein matter Abglanz der Flamme bebte.

Ein Hauch frischer Luft wehte sie hier an und der Fremde fühlte, daß er sich in der Nähe der Straße befinden müsse.

Es war die reinere Atmosphäre, ein offener Raum, in welchem die Flamme brannte, und der Zug des hin- und herströmenden Nachtwindes, in welchem sie sich bewegte.

Der Fremde sog die gleichsam neue Lebensluft mit einem gewissen Behagen in sich ein; er begrüßte die Freiheit, die ihm die Straße bot und es schien ihm jetzt, als ob er nach langjähriger Gefangenschaft aus einem dumpfen unterirdischen Kerker sich hinausbegebe, um von Neuem die frische, schöne Gottesluft einzuathmen.

Sie waren einen abschüssigen Lehmhügel hinabgegangen. Zur Rechten desselben stand ein schlechtes, halb eingestürztes Haus, zu dessen Eingang eine Reihe wackeliger Stufen führte; die Fenster desselben waren zum Theil mit Papier, zum Theil mit Lumpen verstopft, vermuthlich um die elenden Gemächer vor eintretendem Unwetter und vor eindringendem Regen zu schützen.

Außerdem erblickte der Fremde auch einige Häuser, welche nicht so elend und dürftig erschienen, endlich eine Gaslaterne, weite Oeffnungen, Wagengerassel ertönte und Menschenstimmen wurden vernehmlich.

Dann sah er breite Steine, in derem abfließenden Regenwasser sich tausend bunte Lichter spiegelten, nächtliche Wanderer, welche Regenschirme trugen, hohe Häuser, Omnibus mit rothen Lichtern und Miethswagen, welche mit gelben Lichtern versehen waren.

Der Fremde befand sich wieder an dem Strande von London, und es regnete stark.

Es war schon spät; von den Thürmen der Nachbarschaft ertönte bereits die Mitternachtsstunde.

„Sind Sie auch eine Deutsche?“ fragte er seine Führerin, welche in dem dichtesten Regen und in ihren dunkeln Mantel gehüllt, vor ihm herging.

„Nein, ich bin keine Deutsche,“ erwiderte die Frau mit zitternder Stimme.

„Aber Sie sprechen ein so gutes Deutsch, auch ist mir Ihre Stimme so bekannt,“ versetzte der nächtliche Wanderer.

„Ich befand mich lange Zeit in Deutschland; doch, mein Herr, wer Sie auch sein mögen, ich bitte Sie darum, fragen Sie nicht weiter und dringen Sie nicht in mich, Sie wünschten den Ausgang zu finden, Sie haben denselben erreicht und ich dächte, es wäre nun Zeit, daß wir uns trennen.“

Der Wanderer blickte die Gestalt erstaunt an; aus dem ganzen Wesen derselben sprachen Angst und Furcht und es schien, als wollte sie nichts von Deutschland, nichts von der Heimath erfahren, der sie doch unzweifelhaft angehören mußte, wenn sie dies auch leugnete.

„Darf ich Ihr Antlitz nicht sehen, gutes Mädchen?“ sagte der Fremde; „es drängt mich unwiderstehlich, zu erfahren, wer Sie sind, es liegt etwas Sonderbares in Ihrem Wesen, und ich bin neugierig.“

„Lassen Sie mich, mein Herr, Sie haben die offene Straße erreicht, was wollen Sie noch?“

Mit diesen Worten wollte sie davoneilen, allein der Fremde hielt sie zurück.

„Noch einen Augenblick!“

„Was wünschen Sie?“

„Sie sind eine Deutsche!“

„Nein, nein, ich bin es nicht!“ entgegnete die Unbekannte in unwilligem Tone.

„Aber Sie waren lange in Deutschland!“

„Und wenn dies wäre, was kümmert es Sie?“

„O, das kümmert mich viel, ich bin ein Deutscher und die deutsche Sprache klingt mir in diesem fremden Lande wie himmlische Musik.

Es lag Etwas in dem Tone dieser Worte, was die weibliche

Gestalt stutzig machte und was ihr wohl auch zu Herzen gehen mochte; sie blieb stehen und schien sich zu besinnen.

„Aus welcher Gegend von Deutschland sind Sie?“ begann sie nach längerem Schweigen wieder.

„Sie werden jene Gegend wohl kaum kennen,“ erwiderte der Angeredete; „aber doch, Sie müssen sie kennen, der ganzen Welt ist sie jetzt bekannt geworden und ohne Zweifel auch England.“

„O, ich kümmere mich nicht um die Welt und um die verschiedenen Gegenden,“ versetzte die Fremde; „aber doch!“

Ein tiefer Seufzer unterbrach ihre Worte; sie hielt inne und zitterte.

„Haben Sie nicht von Schleswig-Holstein gehört, von dem großen Befreiungskriege, der ja doch die Blicke des ganzen Europa auf sich lenkte?“

„O ja, ja, ich habe wohl davon gehört, doch ich spreche nicht gern davon, mein Herr!“

Die Gemüthsbewegung der Fremden schien sich immer mehr zu steigern, sie bebte immer heftiger und der Ton ihrer Stimme wurde immer zitternder.

„O lassen Sie mich Ihr Antlitz sehen!“ nahm der Fremde mit sonderbarer Hast das Wort; „Ihre Stimme klingt mir zu bekannt, ich muß sie ohne Zweifel schon gehört haben.“

„Sie täuschen sich, mein Herr,“ entgegnete die Fremde, „Sie haben sie nie gehört; wäre dies der Fall, so müßte ich mich doch erinnern, auch Sie irgendwo gesehen und auch Ihre Stimme gehört zu haben, allein ich habe Sie niemals gesehen; leben Sie wohl, mein Herr!“

„O nein, so kurz weisen Sie mich nicht von sich, ich habe Ihre Stimme gehört und Sie müssen auch aus unserer Gegend sein.“

„Es verhält sich anders, mein Herr,“ sagte das Weib in ruhigerem Tone, „ich war nur kurze Zeit in Deutschland.“

„Nun denn, so frage ich Sie, an welchem Orte in Deutschland befanden Sie sich?“

„Ich war im Riesengebirge, dort habe ich eine geraume Zeit gesungen.“

„Gesungen? Und wo denn?“

„Wenn man von Krumhübel, welches etwa vier Stunden von Warmbrunn liegt, sich nach der Schneekoppe begeben will und den Weg über die Hampelbaude wählt, so gelangt man etwa nach Ablauf von zwei Stunden zu jener Stätte; der müde Wanderer kehrt dann in die Baude ein und wird mit Harfenmusik empfangen; dort spielte ich einst die Harfe und sang wohl manches Lied dazu; jetzt haben Sie einen Theil meiner Geschichte gehört, aber um Gottes Willen fragen Sie nicht weiter.“

Die Sprache dieses Wesens war so silberweich, so gemüthsvoll und so in das tiefste Innere der Seele dringend, daß in dem nächtlichen Wanderer unwillkürlich der Wunsch rege ward, diese Töne bis an das Ende seines Lebens zu hören, so wunderbar klangen sie in seinen Ohren; doch die Fremde konnte ihm unmöglich die Wahrheit sagen, das war ihm nur zu einleuchtend, ein Mädchen mit solcher Sprache, die eine so tiefe Wehmuth athmete, konnte nicht eine Harfensängerin sein, welche in den Gebirgen umherzieht, um den Reisenden ein Lied vorzusingen, solche sind Wesen ganz anderer Gattung, diese gehen niemals verschleiert und sind auch nicht so anspruchslos und bescheiden, wie jene Fremde; ihr Blick ist offen und herausfordernd, ja sogar verwegen, ihre Sprache ist eine freie.

„Sie sagen mir nicht die Wahrheit,“ nahm der Fremde das Wort, „ich kann nicht glauben, daß Sie sich jemals zu einer Gruppe umherstreifender Bänkelsänger gezählt haben.“

„Ich sagte Ihnen die Wahrheit, mein Herr; aber sind Sie im Riesengebirge bekannt?“

„Nein,“ sagte der Angeredete, „ich habe mich daselbst noch niemals bewegt, allein Sie scheinen dort genau bekannt zu sein; man kann indeß eine Stadt, ein Dorf, ein Land sehr genau kennen und braucht es doch niemals gesehen zu haben, wir haben ja Länder- und Völkerkunden, sowie Reisebeschreibungen genug, welche uns einen Ort so lebhaft vor die Seele führen, als ob wir denselben mit eigenen Augen gesehen hätten; doch, nun haben Sie Dank, daß Sie mich aus jenem unterirdischen Gewölbe erlöst haben; unzweifelhaft sind Sie eine Deutsche, allein Sie müssen Grund haben, dies zu verschweigen und ich werde nicht weiter in Sie dringen; empfangen

Sie nochmals meinen Dank und leben Sie wohl! Leben Sie wohl!"

Dieser mit Nachdruck und sanfter Stimme gesprochene doppelte Gruß drang tief in die Seele des Weibes; der Wanderer war schon gegangen, als sie ihn plötzlich wieder zurückrief.

„Sie können nicht weiter!" rief sie ihm nach, „Sie werden bleiben, ich kann Sie unmöglich von hier gehen lassen, denn Sie wissen ja nicht, wohin Sie kommen; die Nacht ist noch lang und die Stadt riesengroß; kommen Sie mit mir, es wird nicht lange währen, so haben wir das Haus erreicht, in welchem ich wohne; die Wohnung, welche Sie bei mir erhalten, ist zwar keine besonders angenehme, aber Sie sind doch dort der Sorge der Obdachlosigkeit überhoben und vor dem Wetter geschützt; ich habe ein kleines Kämmerlein und neben diesem liegt ein kleines Zimmer, in welchem Sie die Nacht abwarten können; haben Sie denn Vertrauen genug, um mir zu folgen?"

Waffenruhe.*)

Der erste Act des ruhmreichen Schauspiels war vorbei, vielleicht auch das ganze Drama.

Die Erstürmung und die Eroberung der Düppeler Schanzen war nach einer Belagerung von kaum drei Wochen der Werke 1—6, einer Belagerung, die immer nur eine halbe zu nennen war, da ja die Hauptbedingung bei solcher Art von Kriegen, die vollständige Cernirung, nicht vorhanden war.

Der Verlust der Dänen an Todten, Verwundeten, Gefangenen und an Material, der in gar keinem Verhältniß zu dem preußischen stand, dieses Alles hätte die trotzigen Dänen wohl überzeugen müssen,

*) Mahler: Wieder in den Krieg.

daß es nun endlich genug sei des grausamen Blutvergießens, des furchtbaren Spieles mit dem Leben der eigenen Landessöhne.

Wenn man jedoch in den Tagen nach der Erstürmung darüber sprach, dann meinten wohl die Schleswig-Holsteiner oder Diejenigen, die in der früheren Armee des deutschen Schmerzensvolkes gestanden hatten, daß nun die Erlösung nahe war.

Ihr kennt die Dänen und ihren Eigendünkel nicht, noch ist man nicht auf Kopenhagen marschirt.

Sie hatten Recht.

Es sollte dem Leiden der wackeren Schleswig-Holsteiner ein Ende gemacht werden, der Trotz der Dänen vollständig von deutschen Waffen gebrochen werden.

Wäre nach den Tagen des Sturmes Friede geworden, d. h. wenn die deutsche Großmuth die deutschen Großmächte bewogen hätte, auf die dänischen Friedensvorschläge einzugehen, die auf eine Theilungslinie beruhten, welche das mit preußischem Siegerblute getränkte Sundewitt, die Heldengräber bei Düppel, in Dänemark einverleibte und die Bewohner dieser Landesstriche dänischer Rache Preis gab, — ein solches Uebereinkommen hätte immer nur den holden Namen „Friede" geborgt.

Es sollte noch eine brennende Frage gelöscht werden und sie wäre dann zur hochauflodernden geworden.

Ein altes wahres Sprichwort sagt: „Wen Gott verderben will, den schlägt er mit Blindheit."

Dänemark erfuhr die Wahrheit an sich selbst; aber so hatte es auch kommen müssen, sollte das gute Recht triumphiren.

Doch wir wollen der Kriegsgeschichte und den Ereignissen nicht vorgreifen.

Der dunkle Schleier der Nacht hatte sich schon zweimal auf die Gefilde gesenkt, die Zeugen kühner, ewiger Heldenthaten gewesen waren.

Die Todten ruhten in großen gemeinschaftlichen Gräbern, links von der Chaussee, welche von Gravenstein nach Sonderburg führt.

Sie ruhten jetzt friedlich nebeneinander, die sich im Leben so heftig, so leidenschaftlich bekämpften. Hier verkündete eine Inschrift auf schlichtem Holzkreuze, welches die Pioniere aus rohem Holze ge-

zimmert, wie viele tapfere Preußen, dort wieder, wie viele tapfere Dänen in der gemeinsamen Grube schliefen.

Es ist ja unmöglich, nach großen Schlachten für Jeden, der auf dem Felde der Ehre gefallen ist, ein eigenes Grab zu graben.

Und wie oft kommt es denn vor, daß Diejenigen, welche nach Wochen oder Monaten auf die Stätte kommen, wo die Wuth des Kampfes entbrannte und der Einen den Gatten, den Sohn, der Andern den Bruder, den Freund entrissen, mit thränendem Blicke und den armseligen Kranz in der Hand, die Stelle vergeblich suchen, wo der theure Heimgegangene schlummert.

Das Zeichen der Liebe muß auf das gemeinsame Grab gelegt werden und auch die Ruhestätte Derjenigen schmückt es dann, die keine Lieben daheim ihr eigen nennen!

Ich werde eine ergreifende Scene mein Lebtag nicht vergessen, deren Zeuge ich einige Tage nach dem Sturme war, sagt Heinrich Mahler in seinem „Wieder in den Krieg.“

Ein tapferer Sohn der rothen Erde, das einzige Kind eines wohlhabenden westphälischen Hofbesitzers, war am 18. April den Heldentod gestorben.

Ein Unteroffizier der Compagnie hatte, getreu seinem dereinst in der Heimath gegebenen Versprechen, die Trauerbotschaft den Eltern telegraphisch angezeigt, und ohne Säumen war der stattliche, nicht mehr junge Vater, die Mutter und die junge Braut des Gebliebenen heraufgeeilt nach dem Kriegsschauplatz.

Sie hatten unterwegs einen süßen Trost darin gefunden, daß sie die Leiche des theuren Todten mitnehmen könnten nach der Heimath.

Auf dem Kirchhofe des Heimathsdorfes sollte er begraben werden, damit die Mutter und die Braut am Grabe beten könnten, wenn alljährlich im November dann der Allerseelentag kommt.

Aber der Todte war mit den anderen gefallenen Kameraden in das große Grab gelegt worden.

In Flensburg hatten es die Eltern bereits erfahren.

Jener Unteroffizier begleitete die Angehörigen nach Düppel, hier traf ich die tief bewegte Gesellschaft und schloß mich ihr an.

Mutter und Braut weinten fortgesetzt; etwas bleich, aber in

starrer Kraft ging der Vater; doch konnte man, ihn aufmerksam betrachtend, recht gut den Kampf sehen, den er mit sich kämpfte, damit das Weibervolk, der Soldat und der fremde Herr nicht Zeuge würden von seiner Rührung.

Wir kamen an das erste der Gräber.

„Hier unten liegt Johannes," sagte der Unteroffizier.

Und als sich nun Mutter und Braut schluchzend auf die Erde warfen, da brach auch die starre Rinde von des Vaters Herz.

Große Tropfen rollten aus seinen Augen über die Wangen und es war ein wirklich ergreifender Augenblick, als er dann segnend die wenigen Worte sagte: „Schlafe sanft, mein guter, guter Sohn!"

Wir beteten ein stilles Vaterunser.

Dicht neben dem Grabe lag eine dänische Patrontasche. Sie war noch ziemlich gefüllt; ich warf die Patronen in den weichen Sand, füllte Erde von dem Grabeshügel hinein und übergab dieses Andenken an des Sohnes Grab der gebeugten Mutter.

Die Schanzen und das Kampfterrain wurden von dieser Trauer-Caravane nicht besichtigt, das waren Alles nur Objecte für die neugierigen Reisenden, die schaarenweise gen Düppel wallfahrteten.

Meine westphälische Gesellschaft fand ihren Wagen auf der Chaussee wartend vor und fuhr nach Flensburg und von dort nach der Heimath zurück.

Als ich nach Broacker zurückkehrte, hörte ich die bekannte schöne Tenorstimme meines Freundes, des Premierlieutenants N., der in seinem Quartier eine Guitarre aufgefunden hatte und das herrliche Seidel'sche Lied vom „todten Soldaten" sang.

Mancher meiner Leser wird es kennen; das Lied ist aber so schön, drückt die elegische Stimmung so prächtig aus, daß ich mich nicht enthalten kann, ihm hier noch ein Plätzchen zu gönnen:

Auf ferner, fremder Aue,
Da liegt ein todter Soldat,
Ein Ungezählter, Vergess'ner,
Wie brav er gekämpft auch hat.

Es reiten viel Generale
Mit Kreuzen an ihm vorbei,
Denkt Keiner, daß, der da lieget,
Auch werth eines Kreuzleins sei.

Es ist um manchen Gefall'nen
Viel Frag' und Jammer dort,
Doch für den armen Soldaten
Giebt's weder Thräne noch Wort.

Doch ferne, wo er zu Hause,
Da sitzt beim Abendroth
Ein Vater in banger Ahnung
Und sagt: „Gewiß ist er todt!"

Da sitzt eine weinende Mutter
Und schluchzet laut: „Gott helf!
Er hat sich angemeldet:
Die Uhr blieb steh'n um Elf!"

Da starrt ein blasses Mädchen
Hinaus in's Dämmerlicht:
„Und ist er dahin gestorben,
Meinem Herzen stirbt er nicht!"

Drei Augenpaare schicken,
So heiß es ein Herz nur kann,
Für den armen, todten Soldaten,
Ihre Thränen zum Himmel hinan.

Und der Himmel nimmt die Thränen
In einem Wölkchen auf,
Und trägt es zur fernen Aue
Hinüber in raschem Lauf.

Und gießt aus der Wolke die Thränen
Auf's Haupt des Todten als Thau,
Daß er unbeweint nicht liege
Auf ferner, fremder Au!

Ich hatte, in der Thür stehend, dem Liede bis zu Ende gelauscht. Dann ging ich hinein zum Freunde und erzählte ihm mein Morgenergebniß mit der Familie eines Soldaten, der nun auch nicht mehr unbeweint auf ferner, fremder Aue liege. — —

Es war Waffenruhe eingetreten und mit ihr wurde die Dislocirung der Truppen herbeigeführt, welche es wohl verdient hatten, jetzt endlich Ruhequartiere zu bekommen.

Die Regimenter zogen mit frohem Gesang, geschmückt mit grünen Reisern am Helm, an der Pelzmütze oder am Czapka dem Süden zu, nach den allerliebsten Küstenstädten und Dörfern, oder nach den wohlhabenden Gütern, welche in der Mitte des Herzogthums lagen.

Man hatte darauf gesehen, daß die Truppen möglichst weit auseinander kommen sollten.

In der That waren sie lange genug aneinander gedrückt gewesen, dreißig, vierzig oder fünfzig, ja bis hundert hatten sie auf der gemeinschaftlichen Streu gelagert, wenn ihnen das Glück überhaupt so hold gewesen, daß noch eine Streu für sie vorhanden war.

Jetzt hatte man dafür zu sorgen, daß jeder Einzelne, wenn es irgend möglich war, ein eigenes Bett für sich erhielt, wo er sich einmal so recht nach Herzenslust wenden und strecken konnte, wie er wollte.

Die Städte, in welche die tapferen Soldaten einzogen, waren mit Guirlanden geschmückt, welche sich von einer Straßenfronte bis auf die andere hinüber erstreckten.

Man hatte Ehrenpforten errichtet, welche passende Inschriften hatten, um die Ankommenden durchpassiren zu lassen; aus allen Fenstern wurden Blumen und Bouquets auf die einziehenden Truppen herabgestreut.

Die fremden Krieger fanden hier sehr bald ihre Heimath.

Die westphälischen Soldaten hatten es bereits lange gemerkt, daß die plattdeutsche Aussprache ihrer Heimath mit dem Dialecte, wie er hier gesprochen wurde, ungemein Aehnlichkeit hatte, und man hatte sich gar bald verständigt.

Die Brandenburger schienen sich schon etwas schwerer für das Platte entschließen zu können, aber bald wurde es auch ihnen leicht, zumal die schönen jungen Mädchen, d. h. die auf dem Lande, das Hochdeutsche durchaus unangenehm fanden, und die jungen Brandenburger hielten durchaus mehr auf den Verkehr mit der schönen Hälfte des Menschengeschlechts.

Es wurden Bälle und Kränzchen gegeben, man hatte Land- und Wasserparthien arrangirt.

Die eiserne Hand der Dänen hatte schwer auf Land und Leute geruht und nur selten war unter den bisher obwaltenden Umständen eine wahre Fröhlichkeit bei den armen Herzogthümern möglich gewesen.

Jetzt freilich hatte sich Alles geändert: man feierte so zu sagen eine förmliche Auferstehung aus dem Tode.

Es zeigte sich sehr bald, daß die brandenburgischen und westphälischen Söhne noch andere Schanzen zu stürmen und einzunehmen verstanden, als die Düppeler; andere Schanzen — die oft viel hartnäckiger vertheidigt und viel schwieriger zu erobern sind, als mit strategischer Kunst.

Es währte nicht lange, als die Gesinnung mancher schönen Schleswig-Holsteinerin ganz deutlich hervortrat.

Junge, schöne Damen, die bisher entsetzt zurückwichen, wenn sie einmal das Unglück hatten, einem dänischen Offizier zu begegnen, waren jetzt ganz anders geworden; sie kleideten sich in preußische Farben und drängten sich zu den Kränzchen und Bällen, welche zu Ehren ihrer Retter, der preußischen Krieger, gegeben wurden.

Sie waren in eine weiße Mullblouse mit schwarzen Bändchen durchzogen gekleidet, welche ihnen wahrhaft reizend stand, und wenn sie spät des Abends, ja wohl gar zu Mitternacht, von einem solchen Balle zurückkehrten und die Eltern bisweilen unmuthig ihr Antlitz deshalb verzogen und sie vielleicht tadelten, so sagten sie, daß es doch nur Dankbarkeit wäre, welche sie den Befreiern vom dänischen Joche schuldeten, und daß sie daher nicht von einem Feste fern bleiben konnten, welches diesen gegeben wurde.

Und in der That, so manche von diesen jungen holsteinischen

Damen, die sich für ihre Befreier jetzt so sehr interessirten, sind wenige Monate später ihnen schon nach der Mark und Westphalen gefolgt, um für ewig an ihrer Seite als Gattin zu bleiben.

Das Ende der Waffenruhe.*)

Als die zuerst vereinbarte Waffenruhe von vier Wochen sich ihrem Ende nahte, da hegte man noch Besorgniß, daß ein guter Theil braver Deutscher durch eine Demarcationslinie abgeschnitten und rücksichtslos der dänischen Rache, die gewiß mit Vergnügen ihr Müthchen gekühlt hätte, preisgegeben werden würde.

Und gerade in und um Hadersleben z. B. leben so gute Patrioten, wie nur je in Südschleswig und Holstein.

Mit welcher fieberhaften Theilnahme man also in dem Lande des befreiten Bruderstammes den über die Conferenzsitzungen in London verlautenden Berichten folgte, kann man sich denken.

Freilich sagten mit psychologischem Scharfblick Begabte, wenn sie die wahrhaft lächerlichen Prätensionen der Dänen mit dem preußischen Ansinnen, der weit gen Norden geschobenen Theilungslinie Apenrade-Hoyer, verglichen, daß bei dem Charakter des Inselvolkes an eine Vereinbarung nicht zu denken sei, jedoch — man sagte das freilich, wer aber konnte für Thatsachen stehen, die, durch irgend einen äußeren Umstand veranlaßt, zum Frieden führten? — —

Die Soldaten rüsteten sich wieder zum Kriege, Jubel herrschte, Hoffnungsfreudigkeit kam in die Gemüther.

Doch die Soldaten kehrten nach wenig Tagen wieder zurück und der Gefühlsbarometer fiel von Hoffnungsfreudigkeit auf Bangigkeit.

Die Herren in London arbeiteten indeß weiter.

---

*) Mahler: Wieder in den Krieg.

Immer mehr nahm die Nachricht, daß ein langer Waffenstillstand zu Stande kommen würde, weil man sich absolut doch auch in solch kurzer Zeit über so viele wichtige Fragen nicht einigen könne, den Nimbus der Wahrscheinlichkeit an; zumal in Schleswig-Holstein das Gerücht mit vieler Bestimmtheit auftrat, daß Herr von Bismarck darauf dränge, in die Präliminarien einen Passus aufgenommen zu sehen, nach welchem die Güter, Häuser u. s. w. in Nord-Schleswig von einer gemischten Commission taxirt werden sollten.

Nach dieser Taxe würde dann die dänische Regierung den Deutschen ihren Besitz abkaufen, falls diese durchaus nicht im Lande bleiben wollten.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel kam dann am 20. Juni die Nachricht: Morgen wird marschirt.

Allgemeine Ueberraschung, allgemeine Freude; man trieb nicht viel Politik und las wenig in der Zeitung, und hätte man dies auch gethan, man wäre überrascht worden, wie die Zeitungs-Redactionen selber.

In vielen Cantonnements wurde schleunigst noch ein Abschiedskränzchen arrangirt.

Graf Eduard Baudissin z. B., im dänischen Wohld angesessen, gab seinen Leuten einen solennen Ball und die hübschen Mädel (auch Holsteinerinnen waren als Gäste erschienen) schwenkten sich fröhlich mit den flinken märkischen Jungen herum.

Ich glaube, Graf Baudissin hatte Fünfunddreißiger im Quartier, und diese Nummer hat sich ja am bekanntesten gemacht.

Man sagt, daß manches zagende Mädchenherz auch nicht ohne Bangen an den Abschied dachte, da ja e r, der nun wieder in den Krieg mußte und der einst als Fremder kam, jetzt als ihr Herzallerliebster von dannen zog.

Guirlanden, Kränze, Erquickungen damals überall, als nach dem Sturme die Leute in die Ruhequartiere zogen; das Alles aber mußte zurückstehen gegen den in einigen Orten wahrhaft großartigen Empfang, welcher in Dorf und Stadt den durchziehenden Truppen bereitet wurde.

Vor Allem aber zeichnete sich Flensburg aus, und kein Truppentheil durfte beim Marsch nach dem Norden über den Südermarkt

marschiren, ohne daß von Seiten des Festcomité's an den betreffenden Commandeur die Bitte gerichtet wurde, hier Halt zu machen, damit der dankbaren Stadt Gelegenheit werde, die Leute mit einem Imbiß zu erquicken.

Und kein Commandeur schlug solche Bitte ab.

Da waren denn auch gar schöne, oft erhebende Scenen zu schauen.

Damen und Herren bewegten sich mitten in den Kriegerreihen, hier belegtes Butterbrod, dort Bier, hier Cigarren, dort Wein austheilend.

Dann kam ein Hoch auf die brave Armee, das der Commandeur in der Regel mit einem Hoch auf Flensburg und auf Schleswig-Holstein beantwortete.

Die Begeisterung der Leute, die ja nun ebenfalls die Starrköpfigkeit der Dänen kennen gelernt hatten und sich darauf freuten, ihnen Mores zu lehren, war ebenso groß, wie diejenige der Schleswig-Holsteiner, welche nun, da der Wiederbeginn des Krieges bevorstand, die völlige Gewißheit hatten, daß es mit der Dänenherrschaft in dem g a n z e n Schleswig-Holstein vorbei sei und das für immer.

Aber bei manchen, namentlich jungen Leuten mischte sich in die Herzlichkeit, mit welcher dem Krieger die erquickende Gabe gereicht wurde, auch Wehmuth. Wie gern, wie so sehr gern wären sie mitgezogen in den Kampf gegen den verhaßten Feind! Betrübt mußten sie abziehen, wenn ihnen klar gemacht worden, daß ein Soldat, der mit solch wohlgeübter Truppe kämpfen wollte, nicht über Nacht auszubilden sei.

Und weiter und weiter ging dann der Marsch.

Wie herrlich war die Gegend geworden! Damals, als man sie verließ, streckten die Aeste der prächtigen Buchen auf der Straße, die von Flensburg nach Norden führt, noch ganz zarte kleine Blättchen in die Frühlingsluft, heute wiegten sich die stattlichen Kronen in üppigster Pracht, die Strahlen der heiß gewordenen Sommer-Sonne konnten hier nicht durchdringen; hier war es schattig, wonnig, wohlig und kühl.

Ade, Ihr Kameraden, die Ihr hinauf ziehet, weiter die Apen-

rader Straße entlang, um dann erst rechts abzubiegen nach dem nördlichen Sundewitt, indeß wir gleich nach Rinkenis weiter ziehen.

Die eine Meile bis dahin ist bald durchmessen. Zwar haben wir keine Bäume mehr rechts und links, keinen sprudelnden Quell, keine Aussicht auf's blaue Meer, aber grün und das Auge erfrischend ist es doch rechts und links und das erfreut mit dem Auge auch das Herz.

„Ich weiß nicht, Kamerad,“ sagte der eine Musketier zu seinem Nebenmann, „grün war es doch damals schon auf den Feldern, und zwar recht herzig maigrün, fast wie bei uns zu Hause im Oderbruch, als wir denselben Weg hier in die Ruhequartiere marschirten; grün war es doch und wurde immer schöner jetzt in den letzten sechs Wochen, so schön ist's mir aber doch nicht vorgekommen als wie jetzt.“

„Das will ich Dir sagen,“ antwortete der Kamerad. „Damals kamen wir aus dem Kriege und glaubten, es ginge in den Frieden, und in der Waffenruhe bildeten wir uns ein, es wäre Frieden. Da dachten wir viel nach Hause und wie weit sie dort mit dem Getreide, den Kartoffeln, der Schafwäsche u. s. w. sein möchten; da halfen wir auch wohl unsern Wirthen auf dem Felde und es fiel uns nicht ein, das Grün schöner und anders zu finden, als in anderen Jahren und zu Hause. Jetzt ist's was anderes. „Wieder in den Krieg“ heißt es und wir haben den Krieg kennen gelernt. Gar Mancher ist nicht mit in's Ruhequartier marschirt, zumal er sein ewiges Ruhequartier gefunden, und gar Mancher von uns wird auch das seinige finden, vielleicht im Wasser, vielleicht in der Erde. Ist's denn ein Wunder, wenn einem die Natur schöner mit ihrem Grün und dem Gesang ihrer Vögel vorkommt? Nun, hab' ich Recht?“

Und der Kamerad bekam Recht von allen Seiten.

„Noch eine halbe Meile bis Rinkenis! Heraus mit einem frischen Sing-Sang, das kürzt den Marsch und stärkt die Beine!“

„Steh' ich in finstrer Mitternacht“ beginnt ein schwermüthiges junges Blut. Und Alle fallen ein und singen mit, das Lied ist gar zu beliebt.

Als es aber beendet ist, da heißt's von allen Seiten: „Viel zu schwermüthig!“

Und eine andere Weise wird begonnen, das „Lied vom 60. Regiment" von dem Berliner Schullehrer Wilhelm Petsch gedichtet, der als Füsilier zum 60. Regimente eingezogen war.

Wie schmetterte der Gesang in die Luft und namentlich der Refrain:

„Und wer die schmucken jungen Burschen kennt,
Der sagt, sie sind vom 60. Regiment!"

ein Refrain, der bei den Regimentern mit andern Nummern selbstverständlich „lokalisirt" wurde.

Grüß Gott, Rinkenis!

Da liegt es wieder vor uns, das stattliche Dorf, und dort auch glänzt das blaue Meer wieder. Vor uns liegt das Sundewitt, rechts die Halbinsel Broacker, und von dem großen Dorfe gleichen Namens glänzen die beiden Kirchthürme herüber. —

Der Tag von Alsen.*)

Zu den im Felde befindlichen Pontonnieren des 7. und 3. Pionier-Bataillons waren nach und nach noch die Ponton-Compagnien des 2., 4. und 5. Pionierbataillons gekommen.

Die Positionen auf dem festen Lande waren in unseren Händen; Inseln lagen vor uns und diese Inseln sollten und wollten wir nehmen.

Wenn der Krieg wieder, wie jetzt, ausbrach, dann wußten auch die Dänen recht gut, wohin der Kriegsschauplatz verlegt werden mußte, und sie, das stolze Marine- und Inselvolk, fühlten sich sicherer denn je.

Wie sollten denn auch Landratten, wie wir, daran denken, über

*) Von einem preußischen Offizier.

das Meer zu greifen! Wie war es auch nur denkbar, daß wir nach Alsen beispielsweise kommen konnten.

Freilich die Düppelstellung, die nicht wie das Danewerk umgangen und die nicht cernirt werden konnte, sollte auch uneinnehmbar sein! Wer konnte aber auch glauben, daß wir mit solchen, in der Kriegsgeschichte bisher noch nicht dagewesenen Geschützen, wie unsere gezogenen Vierundzwanzig-Pfünder, über den Wenningbund defiliren würden? Hätte man das ahnen können, wie wäre dann die Halb-Insel Broacker so leicht aufgegeben worden?

Solchen Sand konnte man den Kopenhagenern vielleicht, uns aber nicht so gut in die Augen streuen.

Wenn „Rolf Krake's" Versuch, die Eckensunder Brücke zu zerstören geglückt wäre, so hätte der Feind doch sicherlich einen Massenausfall gemacht, um die auf der Halbinsel Broacker stehenden Truppen abzuschneiden.

Möglich aber, sehr leicht und sogar wahrscheinlich, daß sich unsere Leute ebenso brav durchgeschlagen hätten, wie im Jahre 1848 die Hannoveraner in ähnlicher Situation und auf derselben Stelle.

Demnach ist nur eine Annahme zu machen, weshalb die Dänen jene Brücke so ungestört schlagen ließen, die Annahme nämlich, daß sie, nach glücklicher Zerstörung der Verbindung bei Eckensund, durch forcirten Vorstoß möglichst viele Gefangene zu machen gedachten. Sonst müßte man die dänischen Kommandirenden geradezu für unfähig halten, — und dafür sind sie wahrhaftig nicht zu halten.

Dann hatten die Dänen noch einen Entschuldigungsgrund, als die Düppelstellung endlich gefallen war. Auf einen förmlichen Angriff war allerdings nicht gerechnet worden und auf die so gefährliche Waffe, die Schippe; aber, wie sie sagen, auch nicht auf solche Uebermacht.

Die Gefährlichkeit der Schippe gebe ich zu, nicht so die Uebermacht.

Aus der angeführten Zahl der einzelnen Compagnien bei den Sturmcolonnen kann man die Stärke der Colonnen an den Fingern abzählen, die ganze große Hauptreserve trat am 18. April gar nicht in das Gefecht ein, und die Brigade Goeben demonstrirte am Alsensund, als beabsichtige sie einen Uebergang.

Als das Gefecht bei der Düppelmühle stand, wurden schließlich die Dänen dennoch geworfen, und die Zahl der ihnen dort gegenüberstehenden Preußen war der ihren noch nicht einmal gleich.

Endlich kommt auch der Verlust in Betracht.

Wir, die Angreifer, hatten wenig mehr als die Hälfte so viel wie die Dänen, die Vertheidiger, an Todten und Verwundeten zu beklagen; wir hatten achtunddreißig Vermißte, sie drittehalb Tausend Gefangene verloren!

Der Sieg von Düppel war ein so ehrlicher Sturmsieg, wie je nur einer erfochten! Und daß er trotz der fürchterlichen Werke, die uns entgegenstanden, erfochten wurde, hatte eine wunderbare Wirkung ausgeübt.

Der Soldat wußte nun, daß ihm nichts befohlen werden würde, was eben nicht auch ausführbar; er hatte gesehen, wie sorgsam, wie möglichst schonend an Menschenleben an die Lösung schwieriger Aufgaben gegangen wurde.

Kam also der Befehl, Alsen anzugreifen, so mußte bereits Alles, auch das Kleinste, wohl erwogen sein, und dann wurde Alsen angegriffen und genommen! Und daß dieser Befehl bald, recht bald kommen möge, hoffte man mit ehrlicher Soldatenfreude.

Ich, dem kein Befehl in Rinkenis zurückhielt, eilte nach Eckensund und von dort nach Broacker, um später dem Terrain noch einen Besuch zu machen, wo einst die Düppeler Schanzen standen.

Durch eine prächtige Landschaft trug mich der leichte Fuß meines flinken Rosses.

Die landschaftliche Schilderung dieser Gegend betreffend, führe ich die Worte des Major von Jena an, welcher in einem Briefe aus Eckensund, d. d. 3. März, also schreibt:

„Was die Gegend anbelangt, so ist sie hier in vieler Beziehung schöner als die Adria. Wenn auch die Berge nicht so hoch sind, so ersetzen dies doch die prächtigsten Buchenwaldungen.“

Und in einem andern Briefe, d. d. 25. März, sagt derselbe:

„Wenn Du in diesem Augenblicke hier bei schönem, windstillem, sonnigem Wetter auf dem hohen Wege von hier nach Broacker mit mir reiten könntest, Du würdest entzückt sein, so schön ist das Land.

Von allen Seiten sieht man das Meer und die Küste mit den herrlichen Buchenwäldern."

Wie oft hatte ich den Weg nach Rinkenis, dann über Treppe nach Almoer und von dort nach Eckensund wie oft die Fortsetzung von hier über Schottsbüll nach Broacker zu Fuß, zu Roß, zu Wagen durchmessen. Und auf was für Wagen manchmal, Wagen, die unsere Leute recht bezeichnend Rippenbrecher nannten.

Ich bin kein Schleswig-Holsteiner, und nicht die fette Marsch, sondern der märkische Sand ist meine Heimath. In Orten aber, wo man in bewegter, kriegerischer Zeit länger stationirt war, wird man schnell heimisch.

Es kam mir vor, als hätte ich Jahre lang in dieser Gegend gelebt; ja selbst einige Leute schienen mir noch bekannt und ich ihnen, — und doch war ein Zeitraum von sechs Wochen vergangen und der Verkehr mit den Bewohnern des Landes ja auch stets nur ein durchaus flüchtiger gewesen.

Als ich damals in Broacker von meiner freundlichen Wirthin Abschied nahm, da schied ich wirklich in dem guten Glauben, daß auf die bevorstehende Waffenruhe der Frieden folgen würde.

Mir kam es vor, als sei es ein Abschied für's Leben, da schwerlich die Zeit des Friedens mich wieder hinaufführen werde zu den Stätten, wo jetzt ein schönerer Befreiungskrieg seinen Schauplatz gehabt.

Und nun betrat ich wieder das Häuschen, in welchem neben der Feldtelegraphie auch ich während der Belagerung eingeheimst war; einen Willkommen sagte mir die freundliche ältliche Frau, die in diesem Hause waltete, und fügte diesem Willkommen auch gleich die Frage bei:

„Sie wohnen doch wieder bei uns?"

Das war eine Frage, die wahrlich nicht lange auf Beantwortung warten ließ.

Noch an demselben Tage wurde ein Ausflug nach der Büffelkoppel und zu den Stellen gemacht, auf denen einst die Schanzen gestanden hatten.

Die Büffelkoppel hatte ein prächtig grünes Laubgewand angelegt und jene anderen Stellen wären faktisch gar schwer oder gar

nicht aufzufinden gewesen, wenn nicht die Rudera der Pulverhäuser noch umhergelegen hätten.

In großen Sandsteinquadern bestanden diese Ueberbleibsel, die als leuchtende weiße Punkte schon von Weitem dem Auge entgegenschimmerten.

Wo die Approchen und Parallelen gewesen, da zeichnete sich wohl noch der frische Sand in der grünen Bodenumgebung ab, sonst aber trieb das Getreide schon üppige Halme auf der ganzen Fläche.

Rinder graſ'ten friedlich in den knickumgebenen Feldmarken und diese Knicke waren wieder mit blattreichem Erlengesträuch bewachsen.

„Noch viele Jahre werden die Bewohner Düppels durch die Wüste, in welche das fruchtbare Land vom Wenningbund bis zur Chaussee verwandelt ist, an den Krieg denken, der hier getobt hat," so hatten wir uns damals Alle gesagt. Und jetzt schon, nach sechs Wochen, waren jene Spuren so ziemlich verwischt! In solchem Grade hat der gütige Vater dieses Land gesegnet.

Um das Gemäuer des zur Ruine gewordenen Freudenthal-Krugs, an den sich wohl der geneigte Leser noch erinnert, waren schon Gerüste aufgeschlagen und thätige Maurerhände bemüht, den Schaden auszubessern.

Auch bei den Gehöften jenseits der Chaussee regte sich der menschliche Fleiß, das Zerstörte zu ersetzen und die Spuren des Krieges zu verwischen; und von Düppel her leuchteten freundliche neue rothe Ziegeldächer durch das Grün der Bäume.

Und doch tönten in kurzen Pausen von den Alsener Batterien die Schüsse herüber, welche diese mit unsern Geschützen wechselten, denn der Krieg hatte ja seit dem 26. Juni wieder begonnen.

Aber als wäre es unerschütterliches Vertrauen in das an die preußischen Fahnen gefesselte Kriegsglück: die Bauern und die Arbeiter schafften rüstig weiter an der Wiedererbauung ihrer Heimathsstätten, während doch die dänischen Geschosse von Alsen aus recht wohl bis Rackebühl, ja auch bis Düppel fliegen konnten.

Es machte mir ganz den Eindruck, als traue man den Dänen nicht mehr übermäßig viel zu.

Mittlerweile aber entwickelte sich auf unserer Seite ein reges, wenn auch geheimnißvolles und meist nächtliches Leben.

Batterien wurden längs dem Strande des Alsensundes und theilweise der Alsener Föhrde erbaut und in der Nacht vom 27. zum 28. Juni armirt.

Außer den Pontonieren des 2., 4. und 5. Pionierbataillons, welche, wie wir wissen, noch zur Verstärkung der Kameraden vom 3. und 7. Bataillon gekommen, waren auch 160 Schifferboote und Kähne aus allen Punkten Schleswig-Holsteins, zumeist aber von der Schlei, hergebracht worden.

Nun, wir kannten, wenn auch nur Combination, den Zweck von dem Allen recht gut. Und ein Jeder freute sich darauf, daß „nach Alsen" in den nächsten Tagen das Feldgeschrei sein würde.

Am 28. Juni wurde die Disposition für den Angriff von Alsen ausgegeben. Sie lautete:

„Morgen vor Tagesanbruch werde ich mit dem Armeecorps den Uebergang über den Alsensund bei dem Satruper Holz forciren und den Feind in der Richtung auf Hörup verfolgen.

Der Uebergang geschieht mittelst 160 Kähnen und durch den Pontontrain, von vier den Führern mündlich bezeichneten Punkten aus zwischen der südlichen Lisière Satrup-Holz und Schanbeckhage.

Es tritt dabei nachstehende und für das morgende Gefecht gültig bleibende Aenderung der Ordre de bataille in Kraft:

1) Die 12. und 26. Infanteriebrigade stehen unter den Befehlen des General-Lieutenants von Manstein. Außer der Divisions-Artillerie und Kavallerie der 6. Division wird dieser Division noch die zweite sechspfündige Batterie aus der Reserve-Artillerie zugetheilt.

2) Die 25. und 11. Infanteriebrigade stehen unter Befehl des General-Lieutenants von Wintzingerode (die 1. sechspfündige Batterie wird bei Blaukrug in Position gefahren).

Die Division Manstein wird zuerst übergesetzt und sucht

sich nach Erstürmung der Batterien in den Besitz der Fohlenkoppel, des Vorwerks Rönhof und des nahe liegenden Terrains zu setzen. Sie dringt dann später gegen Ulkebüll und Hörup vor, um den Feind dort am Einschiffen zu hindern.

Die Division Wintzingerode folgt unmittelbar und zwar so, daß die 25. Infanteriebrigade zuerst übergesetzt wird und sich dann auf Ulkebüll dirigirt; die 11. Infanteriebrigade folgt unmittelbar als Reserve.

Das Hinunterlassen der Kähne in's Wasser und das erste Einsteigen der Mannschaften beginnt um 2 Uhr Morgens und findet das Uebersetzen in ununterbrochener Folge Statt.

Die Artillerie beginnt erst dann zu feuern, wenn der Feind in seinen Batterien Geschütze zeigt und zu feuern anfängt.

Die Reserve-Artillerie nimmt bereits um 1 Uhr die ihr angewiesenen Positionen ein.

Die reitende Artillerie wird bei Rackebüll bereit gestellt, um jeden Augenblick von dort abfahren zu können.

Die Divisions-Artillerie der 13. Division wird beim östlichen Ausgange von Blans aufgestellt und bleibt zur Disposition des Divisions-Commandeurs.

Der General-Lieutenant von Wintzingerode hat die erforderlichen Anordnungen zur Bewachung der Küste der Alsener Föhrde durch das Ulanen-Regiment zu treffen und dafür zu sorgen, daß der Brückenbau bei Sonderburg durch den Ponton-Train des Hauptmanns Schütze so schnell ausgeführt wird, als die Pontons dazu disponibel sind.

Beim Aufstellen der Truppen, sowie bei allen Bewegungen und Handthierungen mit den Booten, ist die allerpeinlichste Stille zu beobachten und darf kein lautes Sprechen oder Befehlen stattfinden.

Ich werde mich während des Uebersetzens der Division Manstein östlich von Oster-Schnabeck beim Gehöft des Peter Nissen aufhalten und dann der Division folgen.

Anzug ohne Gepäck, aber mit Kochgeschirr und in Mützen.

Hauptquartier Gravenstein, den 28. Juni 1864.

Der commandirende General.

(gez.) von Herwarth".

Die Avantgarden-Brigaden bildeten also diejenigen der Generale von Röder und von Göben.

Es waren Rücksichten der Billigkeit, erstens eine Division Manstein aus zwei brandenburgischen und zwei westphälischen Regimentern zu combiniren und dann von den westphälischen die Brigade Göben hierzu zu wählen, da man die tapferen Leute des wackeren Generals daran gewöhnt hatte, sich als „Uebergangs-Brigade" zu betrachten.

Denn schon als in der Nacht vom 2. bis 3. April der Uebergang bei Ballegaard beabsichtigt war, der nicht deshalb nur allein unterblieb, weil durch Verrath der Feind darum wußte, sondern weil der heulende Sturm in der Nacht das Uebersetzen in Booten unmöglich machte, in jener Nacht also stand die Brigade Göben, welche die Ehre der Tête haben sollte, in Blans zum Uebergange bereit.

Jedermann der Brigade beschäftigte sich fortan mit dem Gedanken des Ueberganges, um so mehr, als die Brigade nach dem Mißlingen jenes Projectes, von den alsbald begonnenen Belagerungsarbeiten und Kämpfen ausgeschlossen blieb, und beim Sturm auf die Düppelschanzen nur mit dem 1. Bataillon 6. westphälischen Infanterie-Regiments Nummer 55, unter Major von Böcking, bei der Sturmcolonne auf Schanze 4 Theil hatte.

Während des Sturmes hatte die Brigade wieder eine Uebergangs-Aufgabe, und als sie am Sturmtage nach Satrup-Holz marschirte, zweifelte Niemand, daß sie übergehen würde.

Die Entscheidung über das Auszuführende hatte der Prinz Friedrich Karl dem General-Major von Göben überlassen, der mir später selbst erzählte, daß er sich nur mit schwerem Herzen zu einer bloßen Demonstration entschloß, da die Vorarbeiten für ein so gewagtes Unternehmen, wie der Uebergang, durchaus noch nicht in ausreichendem Grade getroffen.

Einige kühne Stücklein von Angehörigen der Brigade Göben

mögen hier folgen; sie liefern sämmtlich den Beweis, wie vertraut sich die Brigade mit der Idee des Ueberganges gemacht hatte.

Nachdem nämlich der Uebergang bei Ballegaard gescheitert war und die Brigade Göben längs der Küste von Ballegaard bis Satrup-Holz lag, faßten die Officiere die Eventualität eines Ueberganges nach Arnkiels-Aere in's Auge.

Arnkiels-Aere ist die nördlichste Spitze der Alsen'schen Halb-Insel von Kjär, welche östlich von der Augustenburger Föhrde, westlich vom Alsensund begrenzt wird.

Um die Zugänglichkeit und die Beschaffenheit des jenseitigen Ufers zu recognosciren, führte der Premier-Lieutenant Weißich vom 15. Regiment in einem kleinen, mit zwei Ruderern bemannten Boote mehrere nächtliche Recognoscirungen aus, z. B. in der Nacht vom 14. zum 15. April, wobei er der Verfolgung durch ein stark bemanntes Kriegsboot wiederholt nur dadurch entging, daß er sich in den Schatten des jenseitigen hohen Ufers schmiegte. Als dann die Zugänglichkeit des Ufers drüben festgestellt war, erbat der Hauptmann von Hoffmüller desselben Regiments die Erlaubniß, bei Tage einen Landungsversuch machen zu dürfen.

Am Tage vor dem Sturme, am 27. April, fuhr er und Premier-Lieutenant Hassel mit sechszehn Mann, inclusive Ruderern, in zwei kleinen Booten, deren eines einige Tage vorher den Dänen abgenommen war, hinüber, indem sie erst, anscheinend zwecklos, auf- und abfuhren und dann plötzlich der Insel zuruderten. Sie erstiegen das hohe Ufer, verjagten die dort stehenden Posten, bemächtigten sich der Arnkiel-Batterie, vernagelten die beiden Geschütze derselben und gelangten, als dänische Truppenhaufen aus dem nahen Gehölze hervorbrachen, glücklich wieder in die Boote und auf das Festland, indem sie das Ladezeug der Geschütze, Proben der verschiedenen Geschosse und die Laternen aus der Pulverkammer mitbrachten.

Leider mißlang der Versuch, die Pulverkammer anzuzünden und dadurch die Schanze in die Luft zu sprengen. Ein dänischer Offizier bemerkte das Feuer noch rechtzeitig und löschte es; die gezogenen Zwölfpfünder unserer Batterien fanden jedoch Gelegenheit, auf die Dänen einige außerordentlich wirksame Schüsse abzufeuern.

Wie am 18. April General-Lieutenant von Manstein als Ge-

neral du jour den Sturm leitete, so hatte er, wie erwähnt, am Tage von Alsen ebenfalls wieder die Ehre, mit seiner combinirten Division zuerst an den Feind zu kommen.

Die märkische Brigade Röder hatte die Tête beim Uebersetzen. Sie stand östlich von Satrupholz, neben ihr die Brigade Göben, die als zweite folgen sollte; dann kam, laut Disposition, die Brigade Schmid und als Reserve die Brigade Canstein.

Vier Stellungen waren für den Uebergang gewählt.

Da man aber auch Cavallerie und Artillerie brachte, so waren aus zusammengekoppelten Pontons sogenannte Maschinen (eine Art Fähre) construirt worden, die ganz vortreffliche Dienste leisteten.

Die Bedienung der Boote lag in den Händen von Pontonieren und aus den Truppen genommenen Schiffern, und nicht genug kann der Eifer dieser Leute bei dem mit ganz enormen Schwierigkeiten verknüpftem Flottmachen der Boote, sowie dann später ihre Todesverachtung beim Uebergang selbst anerkannt und gelobt werden.

Beim Flottmachen waren zweierlei Schwierigkeiten zu überwinden: einmal das Heranbringen an das Wasser, denn natürlich standen die Boote, welche ja dem Auge des Feindes verborgen bleiben mußten, nicht ganz dicht am Ufer; und zweitens das Hineinbringen in das Wasser. Das Vorland war nämlich so bedeutend, daß die Boote erst flott wurden, nachdem sie hundert, ja einige hundert Schritt in das Wasser geschoben waren. Die einzuschiffenden Leute mußten deshalb bis an den Gürtel in's Wasser und versuchten watend das jenseitige Ufer zu erreichen.

In Folge dessen, oder vielmehr in Aussicht dessen, ließen viele Bataillons-Commandeure, bevor die Leute in's Wasser gingen, die Patronentaschen am Leibriemen um den Hals binden und ebenfalls die auch Munition enthaltenden Brodbeutel.

Eine Wasserparthie unter solchen Umständen, oder wenn ich das Unternehmen als das bezeichne, was es war, ein Sturm zu Wasser auf wohl armirte Schanzen, ist mit nassen Kleidern auf dem Leibe zu kühler Morgendämmerstunde keine Kleinigkeit. Aber wer dachte daran! Gehoben war die Stimmung, todesfreudig der Muth der Leute, die mit unbegrenztem Vertrauen zu ihren Führern ein Unternehmen ausführten, das in der Kriegsgeschichte als einzig dasteht.

Jenseits ist das Vorland nicht so bedeutend als diesseits. Der vom Meere abgespülte Lehmboden steigt zehn, zwölf, ja fünfzehn Fuß ziemlich schroff an.

Auf der Kante dieses natürlichen Walles hatten die Dänen Laufgräben angelegt, und in gewissen Zwischenräumen Emplacements zu je zwei Geschützen.

Diese Emplacements hatten so vortrefflich construirte Schanzen, daß man sie von unserer Seite aus weder sehen noch beschießen konnte.

Den weitesten Weg hatten die Boote von Schnabeckhage bis Arnkiels-Aere zurückzulegen. Hier begann der Uebergang deshalb schon um $^3/_4$2, von den übrigen Punkten um 2 Uhr.

Als erstes Echelon ging das erste Bataillon des 24. Regiments, an einer andern Stelle das zweite Bataillon des 24. Regiments, an einer dritten zwei Compagnien des 64. Regiments, und an einer vierten das Füsilier-Bataillon des 24. Regiments.

Als zweites Echelon schifften sich sechs Compagnien des 64. Regiments ein.

Als die ersten Boote abstießen, herrschte jenes unbestimmte Dämmerlicht, das der wirklichen Dämmerung voranzugehen pflegt. Man konnte eben nur die Umrisse des jenseitigen Ufers sehen; aber klarer und klarer wurde das Bild von Sekunde zu Sekunde.

Geräuschlos und stätig tauchten die wackeren Pioniere und die dazu kommandirten Soldaten die Ruder in den stillen Alsensund.

Der Gott der Schlachten begünstigte das Unternehmen sichtlich, denn erstens stand der leise, kaum merkliche Wind von der Insel nach uns zu, konnte also kein Geräusch hinübertragen, und dann war die sonst stets wechselnde Strömung im Alsensunde heute gar nicht zu merken. Das Meer war so ruhig, so still und jeder unregelmäßigen Strömung baar, daß die mit dem hiesigen Fahrwasser genau bekannten Schiffer und Sachverständige so glücklicher Umstände sich nicht zu entsinnen wußten.

An den verschiedenen Punkten commandirten Ingenieur-Hauptmann Adler, Hauptmann Schütze, Hauptmann Thelemann und Premier-Lieutenant Montag über die Bootscolonnen die auf diese

Punkte beorderten Pioniere und die meist der Infanterie entnommenen Schiffer.

Außerdem waren noch Capitain Barthelsen und einige andere schleswig-holsteinische Seeleute hier, um durch ihre ruhige Umsicht und ihre seemännischen Erfahrungen das kühne Unternehmen zu unterstützen.

Und deutlicher und deutlicher wurden die Umrisse der Insel. An die Rippen pochte das Männerherz, aber es pochte nicht in banger Angst und Sorge, nein, es pochte in ungezügeltem Muthe in Erwartung dessen, was da kommen sollte und — das mußte ja der „Sieg" sein. Daran zweifelte Niemand.

Da kracht von drüben ein Flintenschuß. Der Feind hat uns gesehen, ein tausendstimmiges Hurrah antwortet auf den Schuß, dem sehr bald Klein-Gewehrfeuer auf der ganzen Linie folgt. Aus den Booten wird geantwortet, und ebenso knattern von der Sundewitter Küste des Alsensundes die Gewehre.

Hier stand das erste Bataillon des 60. Regiments am Strande aufgelöst, um durch Schnellfeuer zur Deckung des Ueberganges und zur Beunruhigung des gegenüber liegenden Ufers beizutragen.

Bald auch erscholl die eherne Stimme der Kanonen, und namentlich war es von den Alsener Befestigungen die Schanze bei Röhnhoff, die mit Kartätschen und Granaten den Sund überschüttete.

Unsere gezogenen Geschütze in den diesseitigen Batterien blieben die Antwort nicht schuldig, ja es gelang sogar, die Röhnhof-Schanze bald zum Schweigen zu bringen. Dazwischen stiegen Signal-Raketen drüben auf der Insel auf, Fanale brannten — es war ein ernster und doch herrlicher Anblick.

Jetzt erreichte das erste Echelon das jenseitige Ufer. Aber schon vorher waren viele der Tapferen in den Sund gesprungen, um watend, das Gewehr, Bajonett nach vorn, über dem Kopfe haltend, das Land zu erreichen.

Ein kurzer, aber heftiger Kampf entspann sich und die Offiziere mußten vom Revolver und der blanken Waffe mehr denn einmal Gebrauch machen.

Nur die linke Flügelcolonne landete, ohne Widerstand zu finden,

ungefähr zu derselben Zeit wie die übrigen Colonnen, wenig Minuten vor $2\frac{1}{2}$ Uhr.

Das Gehölz „Fohlenkoppel“, ungefähr siebenhundert Schritt vom Lande gelegen, wurde ohne ein größeres Gefecht, das man eigentlich vorausgesehen hatte, genommen.

Die Südlisière des Waldes wurde nun ebenso, wie Arnkiel, von der rechten Flügelcolonne besetzt gehalten, bis die übrigen Colonnen den Wald abgesucht hatten.

Bis jetzt hatte man in den Strandbatterien schon eine schöne Beute an Geschützen und Espignols gemacht; auch war es den Lieutenants von Klösterlein und Graf York gelungen, einen Zug feindlicher Artillerie (zwei bespannte Geschütze), der eben in den Wald abfahren wollte, zu nehmen.

Der dänische Artillerie-Offizier hatte, uneingedenk seiner Pflicht, die Geschütze verlassen, aber die Bedienungsmannschaften und Fahrer schlugen sich, wie es tapferen Soldaten ziemt und ergaben sich erst nach hartnäckiger Gegenwehr.

Mittlerweile zeigten sich jene herrlichen Purpurwölkchen am östlichen Himmel, welche den baldigen Sonnenaufgang anzuzeigen pflegen.

Wir hatten festen Fuß auf der Insel gefaßt und einen Wald besetzt, den wir wahrlich nicht aufgegeben hätten (eher wäre der letzte Mann kämpfend gefallen).

Es war vollkommen hell geworden, und bestrahlt von der aufgehenden Sonne kamen die Boote, die sogleich zurückgefahren waren, wieder herangerudert über den Alsensund.

Wir wissen, daß am Sturmtage, den 18. April, Rolf Krake Wäsche trocknete, eine halbe Stunde zu spät zum Gefecht kam und blutwenig schadete.

Am Tage des Sturmes auf Alsen hat er vermuthlich tief hinten in der Augustenburger Föhrde geschlafen und sich erst durch den Donner der dänischen und preußischen gezogenen Geschütze wecken lassen.

Gegen $\frac{3}{4}$3 Uhr rauschte es in der Augustenburger Föhrde und „Rolf Krake“ kam angedampft zur Theilnahme am Kampfe.

Natürlich glaubte Jedermann, daß er als Monitor seine Auf-

gabe erfüllen und, selbst wenn es mit selbstbewußter Aufopferung geschehen müßte, mitten durch die Boote hindurch fahren würde.

In Folge dessen wurden anfänglich auch einige Kähne, die eben wieder abstoßen wollten, zurückbeordert.

Was aber that „Rolf", zum deutlichen Beweise, wie groß von früheren Debuts her sein Respekt vor preußischen gezogenen Vierundzwanzig-Pfündern sei? Er dampfte in der Verlängerung der Augustenburger Föhrde in nordwestlicher Richtung in die Alsener Föhrde hinein, bis er gegen 3500 Schritt von unseren Batterien bei Schnabeckhage entfernt und an 4000 Schritt von den Booten war.

Aus dieser Entfernung nun warf er mit Kartätschen, die aber höchstens 3000 Schritt weit auf dem Wasser aufprallten und dann sanken.

Da aber, nach militärischem Prinzip, die Stellung zunächst so sein muß, daß man wirksam kämpfen kann und die eigene Deckung erst dann in's Auge gefaßt werden darf, wenn diesem Prinzip genügt ist, hätte „Rolf" jetzt avanciren müssen.

Er that das aber nicht, sondern änderte die Geschoßart, indem er statt der Kartätschen Schrapnells nahm. Damit warf er aber nicht etwa nach den Booten, sondern nach den Massen, die am Ufer standen und des Einschiffens warteten. Doch hatte er eine so hohe Elevation genommen, daß sämmtliche Geschosse weit hinter den Truppen und Batterien krepirten und auch den ganz hinten stehenden Reserven nicht einmal nennenswerthen Schaden zufügten.

Er selber aber, seit seinem Erscheinen fast allein das Ziel unserer Geschütze, wurde sehr brav getroffen. Bald stieg von seinem hinteren Theile ein dicker Rauch auf und man nimmt an, daß eine unserer Granaten ihm einen Kajütenbrand zugefügt hat.

Sei hier gleich der Ort, eine zweite irrthümliche Nachricht zu widerlegen, nämlich die, daß zwei der übersetzenden Bote von „Rolf Krake" in den Grund gebohrt worden seien. Jene beschädigten Boote waren von der ersten Colonne, welche bekanntlich übergesetzt wurde, als „Rolf Krake" noch nicht zu sehen war, und ihr Schuß muß von einer der Alsener Batterien gekommen sein.

Zehn Minuten nach drei Uhr dampfte „Rolf Krake" in die Augustenburger Föhrde zurück. Er hatte weder das Uebersetzen noch

den Bau der Maschinen gehindert, auf welchem sehr bald zwei gezogene Batterien über den Sund befördert wurden.

Lieutenant Gläsemer von der dritten Artillerie-Brigade hatte hierauf schleunigst mit seinem Zuge eine Aufstellung am Strande des Augustenburger Busens genommen, während Vierundzwanziger den Strand, die Büsche u. s. w. nach versprengten Dänen absuchten, um sie zu vermögen, diese Rolle mit derjenigen von Gefangenen zu vertauschen.

Die Vierundzwanziger entdeckten den „Rolf" in der Föhrde, als er eben alle Matrosen an Deck beschäftigte.

Ein Schnellfeuer wurde auf den Flüchtling eröffnet und schleunigst verschwanden die überraschten Matrosen in den Luken.

Jetzt begann auch ein interessanter Geschützkampf zwischen den kleinen gezogenen Sechspfündern des Lieutenants Gläsemer und dem gepanzerten Seeungethüm, bei welchem zwar einige Verwundete zu beklagen waren, auch zwei Pferde erschossen wurden, der aber doch den Erfolg hatte, den Monitor aus der Augustenburger Föhrde hinauszujagen. Ein Kanonenboot nahm er mit sich in's Schlepptau, ein anderes wurde in die Luft gesprengt, um es nicht in preußische Hände fallen zu lassen.

Einer unter Befehl des Major von Kalinowski von der siebenten Artillerie-Brigade stehenden Strandbatterie gelang es, daß vom „Rolf" geschleppte Boot in Brand zu schießen, doch wurde das Feuer bald gelöscht.

Ueberhaupt war beim Rückzuge „Rolfs" Gefecht, namentlich mit den Batterien bei Ballegaard, ziemlich heftig. Er fuhr von der Alsener Föhrde nach der Stegwig geheißenen kleinen Bucht im nördlichen Alsen, von wo er, Schleppdienste leistend, noch gegen tausend Dänen fortführte, die feige genug waren, obgleich sie den Stand des Gefechtes im Rücken der Insel nicht kannten, hier zu entfliehen, ohne auch nur den Versuch zu machen, den Kameraden im Süden zu Hülfe zu kommen.

Später soll „Rolf Krake" um Alsen herumgefahren und in der Nähe der Halbinsel Kekenis gesehen worden sein.

Das war die letzte That des dänischen Monitor, der viel genug im Feldzuge von sich reden machte.

Wir nehmen hier nun Abschied von dem Eisenschiffe — und hoffentlich für immer — um das eigentliche Gefecht auf Alsen näher zu betrachten.

Nach der Disposition des Generals von Manstein sollte sich die Brigade Röder, nachdem die Fohlenkoppel genommen, links halten, während die Brigade Göben rechts neben ihr vorging.

General von Röder erkannte indessen die Nothwendigkeit, gleich auf Rönhof vorzugehen, da der Feind, der dieses Vorwerk und den daneben liegenden Wald „große Moose" besetzt hielt, von diesen Positionen ein lebhaftes Feuer eröffnete.

Hier fiel auch der von seinen Vorgesetzten, Kameraden und Untergebenen tief betrauerte tapfere Hauptmann im 64. Regiment Graf Maltzahn.

Nachdem der Feind aus Rönhof und der „großen Moose" vertrieben war, traf die Brigade Göben auf dem Kampfplatz ein.

Aber noch war es nicht möglich, eine strenge Sonderung eintreten zu lassen, auch die Brigade Röder drang auf Kjär vor, und beim Angriff des Dorfes waren Blauklappen (Westphalen) und Rothklappen (Brandenburger, eine oft gehörte Bezeichnung nach den Schulterklappen) überall vermischt; ein Umstand, der bei jedem Gefecht mit gemischten Truppen stattfinden wird. Besonders war es das vorderste Bataillon der Brigade Göben, das zweite des fünfzehnten Regiments, unter Commando des Oberst-Lieutenant Freiherrn von der Goltz, welches bei der Einnahme Kjärs den kräftigsten Antheil nahm.

Als Kjär genommen (die „Bagmoose" geheißenen Ortschaften waren noch in den Händen des Feindes), wurde eine fast halbstündige Pause gemacht, um erst die noch nicht herangekommenen Truppen abzuwarten und eine regelmäßige Gefechtsformation anzunehmen.

Allmälig kamen sie (denn General von Göben hatte befohlen, daß man sofort nach der Landung, immer compagnieweise, folgen

sollte) denn auch an, während die Ober-Offiziere eifrig bestrebt waren, immer mehr zu sichten und zu ordnen: die Brandenburger nach links hin zu concentriren, die dorthin dirigirten Westphalen aber über die Straße nach rechts hinüber zu ziehen.

Aber die Hitze des Gefechtes ist etwas anderes, als das schematische Manövriren auf dem Exercierplatze: ganz gelang diese Sonderung nicht, und noch bei Sonderburg waren einzelne Brandenburger unter den Schützen der Brigade Göben und umgekehrt fanden sich auf dem linken Flügel später noch Blauklappen unter den Rothklappen.

Jene erwähnte fast halbstündige Pause war nur eine Pause im Vorgehen, nicht aber im Gefecht. Das Feuer des Feindes war vielmehr fortwährend außerordentlich lebhaft und fügte uns mehrfachen Schaden zu, wie denn auch gerade um diese Zeit am Südausgange von Kjär dem General von Göben das Pferd unter dem Leibe getödtet wurde.

Schon vorher war dem Adjutanten des Prinzen, Major von Bernuth, welcher sich dem General angeschlossen hatte, das Pferd verwundet worden.

Eben war die Meldung beim General von Göben eingetroffen, daß seine letzten Truppen einige hundert Schritt hinter ihm angekommen seien, als der Feind von den Höhen vor Sonderburg aus, dem jetzigen Angriffs-Object der Brigade, offensiv vorging.

Der General gab deshalb den Befehl zum allgemeinen Vorbringen auf Sonderburg.

Mit Hurrah und Jubelruf warfen sich die Tapfern dem Feinde entgegen, rechts das zweite Bataillon des 55. Regiments, links das brandenburgische Jägerbataillon Nummer 3 in erster Reihe, und hier war es, schon nach einigen hundert Schritten, daß der Commandeur der Jäger, Major von Witzleben, durch einen Schuß in die Brust, glücklicherweise noch verhältnißmäßig leicht verwundet wurde, da die Kugel an der Rippe abglitschte.

Das zweite Bataillon des 55. Regiments, Oberst-Lieutenant von Lemke, das bei diesem schönen Gefechte die Tête hatte, war heute zum ersten Male im Feuer, da es während der ganzen ersten Kriegsperiode in den rückwärts gelegenen Städten als Besatzung ge-

standen hatte. Es benahm sich vortrefflich bei seiner Feuertaufe und warf in Compagnie-Colonnen den hartnäckig fechtenden Feind von Knick zu Knick. Manche dänische Leiche mit eingeschlagenem Schädel that dar, wie kräftig die guten Westphalen gearbeitet hatten.

So wurde in ununterbrochenem Vorgehen das theilweise brennende Sonderburg genommen.

In frevelhafter Zerstörungsluft hatten die Dänen die Stadt an verschiedenen Punkten angezündet, doch gelang es den braven Westphalen sehr bald, des Feuers Herr zu werden.

In Sonderburg wurde nun eine, den erschöpften Leuten sehr nothwendige Pause gemacht, die an acht Stunden auf den Beinen und an vier Stunden im Feuer waren, ohne einen Bissen genossen zu haben.

Aber nur eine Viertelstunde dauerte diese Ruhepause und dann wurde in der Hauptrichtung von Sundsmark, Klintingen, Höruphaff weiter vorgedrungen, absichtlich aber ohne zu sehr den Feind zu drängen, damit die links über Ulkebüll gegangenen Truppen Gelegenheit und Zeit zur Umgehung fänden.

Bei Höruphaff wurde auf Befehl des Generals von Herwarth allgemein Halt gemacht, nachdem der Feind auch hier noch eine große Zahl Danebrogs und Gefangener, so namentlich im Walde „Süderholz" und kurz vor Hörup noch 400 Mann vom zehnten Regiment, den Commandeur an der Spitze, in unseren Händen gelassen hatte.

Es versteht sich von selbst, daß ebenso wohl die Reserven wie die mittlerweile herangekommene Artillerie noch thätigsten Antheil am Gefecht hatten nehmen können.

Wenden wir uns nun jetzt wieder dem linken Flügel zu, also zu den Brandenburgern unter General von Röder, welche wir, nachdem sie das Dorf Kjär genommen, verlassen haben.

War das Gefecht um Kjär ein lebhaftes gewesen, so wurde das um Bagmoose zu einem äußerst blutigen. Ja, auch nachdem Bagmoose genommen war, bewahrte das Gefecht seinen blutigen Charakter, und oft habe ich behaupten hören, daß diese Gefechtsabtheilung eine der heißesten des ganzen Krieges gewesen.

Die Heftigkeit des Gefechtes ist sehr wohl erklärlich, denn der

Feind mußte, um freie Hand und einen Rückzug nach Ulkebüll zu gewinnen, einen Offensivstoß machen.

Hier auch kam es vor, daß die Tête einer feindlichen Abtheilung, an dessen Spitze sich der Oberst Faaborg befand, nach der dänischen Ordre de bataille vom vierten Doppelbataillon, vierten Infanteriebrigade, zweiten Infanterie-Division im Tritt gegen eine Compagnie Vierundsechsziger vordrang.

Man ließ die Dänen, welche Zeichen machten, als ob sie übergehen wollten, herankommen.

Bald aber wurde man den Irrthum gewahr und eröffnete nun ein heftiges Feuer gegen den Feind.

Jetzt machten die Dänen schleunigst Kehrt, ließen aber eine große Zahl Verwundeter (tödtlich verwundet und bald gestorben Oberst Faaborg, todt ein Offizier) und siebenzig Gefangene in unseren Händen.

Auch in der Front aus Süden drang der Feind offensiv vor und hier wurden der Brigade Röder die meisten Offiziere verwundet, deren Verlust der blutige Tag von Alsen brachte.

Bald aber wurde der Feind genöthigt, seine Offensive aufzugeben.

Es war gegen 6 Uhr, als die Brigade ihren Weg nach Ulkebüll und Wollerup nahm.

Den äußersten linken Flügel bildete hierbei die dritte Compagnie des 64. Regiments (Hauptmann von Lewinski), welche bei der Verfolgung des Feindes die Tête bis HörupHaff behielt.

In Ulkebüll kreuzte sich die Tête mit derjenigen der nun ebenfalls eingetroffenen Reserven.

Das 13. Regiment (von der Reserve) folgte nun unmittelbar der Tête und ging über Wollerup nach Hörup, während Abtheilungen der Reserve-Brigade Canstein auf Augustenburg marschirten.

Inzwischen bezeichneten aufgehende Feuer die ohnmächtige Zerstörungswuth der Dänen.

Sie zündeten ihr großes Baracken-Lager unweit Bagmoose, zwischen diesem Ort und Wollerup an, ein anderes in der Nähe eines ihrer Artillerie-Parks, was die Unsern aber nicht hinderte, drei

schwere Geschütze und mehr denn zwanzig Munitionswagen zu erbeuten.

Um $^1/_2$8 Uhr in Wollerup angelangt, gab der eben dort eingetroffene commandirende General Herwarth von Bittenfeld den Befehl zum Stehenbleiben, nachdem er auf das Herzlichste den Truppen gratulirt und ihnen gedankt hatte.

An dem Coup bei Höruphaff und der gelungenen Gefangennahme der erwähnten bedeutenden dänischen Truppenabtheilung nahm ein Theil der Brigade ebenfalls noch Theil.

Das Hauptverdienst für dieses so schön belohnte Gefecht gebührt aber der wackeren westphälischen Brigade Schmidt (13. und 53. Regiment.

Namentlich war das 53. Regiment stark engagirt, das auch im Süderholze mannigfachen Verlust erlitt, wo es unter Andern auch seinen Regiments-Adjutanten, Premier-Lieutenant Bär, einen allgemein geliebten und betrauerten Offizier verlor. Eine Kugel durch die Brust brachte ihm den Heldentod.

Darauf marschirte die Brigade Röder (gegen 10 Uhr) in die Nähe von Sonderburg, kochte hier ab, und ging Nachmittags, da die Pontonbrücke bei Sonderburg, mit deren Errichtung die Potoniere eifrig beschäftigt, noch nicht fertig war, auf Kähnen wieder hinüber nach dem Sundewitt. Hier bezog sie die alten Quartiere.

Der größte Theil der übrigen Brigaden blieb vorläufig auf Alsen zurück.

Das war der herrliche Sieg von Alsen, mindestens ebenbürtig dem Sturm auf die Düppelwerke. Und was das Herrlichste war, der Sieg hatte nicht den vierten Theil von dem gekostet, was, wenn auch schweren Herzens, vom Hauptquartier als Tribut für solch ein neues Lorbeerreis im frisch ergrünenden Ruhmeskranze veranschlagt worden war.

Der Feind hatte nach seiner eigenen Angabe, außer einem fast an Stückzahl die Düppler Kriegsbeute erreichenden, an Werth bedeutend höher stehenden Kriegsmaterial, 40 Offiziere und 1400 Unteroffiziere und Gemeine an Todten und Verwundeten, 60 Offiziere und gegen 2500 Unteroffiziere und Gemeine an Gefangenen verloren,

so daß der dänische Gesammtverlust sehr wohl auf 100 Offiziere und 4000 Mann angeschlagen werden kann.

Preußen zählte an Todten oder an Wunden Gestorbenen: vier Offiziere, 76 Mann; schwer Verwundeten: 7 Offiziere, 86 Mann; leicht Verwundeten: 20 Offiziere, 173 Mann; Vermißten: 7 Mann; Verlust im Ganzen also 31 Offiziere, 342 Mann.

Der commandirende General von Herwarth erließ d. d. Gravenstein, den 30. Juni, folgenden Tagesbefehl:

„Seine Majestät der König haben Allergnädigst mir zu befehlen geruht, den braven Truppen des Armeecorps für ihre neue schöne Waffenthat vom 29. Juni Allerhöchst Ihren Königlichen Dank zu sagen.

Indem ich so glücklich bin, diesen Allerhöchsten Befehl hierdurch in Ausführung zu bringen, fühle ich, wie sich das Vertrauen der Siegeszuversicht und der Anhänglichkeit zwischen dem Armeecorps und mir, seinem jetzigen commandirenden General, mit dem gestrigen Tage festgezogen hat und einen herrlichen Blick in die Zukunft gestattet.

Zugleich aber drängt es mich, nachdem durch die Allerhöchste Gnade auch mir persönlich eine hohe Auszeichnung in der Verleihung des Ordens pour le mérite zugewendet worden ist, den Herren Cameraden und dem ganzen Armee-Corps, die mir dies Ehrenzeichen erstritten haben, meinen herzlichen Dank auszusprechen und den aufrichtigsten Glückwunsch zu den ruhmreichen Erfolgen hinzuzufügen, die errungen worden sind.

Unser sicheres Erkennungszeichen ist und bleibt das Feldgeschrei: Es lebe Seine Majestät der König!

Der commandirende General.

von Herwarth."

Und unter demselben Datum erließ der nunmehrige Ober-Feldherr der alliirten Armee, Prinz Friedrich Karl Königliche Hoheit — der auf dem Platz, wo einst die Schanze X. stand, während des Ueberganges hielt, früh gegen 8 Uhr bei Sonderburg sich übersetzen ließ und den den Feind verfolgenden Truppen auf einem gewöhn-

lichen Ordonnanz-Pferde nachsetzte — von seinem Hauptquartier Apenrade aus einen Armeebefehl an die ihm untergebenenen Heere, folgendermaßen lautend:

„Hauptquartier Apenrade, den 30. Juni 1864.

Tapfere Soldaten der verbündeten Armee!

Nachdem mein König und Herr während der Waffenruhe mich vorläufig mit der Führung des Obercommando's beauftragt hatte, hat es Seiner Majestät gefallen, mich vor wenig Tagen zum Oberbefehlshaber zu ernennen.

Meine Beziehungen zu Euch sind nicht mehr vorübergehend, sondern dauernd.

Ich habe den zweiten Theil dieses Feldzuges damit eröffnet, daß ich das tapfere Armeecorps, das ich bis jetzt commandirte und mit dem ich nur Siege erfocht, gestern unter meinen Augen Alsen erobern ließ.

Es war dies ein in der Kriegsgeschichte einzig dastehender Uebergang über einen Meeresarm, ein Sturm zu Wasser gegen gut vertheidigte Schanzen.

Möge dieser Anfang ein gutes Vorzeichen für alle Truppen sein, die später auch die Ehre haben möchten, an Kämpfen Theil zu nehmen.

Möge dieser Anfang aber auch dazu beitragen, mir persönlich dasjenige Vertrauen bei Euern Führern und bei Euch zu erwerben, ohne welches glänzende Erfolge im Kriege von mir nicht gedacht werden können.

Möge endlich die Eintracht, die bis heute zwischen den Kaiserlich-Königlichen und den preußischen Truppen bestand, unseren beiderseitigen Kriegsherren zur Freude, unserem Vaterlande zum Segen, unseren Truppentheilen zur Ehre und unseren Feinden zum Schrecken, ungetrübt, wie bisher, bestehen bleiben.

Und darum dreimal Hoch dem Kaiser! und dreimal Hurrah dem Könige!

Der General der Cavallerie.

Friedrich Karl."

Zwei Gedichte, welche sich auf die Feier des Tages von Alsen beziehen, mögen ihrer Gediegenheit und Sinnigkeit wegen hier ihr Plätzchen finden.

Das erste, welches den patriotischen, feurigen Dichter George Hesekiel zum Verfasser hat, lautet:

Alsen Unser!

Prinz Friedrich Karl, der preußische Held,
Um Mitternacht reitet er auf Düppel's Feld,
Des Rosses Mähnen im Nachtwind weh'n,
Prinz Friedrich Karl — auf Schanze Zehn!

Und ihre Dämmer wob schweigend die Nacht,
Die Preußen, sie rückten heran mit Macht,
Am Strande der kühne Führer hält,
General Herwarth von Bittenfeld.

Westphalen und Brandenburg rücken an,
Dicht aufgeschlossen — Mann an Mann,
Manstein mit Röder und Göben zumal,
So wie's geordnet hat — Blumenthal;

Und leise flüstert's von Mund zu Mund:
Die Preußen über den Alsensund!
Leuchtend wieder im Dämmer späh'n
Die Adler-Augen von Schanze Zehn.

Nun rückt es und drückt es mit Schulter und Hand,
Dann platscht es und klatscht es verstohlen am Strand,
Und endlich schwimmt es in Dämmer und Schein
Mit hundert und sechszig Kähnen hinein.

Hin zieht es leise wie Schwanenzug,
Doch drüben weht es wie Adlerflug —
Ein flammender Blitz und ein heller Krach —
Hurrah, die Dänenposten sind wach!

Roth zucken die Blitze, doch Schuß auf Schuß,
Erwidern die schwimmenden Preußen den Gruß;
Manstein mit Röder und Göben zumal,
Die springen an's Ufer mit blitzendem Stahl;

Sie stürmen mit Hurrah und Trommelschall
Jauchzend gegen den feindlichen Wall,
Sie wirbeln den Dänen in blutigen Strauß
Aus allen Werken und Schanzen hinaus.

Der Morgen graut und der Wind frischt auf,
Da geht es weiter im Siegeslauf,
Von Kampf zu Kampf führet der Held —
General Herwarth von Bittenfeld.

Und als gekommen der leuchtende Tag,
Da war gelungen der große Schlag;
Das Meer war tief, sie setzten's durch —
Hurrah, Westphalen und Brandenburg!

Das Meer war tief, doch dunkel die Nacht,
Die Schanze war fest und der Däne wacht —
Alsen ist unser! sie setzten's durch —
Hurrah, Westphalen und Brandenburg.

Das andere Gedicht hat einen Schleswig-Holsteiner zum Verfasser, und zwar unter dem Pseudonym C. v. A.; es lautet:

Alsen frei!

Schmettre, du Siegessang,
Thäler und Höh'n entlang!
Alsen ist frei!
Wälze dich, Sturm-Akkord,
Jubelnd von Ort zu Ort,
Donnernd und brausend fort,
Alsen ist frei!

Holdselig Inselland,
Buchengekrönter Strand!
    Im Meeres-Ring!
Leuchtend in grüner Pracht
Lagst du, ein Kron-Smaragd,
Bis dich des Jammers Nacht
    Düster umfing!

Ach! deiner Schönheit Licht
Rührte den Wüthrich nicht,
    Der dein begehrt —
Nahte mit frecher Schaar,
Riß dir den Kranz vom Haar,
Drängte dich Jahr für Jahr
    Mit Flamm' und Schwert.

Wohl in der Sehnsucht Drang
Westwärts wie lang und bang
    Lauschte dein Ohr!
Ach, wie dein Seufzer schwoll,
Aengstlicher Hoffnung voll,
Als drüben brausend schwoll
    Der Siegeschor!

Hin zu dem deutschen Heer
Strecktest du über's Meer
    Die Arme aus:
„Soll ich dem Sieges-Reihn
Zuschau'n in Gram und Pein —
Ewig verstoßen sein
    Vom Vaterhaus?"

„Soll ich zu Schimpf und Schand'
Tragen das Sclavenband —
    Soll Feindes-Tritt

Höhnend und freventlich
Ewig zerstampfen mich?
Gott nur allein und ich
    Weiß wie ich litt!"

Ueber die blaue See
Tönte der Armen Weh
    Zum Heldenheer:
Auf in des Zornes Gluth
Flammte der Preußen Wuth,
Jagte die Dänenbrut
    Tief in das Meer.

Die dir nach banger Nacht,
Alsen! das Heil gebracht,
    Blutend und heiß —
Bring' in der Wonne Glanz
Ihnen den Lorbeerkranz,
Ihnen des Vaterlands
    Segen und Preis!

Wir werden uns eines jener Werkzeuge des Bürgermeisters Hansen erinnern, welcher in allen nichtswürdigen Streichen eine Hauptrolle gespielt hatte.

Brocks, ein ehemaliger Schreiber im Magistrats-Bureau zu Rendsburg, wegen Unterschlagung verjagt, war nichtsdestoweniger ein Freund des Bürgermeisters geblieben, er war, wie man sich nicht selten auszudrücken pflegt, seine zweite Hand; hatte Hansen ein Geldgeschäft abzuschließen, so wurde Brocks damit beauftragt, und wollte er irgend welche andere verbrecherische Handlung begehen, so mußte Brocks sein Scherflein dazu beitragen, und zwar mußte er die Hauptschuld auf sich nehmen, so daß der schlaue Bürgermeister am Ende

niemals in Verlegenheit gerieth und nur Brocks das Lastthier werden mußte, auf welchen die Schuld des begangenen Fehltritts gewälzt werden konnte.

So war Brocks auch dem Bürgermeister nach Kopenhagen gefolgt und hatte an allen jenen nichtswürdigen Streichen Theil genommen; Brocks war Derjenige, welcher Marie entfernt hatte; er war es, welcher die thätigste Hülfe leistete, als man nach der Ankunft Heinrichs in Kopenhagen, nachdem derselbe vom Schiffbruch gerettet war, die ankommenden Wagen überfallen ließ, so daß Heinrich und der Capitain suchend und verlassen auf der Straße standen.

Gegen den Bürgermeister begannen trotz seiner speichelleckerischen Besuche bei den höchsten Staatsbeamten, trotz seiner schmeichlerischen, in die schönsten Worte gekleideten Eingaben bei dem Könige dennoch Verdächtigungen aller Art ihren Anfang zu nehmen.

Man hatte von der Rendsburger Verwaltung durch den preußischen Gouverneur höchst traurige und beklagenswerthe Berichte über die Führung des Bürgermeisterthums erhalten, und diesen waren so starke Beweise beigefügt, daß die verbrecherische Handlungsweise Hansens auch nicht im Mindesten bezweifelt werden konnte.

Hansen indeß, stets ein schlauer Mensch, pfiffig, gewitzt und dabei äußerst gewandt, wußte sich dennoch der ihm drohenden Gefahr zu entziehen, indem er seinen Busenfreund bei der Regierung in einer Weise verdächtigte, daß auf diesen Alles lastete und er schuldlos wie ein Kind vor seiner Behörde und vor aller Welt dastand.

Freund Brocks, welcher wohl ahnte, daß sich ein mächtiges Ungewitter über seinem Haupte zusammenzog und nur zu gut wußte, wer dasselbe heraufbeschworen, beschloß daher, Rache zu nehmen, sobald Hansen sich nicht bereit zeigte, ihm durch eine Geldunterstützung zur Flucht nach Deutschland oder England behülflich zu sein.

Hansen hatte sich stets als ein geiziger Mann gegen ihn gezeigt, er bezahlte immer nur einen einzelnen Dienst und zwar mit einer demselben in keiner Weise entsprechenden Summe; Brocks brachte diese sehr bald an den Mann und machte Schulden, in der Hoffnung, von Hansen, der ihn bei jeder Gelegenheit gebrauchte, von Neuem für geleistete Dienste einen Lohn zu erhalten.

Es war am 20. August 1864, Morgens gegen acht Uhr, als

Hansen fröhlich und guter Dinge in seinem Zimmer auf und nieder ging; er sollte nämlich als Regierungsrath in der Provinz eine Stellung erhalten, und schon am nächsten Tage erwartete er die Bestätigung.

Er hatte es möglich zu machen gewußt, den Aufenthalt Marien's zu ermitteln, es war ihm bekannt, daß dieselbe in Wien verweilte und hatte außerdem durch einen Agenten zugleich in Erfahrung gebracht, daß ihr eine Heirath vorgeschlagen worden.

Der kluge Hansen, welcher sich jetzt unmöglich aus Kopenhagen entfernen durfte, da er in jedem Augenblick, wie wir bereits erwähnten, seine Stellung antreten mußte, hatte vor Allem dafür Sorge zu tragen gewußt, daß auch in Wien für ihn gewirkt wurde, und wie Brocks in Kopenhagen Alles betrieb, was für ihn bequem und von Nutzen war, so that es dort ein Anderer.

Wir werden auch den Herrn, der in Wien seine Angelegenheiten leitete, näher kennen lernen.

Er hatte von seinem Agenten in Wien am gestrigen Tage einen Brief erhalten, welcher ihm eine seltene Freude bereitete. Diesen nahm er noch einmal zur Hand, entfaltete das Blatt und las, während sich sein Gesicht zum heitersten Lächeln verklärte, Folgendes:

„Mein theurer Freund!

Alle Angelegenheiten gehen ganz vortrefflich und ruhig ihren Gang; das kleine Püppchen Marie lebt wie eine Fürstin und ihre Mutter führt ein großes Haus.

Es ist uns Allen ein Geheimniß, auf welche Weise sie in den Stand gesetzt ist, einen solchen Pomp zu entwickeln; so viel uns doch bekannt, besitzt die Frau selbst kein Vermögen, und nur Marie erhielt ein ansehnliches Erbtheil von ihrem Vater.

So viel ich erfahren, haben die Herren von der Gesellschaft „Loyola“ sich vielfach bemüht, das Vermögen des jungen Mädchens in ihren Besitz zu bringen und ihr einen Herrn Baron zugeschanzt, der ebenfalls außerordentlich reich ist.

Da jener Herr Baron ein bigotter Katholik ist, so hat die Gesellschaft alle Hoffnung, auch von ihm einst eine

nicht unbedeutende Summe zu erben, und wie sie es beginnen, um ihren Zweck zu erreichen, werden Sie wohl am besten wissen.

Das Vermögen dieses Barons mit dem Marien's kann den Herren vom Stabe Loyola möglicherweise zehn Güter einbringen; wie denken Sie darüber?

Sie werden erschrecken, nachdem ich Ihnen dies Alles mitgetheilt habe, allein trösten Sie sich und seien Sie außer aller Sorge, die Sache kommt ganz anders, als wie man sich einbildet.

Dem Herrn Baron habe ich einen Besuch gemacht und ihm bei dieser Gelegenheit eine Geschichte über Marien's Vergangenheit erzählt, so daß seine Haare sich zu Berge sträubten und er augenblicklich kein Wort über seine Lippen zu bringen vermochte.

Anfangs wollte er meinen Worten keinen Glauben schenken, ich als Ihr würdiger Agent aber wußte ihm Alles in den beredtsten Worten vor die Seele zu führen, daß er zuletzt von der Wahrheit meiner Aussage vollständig überzeugt war.

Sie hätten ihn nur sehen sollen, wie er sich geberdete und mir die Augen auskratzen wollte, wie er mir einen Schurken nach dem andern an den Kopf warf; nachdem es mir indeß gelungen war, ihn zur Besinnung zu bringen, indem ich ihn durch vielfache Belege meine Behauptung bewies, da wurde er etwas ruhiger, ja sogar kleinlaut und ich erhielt von ihm das Versprechen, daß er, nachdem er mit einem der Herren Geistlichen Rücksprache genommen habe, zurücktreten würde.

Was die schöne Jungfrau Marie anbetrifft — sagte der Schreiber weiter — so werde ich nicht ermangeln, ihr morgen einen Besuch zu machen und ihr vorläufig eine Geschichte von ihrem sanften Heinrich vorzuschwindeln.

Auf die Weise werde ich das junge Mädchen allmälig ködern und es wird mir ohne Zweifel gelingen, Marie nach Kopenhagen zu locken, wo aber, was ich in Ihrem

eigenen Interesse befürworten will, die Trauung sogleich stattfinden muß.

Sie hätten also für das Aufgebot Sorge zu tragen, was Ihnen durchaus keine Schwierigkeiten bereiten wird. Wenn die Braut auch nicht anwesend ist, so können Sie dennoch immer das Nöthige veranstalten.

Ich werde Ihr Aufgebot in Wien in einer protestantischen Kirche anmelden lassen, in welche rimmermehr ein geistlicher Herr einzutreten wagt, da diesem doch, wie bekannt, die Ketzerkirche ein Abscheu ist.

Der sanfte Heinrich hat in Wien einen scheußlichen Ruf hinterlassen und in den Zeitungen wurden die schmachvollsten Geschichten über ihn verbreitet; ich sah ihn noch vor kurzer Zeit, allein jetzt ist er verschwunden.

Trotz alledem vermuthe ich, daß er sich noch in Wien aufhält; sollte dieser Kerl wirklich hier sein, dann muß ich für seine Beseitigung Sorge tragen. denn er ist mir nur im Wege; ich kann ihn nur in Kopenhagen gebrauchen, das heißt nur mit dem Munde, Sie verstehen mich doch wohl?

Lieber Bürgermeister, seien Sie im Uebrigen von jeder Sorge frei und setzen Sie Ihr ganzes Vertrauen in mich, Sie werden sehen, daß Alles ganz vortrefflich enden wird.

Indem ich hinsichtlich Ihrer neuen Stellung herzlich gratulire, Herr Regierungsrath in spe, bitte ich Sie freundlichst, mir umgehend die Summe von sechshundert Gulden zu senden, deren ich dringend bedarf, um mehrere nöthige Ausgaben zu bestreiten.

Es ist vor allen Dingen nöthig, daß ich mich in den feinsten Localen bewege, und um ein solches Leben führen zu können, muß man, wie Sie jedenfalls selbst einsehen werden, auch die Mittel besitzen; wer hier wie ein Lump auftritt, bleibt ein verächtlicher Mensch; nur ein Baron, wenn auch nicht von Geburt, kann hier sein Glück machen und Dinge bewerkstelligen, welche ein Lump niemals in Ausführung zu bringen im Stande ist. Also Geld!

Leben Sie wohl! Es grüßt Sie Ihr aufrichtiger Freund

Lehmann."

Als der Bürgermeister mit dem Briefe zu Ende war, warf er denselben lachend auf den Tisch.

„Geld! Geld!" rief er aus, „Alles will Geld! Weiß Gott, wie ich es noch anfange, alle diese Bestien zu befriedigen; doch ich gebrauche sie nun einmal und muß gute Miene znm bösen Spiel machen. Wenn nur erst diese Canaille, der Brocks, beseitigt wäre! So lange dieser Kerl noch nicht in dem Zuchthause sitzt, darf ich mich nicht der Hoffnung hingeben, Ruhe zu bekommen; befindet er sich erst im Zuchthause, dann mag er Berichte machen, so viel ihm beliebt; einem Züchtling schenkt man keinen Glauben und einen Regierungsrath wird man nicht verdächtigen; der Regierungsrath ist nicht mehr weit vom Minister, ein Minister ist eine Excellenz und einer Excellenz — — wird man jedenfalls nicht so leicht zu nahe treten, den ersten besten Lumpen, der sich erfrechen sollte, gegen diese irgend welche Beschuldigungen hervorzubringen, weist man alsdann zurück."

Plötzlich wurde er in seinen Betrachtungen unterbrochen; es pochte an der Thür.

„Herein!" rief der Bürgermeister herausforbernd, und gleich darauf trat Brocks ein.

Das trotzige Antlitz, welches wir früher an demselben gewahrten, hatte einen ganz andern Ausdruck angenommen; Brocks war nicht der kecke Mensch, wie wir ihn an jenem Abend kennen lernten, als der Herr Bürgermeister eine Orgie feierte, und als man bei ihm bis in die späte Nacht hinein bei der Karte gesessen hatte; er zeigte sich jetzt kleinlaut, er war bleich, mit einem Wort, er bot einen Anblick der Verwirrung und Vernichtung.

„Herr Bürgermeister," begann er nach einigem Zögern, „ich bin gekommen, um mit Ihnen ein ernstes und letztes Wort zu sprechen; Sie wissen, welche Dienste ich Ihnen leistete und welche Sie von mir verlangten; ich zeigte mich stets bereit und that mein Möglichstes, um Ihnen mit Erfolg dienlich zu sein; doch, welchen Dank habe ich geerntet? Nicht allein, daß Sie meine Dienste mit

elendem Lumpengelde bezahlten, haben Sie auch die sämmtlichen Verbrechen, welche ich doch nur in Ihrem Auftrage beging, auf meine Schultern gewälzt, indem Sie meinen, Brocks hat einen breiten Rücken, er kann viel vertragen; aber bei Gott, Herr Bürgermeister, ziehen Sie mich nicht aus der Affaire, welche mir Gefahr droht, so will ich Ihnen den Beweis liefern, daß Ihr Rücken doch noch breiter ist, als der meinige; ich hoffe indeß, Sie werden in Ihrem eigenen Interesse vernünftig handeln und sich bereit zeigen, mir — — Sie verstehen mich wohl?"

„Ich verstehe gar nichts!" rief der Bürgermeister ärgerlich aus; „was wollt Ihr? Macht, daß Ihr aus meinem Hause kommt, ich will mit dergleichen Gesindel nichts mehr zu schaffen haben; Ihr könnt mir durchaus keine Verlegenheiten und Unannehmlichkeiten bereiten, denn Ihr seid ein Taugenichts, Ihr habt böse Streiche in Rendsburg ausgeführt, so daß Ihr endlich fortgejagt wurdet, und einem solchen Menschen schenkt man keinen Glauben; ich habe damals ein Auge zugedrückt, allein jetzt ist es anders, die Preußen lassen nicht mit sich spaßen und haben Euch nur zu gut erkannt; Ihr seid zur Verantwortung gezogen und selbst mich forderte man, meine Auslassungen zu hören; allein ich habe der Behörde gegenüber den Beweis geführt, daß ich schuldlos wie die Sonne bin. Kann ich nun dafür, daß man Euch vor Gericht zieht, Euch, Brocks, der Ihr doch in der That die bedeutendsten Unterschleife gemacht habt? Ihr wißt doch, daß Ihr die ganze Einnahme der Communal-Steuern, welche Ihr in Kopenhagen abzuliefern beauftragt waret und welche in einer Summe von siebenhundert Thalern bestand, in Eure Tasche stecktet; ich habe Euch damals aus Mitleid das Geld geliehen, Ihr seid mir dasselbe jedoch bis heute noch schuldig geblieben und Ihr könnt Euch somit als völlig abgefunden betrachten; ich habe bei all' den Diensten, welche Ihr vorgebt, mir geleistet zu haben, niemals an jene Schuld gedacht, sondern bezahlte in der uneigennützigsten Weise Alles, was Ihr in meinem Auftrage ausführtet.

„Wie? Vorgebt? Vorgebt?" unterbrach Brocks den Bürgermeister, „es ist eine Thatsache, daß ich Ihnen Dienste leistete und sie bezahlten dieselben wie ein Lump, der Sie auch sind! Doch, Herr Bürgermeister, wir sprechen jetzt ein ernstes Wort, ich sage

Ihnen, daß ich verfolgt werde, wollen Sie also, daß man mich verhaftet und daß ich alsdann Ihr ganzes nichtswürdiges Treiben aufdecke, oder ziehen Sie es vor, mir fünfhundert Thaler zu geben, damit es mir möglich wird, Dänemark auf ewig zu verlassen und über das Meer mich in das Ausland zu begeben?"

„Ich will, daß Ihr in das Gefängniß geht," erwiderte der Bürgermeister keck; „in welcher Weise könntet Ihr mir wohl schaden? Ein so fauler Landstreicher kann dem königlichen Regierungsrath niemals zu Leibe gehen."

„Noch einmal richte ich die Frage an Sie, wollen Sie oder wollen Sie nicht?"

„Nein, ich will nicht!" rief der Bürgermeister in festem und entschlossenem Tone.

„Gut, mein lieber Herr, ich werde nun zwar als Opfer fallen, das steht unzweifelhaft fest, aber seien Sie überzeugt, es ist mir ein Leichtes, dafür Sorge zu tragen, daß ich in kürzester Zeit Gesellschaft bekomme, sie sollen mir sehr bald folgen; vielleicht habe ich das Glück, daß Ihnen eine Zelle des Gefängnisses neben mir eingeräumt wird, sind wir alsdann Nachbarn, so haben wir ja die schönste Gelegenheit, um uns über alle früheren Begebenheiten und Erlebnisse zu unterhalten, wir können alsdann auch von Fräulein Marie sprechen, von Madame Lerchner, Ihrer Busenfreundin, die der Teufel holen mag. Entschließen Sie sich also, noch ist es Zeit, sich eines Besseren zu besinnen, Sie wissen ja doch, daß ich Zeugen beibringen kann, ja, wäre ich es allein, mit dem Sie zu schaffen hätten, dann würde ich Ihren Trotz vollkommen gerechtfertigt finden und ich muß Ihnen offen gestehen, daß ich, befände ich mich in einem ähnlichen Falle, auch nicht im Mindesten anders handeln würde; aber theuerster Herr Bürgermeister, es sind ja mehrere Zeugen da, ich erinnere Sie nur an Betford, Robert, Globus und an Lehmann, Ihren liebenswürdigen Agenten in Wien, dessen Adresse ich sogar genau kenne."

„Der Kerl ist von Sinnen!" rief der Bürgermeister nicht ohne Verlegenheit aus; „Robert und Globus sind ausgemachte Schurken," fuhr er dann, zu Brocks gewendet fort, „man wird diesen Beiden

ebenso wenig Glauben schenken, und was könnten dieselben überhaupt beweisen? Haben sie auch nur eine einzige Zeile von mir in ihren Händen? Habe ich Euch jemals ein Blatt Papier, mit meinem Namen versehen, anvertraut? Nichts könnt Ihr mir beweisen, ich stehe rein da und schuldlos wie die Sonne, das wiederhole ich."

„Sie geben mir also die erforderlichen fünfhundert Thaler nicht?" fragte Brocks, der am ganzen Körper bebte.

„Nein, ich gebe sie auf keinen Fall," wiederholte der Bürgermeister mit Nachdruck.

„So graben Sie sich Ihr eigenes Grab, Sie Tiger in Menschengestalt!" rief Brocks und warf sich mit dem Sprunge einer Pantherkatze auf den Bürgermeister, dem er sicher die Augen ausgekratzt hätte, wenn dieser, ein stämmiger und gewandter Mann, ihm nicht zuvorgekommen wäre.

„Warte, Canaille!" rief Hansen aus, „Du sollst für Deine Frechheit büßen, ich werde Dich hier auf der Stelle verhaften lassen! Zurück! Es bedarf nur eines Winkes von mir und die Polizei steht sofort zu meinen Diensten; Schurke! Elender Urkundenfälscher! Wie kannst Du so weit gehen? Nicht nur, daß Du mich mit so schändlichen Worten beleidigst, wagst Du es sogar noch, mich anzugreifen! Warte, Elender, ich werde es Dir gedenken! Es ist freilich ein höchst bedauerlicher Umstand, wenn Jemand so weit gesunken ist, wie Du, dann freilich kennt man keine Rücksicht, Noth, Sorgen und Angst treiben den Menschen alsdann zur Verzweiflung und rauben ihm den Verstand; doch, Schurke," fuhr er fort, indem er seine Hände von der Kehle seines Gegners, welche er bis jetzt fest zusammengedrückt hatte, wieder los ließ, so daß derselbe Athem schöpfen konnte, „ich werde Dir aus Mitleid zehn Thaler schenken."

„O Sie guter Mensch, Sie Ehrenmann," sagte Brocks mit boshaftem Lächeln, „Sie sind ja ein Engel des Himmels! Sie erbarmen sich meiner und wollen mir zehn Thaler schenken? Gut, ich nehme sie dankbar an, geben Sie her, das Weitere wird sich finden."

„Mag sich finden, was verloren gegangen ist," sagte der Bürgermeister kalt und warf Brocks eine Banknote in's Gesicht; „nun betrachte Dich als abgefunden."

Die Züge Brocks wurden jetzt plötzlich heiter; der Menschenkenner aber würde hinter dieser Heiterkeit eine furchtbare Heimtücke nur zu deutlich bemerkt haben.

„Nun, Herr Bürgermeister, ich sage Ihnen meinen Dank und erkläre Ihnen zugleich, daß ich vollkommen befriedigt bin. Es ist doch Etwas!“ rief er mit heiterer Miene aus; „ich werde mich nun schon der Verhaftung zu entziehen wissen und bitte Sie nur noch, ferner an mich zu denken; haben Sie in späterer Zeit Beschäftigung für mich, so zeigen Sie es mir brieflich an, ich bin bereit, auch im Auslande für Sie thätig zu sein, in London, Paris, Berlin, Madrid, wo Sie wollen, ich finde überall mein Durchkommen, wenn ich nur einige Anhaltepunkte habe; in Wien natürlich bin ich überflüssig, dort kann ich nichts thun, da Lehmann in Ihren Angelegenheiten thätig ist.“

Der Bürgermeister wurde nachdenkend; trotzdem der künftige Regierungsrath es sich zum Grundsatze gemacht hatte, sich fernerhin in keinem Falle mit Schurken einzulassen, erschien ihm doch das Anerbieten seines Spießgesellen convenabel; er konnte ja nicht wissen, wie noch Alles kommen würde; die ausgesprochene Drohung bereitete ihm doch einige Besorgniß, und er mußte schließlich nachgeben.

„Wir werden miteinander noch einmal ein Näheres besprechen,“ sagte er zu Brocks, „ich will zunächst sehen, wie Du Dich beträgst; trittst Du freilich in einer Weise gegen mich auf, wie dies bisher der Fall war, dann kann aus uns natürlich nichts werden.“

„Theuerster Herr Bürgermeister, meine Lage, in der ich mich befinde, machte es nothwendig, daß ich in solcher Weise gegen Sie handelte; denn Noth bricht Eisen, dies gaben Sie ja vorhin selbst zu; Sie werden also so gütig sein, sich ferner mit mir einzulassen da Sie aber sehr wohl einsehen werden, daß ich es nicht wagen darf, mich am Tage auf der Straße zu bewegen, so müssen Sie es jedenfalls auch nicht sonderbar finden, wenn ich meine Besuche während der Nachtzeit bei Ihnen mache.“

„Gut, ich werde Euch erwarten, Brocks, thut, wie es Euch am bequemsten ist, ich will noch einmal, und zwar aus reinem Mitleid sehen, was mit Euch anzufangen ist.“

Brocks entfernte sich und der Bürgermeister lächelte; doch es war dies ein Lachen, aus dem die Hölle sprach.

„Warte, Du sollst an mich denken, Du mußt unschädlich gemacht werden für ewige Zeiten," sagte er leise.

Nachdem Brocks das Haus des Bürgermeisters verlassen hatte, begab er sich zunächst in eine Apotheke, woselbst er sich an den Provisor wandte, welcher ein Jugendfreund von ihm gewesen.

Brocks war der Sohn äußerst anständiger Leute und hatte daher auch mit Kindern anderer ansehnlicher Eltern Bekanntschaft gemacht; er hatte eine vortreffliche Schule besucht; allein seine Eltern starben frühzeitig, er ging zur See, entlief und es wurde aus ihm ein Taugenichts.

Als ihn der Provisor erblickte, verfinsterten sich sofort die Züge desselben.

„Was willst Du, Brocks?" fragte er ihn.

„Höre, theuerster Freund," entgegnete der Gefragte, „mir ist mein Leben zur Last, Du siehst aus meinem ganzen Aeußeren meine Lage und ich weiß, es wird Dir nicht schwer werden, das Traurige derselben zu erkennen, ich besitze keinen Heller Geld und weiß nicht, was ich noch beginnen soll, mir schmeckt weder Essen noch Trinken, ich bin des Lebens müde, ich will sterben, ich habe mit der Welt abgerechnet, da ich nichts mehr in derselben zu finden hoffe, was mich wieder aufrichten könnte, und komme daher zu Dir, um Dich zu bitten, mir einen Dienst zu erweisen; es liegt in Deiner Macht, mich zu retten."

„Ich kann nichts für Dich thun, Brocks; Du weißt, die Stellung eines Provisors ist eine nur wenig einträgliche, mein ganzes Gehalt beträgt kaum dreihundert Thaler, und dabei liegt mir noch die Pflicht ob, Mutter und Schwestern zu unterstützen; was also kann mir noch bleiben für meinen Unterhalt?"

„Ich bin nicht gekommen, um von Dir Geld zu erlangen, es ist etwas Anderes, das mich bewog, meine Zuflucht zu Dir, meinem Jugendfreunde, zu nehmen.“

„Es würde mir weit lieber sein, wenn Du gar nicht gekommen wärest; Du darfst mir dieses offene Geständniß nicht übel nehmen, denn Du weißt, daß Du Dich nicht des besten Rufes rühmen kannst, und wenn man Dich in vertraulichem Gespräche mit mir erblickt, so hat dies für mich nachtheilige Folgen, es kommen jeden Augenblick Leute, die uns beobachten; womit kann ich Dir also dienen, sage es rasch; wenn Dir ein Thaler helfen kann, so soll es mir nicht darauf ankommen.“

„Ich verlange keinen Thaler, mein lieber Freund, sondern ich wünschte nur für diese wenigen Groschen Gift.“

„Bist Du wahnsinnig, Brocks?“ rief der Provisor erstaunt aus, „wie kannst Du nur meinen, daß ich Dir Gift verkaufe! Weißt Du nicht, daß Denjenigen eine bedeutende Strafe trifft, der einem nicht legitimirten Menschen Gift verabreicht?“

„Nicht legitimirt!“ lachte Brocks höhnisch auf; „was fragt Derjenige, welcher den Tod sucht, nach einer Legitimation? Wozu soll ich mich legitimiren, da ich doch aus der Welt scheiden will? Ich sage Dir, es ist mein fester Entschluß, zu sterben, gieb mir also Gift, ein wenig Arsenik, und Du bist mich los; mein Gott, das ist doch wahrlich nicht zu viel!“

„Und bötest Du mir ein Königreich, ich gebe dasselbe nicht; beeile Dich, daß Du fort kommst, hier hast Du einen Thaler und nun wende Dich an einen andern Ort, es giebt ja außer dieser noch mehrere Apotheken.“

Brocks lächelte verschmitzt; er nahm den Thaler an und reichte dem Provisor die Hand.

„Ich danke Dir, Albert,“ sagte er, „glaube mir, daß ich für diesen Thaler dennoch Gift erhalte, und sei es, wo es sei; Du sollst mich niemals wieder sehen; lebe wohl.“

Eine halbe Stunde später finden wir Brocks in einer anderen Apotheke; hier erklärte er, daß er das Geschäft eines Rattenvertilgers treibe und forderte ein Pfund Rattengift.

Der Apotheker zeigte sich ebenfalls nicht sogleich bereit und maß den ihm fremden Mann mit prüfenden Blicken.

„Haben Sie eine Legitimation?"

„Hier, mein Herr!"

Er überreichte ihm ein Blatt Papier, in welchem Jener einen von der betreffenden Behörde ausgestellten Schein auf freien Gewerbebetrieb erkannte.

Dies genügte natürlich; der Apotheker hatte die Ueberzeugung, daß er es mit einem durch einen Gewerbeschein vollkommen legitimirten Manne zu thun habe und gab ihm endlich das Verlangte.

Brocks, fröhlich und guter Dinge, begab sich hierauf in eine der niedrigsten Kneipen, er trank ohne Unterlaß bis über die Mitternacht hinaus und verließ erst gegen 2 Uhr des Morgens das Lokal.

Die kühle Nachtluft indeß, wie auch ohne Zweifel der Gedanke an die furchtbare That, die er zu vollbringen beabsichtigte, hatten ihn nach und nach in einen völlig nüchternen Zustand zurückgeführt.

Nach kurzer Wanderung befand er sich vor dem Hause des Bürgermeisters.

„Ha, er ist noch wach!" sagte er leise, nachdem er noch einige Minuten gelauscht hatte; „aber warum zitterst Du, Brocks? Fasse Muth und verleugne Dich nicht selbst, sonst bist Du verloren! Zittere nicht vor ihm, der vor Dir erbeben muß!"

Er pochte leise an, öffnete die Thür und Brocks stand vor dem überraschten Bürgermeister.

Es war ein seltsamer Augenblick; Beide standen sich schweigend gegenüber und sahen sich scharf an; endlich schienen sie einen Entschluß gefaßt zu haben.

„Was wünscht Ihr, Brocks?" nahm der Bürgermeister, welcher vorsichtig zu sein beschlossen hatte, das Wort.

„Ich wünsche den Herrn Bürgermeister zu sprechen," entgegnete Jener mit Bestimmtheit, „war es doch verabredet, daß wir uns zur Nachtzeit wiedersehen wollten; ich bin gekommen, mich mit Ihnen zu besprechen."

„Ich verstehe Euch nicht, Brocks!"

„Seit wann ist der Herr Bürgermeister so schwach von Begriffen? Täuschen Sie mich nicht länger," begann Brocks in dro-

hendem Tone; „heute früh noch glaubte ich nicht, daß ich von Ihnen denuncirt wurde, sondern ich nahm an, daß dies Seitens der Behörde geschehen; allein ich habe heute in einem Lokale Alles erfahfahren, dort traf ich mit einem Schreiber zusammen, der mit mir trank und der mir in seinem Dusel Alles verrieth, was ich zu erfahren wünschte; Sie sind also in der That Derjenige gewesen, der mich angezeigt und der dabei die schmählichsten Lügen ersonnen hat, um mich zu verderben; aber seien Sie fest überzeugt, nehmen Sie die Anklage gegen mich nicht sofort zurück, so weiß ich meine Maßregeln zu treffen."

So sicher sich auch der Bürgermeister fühlen mochte, so gerieth er dennoch durch diese Sprache in einige Verlegenheit; bald aber suchte er sich zu fassen und beschloß, Brocks in gleicher Weise zu begegnen.

„Wessen klagt man Dich eigentlich an?" fragte er.

„Des Diebstahls, des Betruges, der Urkundenfälschung und der Unterschlagung, also aller jener Verbrechen, welche Sie selbst begangen haben!"

„Elender Schurke!" rief der Bürgermeister, „dies wagst Du mir in's Gesicht zu sagen?"

„Nichtswürdiger Betrüger!" erwiderte Brocks, „Deine Gewalt hat ein Ende; glaubst Du mit mir, der Dein ganzes Treiben genau kennt, verfahren zu können, wie mit dem niedrigsten Menschen? Du nimmst entweder die Anklage zurück oder giebst mir fünfhundert Thaler, sonst befindest Du Dich morgen im Criminalgefängniß zu Kopenhagen."

„Fälscher, Betrüger, Meineidiger!" entgegnete der Bürgermeister mit verächtlichen Blicken, „Du kommst nicht wieder aus meinem Zimmer, ich werde Dich, so erbärmlich es mir auch erscheint, in meinem eigenen Hause verhaften lassen; Deine Verbrechen sind endlich einmal an das Tageslicht gekommen."

„Zittern Sie, Herr Bürgermeister, vor dem Augenblick, in welchem ich vor der Anklagebank erscheine; Sie wissen sehr gut, wer Sie sind; alle Ihre Geheimnisse sind auch mir ganz genau bekannt und ich schwöre es Ihnen, daß ich nicht schweigen werde; wissen Sie, daß ich sogar im Stande bin, Ihr Haupt auf den Block zu

bringen? und dies werde ich auch thun, denn Sie sind ein Dieb wie ich, ja noch mehr, Sie sind ein Mörder! Es kommt nicht darauf an, welches Verbrechen man begeht, der Eine mordet, der Andere stiehlt, Beide sind immer Genossen, und auch wir sind solche und haben ein und dasselbe Interesse; erinnern Sie sich nicht jener Nacht, in der wir uns Freundschaft gelobten? Wir waren zwar Beide angetrunken, doch Eid bleibt Eid und Gelübde ist Gelübde; was man sich einmal gelobt, muß man auch halten; sollten Sie wirklich so beschränkt sein, um zu begreifen, daß mein Ende auch das Ihrige ist? Nein, so kurzsichtig sind Sie nicht; Sie werden sich also meinem Willen fügen oder wir gehen Arm in Arm in das Zuchthaus! Doch nein, was sage ich, Sie begleiten mich nur bis an die Schwelle dieses Ehrenpalastes, Ihr Weg führt zum Schaffot!"

Der Bürgermeister stand wie vernichtet da; einen Mord wollte er doch nicht auf sich wälzen lassen.

„Welche Sprache wagst Du Nichtswürdiger, Du Verbrecher? Zu meiner Schande freilich muß ich es gestehen, daß ich Dich der Ehre würdigte, mein Agent zu sein; ja, ich gab mir manche Blöße, es ist wahr, namentlich Dir gegenüber, allein mit Mord und Raub habe ich mich niemals besudelt."

„Allerdings führten Sie jene Verbrechen nicht selbst aus, sondern beehrten mich und Andere mit dergleichen Geschäften, und nun wollen Sie mich als einen gefürchteten Zeugen Ihrer Schandthaten vernichten; wie ich schon gesagt, befinde ich mich auf der Anklagebank, so sind Sie eine Stunde später mein Nachfolger, und sitze ich im Zuchthause, so fällt Ihr Haupt einen Tag darauf, wenn nicht gar noch einen Tag früher; merken Sie sich das."

Dem Bürgermeister schien die Sache doch ein wenig bedenklich und mochte wohl einsehen, daß, sobald die Angelegenheit zur Verhandlung kam, für ihn keinen günstigen Ausgang nehmen würde; er war überzeugt, daß Brocks, den er nur zu gut kannte, sein Wort hielt und beschloß daher, einzulenken, um nicht auf solche Weise seinen Ruf gefährdet zu sehen.

„Nun, Brocks," nahm er das Wort, während seine Züge einen dämonischen Ausdruck annahmen und in seinem Innern ein neuer Gedanke Platz griff, dem er schon einmal Raum gegeben hatte,

„wir wollen unsere Angelegenheit mit kälterem Blute und zwar bei einem Glase Wein besprechen.“

Brocks triumphirte, denn nichts konnte ihm gelegener kommen, als eine so herrliche Gelegenheit, die ihm die Ausführung seines längst im Stillen genährten Planes ermöglichte.

„Erklären Sie sich also bereit, mir fünfhundert Thaler zu geben?“ fragte er.

„Du weißt, ich besitze kein Vermögen und bin somit nicht im Stande, Deinem Verlangen nachzukommen.“

„Sie sind also doch einfältiger, als ich dachte.“

„Denkt, was Ihr wollt; laßt uns jetzt aber von heiteren Dingen sprechen, von der Gegenwart, Zukunft oder Vergangenheit, wie Ihr wollt.“

Mit diesen Worten füllte der Bürgermeister zwei Becher mit gutem Weine.

„Ich muß Euch doch darauf aufmerksam machen,“ begann er, „daß eine schleunige Flucht nöthig ist; ich überlege mir eben die Sache und erkläre mich bereit, Euch die verlangten fünfhundert Thaler zu geben.“

„Nun, das ist doch ein vernünftiges Wort, ich werde also fliehen,“ sagte Brocks, „habe ich Ihr Geld, dann besitze ich die ausreichenden Mittel dazu und bin schließlich der Klügste; wollen Sie mich in der Ferne beschäftigen, so soll es mir lieb sein, wollen Sie dies nicht, so mögen Sie es unterlassen.“

Der Bürgermeister ging hierauf zu seinem Geldschrank, um die begehrte Summe, wenn auch nur zum Schein, herbei zu holen.

Diesen Augenblick benutzte Brocks und goß mit unglaublicher Schnelligkeit den Inhalt eines Fläschchens, welches er mit aufgelöstem Phosphor, verdünnt durch eine andere Substanz, gefüllt hatte, in das Glas des Bürgermeisters.

Letzterer kehrte zurück und legte eine Banknote von fünfhundert Thalern auf den Tisch.

„Ah, das ist prächtig, Herr Bürgermeister,“ sagte Brocks lächelnd, „also ich fliehe; nun, wir wollen auf eine glückliche Reise miteinander anstoßen!“

In diesem Augenblicke verkündete die Stutzuhr die dritte Stunde.

Das eigenthümliche Gerassel schien den Bürgermeister in seltsamer Weise berührt zu haben.

„Schon drei Uhr!" sagte er, indem er aufblickte, „es ist Zeit, daß wir schlafen gehen; also auf ein ewiges Lebewohl, mein guter Brocks!"

„Ich rufe Ihnen ein Gleiches zu," entgegnete dieser freundlich.

Beide stießen an und ein Jeder leerte sein Glas — Brocks auf den gewissen Tod seines Feindes.

Letzterer erhob sich hierauf und war eben im Begriff, das Geld zu sich zu stecken.

„Nein, mein lieber Brocks, das Geld kann ich Dir heute nicht geben," sagte der Bürgermeister, „Du hast Zeit, dasselbe morgen von mir abzuholen."

„Ich werde mir das Geld aber sogleich nehmen, lieber Herr; machen Sie mir keine Flausen."

Mit diesen Worten ergriff er die Banknote und verbarg dieselbe hastig in einem Portefeuille, welches er in die Tasche steckte.

„Begeben Sie sich nun zu Bett, Herr Bürgermeister; Sie werden vielleicht einen langen Schlaf thun; hüten Sie sich jedoch vor bösen Träumen, denn die Qual ist entsetzlich und gleicht ganz der des verdammten Fegefeuers; in der Nacht sahen Sie Brocks zum ersten Male, in der Nacht sieht er Sie zum letzten Male; nun denn schlafen Sie wohl auf ewig!"

Mit diesen Worten entfernte sich Brocks.

„Vor meiner Verfolgung bist Du sicher, reise glücklich!" rief ihm der Bürgermeister nach.

„Auf Wiedersehen da drüben!" rief Brocks mit unheimlicher Stimme und verschwand.

„Ja, ja, auf Wiedersehen!" wiederholte der Bürgermeister; Deine Uhr ist abgelaufen, Du hast sie heute zum letzten Male gerichtet, Dein böses Schicksal wollte es."

Kaum aber hatte Brocks seine Wohnung verlassen, als ihn ein leichtes Unwohlsein beschlich; er beachtete dasselbe jedoch nicht, sondern schrieb seinen Zustand der Wirkung des schweren Weines zu.

„Was hat dieser Elende nun wohl bezweckt?" sagte er; „morgen in aller Frühe lasse ich ihn abholen und in das Zuchthaus

bringen; zunächst werde ich die nöthigen Anstalten treffen, daß, falls dennoch eine seiner Anklagen Berücksichtigung finden könnte, diese kraftlos verhalle."

Hierauf begab er sich in sein Schlaf-Cabinet und legte sich zur Ruhe.

Als er am Morgen erwachte, war es schon heller Tag und mit vergnügtem Herzen dachte er an Marie.

Ein seltsamer Zufall war es aber, daß das genossene Gift bisher noch ohne Wirkung geblieben; jedenfalls mußte der Bürgermeister eine sehr zähe Natur besitzen, es waren nur leichte Leibkrämpfe eingetreten, welche er nicht weiter beachtete; er trank mehrere Gläser schweren Portweins und diese schienen ihr Möglichstes zu thun; wenn auch die Schmerzen nicht ganz verschwanden, so waren dieselben doch bedeutend gemildert.

Dieses langsame Fortschreiten des tödtlichen Giftes mochte wohl dem Umstande zuzuschreiben sein, daß dasselbe außerordentlich verdünnt war.

Dem Bürgermeister war indeß dennoch unheimlich zu Muthe; er hatte bereits die nöthigen Anstalten getroffen, um Brocks verhaften zu lassen, als plötzlich der Diener bei ihm eintrat und ihm meldete, daß die Polizeibeamten den Verbrecher nicht zu ermitteln im Stande seien.

Wüthend und ängstlich zugleich, denn er sagte sich, daß man ihn steckbrieflich verfolgen und ihn doch entdecken würde — beschloß der Bürgermeister, da er sich obenein noch krank fühlte, während des ganzen Tages sich zu Hause zu halten, um am Abend neue Anstalten zur Verfolgung des Bösewichts treffen zu können, welcher ihn noch dazu um fünfhundert Thaler geprellt hatte.

Plötzlich traten die Leibkrämpfe heftiger auf, es ergriff ihn ein furchtbarer Schwindel, so daß er sich halten mußte, um nicht zu Boden zu sinken; er erschrak heftig, doch tröstete er sich sehr bald wieder mit dem Gedanken, daß dies Alles wohl nur eine Folge der Aufregung sein müsse.

Von Zeit zu Zeit fühlte er eine heiße Gluth auf seinen Wangen und in seinen Händen, während sein Inneres von Schauer und Frost durchrieselt wurde.

„Seltsam," sagte er, „ich fühle mich in der That unwohl, schon manchmal in meinem Leben erduldete ich die größten Anstrengungen, doch niemals hatten dieselben ähnliche Anfälle zur Folge."

Abermals ergriff ihn ein Taumel; dies Mal jedoch sank er zu Boden und sein Körper zuckte zusammen; er fühlte ein eigenthümliches Stechen im Rückgrad sowohl, wie in den Fußspitzen; ebenso empfand er einen heftigen Schmerz in den Oberschenkeln und den Kniegelenken; nach und nach wurde ihm glühend heiß, Schweißtropfen drangen hervor, ein brennender Durst begann ihn zu quälen.

Er schleppte sich mühsam nach seinem Lager und tröstete sich mit der Hoffnung, daß vielleicht ein stärker eintretender Schweiß eine Linderung seines Zustandes herbeiführen würde.

Der Himmel war mit finsteren Wolken bedeckt; unter Qualen und Schmerzen verrannen ihm die Stunden und schon begann der Tag sich seinem Ende zu neigen.

Die Krämpfe wurden heftiger und wühlender, doch nahmen dieselben nur allmälig ihren Fortgang, von Zeit zu Zeit fühlte er sich sogar völlig frei von Schmerzen und er konnte das Lager verlassen und sich in seinem Zimmer bewegen.

Inzwischen war die Nacht eingetreten; um ihn her herrschte die tiefste Ruhe, und da auch ihn eine außerordentliche Müdigkeit beschlich, so faßte er den Entschluß, sich auf sein Lager zu begeben.

Er legte sich indeß völlig angekleidet über das Bett, denn es lag in seinem Plane, am nächsten Morgen in aller Frühe Kopenhagen zu verlassen, um sich so eilig als möglich nach Alsen zu begeben; vielleicht hoffte er dort irgend einen Coup auszuführen, durch welchen er der dänischen Regierung einen Nutzen erweisen wollte, und von dort aus beabsichtigte er seine neue Stellung anzutreten.

„Zum letzten Male," sagte er, „lege ich mich heute auf mein Lager; ich werde dasselbe verlassen, um hier nie wieder darauf zu ruhen!" —

Ohne Zweifel hatte er in diesem Augenblicke keine Ahnung davon, wie schrecklich und wie bald sich die Wahrheit dieser Worte erfüllen sollte.

Er verfiel bald in einen Schlummer, der jedoch ein sehr unruhiger war und seinen Körper mehr und mehr schwächte; von Zeit

zu Zeit schrak er heftig auf, und zuletzt versank er in einen Zustand gänzlicher Bewußtlosigkeit.

Wie lange diese Qualen andauerten, wußte er nicht; als er erwachte, umgab ihn finstere Nacht.

Die Lage, in welcher sich der Unglückliche befand, war eine furchtbare: die Zunge war stark angeschwollen, die Speicheldrüsen entleerten den Speichel in solchem Maße, daß derselbe stromweise zum Munde herausfloß und das Zahnfleisch war so sehr aufgelockert, daß die Zähne sich hin und her bewegten und man jeden Zahn ohne besondere Mühe hätte herausnehmen können.

Brocks mußte dem Gifte, welches er sich zu verschaffen gewußt, jedenfalls eine Quantität Quecksilber beigemischt haben, denn durch dieses nur allein konnte er eine schnelle Wirkung des Phosphors verhindern und zugleich einen so heftigen Speichelfluß herbeiführen.

Sein Kopf war brennend heiß, die Nase trocken und auf den Augen fühlte er eine drückende Last; er bemühte sich, dieselben zu schließen, doch unwillkürlich mußte er sie offen halten.

Es schien ihm, als sähe er zwei seltsame Körper vor sich hin und her tanzen; dann war es ihm wieder, als ob plötzlich ein Mensch erschien, der ihm einige Erfrischungen zureichte; allein der Anblick dieses Menschen erfüllte ihn mit Entsetzen; eine heftige Unruhe bemächtigte sich seiner, denn er erkannte in dem Erschienenen jenen dänischen Spion, dessen wir früher schon so oft Erwähnung thaten.

Er wähnte die ihm dargereichten Erfrischungen zu sich zu nehmen, allein kaum war dies geschehen, als ihm der Spion die scheußlichsten Fratzen zeigte; er tanzte wild und ungestüm um ihn herum und versank dann plötzlich in eine Fallthür, welche sich geöffnet hatte.

Nur wenige Minuten vergingen, als das Spiel der Phantasie von Neuem begann; der Spion, welcher eben hinabgesunken war, kam wieder zum Vorschein, diesmal war er jedoch nicht allein, sondern in seiner Begleitung befanden sich eine Anzahl Soldaten, welche die preußische Uniform trugen. Diese legten einen Strick um seinen Hals, ein Galgen wurde sichtbar, an diesen hingen sie den Spion auf und begleiteten ihre Arbeit mit einem wilden Kreischen und Lachen.

Der Spion verzerrte sein Gesicht und deutete dabei auf den Bürgermeister.

Gleich darauf traten die Soldaten an sein Lager und riefen ihm in rohem Tone zu:

„Warte, jetzt bist auch Du Elender in unserer Gewalt, nur wenige Augenblicke noch werden vergehen und wir hängen Dich neben Deinen Spießgesellen, Du Bösewicht, der Du von Sünde strotzest! Du hast Deinen Monarchen betrogen und auch uns wolltest Du verrathen, Fluch daher über Dich, ewiger Fluch!"

Sie packten ihn bei den Armen und zerrten ihn gewaltsam zu dem Galgen, hoben ihn auf und ließen ihn wieder zu Boden fallen, so daß sein Körper eine heftige Erschütterung erlitt.

In demselben Augenblick zeigte sich eine weibliche Gestalt in luftigen Gewändern, in welcher er auf den ersten Blick Frau Lerchner erkannte.

„Ihn, ihn, diesen Elenden richtet und nicht mich!" schrie diese und ihr ganzes Wesen glich dem einer Wahnsinnigen; „er ist Schuld an Allem, was ich erleiden muß, er allein ist es, der die unglückliche Marie in eine so grausame Lage versetzte, er hat mich und sie in das tiefste Elend gestürzt, er hat Heinrich in Tod und Verzweiflung gejagt, über ihn komme daher alle Schuld der Frevel, welche verübt wurden!"

Das Bewußtsein war indeß noch nicht gänzlich von ihm gewichen, und er vermochte noch zu unterscheiden und sich zu sagen, daß dies Alles nicht Wirklichkeit war, sondern nur eine Vision, welche sein Zustand herbeiführte.

Er bot alle seine Kräfte auf, erhob sich von dem Lager und brannte die Kerzen an.

Die Stutzuhr zeigte bereits die eilfte Stunde an; er fühlte eine seltsame Mattigkeit in seinen Gliedern und verspürte zugleich einen widerlichen und unangenehmen Geschmack in seinem Munde.

„Was mag das sein? Welch' sonderbarer Geschmack?" so fragte er sich. „Es ist doch seltsam; sollte ich mir vielleicht den Magen verdorben haben? Dies könnte wohl möglich sein."

Plötzlich empfand er ein Brausen und Sausen in seinen Ohren,

und zuletzt ertönte es so hell in denselben, daß er sie mit beiden Händen gewaltsam zusammenpreßte.

„Ha, das sind Todtenglocken!“ sagte er; „ja die Todtenglocken, welche wohl jenen Heinrich zu Grabe läuten! Wehe ihm! Doch ich lebe noch, ich will leben um alle Schätze der Welt, ich darf nicht sterben, nein, nein, denn noch Vieles habe ich in der Welt zu verrichten; ja, ja, die Welt bedarf meiner noch zu sehr; ich muß meinem König noch nützlich sein; außerdem bedarf Marie einer Stütze und diese will ich ihr werden; nein, nein, ich sterbe nicht, ich befinde mich augenblicklich nur in einem leidenden Zustande und werde mich daher so eilig als möglich zu einem Arzte begeben, zu einem Arzte von freilich etwas zweideutigem Rufe, indessen er ist doch immer ein Arzt und wird mich, davon bin ich fest überzeugt, in allerkürzester Zeit herstellen, denn er gilt als erster Meister seiner Kunst.“

Ein heftiger Speichelfluß entquoll abermals seinem Munde.

„Ach, ich bin krank!“ stöhnte er; „verstummt, ihr Todesglocken, mein Grablied singt ihr noch lange nicht! Nein, es ist nur das Heinrichs und das der Lerchner,“ fuhr er mit verzerrtem Lächeln fort. „Hu, wie die Köpfe da tanzen! Da sehe ich das scheußliche Gespenst des Spions schon wieder! Hier ist sein Kopf! Hinweg, Du elender Klumpen! Warum springst Du mich an? Du hast mit mir nichts gemein, gehe zu den Preußen, die Dich gehängt haben. Doch nein, dorthin kommst Du nicht mehr, Du bist ja gerichtet und weilst nicht mehr unter den Lebenden, Du hängst am Galgen, Deine Gebeine klappern dort um Mitternacht, wenn der Wind über die Haide jagt! Die Fledermäuse und Raben umschwärmen in zahlloser Menge Deinen todten Körper; die Raubvögel hacken Dir die Augen aus und ihre Schnäbel zernagen Deine Gebeine! O, es ist doch entsetzlich am Galgen! Nein, nein, mir steht ein solches Schicksal nicht bevor, ich habe dasselbe auch nicht verdient, denn was ich that, war verzeihlich, die Noth trieb mich dazu; allein mein Gewissen ist ruhig, denn Mord belastet meine Seele nicht; wenn Brocks auch beharrlich dabei blieb und sagte, daß ich mordete, so betheuere ich, daß ich dies nicht that; wohl muß ich eingestehen, daß ich einst einen Menschen zu Tode ärgerte, allein mit eigener Hand tödtete ich ihn nicht; aber mein Gott, da fällt mir Etwas ein, wie war es denn

mit dem alten Petersen? Ja, ja, er erlitt den Tod, aber doch immer nicht durch meine Hand, sondern der dänische Spion ist sein Mörder; diesen hat man ja aber bereits gerichtet!

„Und Du bist in der nächsten Stunde an der Reihe, bereite Dich daher vor, Du sollst ebenfalls gerichtet werden, Du elender Sünder; alle Anderen werden Begnadigung finden, nur Du allein wirst verdammt sein in Ewigkeit! Du hast Gift getrunken!"

Diese Worte glaubte er als Erwiderung dessen, was er sagte, deutlich vernommen zu haben.

„Ha, ha!" lachte er laut auf, indem er sich von der Erde, auf welcher er sich erblickte, empor raffte, „wer sprach da? Ist das Wahrheit, was ich soeben vernahm? Nein, nein, ich habe nur geträumt, mir träumte von Gift, von dem himmlischen Richter, an den der Mensch in seiner Todesstunde glaubt! Hu, wenn ich in der That vergiftet wäre, wenn Brocks wirklich die günstige Gelegenheit benutzt und in mein Glas Gift gethan hätte, während ich zu meinem Geldschrank ging, um die von ihm geforderte Summe herbeizuholen? Der seltsame Geschmack im Munde, dieser starke Speichelfluß, all' diese ungewöhnlichen Erscheinungen sprechen deutlich für die Wahrheit einer solchen Annahme. Ein deutscher Arzt in Rendsburg sagte mir einst, daß es ein Gift gäbe, nach dessen Genuß stets ein außerordentlicher Speichelfluß eintrete; o, welch' fürchterliche Ahnung ergreift mich! Mein Gott, wenn ich Gift genossen hätte, wenn ich mein Leben beschließen müßte! Welch' ein grausamer Gedanke, in das ewige Nichts zu versinken, zu vermodern und den Würmern eine Speise zu werden? Ha, welch' schlechte Gesellschaft diese Würmer sein müssen! Sollte mein ganzes Wirken für nichts gewesen sein? Ja, leider für nichts und einen Gott giebt es ebenfalls nicht, wäre ein solcher vorhanden, wie hätte ich dann — —"

Eine lange Pause folgte diesen Worten, während welcher der Unglückliche ängstlich und scheu seine Blicke umherschweifen ließ und einen grauenhaften Anblick darbot.

„Wenn aber doch ein Gott vorhanden wäre," begann er unter gräßlichem Stöhnen, „dann wehe mir! Wie sollte ich mich dann rechtfertigen? O Eitelkeit der Welt, mein Gelüste nach alle dem, was ich nicht besaß, hat mich verführt und mich in eine so grau-

same Lage versetzt! Nein, nein, es kann unmöglich einen Gott geben, der Himmel und die Erde sind durch sich selbst entstanden; wie ein Mehlwurm aus sich selbst hervorgeht, ganz in derselben Weise entstand auch der erste Mensch; die verdammten Pfaffen haben uns einen Gott aufgedrungen! Wie kommt ein Gott dazu, uns zu lieben? Ich verschmähe es, von ihm geliebt zu werden; er ist mir völlig unbekannt und ich kenne auch nicht die Art und Weise seiner Strafe; wenn er mich nicht liebt, so steht ihm auch nicht das Recht zu, eine Strafe über mich zu verhängen; wie kommt er überhaupt dazu, mit meiner Person Bekanntschaft machen zu wollen? Ich bin ihm niemals vorgestellt worden, er ist mir völlig fremd und ich empfinde kein Verlangen, von ihm gekannt zu sein."

Er hielt inne und richtete seine Blicke nachdenkend zur Erde.

„Wenn es nun aber doch einen Gott gäbe," preßte er wieder nach längerem Schweigen hervor, „wenn alle Diejenigen, welche durch mich in das Unglück gestürzt wurden, sich bereit fänden, gegen mich zu zeugen? O dann wehe mir!"

In diesem Augenblicke begann er heftig zu zittern; es beschlich ihn ein heftiger Frost, während seine Stirn heiß brannte und seine Wangen in tiefer Röthe erglühten.

„Wie aber komme ich denn auf so kindische Gedanken? Fast möchte ich mich auslachen! Ich will mich zum Doctor begeben, zum Doctor Grotwien, er ist ein großer Gelehrter und soll mir ein Recept mit auf die Reise geben; ich bin nicht vergiftet, sonst wäre es gewiß schon mit mir zu Ende; es ist Alles wieder still; die Gespenster sind fort, der dänische Spion hängt am Galgen oder liegt verzerrt in der Erde und das Geläute der Todtenglocken ist verstummt!"

Bei dem Arzte.

Nach wenigen Augenblicken befand sich der Bürgermeister im Freien; unaufhaltsam durcheilte er die Straßen der Stadt, als es ihm plötzlich im Kopfe zu summen begann.

Ein Fieber mit allen seinen Schreckbildern überfiel ihn abermals; er glaubte sich plötzlich auf einen großen Platz versetzt, auf welchem er beim Scheine der Fackeln, welche man dort aufgestellt hatte, viele Zimmerleute gewahrte, die eifrig damit beschäftigt waren, ein Schaffot zu errichten, dessen Vollendung nahe bevorstand.

„Mein Gott, für wen ist jenes Blutgerüst bestimmt? Wer mag es sein, den man hier morgen in die Ewigkeit befördert?“ murmelte er schaudernd und dumpf vor sich hin.

In demselben Augenblick wurde er auf ein Krächzen und auf ein Geräusch von Flügelschlägen aufmerksam; er sah sich scheu und heftig erschrocken um und wähnte eine Schaar von Raben vor sich vorüberziehen zu sehen.

„Mein Gott, was ist das? Mitten in der Nacht in Kopenhagen auf öffentlichem Platze ein Blutgerüst! Träume ich oder ist das Alles, was ich sehe, Wahrheit? Nein, es ist unmöglich! Fort, fort mit diesem Schreckensbilde! Aber nein, es bleibt! Es ist wohl nichts? Und dennoch sehe ich es immer! Ha, dort das Blutgerüst! Die Zimmerleute, und die hellen Fackeln, bei deren Scheine ihre Gesichter röthlich erscheinen und ganz den Teufeln gleichen! Und diese Rabenschaar, die der Instinct zu dem Blutgerüste lockt! Nein, ich vermag es nicht länger zu ertragen! Fort, fort!“

Er stürzte vorwärts, doch wurde er sehr häufig von einer heftigen Brustbeklemmung überfallen, so daß er sich nicht zu bewegen vermochte und stehen bleiben mußte.

Nach wenigen Minuten glaubte er sich unmittelbar vor dem Schaffot zu befinden, an welches er sich anlehnte, und kümmerte sich nicht um die dort befindlichen Arbeiter, welche ihn verwundert anblickten.

„Für wen baut Ihr dieses Blutgerüst?“ fragte er endlich mit krächzender Stimme.

Er erhielt keine Antwort; die Arbeiter blickten ihn grinsend und lachend an, schwangen die Fackeln hoch empor und schienen eine immer riesigere Gestalt anzunehmen.

„Fort, fort von hier!“ ächzte er. „Zu Gortwien, schnell zu Grotwien!“

Inzwischen hatte das Fieber nachgelassen, die Vision war von ihm gewichen und er athmete jetzt leichter.

Alle seine Kräfte zusammenraffend, stürzte er nun vorwärts, bis er sich vor dem Hause des Arztes befand.

Hastig griff er nach dem Glockenzuge, läutete heftig und bald darauf befand er sich in dem Hause.

Der Arzt wurde sofort geweckt und nach wenigen Augenblicken empfing dieser den Kranken, allerdings nicht in der rosenfarbensten Laune.

„Ei, ei, Herr Bürgermeister!“ rief dieser ihm zu, als er bei ihm eintrat, „was ist vorgefallen?“

„Ich bin krank, mein lieber Herr Doctor,“ entgegnete der Gefragte.

„Ja, ja, schon Ihre äußere Erscheinung sagt es mir, daß Sie sehr krank sind.“

„O geben Sie mir schnell ein Mittel, damit eine baldige Besserung eintritt, denn ich muß noch in der nächsten Stunde Kopenhagen verlassen.“

„Nein, nein, mein Lieber, das können Sie nicht, Ihr Zustand verbietet Ihnen dies.“

„Und ich begebe mich ganz gewiß auf die Reise!“ rief Hansen mit einem gewissen Trotz.

„Nun, dann sage ich Ihnen, daß Sie Ihren Bestimmungsort nicht erreichen,“ erwiderte ihm der Arzt in langsam prophetischem Tone.

„Das ist für heute noch nicht nöthig; doch hören Sie, Doctor, ich werde einmal eine recht alberne Frage an Sie richten; ich werde heute zum ersten Male in meinem Leben von den seltsamsten Gedanken gepeinigt, deshalb eben erlauben Sie mir eine Frage.“

„Was wollen Sie wissen?“

„Ich möchte nämlich von Ihnen hören, Doctor, ob Sie an den Himmel glauben!“

„Nein!“

Der Bürgermeister athmete jetzt leichter auf.

„Dann glauben Sie also auch nicht an die Hölle?“

„O ja!“

„Nun, warum an die Hölle und nicht an den Himmel?“

„Weil ich immer Teufel und fast niemals Engel gefunden habe.“

Der Bürgermeister erbebte.

„In der Hölle muß es schrecklich sein,“ sagte er, „aber ich glaube nicht daran; nein, nein,“ verbesserte er seine Worte nach kurzem Bedenken, „in der Hölle mag es ganz interessant sein; dort giebt es gewiß Ballet-Tänzerinnen, angenehme Gesellschafter, liederliche Kneipen und dergleichen mehr; nein, nein,“ sagte er dann wieder, „es mag doch wohl schrecklich dort sein.“

„O glauben Sie es nur, die Hölle ist entsetzlich und wehe dem, der ihr verfallen ist.“

„Dann, Doctor, wehe Ihnen!“

„Wehe mir?“ fragte der Arzt mit Verwunderung und Entrüstung zugleich.

„Ja, wehe Ihnen, denn Sie haben unzählige Menschen auf den Kirchhof gebracht; die Aerzte vergiften die ganze Welt, und ich behaupte, daß Sie keine Ausnahme davon machen; also nochmals, wehe Ihnen!“

„Und dreimal wehe Ihnen, Herr Hansen!“

„Mit welchem Rechte sagen Sie mir so etwas?“

„Ich fühle mich durchaus nicht veranlaßt, Ihnen meine Gedanken mitzutheilen; was ich Ihnen sage, hören Sie, was ich aber von Ihnen denke, verschweige ich; jedenfalls aber dürfen Sie keinen Zweifel in meine Worte legen, wenn ich Ihnen sage, daß Sie Ursache haben, für Ihr Seelenheil besorgt zu sein, denn Ihre Stunde hat geschlagen, Ihre Uhr ist abgelaufen und es bleibt Ihnen nichts weiter übrig, als sich schnell auf den Weg zu machen.“

„Ja, ja, das ist ja eben meine Absicht,“ sagte der Bürgermeister

zitternd, „wie ich Ihnen bereits sagte, liegt es in meinem Plane, morgen in aller Frühe aufzubrechen.“

„Thor!“ rief der Doctor, „der Weg, von dem ich rede, ist einer, von dem Sie niemals zurückkehren werden.“

„Sie meinen also, daß meine letzten Lebenstage nicht mehr so fern liegen?“

„Ich meine es nicht nur, sondern ich bin sogar fest davon überzeugt, daß Sie sterben werden, und vielleicht sogar schon in der nächsten Stunde,“ entgegnete der Arzt.

„Das glaube ich nicht, Doctor, denn ich fühle mich frisch und munter wie ein Jüngling.“

Mit diesen Worten indeß sank der Bürgermeister besinnungslos zu Boden.

Der Arzt trat jetzt näher, untersuchte seinen Puls und schüttelte den Kopf.

„Ohne Zweifel eine Vergiftung,“ murmelte er leise; „er ist ein ausgemachter Bösewicht und gewiß hat irgend Jemand, dem er ein Leid zufügte, Rache genommen. Wer aber mag wohl sein Mörder sein?“

Etwa eine Viertelstunde mochte vergangen sein, als der Bürgermeister sich wieder emporrichtete.

„Nun, Doctor,“ sagte er, „geben Sie mir schnell ein Mittel, ich will es gut bezahlen; die Zeit ist edel, meine Pflicht ruft mich fern von Kopenhagen, noch ehe der Tag graut, muß ich abreisen.“

„Und gäben Sie mir ein Königreich,“ versetzte der Arzt, wäre es selbst Preußen, das stolze Preußen, wäre es das große Kaiserthum Oesterreich, welche Nationen jetzt über uns den Sieg feierten, so müßte ich es zurückweisen, denn ich vermag kein Mittel zu ersinnen; Sie sind verloren.“

Den Bürgermeister durchzuckte ein heftiger Schrecken bei diesen Worten; er fühlte seinen Körper von einem unnatürlichen Frost durchschüttelt; es dünkte ihm, als wäre er von einer Eisdecke überzogen, während ein kalter Schweiß Hände und Gesicht bedeckte und auf seiner Stirn zeigten sich einige Flecken.

„Warum können Sie mir nicht helfen?“ preßte er mit Mühe hervor.

„Weil Sie vergiftet sind, Herr Hansen.“

Der Bürgermeister stürzte zusammen.

„Ha, vergiftet!“ schrie er verzweifelt; „wäre es möglich? Wer könnte diese schreckliche That begangen haben?“

„Besinnen Sie sich,“ sagte der Arzt; „Sie besitzen jedenfalls einen Feind, haben Sie niemals im Leben Jemandem ein Leid zugefügt? Denken Sie ein Wenig nach.“

Hansen sann lange nach; sein Antlitz wurde immer bleicher, seine Glieder zitterten heftiger, immer deutlicher traten die Flecken zum Vorschein, der Frost schüttelte ihn immer stärker und endlich sank er auf einen Sessel nieder.

„Nun, erinnern Sie sich nicht? Besinnen Sie sich, haben Sie wirklich niemals einem Menschen etwas zu Leide gethan?“ fragte der Arzt wiederholt.

„Ach, was soll ich in diesem Augenblick sagen! Wozu auch diese Fragen? Ja, ja, ich habe Feinde, doch glauben Sie, Doctor, Feinde, denen ich nur Gutes gethan habe; ein Bösewicht, ein entsetzlicher Schurke, mit dem ich in der letzten Nacht zusammen getrunken habe, ist mein Mörder, er hat dem Weine ein Gift beigemischt; ich bitte, ich beschwöre Sie, geben Sie mir ein Gegengift! O, der böse Mensch hat mich auf sein Gewissen.“

„Gegen das Gift, welches Sie genossen, giebt es kein Mittel, welches eine Gegenwirkung ausübt, Sie müssen unwiderruflich sterben, denn es zeigen sich bereits die blauen Flecke, auch fehlt schon der regelmäßige Pulsschlag,“ sagte er, indem er seine Hand ergriff.

Des Bürgermeisters Blut stockte; er wollte sprechen, allein die Zunge versagte ihm den Dienst; er wollte aufblicken, doch die Augen hatten nicht die Kraft; er wollte sich erheben, aber der Körper sank schwer zu Boden.

Einige Minuten waren vergangen, als er sich wieder ein wenig gekräftigt fühlte.

„Du lügst, verfluchter Rabe!“ rief er, indem er sich schnell erhob, „Du willst mir ein Todtenlied krächzen, dafür aber werde ich Dir die Zunge ausreißen; ich kann unmöglich sterben; Tagediebe, gemeine Creaturen mögen sterben, aber ich kann noch nicht enden; ich habe die Kraft zu sagen, ich will nicht sterben, elendes Gesindel,

das nichts in der Welt zu schaffen hat, mag verwesen und den Würmern eine Speise sein; ich, nächstens ein Geheimer Rath, ja, binnen einem Jahre schon kann ich Minister sein, ein Minister und — sterben! Das wäre ein Widerspruch! Noch einmal sage ich, ich will nicht sterben!“

„Sie werden sehr bald ein Anderes einsehen lernen,“ entgegnete der Arzt mit einem Gemisch von Hohn und Gleichgültigkeit, „binnen wenigen Stunden befinden Sie sich in der Hölle; schon jubeln die Teufel, denn sie bekommen einen seltenen Leckerbissen, ein solches Exemplar, wie Sie sind, kommt von der Erde alle tausend Jahre nur einmal vor.“

Der Arzt war keineswegs ein so abergläubischer Mensch, um das zu sagen, was er glaubte; er kannte den Bürgermeister, sowie seine ganze Vergangenheit und viele seiner Verbrechen, und deshalb malte er dem Elenden diese Schreckbilder, um ihn vielleicht noch in der letzten Stunde seines Lebens zur Reue seiner Sünden zu bewegen.

„Was Du mir da sagst, niederträchtiger Bösewicht, ist Alles Lüge!“ rief der Bürgermeister; „Du übertriffst mich an Schlechtigkeit, Du bist ja ein Arzt, ein Menschenvergifter! Aber warte, ich bin nun einmal für die Hölle bestimmt, dann sollst Du sie mit mir theilen und dort meine Gesellschaft sein!“

Mit diesen Worten stürzte er sich auf Grotwien; dieser aber stieß ihn mit geringer Mühe von sich, so daß er zurücktaumelte und zu Boden sank.

„Wenn Sie Ihren Lästermund nicht schließen wollen,“ rief der Arzt heftig erregt aus, „so werde ich kurzen Prozeß mit Ihnen machen und Sie hinauswerfen in die finstere Nacht! Ich muß Sie bitten, meine Wohnung zu verlassen, sie ist kein Hospital für Kranke und Sterbende. Ihr Platz ist nicht hier, sondern auf einem Kirchhofe, dort suchen Sie ihn; verlassen Sie mich also, ich mag Sie nicht länger um mich dulden!“

„Ich sehe dort eine Fallthür!“ rief der Bürgermeister plötzlich; „ja, ja, der Spion ist schon wieder da! Was willst Du, Schreckensgespenst der Hölle?“ schrie er immer lauter; „Du bist ja todt, Dich hat der Himmel längst erreicht!“

„Und auch Dich hat er erreicht, die nächste Stunde gehört nicht mehr Dir!“ so tönte es in seinem Innern nach.

„Sterben! Sterben!“ murmelte der Bürgermeister, der sich jetzt am Boden krümmte; „Doctor, Doctor, helfen Sie!“

„Ich kann nicht helfen!“

„O, Sie sind ein grausamer Tiger! Aber ich will Ihnen dennoch sagen, es giebt keinen Tod, keine Hölle, man schläft nur ein, das ist Alles; der Tod ist nichts weiter als ein Schlaf ohne Träume, ein sehr gesunder Schlaf.“

Ein unnatürliches Kichern folgte diesen Worten.

„Ja, es ist ein Schlaf,“ sagte er wieder mit einer gewissen Ruhe.

„Aber man hat doch etwas böse Träume in diesem Schlummer,“ entgegnete der Doctor; „betrachten Sie dort das Skelett, Herr Bürgermeister, „fuhr der Arzt fort, indem er auf ein Gerippe deutete, welches in einem Winkel des Zimmers stand, „ganz so werden Sie nach wenigen Jahren aussehen, ganz so werden Sie mit den Zähnen fletschen; Sie scheinen schon einige Qualen zu empfinden, nun können Sie sich leicht denken, wie schrecklich erst der Tod enden muß, wenn er so beginnt; Sie sahen doch wohl schon Menschen sterben, schwerlich aber werden sie solche Grimassen gemacht haben; Sie sollten sich einmal betrachten, ich glaube, Sie würden vor sich selber schaudern; ist Ihnen vielleicht ein Spiegel gefällig?“

Mit diesen Worten deutete er auf den großen Gold-Trumeaux, der auf einer Marmor-Console an der Wand stand.

„Sehen Sie einmal hinein, Herr Bürgermeister,“ fuhr der Arzt fort, indem er denselben vor den Spiegel führte, „betrachten Sie die eingefallenen Wangen, den verzerrten Mund, die blauen Flecken, die aufgedunsenen Lippen; ha, ich mache ganz herrliche Studien an Ihnen! Betrachten Sie überhaupt Ihren ganzen Körper, er scheint zu verdorren; das, Herr Bürgermeister, sind die Wirkungen des Giftes, welches Sie genossen haben.“

Hansen blickte mechanisch in den Spiegel, und in der That, er bebte vor sich zurück; was ihm aber am Entsetzlichsten erschien, war der Zustand seiner Arme und Hände, welche fast gänzlich vertrocknet zu sein schienen.

Mit einem furchtbaren Schauder erinnerte er sich in diesem Augenblicke eines Eides, welchen er einst wegen gewisser Documente geleistet hatte.

„Ich will verdorren am lebendigen Leibe,“ sagte er damals in seinem Schwur „wenn ich mich in dem Besitze des Legats befinde, welches man bei mir wähnt!“

„Ha!“ rief er mit zitternder Stimme und Verzweiflung in seinen Zügen, „sollte es wahr sein? Sollte es doch einen Gott geben? Dann freilich wäre ich verloren, und Alles deutet darauf hin, daß es so ist. Hören Sie, Doctor, ich schwur einst einen fürchterlichen Meineid, o, er hat sich in diesem Augenblicke erfüllt! Sollte das ein Werk Gottes sein? Ach, was wird er dann noch mehr thun! Mich friert entsetzlich, Doctor, ich möchte — — reiten, damit ich mich erwärme! Aber sagen Sie mir, ist es möglich, daß sich Gott um Alles kümmert?“

„Um Alles,“ erwiderte der Gefragte.

„Gnade! Gnade!“ flehte der Bürgermeister. „O lassen Sie mich nicht sterben! Ich will ein guter Mensch werden, ich bin ja noch jung!“

„Wenden Sie sich an den Himmel, Herr Bürgermeister, dieser nur kann Ihnen beistehen.“

„Ich kenne ihn nicht, er wird mich verwerfen.“

„Trösten Sie sich,“ erwiderte der Doctor, „denn in diesem Falle wird die Hölle, die so feindselig gegen Sie verfahren, sich Ihrer erbarmen.“

„Wie lange habe ich noch zu leben?“

„Höchstens eine Stunde.“

„O können Sie mein Leben nicht noch einige Jahre verlängern? Sie sind ja ein so gelehrter und geschickter Arzt.“

„Nein, nein, bereiten Sie sich vor, Sie werden es bald überstanden haben.“

„Gnade! Gnade! Noch ein Jahr!“

„Sie sind wahnsinnig!“

„Einen Monat!“ ächzte der Bürgermeister.

„Unmöglich!“

„O, nur noch eine Woche, eine einzige Woche möchte ich leben!“

„Auch nicht einen Tag länger kann ich es erhalten," sagte der Arzt.

„Auch nicht zwei Stunden?" fragte der Bürgermeister.

„Das wäre mir wohl möglich; aber warum möchten Sie noch zwei Stunden leben?"

„Um Rache zu nehmen an meinem Mörder!"

„Wissen Sie denn, wo Sie Ihren Mörder finden?"

„Ich will ihn verfolgen, nach allen Richtungen hin will ich Boten aussenden; aber geben Sie mir ein Mittel! Schnell, schnell! sonst ersticke ich!"

„Ich will es versuchen, Ihr Leben noch wenige Stunden zu fristen; allein Ihr Ende wird nur um so qualvoller sein; wollen Sie das?"

„O!" rief der Bürgermeister, „es kann unmöglich qualvoller sein, als jetzt; dafür lebe ich einige Stunden länger und feiere vielleicht noch den Triumph der Rache!"

„Gut," sagte der Arzt, „ein Recept aber kann ich Ihnen nicht verschreiben, denn ehe es der Apotheker bereitet, dürfte es Ihnen nicht mehr nützen; ich werde Ihnen daher ein Pulver geben."

Er reichte dem Bürgermeister eine weiße Masse, welche dieser gierig verschlang.

„Ich fühle mich in der That gestärkt," sagte er, nachdem er eine Viertelstunde lang in einem betäubenden Zustande sich befunden, „nun will ich mich schnell auf den Weg machen."

„Wenn Sie sich aber zu sehr erregen, so sterben Sie noch früher, als dies sonst der Fall gewesen wäre; armer Herr, ich bedauere Sie sehr, allein es steht leider nicht in meiner Macht, Ihnen das Leben zu erhalten; gehen Sie jetzt, wir sehen uns niemals wieder!"

„Auch nicht in der Hölle?" fragte der Bürgermeister in bitterem Tone.

„Nein, nein," versetzte der Arzt bestimmt, „ich bin kein solcher Bösewicht, um dereinst ein Mitglied der Hölle zu werden."

„Er muß doch nicht an die Hölle glauben," sagte der Bürgermeister, als er hinaustrat, „sonst würde er meine Frage nicht mit Nein beantwortet haben."

Er hatte bald die Straße erreicht; wieder aber wähnte er jenes Blutgerüst vor sich zu sehen und alle schrecklichen Visionen bestürmten ihn auf's Neue.

„Nun wird der arme Sünder bald sterben," begann er, „und Brocks ebenfalls! Ach, wie wunderbar fühle ich mich plötzlich genesen! Nein, nein, und wenn der Arzt es tausend Mal erklärt, ich sterbe noch nicht, jetzt gewiß nicht; ich verstehe es besser, als er; nein, nein, ich werde leben diesem Schurken zum Trotz; ich werde leben und glücklich sein an der Seite Marien's, die ich im Geiste vor mir schweben sehe! Ja, Du holdselige Gestalt, wie schön bist Du in Deinem weißen Gewande, mit dem reinen Antlitz, das der Sonne gleicht, deren Strahlen tief in mein Herzen dringen und es neu beleben! O, welche wohlthuende Wärme durchströmt meinen ganzen Körper bei Deinem Anblick, holdes Mädchen! Ja, nach Dir ringe ich mit meiner ganzen Lebenskraft! Du lässest mich nicht sterben, Dein Anblick allein läßt mich genesen und meine todesmatten Glieder erstarken! Ja, ja, Dein Engelsantlitz blickt auf mich! O blicke nur zu, damit ich ganz genese und erstarke zu einem dauernden und festen Glücke an Deiner Seite!"

Plötzlich wurde er abermals, wahrscheinlich in Folge der Aufregung, von einem heftigen Schwindel ergriffen und mit einem dumpfen Gestöhne sank er auf der Straße zu Boden.

„Ach, dieser schurkische Arzt, er hat mich schändlich betrogen!" rief er in seiner Angst; „ich will mich zu ihm zurückbegeben! Aber ich kann ja nicht! O mein Kopf, meine Brust! Ein glühendes Feuer verzehrt mein Hirn! Flammen durchlodern meine Glieder! Die Flammen der Hölle, der Wahnsinn der Sünde zerstören gewaltsam meinen Geist!"

Bei dieser Gelegenheit fuhr er plötzlich mit der Hand nach dem Kopfe.

„Ha!" rief er, „meine Hände scheinen mir verdorrt, gleich denen an Grotwien's Skelett! O, es giebt doch einen Gott; mir graut aber vor ihm, er scheint sich furchtbar zu rächen! O Gott, lasse mich doch leben, nur ein Jahr, ich will Dir auch treu sein, treuer, als jeder Pfaffe Dir ist; diese predigen von Deiner Allmacht und Größe nur um des schnöden Goldes Willen; würde ihnen ihr

Treiben weniger erträglich sein, sie sprächen wahrlich kein Wort von Dir und es würde ihnen gleichgültig sein, was die Menge glaubt! Aber nein, nein, was lästere ich! Es giebt auch Geistliche von Beruf, es giebt unzählige Prediger und Märtyrer, die nie an eiteln Tand und Schätze dachten, sondern sich aufopferten um des Namens Gottes und Christi Willen. O, barmherziger Vater! Du sagst ja: „Ich will nicht, daß der Sünder sterbe, sondern daß er lebe und bereue;" dieser Spruch von Dir ist mir aus meiner Jugend noch erinnerlich; damals glaubte ich noch an Dich, beweise mir also, daß Du die Wahrheit sagst, indem Du mich leben und bereuen lässest, dann will ich immer an Dich glauben!"

Er blickte zum Himmel, aber Fratzen grins'ten ihn an und glühende Körper schienen auf ihn herabzuschweben.

Drohend erhob er sich und setzte mühsam, mehr schleichend als gehend, seinen Weg fort.

Ein Ritt auf Alsen.*)

Das war ein Leben auf den Straßen Sonderburgs am glorreichen 29. Juni! Ein echtes Stück Kriegsleben nach schönem Siege. Aber freilich die Stadt, die arme, von den Einwohnern verlassene, von den Dänen vor ihrem Abzuge noch theilweise eingeäscherte Stadt. Man bivouakirte in den Straßen auf der bloßen Erde, denn noch fehlte es an Stroh, das erst im Laufe des Tages herangeschafft wurde; kaum daß einige Stühle wenigstens für die Offiziere aufgetrieben werden konnte. Man aß von dem Mitgebrachten, so frugal es auch war, und dachte auch wohl mit Wehmuth an manchen theuern Kameraden, der nun nicht mehr Theilnehmer am einfachen Mahle war.

---

*) Mahler: Wieder in den Krieg.

Machen wir indeß eine Wanderung durch die langgestreckte Stadt, zur Festung geworden durch die im Norden und Süden aufgeführten Schanzen, durch das befestigte, nicht weit von den früheren Brücken gelegene Schloß (oder Kaserne, in welche es umgewandelt).

Das Schloß selbst hatte nicht sehr viel gelitten, doch war es freilich stark durchlöchert und auch hin und wieder an den Fenstern ein artiger Riß, den die eine oder die andere Bombe während des Bombardements verübte. Aber die Häuser gegenüber dem Schlosse und sonst in seiner Nähe waren arg zugerichtet. Was hier stand, verdiente nicht den Namen Haus; es waren Ruinen, ja manchmal mehr als Ruinen, sofern eben eine Andeutung von einstigen Umfangsmauern, die einen Schutthaufen umschließen, keine Ruine mehr ist.

Der patriotische Sinn der Schleswig-Holsteiner bekundete sich auch hier wieder. Sie hatten Alles, Alles verloren, und die Stätte früheren Glücks war eine Trümmerstätte; aber die im Laufe des Tages aus Flensburg und Gravenstein herbeigebrachten blau-weiß-rothen Fahnen, die auf den Trümmern aufgehißt wurden, lieferten den Beweis, daß man ungebeugt sei und auf „dem Grabe seiner Habe" noch des Herzens Sinnen und Trachten bekunde, nach Jahren der Knechtschaft und des Druckes!

Einen wehmüthigen Eindruck machte eine solche Fahne, die aus dem Schutt eines einst stattlichen Hauses herausragte: der Flaggenstock war ein verkohlter Balken, am unteren Ende durch die Trümmer selber festgestaut, am oberen mit dem blau-weiß-rothen Tuche versehen.

Wir wandern weiter am Rathhause vorbei, von welchem noch vor wenig Tagen ein aus Dänemark gesendeter Bürgermeister seine Decrete über und für deutsche Bürger, natürlich in dänischer Sprache erließ. Dieser Bürgermeister und viele andere Beamte gingen, lediglich aus hochmüthigem Trotz, noch mit der roth-weißen dänischen Kokarde umher. Man entfernte sie Alle sehr bald, da sie den Anordnungen der schlennigst neu organisirten Verwaltung sich nicht fügen wollten.

Dem Rathhause fehlte das ganze Dach, ja selbst die Fensterkreuze fehlten, und die Scheiben natürlich selbstverständlich. Die nach Norden schauende Giebelseite trug einst eine Uhr, wie das noch vor-

handene Zifferblatt bewies, dicht darüber aber war eine Bombe, entsendet von einer unserer Batterien am Alsensunde, eingeschlagen und hatte ein fast ganz rundes Loch von demselben Durchmesser, wie das Zifferblatt, gemacht. Ich hatte mir das eben beschaut und wollte weiter gehen, als zwei Soldaten herantraten und der eine von ihnen in echt märkischem Dialect, auf dieses Loch zeigend, bemerkte: „Kiek, Danske, det is eene preußische Uhr!“

Noch wandert man, dem Norden zu, zwischen Ruinen und Trümmern hindurch. Endlich kommt man an Häuser und Häuschen, die zwar stark gelitten haben, aber doch menschlichen Wohnungen noch ähnlich sind, dann an andere, denen nur die Scheiben fehlen und endlich in den Theil der großen Straße, die von Süden nach Norden sich durch Sonderburg zieht, welche den Verwüstungen des Krieges wenigstens größtentheils entgangen ist. Das Hotel zur Stadt Hamburg des Herrn de la Motte, auf der rechten Seite der Straße, bildet ungefähr die Grenze.

Hier oben war die Stadt auch nicht ganz von den Einwohnern verlassen worden, und im erwähnten Hotel gab es, wenn auch in recht mangelhafter Qualität, einen Trunk Bier, Wein oder Schnaps. Die Räume des Hauses waren vollständig überfüllt; doch gelang es mir, ein Plätzchen in der Nähe einiger mir bekannten Offiziere zu erobern. Das Händeschütteln beim Wiedersehen nach und an einem solchen Tage, wie der von Alsen, ist ein gar herzliches, wie ich wohl nicht erst versichern darf. Was man Neues hörte, war auch Gutes — und das ist selten im Leben. Mittlerweile neigte sich die Sonne mehr und mehr, es war Stroh angekommen und auch ich erhielt ein Plätzchen auf der Streu, das gemeinschaftliche Bett von fünfzehn Offizieren. Unser Schlaf war süß und lange. Es war ja derjenige des Gerechten.

Die Pontonbrücke, noch im Laufe des 29. von unseren Pioniren fertig erbaut, führte militärische und andere Gäste am nächsten Tage von Sundewitt, ja selbst von Angeln und West- und Nordschleswig nach dem grünen schönen Alsen. Schon am Mittag des 29. hatte ja der Telegraph überall hin die frohe Kunde gebracht, das ferne Vaterland wußte es und in Paris und London war es ebenso Börsengespräch, wie in Wien und in Petersburg. In die schleswig-hol-

steinischen Dörfer und Städte, nach welchen hin nicht durch den Blitz gesprochen werden konnte, war die Nachricht schnell durch die Fama gebracht worden, jenes wundersame Weib mit den tausend Zungen. Welcher richtige Schleswig-Holsteiner hätte nun Ruhe gehabt, bevor er sich durch den Augenschein überzeugt, daß das Gehoffte und bang Erwartete so schnell in Erfüllung gehen, so schnell kommen sollte. Und wer nicht jetzt schon abkommen konnte von Haus und Heerd, versparte sich den Besuch Alsens auf spätere Zeit; Viele kamen aber gleich. Eine Touristenwettfahrt begann, wie sie weiland nach den Düppeler Schanzen stattfand. — Einer der Ersten, der hereilte, war der „Times"-Correspondent Mr. Hardmann, über dessen gute und unparteiische Berichte von Broacker aus ich schon im ersten Theile dieses Buches schrieb. Noch im Laufe des Vormittags kam aus seinem Cantonnementsquartier Rinkenis mit seinem Wagen auch mein alter Freund, der so bekannt gewordene Führer der Ehren-Eskorte, welche die Düppeler Beute nach Berlin brachte, Premier-Lieutenant Stoephasius von der brandenburgischen Artillerie. Einige, wenn auch wenige Pferde und Wagen waren außerdem noch vorhanden und so wurde denn eine Fahrt, respective ein Ritt auf Alsen gemacht.

Ich werde diesen sonnigen, schönen Tag nie vergessen. Es war ein Ritt nicht auf der Landstraße, sondern in den Gängen eines Parks. Links und rechts die grünen stattlichen Knicks mit dichtem Erlengebüsch, Schlehdorn und Flieder bewachsen, dazwischen wilde Rosen in gelben und blauen Blumen, die hervorlugten.

Wo ein Colonnenweg durch den Knick gehauen oder irgend eine strategische Rücksicht die Abrastrung des grünen Walles nothwendig gemacht hatte, war dem Auge ein Blick in die Feldmarken gestattet, ein Blick auf Gras von halber Mannslänge und auf Getreide, wie das Rohr in den Teichen unserer Heimath, das so geheimnißvoll im Winde zittert und rauscht, wenn die Sonne zur Rüste gegangen ist und die bewegtere Luft, welche der Dämmerung vorhergeht, sich in die grünen Halme setzt. Und als Grenze der Feldmark, links und rechts und hinten, wieder die grünen Linien der Knick-Wälle und auf ihnen das noch grünere Laub der kleinen Bäume und Sträucher.

Das Alles war ein prächtiger, herrlicher Anblick, ein Anblick, wie ihn Irland, das doch offiziell die grüne Insel heißt, nicht bietet.

Hin und wieder wurde auch abgestiegen, wenn irgend etwas unser Auge traf, das an den gestrigen heißen Tag erinnerte; so dort, wo die Dänen das eine der früher erwähnten Barackenlager angezündet hatten und dann an einer anderen Stelle, wo unsere Leute aus den erbeuteten Zelten der Dänen ein eigenes Zeltlager einzurichten begannen. Auf Feldwegen ging es über Bagmoose nach Kjär. Gar manche Stelle zeigte die heißen Gefechte an, die hier getobt hatten, niedergetretenes Getreide und Gras, blutbespritzte Halme und Hälmchen. Dann ging es zurück durch das freundliche Ulkebüll nach dem romantischen Augustenburg.

Augustenburg ist ein kleines Städtchen, aber sauber und nett, und trotzdem die Dänen hier doch in der Friedens- und dann in der letzten Kriegszeit bramarbasirend lange genug gehaust haben, dennoch gut deutsch, das zeigten die fast an allen Häusern aufgehißten schleswig-holsteinischen Fahnen; und auch dankbar ist Augustenburg, wie die preußischen Flaggen, die neben den ersteren wehten, bewiesen.

In einem großen schönen Gasthause brachten wir Pferde und Wagen unter und begaben uns zu Fuß nach dem nahen Schlosse. Es war, wie wir wußten, zum Lazareth eingerichtet, beherbergte aber namentlich dänische Kranke und Verwundete. Das ärztliche und sonstige Ambulance-Personal hatte sich, getreu seiner Pflicht, bei den Kranken ausharrend, gefangen gegeben. Auch war hier eine schöne Beute an allerhand Lazareth- und Apotheker-Material gemacht worden.

Von einer näheren Besichtigung des Schlosses nahmen wir, die wir ja so manches Lazareth kannten, Abstand und setzten unsern Spaziergang lieber nach dem Park fort. Der Park, an der tief einschneidenden Augustenburger Föhrde belegen, ist nicht so groß, aber ebenso idyllisch und schön wie der des Gravensteiner Schlosses. Hohe Buchen mit herrlichen Kronen, Linden und Kastanien, Eichen und hier oben oft getroffene Buchsbäume, Ypern, bilden ihn.

Lange hielten wir uns nicht auf; wollten wir doch noch über Wollerup einen Abstecher nach Hörup und Höruphaff machen. Und diesem Wollen folgte das Vollbringen auf dem Fuße.

Wie ruhig und schön war rings herum die Gegend, welche noch gestern die heftigsten Kämpfe sah. Gewiß waren sie heftig und mußten es sein, denn die dänische Armee kämpfte für die eigene Erhaltung.

Vom Strande aus sahen wir in weiter Ferne auf hoher See dänische Transportschiffe in vollem Segelschmuck. Sie brachten von Kekenis, wohin sich der Feind gerettet, die Reste der dänischen Armee nach Fühnen und Seeland. Kekenis heißt die früher durch das Höruphaff und die Ostsee gebildete südlichste Halbinsel Alsens, die mit der Mutterinsel durch die Landzunge Drei verbunden war. Diese Landzunge haben die Dänen durchstochen und Kekenis somit zur Insel gemacht. Wir riefen den Transportschiffen ein ausgelassenes „Fare well, Danske", nach und machten uns auf den „Heimweg" nach Sonderburg. Ja wohl, auf den Heimweg, denn Daheim war für uns im Kriege der Ort, wo wir vorübergehend, wenn auch nur für einen Tag, unser Quartier aufgeschlagen.

Auf dem Wege von Wollerup nach Ulkebüll, auf der Landstraße nach Sonderburg, begegneten uns schon viele Wagen mit dem nothwendigsten Möbel- und Bettzeug beladen, auf welch' letzterem die Frauen und Kinder Platz genommen hatten. Es waren die vor des Krieges Ungemach und vor der Zerstörungswuth geflohenen Sonderburger, die dem vielleicht verwüsteten Heerde wieder zueilten. Viele weinten. Sie wußten schon, daß sie Trümmer antreffen würden; andere aber waren fröhlich, denn sie hatten die freudige Kunde vernommen, daß ihr Haus, wenn auch beschädigt, so doch nicht vernichtet sei. Es war ein wehmüthiger Anblick.

Vorn trafen wir die Männer, die den Wagen voraufgingen. Als wir ihnen sagten, wie uns der Anblick der schönen Insel freue, hatten sie nur die eine Antwort: So wie hier, ist sie überall!

Nun, dann konnten wir uns, da ein Wort dieser Leute keiner weiteren Bestätigung bedarf, andere Ausflüge sparen. — —

In Sonderburg herrschte einige militärische Aufregung. Man munkelte viel von einem bevorstehenden Angriff auf Kekenis, und ich legte aus meiner mittlerweile nachgekommenen Reisetasche noch Macintesh und Stulpenstiefel zurecht, um Feldtoilette für ein etwaiges Bivouak zu machen. Der Angriff, der eben nur ein militärisches

On dit gewesen, unterblieb jedoch. Es wäre auch eine außerordentlich schwere und blutige Aufgabe gewesen, da der Uebergang auf Drei, die kürzeste Strecke, allein mehrere gezogene Achtzehnpfünder deckten. Auch wäre wohl kaum das nicht eine halbe Quadratmeile große Kekenis den blutigen Preis werth gewesen, zumal es, da die Dänen im vollen Abziehen begriffen, am nächsten Tage ohne Schwertstreich in unsere Hände kommen mußte. Das Letztere trat denn auch ein.

Wir besichtigten nun noch die große Kirchhof-Schanze nördlich der Stadt, mit zwölf Geschützen armirt, und die Südschanze, mit sechs Geschützen, warfen auch einen flüchtigen Blick in das Schloß, oder sage ich lieber Kastell, da man unvermutheter Weise auch hier noch drei Geschütze vorgefunden. — —

Als wir nämlich, mein englischer Freund Mr. Hardman und ich, am Abend nach Broacker zurückkehrten, um ein Jeglicher für heute wieder sein früheres Quartier zu beziehen, warf ich noch einen Blick auf das Eiland und seine grüne Frische und weihte auch meinen Reisenachbar in den oben aufgezeichneten Vergleich zwischen seiner grünen Insel und Alsen ein.

„O, Mr. Mahler, das ist denn doch kein Vergleich," sagte darauf der in seinem Stolz gekränkte Brite.

„Möglich," meinte ich und schwieg. Mir fiel ein, daß, wie Graf Clarmont de Tonnerré, der französische Militär-Attaché, seiner Gesandtschaft in Berlin, der während des Krieges im Hauptquartier war, beim Sturm auf die Düppelstellung über die Leistung unserer Truppen so entzückt gewesen, auch Mr. Hardman nach seiner Meinung später gefragt wurde.

„Die preußische Infanterie," hatte er geantwortet, „ist die erste der Welt," sich besinnend aber weislich hinzugesetzt: „ausgenommen natürlich die englische." — Chacun à son gout ist ein wahres Wort. — —

Einige Tage später fand man durch Zufall eine jener dänischen Künsteleien, an welche der Feind stets so viel Kraft und Geld verschwendet hatte. Ich meine die Seeminen. Am 4. Juni wurden sie dadurch entdeckt, daß ein an eine sogenannte Maschine (wie wir wissen, zwei zusammengekoppelte, mit einer Ueberdielung versehene

Boote) angehängter Kahn an eine solche Mine anstieß und dadurch eine Explosion veranlaßte, welche, außer daß der unbemannte Kahn hoch in die Luft geschleudert wurde, keinen weiteren Schaden that. Jetzt wurde, unter Leitung des zweiten Ingenieur-Offiziers, Hauptmann Tremann, näher nachgesucht und man fand in der Höhe der abgetragenen Schanze 10, längs des diesseitigen Ufers, einige dreißig solcher Minen, die in einer gewissen Entfernung vom Ufer etliche Fuß tief unter dem Wasser schwammen und nur durch einen oben den Wasserspiegel erreichenden Glas-Cylinder erkennbar waren. Nachdem es geglückt war, eine solche Mine unverletzt herauszubringen, wurden die übrigen durch ein quer über den Sund fortgezogenes, die Glascylinder zertrümmerndes Thau in die Luft gesprengt und so weiteren Unglücksfällen vorgebeugt. Die Minen waren mit Pulverladungen, welche auf 15—50 Pfund geschätzt wurden, gefüllt, bestanden aus einer mit Holz verschalten, am Grunde des Sundes verankerten Glaskugel, von der ein oben verschlossener Cylinder ausging, dessen Füllung beim Eindringen des Wassers zünden mußte. Ein Nordamerikaner war der Verfertiger dieser Minen, und in Augustenburg wurde sein Laboratorium, in welchem er immer bei verschlossenen Thüren arbeitete, von uns in Besitz genommen. Man fand darin außer den Arbeitsinstrumenten noch eine große Menge electro-magnetischer Zündapparate, deren specielle Bestimmung sich nicht angeben läßt, die aber sämmtlich sehr künstlich und complicirt zu sein schienen.

Ueberhaupt war der Schaden, welcher durch die Einnahme von Alsen den Dänen zugefügt wurde, ein außerordentlicher, denn der Verlust an Material überstieg, was Mannigfaltigkeit betrifft, denjenigen noch bedeutend, der ihnen durch den Tag von Düppel bereitet wurde.

Die Geschütze gelten für uns freilich nur als altes Eisen; einen ganz ungemeinen Werth jedoch haben sie für die dänische Regierung. Auch repräsentirte allein das erbeutete Pulver, nach dem Taxfuße in unseren Fabriken, das schöne Sümmchen von 3600 Thalern.

Es wird den Lesern vielleicht nicht uninterressant sein, eine Specificirung der Beute hier zu erhalten. Ich gebe sie in Folgendem:

Die Leitung der Desarmirung der Alsener Werke war dem Hauptmann Burchard des brandenburgischen Feld-Artillerie-Regiments Nummer 3 übertragen, und unter ihm arbeitete daran der Seconde-Lieutenant Parpart desselben Regiments, die Seconde-Lieutenants Glagau und Bajell des westphälischen Feld-Artillerie-Regiments Nummer 7 nebst zweihundert Mann und vierzig Gespann der Artillerie und etwa zweihundert requirirte Landwagen. Schon aus der Größe des Commando's läßt sich ermessen, daß die Kriegsbeute eine bedeutende und die ordnungsmäßige Sammlung derselben eine mühsame Arbeit war.

Die Punkte auf Alsen, an denen sich das erbeutete Material vorgefunden hat, waren folgende: 1) Sonderburg mit der Kirchhof-Schanze zu zwölf Geschützen, die Südbatterie zu sechs Geschützen, dem Schloß (Kaserne) zu drei Geschützen. — 2) Die Batterien und Geschütz-Emplacements nördlich von Sonderburg am Alsensunde bis Arnkiels-Oere mit im Ganzen 47 Geschützen. — 3) der Artilleriepark bei Ullebüll-Kirche mit 6 Geschützen, 20 Munitions- und anderen Wagen, Holzvorräthen, Munition. — 4) Der Artilleriepark bei Höruphaff mit 4 Geschützen, 40 Munitions- und anderen Wagen, bedeutenden Holzvorräthen, Bunition. — 5) Das Pulver-Magazin und das Schloß in Augustenburg mit 6 Geschützen, 180 Centner Pulver, bedeutenden Quantitäten Eisen, 80 Holz- und Zinktonnen zu Wasserminen, etwa 10,000 Fuß Kupferdraht mit und ohne Kautschucküberzug, einem chemischen Laboratorium. — 6) Holm mit einer im Entstehen begriffenen Batterie zu 2 Geschützen. — 7) Zwei gesprengte Kanonenboote an der Hardeshoi-Föhre und in der Sandwig-Bucht mit 3 Geschützen. — 8) Die Halbinsel Kekenis mit einer Schanze zu 8 schweren Schiffskanonen. — 9) Das Gefechtsfeld selbst auf ganz Alsen mit etwa 2000 Gewehren, 500 Säbeln, 400 Tornistern, Czako's, Bajonettscheiden u. s. w. u. s. w.

Mithin umfaßt die Beute: 97 Geschütze mit Lafetten, darunter 50 Geschütze der schwersten Kaliber, Vierundzwanzig- und Achtundvierzig-Pfünder; ferner 28 gezogene Geschütze, 12 Zwölfpfünder, 7 Mörser. Weiter 10 Espingols, eine Höllenmaschine, 2000 Gewehre, 500 Säbel, 400 Tornister, 60 Munitions- und andere Fahrzeuge, 5000 Geschosse und Kartätschen verschiedenen Kalibers, 180 Centner Pulver

in Fässern. Endlich bedeutende Holzvorräthe (zu denen auch das Bettungsmaterial der 97 Geschütze zu rechnen), 80 Holz- und Zink-Tonnen zu Wasserminen, 10,000 Fuß Kupferdraht zu elektrischen Leitungen, bedeutende Eisenvorräthe, die Landungsbrücken in Hörup-haff, die Schuppen und Baracken bei Ulkebüll, Augustenburg und Hörup-haff, die versenkte und später gehobene Schiffsbrücke zwischen Sundewitt und Sonderburg, eine Jochbrücke über die Stegwig-Bucht und diverse Kleinigkeiten.

Nicht eher aber kann ich vom grünen Alsen scheiden, bis ich zur Belustigung erzählt habe, was die dänischen Berichterstatter über die Einnahme Alsens ihren Lesern aufgebunden haben.

Daß der Sund mit Kähnen übersäet und ganz schwarz aussah, mag gelten. Alle aber erzählen auch nebenbei, daß Brücken geschlagen worden sind. Der Eine aber übertrifft Alles, was in der alten und neuen Welt bisher an Lüge geleistet worden ist, denn er sagt, daß wir hinter einem kleinen Wall auf dem Sundewitter Ufer des Alsensundes eine Brücke vollständig erbaut haben, und ebenso eine vollständige Eisenbahn zur Benutzung von Locomotiven.

Plötzlich wäre dann der Wall durchstochen und die vorräthige Brücke, durch irgend eine mystische Seil- und Rollenverbindung mit der Locomotive in Verbindung gebracht, über den Sund geschnellt worden. Jene Locomotive wäre auf der bewußten Eisenbahn hinter dem Walle entlang gefahren.

Jedenfalls ist der Mann, der dieses geschrieben hat (es war im „Dagbladet" oder „Faedrelandet" zu lesen), der größte Mechaniker von der Welt, welcher er seine neuen Entdeckungen in der Benutzung mechanischer Kräfte nicht vorenthalten sollte. Was er da der preußischen Leistungsfähigkeit zugemuthet hat, übertrifft Alles bis jetzt Dagewesene. Ich glaube, solch' ein Mann müßte im Lande des Humbug und der Yankee bedeutende Geschäfte durch sein Genie machen.

Dasjenige aber, was er erzählt hat, ist unstreitig das größte Lob, was aus Feindesmund über die Exaktheit, Schnelligkeit und Kühnheit, mit welcher der Uebergang auf Alsen ausgeführt worden, gesagt werden konnte.

Und hiermit sagen wir dem schönen Eilande Ade, Jütland und die schleswigsche Westküste zu besuchen.

Möge auch auf dieser Reise der Leser, der mich bisher so freundlich begleitete, mit meiner Gesellschaft fürlieb nehmen.

Preußen und Oesterreicher über den Lümfjord.

Wer das Glück hat, auf der Reise von Flensburg nach Jütland einen befreundeten Courier zu treffen, der schleunigst mit Depeschen nach Kolding per Extrapost muß, der kommt so schneller vorwärts, als auf requirirtem Bauerngespann oder der gewöhnlichen, nicht gerade bequemen Postkutsche hier zu Lande.

Nun ich gehörte zu solch' Glücklichen.

Nach den Alsener Tagen war die Division Manstein mit den brandenburgischen Jägern und auch einem Theile der westphälischen Division um Apenrade concentrirt worden, um, wie wir hofften, auf kurze Zeit eine zuwartende Stellung einzunehmen, dann in aller Stille nach Norden zu marschiren, mit dabei zu sein, wenn ein ebenso kühner Handstreich auf Fühnen gemacht würde, wie jüngst auf Alsen.

Der kleine Belt ist zwar bedeutend schwerer zu passiren als der Alsensund, und statt der Maschinen, um Geschütze und Kavallerie überzusetzen, hätten schon etwas größere Fähren erbaut werden müssen (mit welcher Arbeit man, nebenbei gesagt, auch eifrig beschäftigt war); indeß zweifelte Niemand von uns Allen am Gelingen. Es war eine förmliche Begeisterung in den Leuten, nur immer an den Feind zu kommen, und manch' Einer träumte schon von einem Uebergange von Fühnen nach Seeland, einer Ueberrumpelung Kopenhagens und directer Züchtigung dortiger Großsprecher.

Nachrichten jedoch, die mir zugingen, bestätigten meine Ansicht,

daß der Schwerpunkt der kriegerischen Operationen diesmal wo anders hin verlegt werden sollte, als nach den östlichen Inseln, und ich beschloß einen Abstecher nach dem Norden zu machen.

Ein Jäger-Offizier, der von Flensburg auf requirirtem Bauerwagen nach Apenrade reiste, bot mir einen Platz auf seinem Wagen an, und so fuhren wir eines schönen Morgens lustig und wohlgemuth von Flensburg ab. Meine Reisetasche, mit dem Allernöthigsten versehen, lag unter dem Sitze, eine kleine Touristentasche enthielt mein Reiseschreibzeug; mein Vorrath von Couverts und Papier war sicher ausreichend, Jago's Lehre: „Ich sage Dir, thue Geld in Deinen Beutel!" hatte ich vorsorglich befolgt mit Rücksicht auf das theure Jütland, meine Pfeife dampfte ebenso, wie die des schmucken Grünrocks an meiner Seite — was konnte ich mehr verlangen, zumal auch das Wetter wohlig und schön war.

Wir hatten die herrlichen Buchenwaldungen links und rechts passirt, waren auch bei Bau, das tausend Schritte nach links lag, und rechts bei der Straße nach Rinkenis vorbei, und fuhren in munterem Trabe auf der Apenrader Chaussee entlang, als in schnellem Tempo eine Extrapost hinter uns her kam.

Sie fuhr an uns vorüber; ein österreichischer Offizier saß darin; gegenseitiges kurz militärisches Grüßen.

Eine Sekunde später klopfte der Oesterreicher seinem Postillon auf die Schulter, ein Zeichen zum Halten. Wir kamen nun wieder an die Post heran.

„Willkommen! Herr von M.," sagte der Oesterreicher, dem Usus seines Vaterlandes gemäß meinen Namen mit dem kleinen von versehend, „wohin geht die Reise?"

„Ei sieh da!" rief ich, doch müßte ich lügen, wenn ich sagen wollte, in dem Augenblick den Namen des Offiziers gewußt zu haben und den Ort, wo wir zuletzt uns sahen. Es waren so unendlich viele Gesichter während des Feldzuges an meinem geistigen Auge vorbeigegangen, so unendlich viele und so oft gleichklingende Namen hatte mein Ohr gehört, daß solche momentane Vergeßlichkeit sicher zu entschuldigen ist.

Nichts destoweniger antwortete ich im Ton frohen Erstaunens

über das unerwartete Wiedersehen: „Nach Jütland; und wohin Sie?"

„Kaiserlich königlicher Courier," meldete der Offizier lachend, „ebenfalls nach Jütland, nach Kolding. Wenn Sie mit wollen, Platz ist in meiner Extrapost und schnell fährt sie auch."

Das war ein erfreuliches, doch auch kitzliches Anerbieten und ich soeben im Begriff, dasselbe in Rücksicht auf meinen Nachbar auszuschlagen, als dieser selbst sagte: „Freilich, M., ich würde es Ihnen übel deuten, wenn Sie es nicht annehmen wollten."

Ein herzlicher Händedruck besiegelte den Abschied vom Jäger-Offizier, unser Bauer beförderte meine Reisetasche schnell in den offenen Postwagen, ich sprang hinein und weiter ging es im scharfen Trabe.

Ich hatte in der Eile, die Herren einander vorzustellen, vergessen, aber diese Vergeßlichkeit war gut; es ist ein gar zu peinliches Gefühl, einen Bekannten, der uns herzlich entgegen tritt, fragen zu müssen: „Ach, verzeihen Sie, wie war doch gleich Ihr werther Name?" Doch da mir es besonders um diesen Letzteren zu thun war, beschloß ich in sokratischer Manier durch umgehende Fragen ihn zu erfahren.

Es war nicht nöthig. Mein jetziger Reisegefährte erinnerte mich gleich selber an zwei vergnügte Tage in Hamburg, und erzählte ein damals gehabtes Gespräch, dessen Zeuge ich gewesen, in außerordentlich humoristischer Weise. Und da er seinen oratorischen Gegner sehr gut copirte und sich selbst anredete, erfuhr ich den gewünschten Namen ohne Copirung des großen Griechen.

Als ich darauf lachend gestand, den Namen vergessen zu haben und in Verlegenheit gewesen zu sein, meinte der Oesterreicher ganz treuherzig: „Schaun's, das ist auch gar nicht bei uns Brauch, erst große Vorstellung zu machen, wenn man so flüchtig beisammen ist."

Apenrade, Hadersleben, Christiansfeld kannte ich und hatte darum keinen Grund zu bedauern, daß wir in all' diesen Städten nur so lange blieben, als zum Umspannen und den nothwendigen Geschäften, welche der österreichische Offizier auf dem Etappen-Commando hatte, erforderlich war.

Bei guter Zeit noch, Nachmittags, langten wir in Kolding an.

Ich hatte schon bei Beginn der zweiten Periode des Feldzuges keine Lust, wie beim ersten Theil mich gewissermaßen heimaths- und legitimationslos bei den Truppen aufzuhalten, und da ich in der Armee, auch bei den hohen und höchsten Spitzen so ziemlich bekannt geworden war, erfreute ich mich eines ausnehmenden Wohlwollens bei der Ertheilung der gewünschten Legitimationen, die mir in ausreichenderem Grade wurden, als ich erwartet hatte.

Ein Gleiches darf ich von den österreichischen Militärbehörden rühmen. Baron von Löwenstern, der Holsteiner in österreichischen Diensten, dessen sich die Leser des ersten Theils meines Buches wohl noch erinnern, hatte mich dermaleinst schon dem Feldmarschall-Lieutenant von Gablenz angemeldet; ich war aber, wie ebenfalls früher gemeldet, bei meinen Laudsleuten geblieben.

Ich traf den Baron in Kolding und war sehr bald im Besitz österreichischer Beglaubigungen, und was mir das liebste war, eines Scheines, kraft dessen ich bei Bedarf Bauernfuhrwerk requiriren durfte. Wer die Verhältnisse kennt oder sich vorzustellen vermag, wird ermessen, wie werthvoll für mich dieses Papier war.

Die Hauptstraße führt von Kolding über Veile, Horsens, Aarhuus nach Randers. Hier hört sie und theilweise die Kultur auf. Doch über Jütland und seine Bewohner gedenke ich im nächsten Kapitel einige Worte zu schreiben und wende mich deshalb ausschließlich in diesem den kriegerischen Operationen zu.

Es war nicht nur schwer, sondern für den Einzelnen geradezu unmöglich, die Gesammtoperationen verfolgen zu können. In mehreren glücklichen Recognoscirungsgefechten waren die Dänen geschlagen worden (so z. B. in dem bei Lundby am 3. Juli). Es galt nun sowohl von den Preußen auf dem rechten Flügel, als von den Oesterreichern auf dem linken, über ten Lümfjord zu gehen, eventuell einen Uebergang zu erzwingen. Ich war mehr und mehr auf die österreichische Seite gerathen, und so glaube ich bei Schilderung der prächtigen Operationen, wie sie der Lümfjord-Uebergang ist, den geneigten Lesern einen Gefallen zu thun, wenn ich über den Traject der Preußen eine streng militärische, fast möchte ich sagen aktenmäßige Darstellung gebe. Dem Uebergang der Oesterreicher lege

ich dann einen in der „Flensburger Norddeutschen Zeitung“ bereits veröffentlichten Bericht zu Grunde.

Nachdem die Truppen des zweiten combinirten Corps der alliirten Armee (Preußen) am 8. dieses Monats aus ihren Stellungen im mittleren Jütland aufgebrochen waren, um in Ermangelung der sämmtlich beim ersten Corps concentrirten Pioniertruppen und Ponton-Colonnen, mit Hülfe der nöthigen Transportmittel an Kähnen und Fahrzeugen, welche zum Theil aus Aarhuus, Horsens, Veile und Kolding requirirt waren, den Uebergang über den Lümfjord bei Aalborg zu forciren, trafen schon am Abend des 9. Meldungen im Hauptquartier Ellitshoi ein, wonach Husaren-Patrouillen bereits die Stadt Aalborg vom Feinde unbesetzt gefunden hatten. Dagegen wurde von mehreren Seiten ein lebhafter Dampfschiffsverkehr auf dem Lümfjord gemeldet, und es war Hoffnung vorhanden, daß dänischer Seits von Neuem Verstärkungen nach dem nördlichen Jütland gezogen waren, um den Versuch zu machen, dem preußischen Corps den Uebergang über den Lümfjord zu verbieten.

Als indessen am 10. Morgens die Avantgarde der Preußen in Aalborg eingerückt war, wurden diese Hoffnungen auf einen Kampf durch die übereinstimmenden Nachrichten der Einwohner Aalborgs sehr niedergedrückt, da man den Abzug des Feindes über Frederikshavn nach Fühnen, respective Seeland, meldete. Sofort nach dem Einrücken der Avantgarde in Aalborg begab sich der kommandirende General mit seinem Stabe nach dem Strand des Lümfjord, um das jenseitige Ufer, und namentlich die nördlich der gegenüberliegenden kleinen Stadt Sundby aufgeworfene Schanze in Augenschein zu nehmen. Es schien die Absicht des Generals von Falckenstein gewesen zu sein, den Uebergang über den Lümfjord noch an dem Abend desselben Tages zu forciren; darauf deutete die schon im Laufe des 10. angeordnete Parkirung des gesammten Materials an Kähnen und Fahrzeugen unmittelbar südlich Aalborg. Die Recognoscirung des nördlichen Lümfjord-Ufers ergab indeß, daß der jenseitige Landesstrich auf eine ernsthafte Vertheidigung nicht eingerichtet war. Wie es scheint, hat man sich dänischer Seits damit begnügt gehabt, die Preußen dadurch zu täuschen, daß man einzelne Landleute in der Schanze nördlich Sundby stationirt und einzelne Reiter ebenfalls

dahin entsendet hatte, um dem Ganzen das Ansehen zu geben, als sei die Schanze, deren Scharten kunstgerecht verblendet waren, wohl mit Truppen besetzt und werde von Zeit zu Zeit von berittenen Militärs inspicirt. Dieser kleine Kunstgriff verfehlte indeß seine Wirkung vollständig, trotzdem man preußischer Seits wegen der etwa eine Viertelmeile weiten Entfernung der Schanze durchaus keine Sicherheit darüber gewinnen konnte, ob dieselbe wirklich vom Feinde besetzt sei oder nicht.

Um zwölf Uhr Mittags beorderte der General von Falckenstein vier Kähne an den Strand, bemannte dieselben mit zwanzig Mann Infanterie und schickte sie zu einer Recognoscirung auf das nördliche Ufer des Lümfjord. Es war in der That eine Freude, zu sehen, wie sich alle anwesenden Offiziere und Mannschaften dazu drängten, an dieser kleinen interessanten Expedition Theil zu nehmen.

Die Boote legten indessen nach einer Viertelstunde unbehindert am nördlichen Ufer bei Sundby an, und um 12 Uhr 35 Minuten wehte das schwarz-weiße Banner auf der Höhe der Sundbyer Schanze. Die wenigen Landleute, welche in der Schanze anwesend gewesen, waren vor dem Anrücken des kleinen preußischen Detachements verschwunden, und mit dem Eintreffen der Nachricht in Aalborg, daß in der Gegend von Sundby nichts mehr vom Feinde zu entdecken sei, wurde sofort der Befehl gegeben, daß das preußische Corps mit dem Traject über den Lümfjord beginnen sollte.

Kurze Zeit darauf entwickelte sich am südlichen Strande ein reges Leben. Die Kahn-Colonne wurde sofort herbeigeschafft, die geeigneten Punkte zum Uebergange an drei Stellen festgesetzt und alle Vorbereitungen getroffen, um in kürzester Zeit den Uebergang über den hier 1100 Schritt breiten Lümfjord zu bewerkstelligen. Das Wasser dieses Meerarmes ist indeß dem Trajekt äußerst ungünstig. Seitdem an der Westküste Jütlands ein Durchbruch die Wasserstraße von der Ost- zur Nordsee geöffnet hat, ist die Strömung des Lümfjords eine so gewaltige und von den geringsten Witterungsverhältnissen so abhängige, der Wellenschlag des Wassers ein so unregelmäßiger und wechselnder, daß der Traject größerer Truppenmassen über den Lümfjord mindestens ein bedenklicher zu nennen ist. Trotzdem begann schon um 2 Uhr Nachmittags das Uebersetzen des

Corps, obgleich sich ein starker Wind erhoben hatte und das Wasser in hohen Wellen ging. Am Abend war bereits ein preußisches Bataillon und ein Zug Kavallerie in Sundby angelangt und hatte im nördlichsten Jütland Position genommen. Der Wind vermehrte sich im Laufe des Abends immer mehr und mehr. Unterdessen ging das Uebersetzen der Truppen die Nacht und den andern Tag hindurch auf mehr als hundert Kähnen ohne Unfall unausgesetzt von Statten, was um so mehr zu verwundern ist, als die volle Verpflegung der übersetzenden Truppen auf zwei Tage mitgeführt werden mußte. Schon um 12 Uhr Abends rückte der kommandirende General an der Spitze der preußischen Vortruppen in die nördliche Zwingburg der Dänen, Frederikshavn, ein. Der ganze Landstrich nördlich des Lümfjords war von dem Feinde bei der Nachricht von dem Anrücken des preußischen Corps in aller Eile verlassen worden, und so auch der letzte Theil von Jütland unter preußische Botmäßigkeit gefallen.

Bereits am 14. Juli begab sich General Vogel von Falckenstein, dem sich Prinz Albrecht angeschlossen, mit den Offizieren seines Stabes nach der nördlichen Spitze Jütlands, nach dem Cap Skagen, und hier, wo die Wellen des Skagerak und Kattegat zusammenschlagen, wurde unter nicht enden wollendem Hurrah und Jubelgeschrei das preußische und österreichische Banner aufgepflanzt.

Wohl sah es der Feind von seinen hier kreuzenden Schiffen aus, aber ein Versuch zu landen wurde durch ein wohl genährtes Schnellfeuer vereitelt.

So weit nach Norden war noch nie ein Fuß eines deutschen Kriegers auf der cimbrischen Halbinsel vorgedrungen. Denn der Punkt, bis zu welchem die Kämpen kamen, so Kaiser Otto führte in jenem Kriegszuge, bei welchem er seinen Speer in die Meeresstraße schleuderte, die noch heutigen Tages Ottosund heißt, liegt mehr denn sechszig Meilen südwestlich von Skagen, zwei Meilen nördlich von Holstebro. — —

Sehen wir uns nun nach unsern Alliirten, den Oesterreichern, um. —

Die Preußen hatten den Lümfjord im Osten bei Aalborg überschritten und die Oesterreicher ihre Vortruppen im Westen an das

Gewässer herangeschoben. Der Plan war, etwaige im Norden des Fjords stehende Dänen von ihren Einschiffungspunkten abzuschneiden. Jene Punkte sind im Osten Saby, Frederikshavn und Skagen am Kattegat, und im Westen der schmale Ausgang des Lümfjord in die Nordsee: der Agger-Kanal. Die drei Punkte am Kattegat sind zu jeder Zeit bequem zum Ein- und Ausschiffen zu benutzen, daher wird sich die retirirende Armee vor Allem in ihrer Nähe aufgehalten haben. Der Agger-Kanal aber ist eine höchst zweifelhafte Passage, da er zur Ebbezeit nur sieben Fuß Wasser hat und bei einer Breite von höchstens 200 Schritt vollständig vom Strande aus (durch Artillerie) gesperrt werden kann. Aus diesem Grunde mußte man sich zunächst jener drei Rheden am Kattegat versichern und gingen daher auch — wie schon erwähnt — die Preußen am 11. bei Aalborg über den Fjord, während die Oesterreicher am linken Flügel in folgender Weise operirten: Die Brigade Kalick (22. Jäger-Bataillon, die Infanterie-Regimenter Ramming und Khevenhiller, eine Batterie von Achtpfündern), zwei Schwadronen Windischgrätz-Dragoner, eine Schwadron Liechtenstein-Husaren und zwei Compagnien Pioniere marschirten vom 7. bis zum 10. von Veile durch die jütländische Wüste quer nach Holstebro, von wo mehrere Pionier-Offiziere mit etwas Cavallerie und Infanterie alsbald bis zu den westlichen Theilen des Fjords vorgingen, während das Gros am 11. bei und in der letzteren Stadt rastete.

Das Hauptquartier des Feldmarschall-Lieutenant von Gablenz war am 9. von Kolding abgegangen und hatte Holstebro am 10. erreicht; am 11. ging es nach Skive. Mittlerweile wurde der Fjord in seinem westlichen Drittel genau recognoscirt, an den schmalsten Stellen besetzt und eine Telegraphenstation bei Pinnen, eine Meile südlich von Nykjöbing am Südstrande, wo man den Hauptübergang festgestellt, errichtet. Die Insel Morsö (worauf Nykjöbing) wurde nämlich zum Hauptbesetzungsobject gemacht, da man von ihr den Fjord vollständig beherrscht. Bevor man jedoch dahin übersetzte, wollte man sich ihrer nördlichen Communication mit dem nächst gelegenen Lande versichern. Die Insel ist im Nordosten und Südwesten von größeren Wasserbecken, im Nordwesten und Südosten aber nur von schmaleren Wasserstraßen umgeben, die zur Ueberfahrt wohl

eingerichtet sind. Die Südoststraße heißt der Sallingsund, dessen 2500 Schritt breite Passage bei Pinen liegt. Die Nordwest-Straße ist der Wilsund, welcher 2000 Schritt breit ist und fünfviertel Meilen südlich von Tisted seine Passagebauten, (hafenartige Bollwerke) hat. Beide Punkte sind durch eine gute Chaussee verbunden und führen eben solche zu den Einschiffungspunkten auf den gegenüber liegenden Ufern.

Hätte man nun die Insel Morsö auf der einen Seite betreten, ohne die andere zuvor abzusperren, so hätte ein etwaiger Feind dort entwischen können. Da nun der Uebergang auf die Nacht vom 13. auf den 14. festgesetzt worden, so geschah vorher folgende Bewegung. Während das Gros der Brigade am 12. von Holstebro bis in die Gegend von Skive marschirte, ging der Commandeur des Streifcorps, Major Baron Eliatschek, schon in der Nacht vom 11. auf den 12. mit einer größeren Patrouille nördlich von Humlum über den Ottosund, eine circa 1800 Schritt breite Passage des Lümfjords, da die Landstrecken nördlich und südlich des Agger-Kanals wegen des Sandes fast unpassirbar sind. Von Norden tritt eine langgespitzte Landzunge zum Ottosund heran, deren äußerster Vorsprung eine Landungsbrücke und gleich dahinter eine Batterie für circa sechs Geschütze trägt, in welcher man Schildwachen sah. Eliatschek wollte feststellen, ob dort in der That noch ein Feind stand und ob er sich vertheidigen wollte. Auf zehn Schleppkähnen setzte die Patrouille über. Als sie drüben landete, schwang sich ein Reiter bei der Batterie zu Pferde und sprengte fort. Man sandte ihm zwei Schüsse nach, stürmte dann auf die Batterie los — fand sie aber leer und den Reiter verschwunden; selbst die Brandstangen (Fanale), die man noch am Tage gesehen, waren nicht mehr da. Eine Patrouille streifte dann das Terrain auf einige Meilen nach Norden ab — nirgends aber war eine Spur vom Feinde zu entdecken. Daher ging man wieder über den Sund zurück. Die Rekognoscirungen am Sallingsund hatten mittlerweile auch kein anderes Ergebniß gehabt, als daß man am jenseitigen Strande von Morsö, respective auf den nächsten Hügeln, verschiedene Fanale und sodann hier und da einige Schildwachen sah, die jedoch nicht als Soldaten zu erkennen waren. Ver-

schanzungen, das Hauptmerkmal der Dänen, waren an jenem Strande nicht zu sehen.

Nachdem nun der Uebergang des Gros auf die Mitternacht vom 13. zum 14. festgesetzt war, passirte Major von Eliatschek um zwei Uhr Mittags am 13. den Ottosund abermals, und zwar mit zwei Compagnien seines Regiments (Ramming) und einer Escadron Windischgrätz-Dragoner unter Rittmeister von Kradel. Diesmal handelte es sich um das Cerniren der Insel Morsö, speciell des Wilsundes, von Norden. Daher ließ man das Gros der Abtheilung einstweilen voranmarschiren und stellte ein Commando am Ottosund auf, während von Eliatschek und von Kradel mit circa vierzig Mann Infanterie und Cavallerie, welche letztere die Pferde südlich des Ottosundes zurückgelassen hatte, auf zwölf Wagen nach Norden vorangaloppirten. Ihr Weg bis Thistedt betrug acht Meilen. Sie fanden nirgends einen Feind, daher sprengten sie Abends neun Uhr stracks in die Stadt hinein — zum großen Entsetzen der Einwohner. Auf dem Marktplatze haltend, citirten sie sofort die Behörden, erklärten die Stadt für occupirt, zogen sofort alle öffentlichen Kassen an sich, in denen sich jedoch kein Schilling befand, und besetzten den Hafen. Hier aber war die Beute um so besser; sie bestand in zwanzig Schiffen, Zwei- und Einmastern, die sämmtlich, meist mit Korn, beladen waren und deren Werth gegen 40—50,000 Thaler betragen mochte. Ein Schiff wollte noch auslaufen, wurde aber arretirt. Die Einwohner, anfangs nicht gerade zur Ergebenheit geneigt, zeigten sich, sobald sie die energische Sprache Eliatschek's vernahmen, zur Ausführung jedweder Befehle bereit.

Die Besitznahme der Insel Morsö geschah nun in der folgenden Nacht von Südosten her über den Sallingsund unter Commando des Grafen Bellegarde, Commandeur der Windischgrätz-Dragoner. Die Brigade Kalick hatte schon Tags zuvor ein bis zwei Meilen südlich des Sallingsundes Stellung genommen. Die beiden Pionier-Compagnien (Hauptleute Schrankel und Graf Beroldingen) unter Major Kepeln kamen gegen sieben Uhr Abends hinter den nächsten Hügeln des Sundes mit ihrem Brückentrain und 37 Schleppkähnen an. Zugleich fuhren vier Geschütze gegenüber von Nykjöbnig, also eine Meile nördlich des Uebergangspunktes, und die

vier anderen Geschütze abermals eine Meile nördlich am Strande auf, um 1) den Angriff auf die Stadt zu unterstützen, und 2) das Auslaufen von Schiffen aus ihrem Hafen zu verhindern, was Tags zuvor wiederholt beobachtet worden war. Abends 9 Uhr fuhr der Pontontrain zum Strande herunter und binnen 20 Minuten standen die 37 Kähne zur Fahrt bereit im Wasser. Die österreichischen Pontons bestehen aus je zwei eisernen Schnabelstücken und einem viereckigen dito Mittelstücke, die je nach dem Zwecke in verschiedener Weise zusammengesetzt werden. Hier wurde aus je drei Stücken ein Voll-Ponton gebildet, deren man vierzehn hatte. Ein solcher Ponton ist nahezu 30 Fuß lang und 7 Fuß breit. Nun knebelt man je zwei Pontons zusammen, überdeckt sie mit Balken und Brettern zu einem sogenannten Brückengliede, deren man demnach sieben hatte und wovon jedes fast 50 Mann faßte, während für einen Kahn durchschnittlich acht Insassen bestimmt wurden. Binnen weiteren 30 Minuten waren auch sämmtliche Brückenglieder fertig. Die ganze Arbeit geschah mit musterhafter Schnelligkeit, Ordnung und Ruhe, was um so mehr anzuerkennen ist, als die Pioniere aus Leuten der verschiedensten Zungen bestehen, die nur höchst mangelhaft deutsch kennen. Dann legten sich die je vier Ruderer der Kähne und je zwölf der Brückenglieder auf ihre Fahrzeuge und warteten der Dinge, die da kommen sollten.

Am jenseitigen Strande war Alles ruhig — da auf einmal, gegen 10 Uhr, flammen uns gerade gegenüber, und dann wieder eine Meile nördlich von Nykjöbing, mächtige Allarmfeuer, in Form von Fanalen, auf, die jedenfalls ganz Morsö und noch weiter darüber hinaus den Leuten zu Wasser und zu Lande das Anrücken des Feindes verkündeten.

Freilich hatten wir noch keine Feinde gesehen, hatten aber auch Thistedt von dem Streifcorps, welches Morsö noch nicht betreten hatte, keine Meldung über die Vorposten erhalten — sollte nicht doch noch ein verborgener Feind aus dem Innern der Insel oder irgend ein Kriegsschiff aus einem Schlupfwinkel hervorbrechen? Möglich war es immerhin, doch nicht wahrscheinlich.

Nun rückten kurz vor 12 Uhr die 800 Mann vom Regiment Ramming, welche zum Uebersetzen in dieser Nacht bestimmt waren,

in die Schiffe, von denen freilich sieben Kähne, als durch den langen Landtransport untauglich geworden, zurückgelassen werden mußten. Daher hatte man nur sieben Brückenglieder und dreißig Kähne; endlich aber noch eine größere Yacht, welche Hauptmann Schrankel bei seiner Küsten-Recognoscirung aufgefunden und in der er schon den Fjord befahren hatte. In der Mitte des Geschwaders lag das Commandeurschiff, das der commandirende Oberst Graf Bellegarde mit dem Pionier-Director Kegeln und verschiedenen Offizieren vom Stabe bestiegen hatte. Punkt 12 Uhr gab ein leises schrillendes Pfeifen das Zeichen zur Abfahrt, die um so besser geschehen konnte, da kein seichtes Vorland störte. Nach 20 Minuten war der 2600 Schritt breite Sund überschifft. Als man noch 50 Schritte vom jenseitigen Strande entfernt ist, erkennt man dort zwei bespannte Wagen mit Insassen, die laut rufen. Zu gleicher Zeit stoßen die Boote des rechten Flügels (Avantgarde) auf Vorland, die Leute springen heraus, müssen aber noch bis zum Leib in das Wasser, und als sie nach mühsamem Waten das Trockene erreicht haben, sind die Wagen verschwunden.

Jetzt ging es vor die Höhe vor Nykjöbing zu, die 400 Mann wohl formirt. Aber auf dem halben Wege wurde Halt gemacht, um die zweite Fahr-Colonne (die andern 400) und die Patrouillen abzuwarten, welche auf die Hügel in die linke Flanke, wo das nächste große Fanalfeuer von 10—11 Uhr gebrannt, entsandt worden waren. Bald nach 2 Uhr war Alles zusammen und um drei Uhr rückte das Bataillon in Nykjöbing ein.

Die Straßen waren leer und nur selten zeigte sich ein Kopf hinter dem Fenster, obwohl die guten Bürger gewiß nicht erst durch den Trommelschlag erweckt wurden. Der helle Tag zeigte ein freundliches Städtchen mit manchem netten Hause. Auf dem Markte wurde Halt gemacht und sofort gingen Patrouillen ab, um die Behörden zu dem Commandeur zu citiren, nachdem man in ihrer Wohnung die Kassen visitirt hatte. In diesen fand sich wohlweislich nichts — nur in der Post fand man drei ganze Rigsdaler, und die ließ man liegen. —

Binnen einer Viertelstunde fanden sich die Beamten bei dem Grafen Bellegarde ein, der ihnen in einer ganz freundlichen Art

die nächst-nöthigen Befehle ertheilte. Sie sagten, daß man Abends vorher den Anmarsch der Truppen gewußt habe, daß aber das dänische Militär, Dragoner und das 19. Infanterie-Regiment, die Insel schon vor acht Tagen gänzlich verlassen habe. Ueber jene Wagen am Strande konnten oder wollten sie keine Auskunft geben und behaupteten, es sei kein Staats-Eigenthum mehr auf der Insel. Alsbald wurden ihnen dann die betreffenden Requisitions-Gegenstände mitgetheilt, die hauptsächlich in Naturalien bestanden, unter anderen 300 Stück Rindvieh in je 36 Stunden, so lange die Truppen auf der Insel bleiben. Dieselbe ist nämlich sehr fruchtbar, ja reich, und bildet so zu sagen die Kornkammer Jütlands; an Vieh hatte man Ueberfluß, doch schienen die Bewohner der Nachbarländer keine Habe hierher gebracht zu haben, wie man es früher vermuthet hatte.

Das Durchstreifen des ganzen Landes war nun zunächst die Sache der Cavallerie. Bei der Landung kamen sogleich dreißig Dragoner und dreißig Husaren (ohne Pferde) mit, die sich alsbald beritten machten und in das Weite hinaus jagten; ein ganz besonderer Spaß für die lustigen Burschen. Eine der ersten Maßregeln war auch die Besetzung des Hafens von Nykjöbing, wo man sechszehn schöne Schiffe vorfand, die zwar nur von mittlerer Größe waren, von einem österreichischen Seecapitän aber auf circa 30,000 Thaler Werth taxirt wurden. Ein Schiff wollte gerade noch „utknipen“ und mochte wohl schon an 800 Schritt nach Nordost hinaus sein. Eine Infanterie-Patrouille geht ihm längs des diesseitigen Strandes nach — die Matrosen im Hafen lachen — da auf einmal donnerte ein mächtiger Kanonenschuß über die See hinaus. Er fiel von unserer gegenüber stehenden Batterie und war ein blindes Aviso. Der Capitain aber meint, er habe wohl Geschütze von dänischer Art vor sich und fährt weiter. Da aber blitzt es wieder und eine Granate schleudert zehn Schritte vor dem Bugsprit eine stattliche Fontaine in die Luft. Da wurde unserem Dänen ganz klar, daß ein „Osterig“ kein Danske ist. — Im Nu lagen die Segel unten, und ein Hauptmann vom Stabe kapert, mit dem Gewehr in der Hand auf den Freisegler zurudernd, den stolzen Schooner.

Gegen Mittag stattete Feldmarschall-Lieutenant von Gablenz der neu occupirten Stadt einen Besuch ab und hielt Tafel in Nyk-

jöbing. Gegen 4 Uhr jedoch fuhr er bereits nach Skive zurück. Nachmittags wurde auch die Verbindung über den Wilsund mit dem Streifcorps in Thisted hergestellt. Der Ort hat reichlich 3000 Einwohner, einen ebenso praktisch als hübsch angelegten Hafen, nette, wohlhabende Häuser, eine im Innern höchst geschmackvoll und reich ausgestattete Kirche und macht im Ganzen einen äußerst günstigen Eindruck. Nykjöbing ist nicht so freundlich; es zählt 2000 Einwohner; das beste scheint da der Hafen. Mittlerweile waren nun mehrere Bataillone der Brigade des Generals von Kalick nach Morsö übergeschifft worden; der Brigadier hatte daselbst das Kommando übernommen. Auch in Thisted hatte Major von Eliatschek sein ganzes Streifcorps an sich gezogen. Uebrigens hatte der letztere Herr entdeckt, daß die Nordwestküste von Jütland noch drei Landungspunkte für Boote hat, auf denen immerhin noch einige Nachzügler entschlüpft sein können. Sie wurden auch besetzt; ein solcher Punkt liegt bei Vixö.

Wie Jütland überhaupt an Telegraphen sehr reich ist, so geht eine solche Linie auch über die Insel Morsö hinüber. Die Linie war wohl mehrfach zerstört und der Seekabel durchschnitten, aber bald bestens wieder hergestellt. Die österreichischen Telegraphen-Beamten sind äußerst praktisch und in der gesammten Technik ihres Faches gründlich gebildet. Es ist zu bewundern, wie rasch sie meilenweite Linien bei den schwierigsten Verhältnissen anlegen und respective herstellen.

Und so war denn ganz Jütland, von der Königsau bis zum Cap Skagen, von der Ost- bis zur Nordsee, in den Händen der Alliirten und der Staat Dänemark zusammengeschrumpft zu einem richtigen Reiche von Inseln, deren größte bekanntlich — Island ist.

Aber die Dänen fanden Trost. Noch war ja ganz Schleswig nicht in den Händen der Verbündeten, noch waltete ja Capitain Lieutenant Hammer auf den Inseln an der schleswigschen Westküste, versuchend, die Nacken der stolzen, freien Friesen unter sein eisernes Joch zu beugen.

Nicht lange mehr, und auch den Friesen schlug die Stunde der Befreiung.

Land und Leute in Jütland.

Ein Zwischenspiel.

Mein Buch ist weder ethnographisch noch geographisch, dennoch aber darf ihm dieses Zwischenspiel nicht fehlen. Es wird nur kurz sein und vielleicht ohne System; das Letztere, wie ich mir einbilde, eine Folge davon, daß diesem Lande und seinen Bewohnern überhaupt ein „System" mangelt.

Das Land kann recht gut seiner räumlichen Ausdehnung nach als Ländchen gelten, und dieses Ländchen wieder theils als Steppe, als Lüneburger Haide, Schweiz, Park von herrlichsten Buchen, fruchtbare Niederung, oder Sandberg u. s. w. Ein Land voll solcher Contraste, wie Jütland, ist heutzutage eine seltene Erscheinung.

Der östliche Theil von Kolding bis Randers, ausgenommen jene dreieckige Halbinsel von der Linie Aarhuus-Randers nach Westen sich erstreckend, ist im Allgemeinen prächtig. Namentlich bietet die Umgegend von Veile so viele Punkte voll herrlicher landschaftlicher Schönheit, daß patriotische Dänen gern von ihrer „Veiler Schweiz" sprechen. Und wer die Gegend hier kennen gelernt hat, lacht durchaus nicht über diesen Vergleich, da ja bekanntlich selbst die trockene Mathematik für Aehnlichkeiten nicht Gleichheit der Seiten und Flächen verlangt.

Aber nur einen halben Tag braucht man zu reiten oder zu fahren, um in Regionen zu kommen, auf denen augenscheinlich der Fluch der Gottvergessenheit ruht. Trist liegt sie da, die Haidesteppe, hin und wieder kommt eine Hütte, gegen welche die berühmte verfallene des seligen Myrtill ein niedliches Jagdschlößchen gewesen sein muß. Auch luxuriöser muß die letztere gewesen sein, da der Dichter, dem Myrtill seine Berühmtheit verdankt, von einer schimmernden Lampe zu erzählen weiß, ein Luxus-Artikel, den die Leute im Herzen Jütlands noch nicht zu kennen scheinen.

Nach größeren Ruhepausen vereinigen sich solche Hütten zu einem Conglomerate und legen dann den stolzen Namen Dorf an. Solche Dörfer aber geben den berühmten polnischen nichts nach.

Dagegen sind wieder die Städte, namentlich an der Westküste, ihren deutschen Collegen von gleicher Einwohnerzahl bedeutend voraus, was den Comfort der modernen Lebensweise betrifft. Städte von viertausend Einwohnern haben Gas und in Geschäften mit großen Spiegelscheiben werden Luxusartikel feil gehalten, die an die erhöhte Reichlichkeit des Lebens in kleinen Residenzen erinnern: feine Teppiche, das eleganteste Schuhwerk, herrliche Damen-Shawls u. s. w. Das Bier in diesen Städten ist schlecht und theuer, in Friedenszeiten mag es billiger, wohl aber nicht besser sein. Dagegen trifft man manchmal bei einem ehrlichen Menschen, der auch im Feinde noch den König der Schöpfung achtet und gutmüthig genug ist, die Qualen des Fegefeuers und der Hölle durch einen Essig und Schwefelsäure enthaltenen, äußerlich aber nicht dem Weine unähnlichen Saft zu erzeugen, — bei solcher ehrlichen Haut trifft man also manchmal einen Rothwein, der allen Kennern Freudenthränen in die Augen und von ihren Lippen die zärtlichen Worte locken würde: „Welch' ein Weinchen!"

Dabei wird das Auge in den Städten oft von einer wohlthuenden Sauberkeit erfreut, die im Hinblick auf die schon erwähnten Dörfer wiederum mehr als alles Andere daran erinnert, daß man sich in Jütland, dem Lande der Contraste befindet.

Sehr reich an Tuchfabriken ist Südwest-Jütland und mehr als einer von den Besitzern und Inspectoren derselben hatte seine Wiege weit unten im lieben Deutschland, ja theilweise in derselben Mark Brandenburg stehen, die einen großen Theil ihrer Söhne herauf zur Bekämpfung der Dänen entsendet hatte.

Auch mir wohnte ein Schulgenosse sechs Meilen westlich von Veile. Er war seit Jahren heraufgezogen, hatte sich bei einem Fabrik-Unternehmen betheiligt, eine Dänin geheirathet und war als Däne naturalisirt worden. Wie seine Gesinnung geworden, konnte ich nicht erfahren; leider aber ist es eine trübe Erfahrung, daß nicht nur die weit über das Meer ziehenden Deutschen gar bald das Mutterland und die heimischen Sitten vergessen, sondern auch Diejenigen, die der Heimath näher bleiben. „Dagbladet" und „Faedrelandet" haben oft mit billigem Hohn von dem Factum gesprochen, daß die in Dänemark eingewanderten Deutschen sehr bald „gute Dänen" wür-

den. Und von keiner Seite ist eine Widerlegung solcher Artikel, die, wie ich wiederhole, von diesen Blättern sehr oft gebracht wurden, gekommen!

Mein Schulgenoß und jetziger dänischer Staatsbürger hatte dereinst einen Stellvertreter für den dänischen Militärdienst bezahlt. Dann war er aber, als der Krieg ausbrach und Menschenfleisch ungeheuer im Preise stieg, bis es schließlich gar nicht mehr aufgetrieben werden konnte, eingezogen worden und sollte, wie mir einst aus der Heimath nach Broacker geschrieben wurde, in der Düppelstellung uns gegenüber stehen. Ich dachte oft an ihn und studirte damals mit vielem Eifer die Liste der dänischen Gefangenen und ebenso die dänischen Verlustlisten. Einmal fand ich seinen Namen unter den Gebliebenen und das war der Grund, weshalb ich bei meinem Querzuge durch Jütland nicht auch einmal die Fabrikbesitzung des Jugendfreundes zum Endziel meiner Tagereise machte. Später erst, in der Heimath, erfuhr ich, daß der Name des Gebliebenen nicht allzu selten in der dänischen Armee sei und der Bewußte, nachdem er durch eine bedeutende Summe dennoch zu einem Stellvertreter gekommen, ruhig nach wie vor jütische Tücher fabricire, freilich aber durch den Krieg und die Geschäftsstockung mannigfache Verluste erlitten habe.

Wo sich so Deutsche mitten in Jütland eingebürgert haben, da ist übrigens oft eine Oase im öden Heidelande zu treffen, stattliche Rohbaugebäude zu den Fabriken, niedliche Wohnhäuser und stets hübsche Gärten, die manchmal einen Anlauf nehmen mit einem Parke zu schließen.

Schauen wir uns aber jetzt einmal die Bewohner einer der oben erwähnten jütländischen Hütte an, solch' eine Familie aus Mann, Frau und einigen kleinen Kindern bestehend. Der Mann soll bekanntlich der König der Schöpfung sein, — diese Männer sind jedoch höchstens eine untergeordnete Lakaiengattung der Könige. Und nebenbei muß noch ein außerordentlich stark auf Abwege gerathener Schönheitssinn dazu gehören, seine Wahl auf solche Lakaien zu werfen. Ich wurde bei mehrmaligem Besuch solcher Wohnstätten unwillkürlich an die den Jüten unbedingt stammverwandten Grönländer erinnert. Eskimofiguren, wie sie im Buche stehen, kann man hier sehen, und mancher Mann, der mit lebenden Naturseltenheiten und

Merkwürdigkeiten in der Welt herumreis't, brauchte sich den Eskimo nicht aus dem hohen Norden zu verschreiben; er kann ihn, wie gesagt, näher haben.

In ihren großen Holzschuhen, mit widerlich schmutzigen Hemden und Hosen, die den gegründeten Anspruch auf dasselbe Eigenschaftswort haben, sitzt solch' ein mannesähnlicher Mann in irgend einer Ecke des stallähnlichen Gemachs und starrt mit einem unsäglich stupiden und apatischen Gesichtsausdruck vor sich hin. Eine alte Mütze aus einer Mützenhandlung des vorigen Jahrhunders, die in einer Anwandlung von Verschwendungswuth und Fröhnung des Luxus sein Großvater gekauft haben mag, bedeckt sein würdiges Haupt.

Der Mann raucht, und was er raucht, ist, glaube ich, getrocknetes Heidekraut; denn die Tabackspflanze, und wäre sie im hohen Norden gebaut und in krankem Dasein kümmerlich aufgegangen, kann nie so mephitische Düfte verbreiten. Vielleicht aber thue ich dem Heidekraut, oder was sonst hier die Stelle des Tabaks vertreten soll, Unrecht und die vorweltliche Pfeife war es, in welcher die Destillation dieses Geruches vor sich ging. Diese Pfeife bestand aus einem einfachen Rohr, wie es in Teichen wächst, vielleicht auch einem Strohhalm oder durchgebohrtem Stück Holz und einem Kopfe, der an jene glückliche Vorzeit erinnerte, in welcher das Rauchen noch erst im Entstehen war. Einfacher Lehm, von der Hand zu einer plumpen Gestalt geformt, in welcher mit dem Daumen ein größeres und vielleicht mit dem kleinen Finger ein kleineres Loch für das Rohr gebohrt war, bildete diesen Kopf, der seine Härte wohl dem einfachen Trockenprozeß in der Sonne oder am Kamin verdankt.

Die Stube ist so eingerichtet, wie sie der geneigte Leser sich wohl selber, auf die Hütte und den Hausherrn rücksichtigend, vorstellt.

Von ganz anderem Schlage scheinen die Weiber zu sein. Unreinlich sind sie zwar selbstverständlich, aber doch wollte mich manchmal bedünken, als ob nach einer ordentlichen Kur mit grüner Seife und lauem Wasser diese Gesichter eine gewisse Frische bekommen müßten. Auch soll, doch ist hierbei mein Gewährsmann, ein durch lange Entbehrung und rauhes Feldleben nicht mehr subtiler Krieger, hin und wieder ein ganz niedliches, wenigstens erträgliches Gesicht unter diesen Damen der Heidesteppen gefunden werden.

Der Bildungsgrad dieser Leute steht auf einer entsetzlich niedrigen Stufe. Auch scheint ihre Sprache ganz gewaltig gegen die im übrigen Dänemark abzustechen. Für was sie uns eigentlich halten mochten, ist nie bekannt geworden, mindestens aber, und hierbei fußten sie sicher auf böswilligen Meinungen der Dänen, die von der siegreichen alliirten Armee aus Jütland gejagt waren, für Menschenfresser. Wir schienen überhaupt in eine Gegend gerathen zu sein, in welcher vor uns noch keine feindliche Einquartierung gelegen, welche den Leuten eine andere Meinung über unseren Appetit und die Nahrungsmittel, womit er in der Regel gestillt zu werden pflegt, beigebracht hätte.

Die Frau nahm ängstlich ihre Sprößlinge, die jämmerlich schrien, hinter sich, um sie vermuthlich zu schützen. Dabei sah sie uns bittend an, eine physiognomische Aenderung ihres Gesichtsausdruckes, die selbst unter der Schmutzdecke bemerklich wurde.

Einer unserer Leute sah rohe Kartoffeln stehen; er bemächtigte sich derselben und zahlte aus seinem Beutelchen einige Schillinge dafür. Unsäglich erstaunt über solche feindliche Freigebigkeit, betrachteten die Leute das Geld. Dann machten wir, die nicht die Absicht hatten, die Gastlichkeit dieses Hauses zu beanspruchen, durch Zeichen dem Manne verständlich, daß wir seine liebenswürdige Gesellschaft noch länger genießen möchten und Führerdienste von ihm verlangten.

Es dauerte eine geraume Zeit, bis das Männlein sich verdrossen erhob; und nicht eher schien er sich unsere Gesten erklären zu können, bis eine etwas barsche Anrede, in gutem Deutsch zwar, aber durch den Ton und eine gewisse, allen Völkern verständliche Geste sonst drohender Züchtigung, die Frau bewog, in ihrem Kauderwälsch mit dem Manne zu unterhandeln. Hierauf erhob er sich, wie gesagt.

Auf dem nächsten fahr- und reitbaren Wege (wir hatten uns etwas verirrt) wurde der Führer wieder entlassen.

Ich bin es aber dem Dienste der Wahrheit schuldig und auch der gegen den Feind zu übenden Gerechtigkeit, zu erwähnen, daß nicht alle jütischen Dörfer ein „Konglomerat" so ärmlicher Hütten, nicht alle Bewohner des flachen Landes und einzelner Heidestrecken auf so niedriger Stufe geistiger Ausbildung sind.

In einzelnen Dörfern und Flecken gab es zwar klotzige und hölzerne Bauern, aber auch recht nette Dirnen und Frauen. In vielen Städten, wo Jahrmarkt abgehalten, konnten sich die Mägdlein, die von den Dörfern mit den Ihrigen hereingepilgert, gar nicht satt sehen an den fremdländischen Uniformen, die doch wahrlich nicht mehr so schmuck aussahen, als wohl daheim in der Garnison.

Und wenn der kühne und strebsame Krieger, nach den erworbenen Lorbeeren im Dienste des Mars nun auch nach den zarteren Reisern, welche die Minne Denjenigen bietet, die sich ihrem Dienste weihen, begierig wurde und mit dem Schritte des Siegers sich den kleinen jütischen Dorfschönen nahte, da freuten diese sich in der Naivität ihres Herzens. Und aus dieser Freude wurde ein lautes, ermunterndes Lachen, wenn die kühner gemachten Streiter für Schleswig-Holstein mit einem sanften Geklopf auf die rothen Backen der Kleinen die Vorbereitungen des Baues der ersten Parallele andeuteten.

Aus dem förmlichen Angriff wurde, so ganz von selbst, der beschleunigte und die zuthunlichen Schönen freuten sich der dargebrachten Huldigungen und zupften wohl selbst den Marssöhnen an den Uniformen, sie einzuladen zu kleinen Spaziergängen; und obgleich man gegenseitig die Sprache auch nicht verstand, wurde eine allgemeine Verständigung in der Regel dennoch erzielt.

Freilich kamen in den Blättern der Städte dann sehr ausführliche Erzählungen und obligate Schimpfreden auf die kleinen unpatriotischen Landesverrätherinnen, die aber aus dergleichen sich schon deshalb nichts machten, da sie nie etwas von solcher Mißbilligung erfuhren, sintemalen ihre Angehörigen ebenso wenig wie sie selber des Lesens kundig waren. —

Wenn auf dem flachen Lande in dieser Weise sich also manchmal ein ganz herrliches Verhältniß zwischen Feind und Freund bildete, so hatten die Leute in den Städten oft ihre liebe Noth mit den renitenten Bewohnern.

Die Damen — oft schöne und prächtige Blondinen — zogen sich vollständig zurück und die Männer machten tückische Blicke und freuten sich nicht wenig, wenn durch allerlei Kleinigkeiten der feindlichen Besatzung das Leben schwer gemacht werden konnte. Es ist

ist hohes Zeugniß für die in der Armee herrschende Disciplin, daß unter solchen Umständen kein nennenswerther Exceß vorfiel. Und wenn sich manchmal im guten gemüthreichen Deutschland Stimmen erhoben, welche das stramme Regiment des Militär-Gouverneurs von Jütland, General Vogel von Falckenstein, als doch ein wenig streng gehalten hinstellten, so wollen diese sonderbaren Schwärmer bedenken, daß erstens diesen Jüten von der feindlichen Invasion der kindische Trotz ausgetrieben werden mußte, daß zweitens der General als Vater seiner Soldaten die Zügel nicht straff genug halten konnte, und daß drittens nur durch solch strenges Regiment ein Druck auf Dänemark ausgeübt werden konnte, das ohnehin zu allen Ausflüchten gar zu geneigt bei den Verhandlungen sich zeigte.

Noch ein dritter ganz eigenthümlicher Stamm wohnt in Jütland auf einzelnen Oasen, weit ab vom Getreibe der Städte, ein Stamm mit wohlwollendem Herzen und gastfreien Häusern und Schlössern. Nur Wenigen war es beschieden, diesen Stamm kennen zu lernen, auf den ich in dem Kapitel „Vor dem Waffenstillstande" in einer eingeflochtenen Episode näher zu sprechen komme.

Die Befreiung der Westfriesischen Inseln.

Schön ist der Osten Schleswig-Holsteins, schön auch der Westen wo die Dithmarschen wohnen und die stolzen Friesen, beibehaltend die uralten Sitten der Väter und festhaltend an ihrem Rechte und ihren Gerechtsamen.

Gerade auf die Friesen hatte sich der ganze Haß der Dänen geworfen. Die stolze Unnahbarkeit und die starre Festigkeit dieses stattlichen Volksstammes, anstatt den Bewohnern der Ostsee-Inseln Dänemarks, den Leuten von Seeland 2c. zu imponiren, oder sage ich lieber, ihnen Achtung abzugewinnen, stachelte den ganzen Zorn dieses rachsüchtigen und in seinen Mitteln nicht sehr wählerischen Volkes auf.

Die Leiden der Männer von Silt und Föhr sind so vielfach und eingehend in der Tagespresse beleuchtet worden, daß ich sie als bekannt voraussetzen kann. Ich gebe im Nachfolgenden deshalb einen ganz objectiven militärischen Bericht über die Thaten, welche den Friesen die Freiheit brachte.

Denn der zweite Theil meines Buches soll ja nicht, wie der erste, den Bewegungen eines bestimmten Corps folgen, sondern ein möglichst ausführliches Bild von der Gesammtheit der Operationen geben.

Ich erachte die Befreiung Silt's und Föhr's, wenigstens was ihre Folgen anbetrifft, für die wichtigste Kriegsthat, wenn auch nicht jener blutige Glanz auf sie fällt, wie auf die Tage von Düppel und Alsen.

Noch hatten die Dänen, wenn sie sich mit den preußischen und österreichischen Schiffen gemessen, stets die Uebermacht gehabt, trotzdem aber weder eine Niederlage noch auch blos eine nennenswerthe Schlappe uns bereitet. Im Seegefecht bei Jasmund war Contre-Admiral Jachmann, damals noch Capitain zur See, kühn der angreifende Theil gewesen, trotz der bedeutenden feindlichen Uebermacht. Nicht siegen wollte der kühne preußische Seemann, sondern im raschen Vorstoß nur zeigen, daß sich der preußische Adler nicht vor dem Daneborg verkriecht. Auch bei dem Seegefecht bei Helgoland waren die Dänen ihren Gegnern überlegen.

Bei Silt und Föhr betheiligte sich die Flotte und die Landmacht und die wichtige Folge jener Tage war — die Waffenruhe, welcher der Waffenstillstand folgte. Dem Verlust der West-Inseln und dem Verlust von Schiffen konnten die Dänen nicht widerstehen.

Und jetzt zu unserem Bericht.

Die vorläufige Einstellung der Feindseligkeiten konnte keinen würdigeren Abschluß erhalten, als durch die Eroberung der westfriesischen Inseln und der Flotille des Capitain Hammer. So schwierig auch die Ausführung des Unternehmens war, sie ist von den braven österreichischen Jägern und den dazu beorderten alliirten Kriegsschiffen mit einer Kühnheit und Ausdauer bewerkstelligt worden, welche die Expedition würdig macht, den glänzendsten Waffenthaten der alliirten Armee angereiht zu werden.

Die k. k. Kanonenboote „Seehund“ (Fregatten-Capitain Kronowetter), „Wall“ (Lieutenant zur See Monfroni), und Seiner Majestät Kanonenboote „Basilisk“ (Capitain-Lieutenant Jung) und „Blitz“ (Capitain-Lieutenant Mac-Lean) versammeln sich zu dem Ende auf der Rhede von List, an der Nordspitze von Silt. Von Landtruppen stand das k. k. 9. Jäger-Bataillon und zwei Vierpfünder unter dem Lieutenant Schmalz des k. k. 1. Artillerie-Regiments zur Verfügung. Außerdem wurden von der k. k. Fregatte „Don Juan d'Austria“ drei Schiffs-Vierpfünder unter Commando des Hauptmanns Schöning von der See-Artillerie an's Land gesetzt. Ueber die Besetzung der Inseln Seitens des Feindes hatte man keine zuverlässigen Nachrichten. Die Flotille des Capitains Hammer bestand aus etwa dreißig Schiffen, darunter zwei kleine Dampfer, „Lümfjord“ und „Auguste“, sechs Ruder-Kanonenjollen, etwa zwölf Zollkutter, das Uebrige aus kleineren und größeren Transportschiffen und einigen von Hammer gemachten Prisenschiffen.

Die Schwierigkeit der Expedition lag hauptsächlich in dem Uebergang über das höchst eigenthümliche, von Wind, Ebbe und Fluth abhängige, stellenweise sehr breite Binnenmeer. Der Capitain Hammer, der seit 15 Jahren hier stationirt ist, und der den Ruf eines energischen See-Offiziers genießt, hatte die Schwierigkeit der Operation noch dadurch vermehrt, daß er alle Baken und Schiffszeichen verlegt, respective entfernt hatte. Dazu kam noch die Furcht der Lootsen, vielleicht wieder einmal in Hammer's Hände zu fallen.

Am 12. Juli versuchte die 5. Compagnie des k. k. Jäger-Bataillons unter Commando des Hauptmanns Kaläschke von der Küste bei Wester-Klauxbüll den Uebergang auf etwa 25 kleinen Booten nach Silt. Die Compagnie mußte auf der halben Breite des Binnensee's wegen des starken Feuers der feindlichen Kanonenboote umkehren. An demselben Tage erhielt die 6. Compagnie den Auftrag, eine gleiche Demonstration zu machen. Auch diese Compagnie mußte wegen des Feuers der feindlichen Schiffe zurückkehren. Die Ankunft der Flotten-Division bei List zwang den Capitain Hammer, seine Schiffe in der Nacht vom 12. zum 13. zwischen Föhr und dem Festlande zu concentriren.

Am 12. Juli Nachts erhielt die 5. und 6. Compagnie den Befehl, am 13. früh nach Silt überzusetzen. Die 5. Compagnie sollte von Hoyer nach Keitum, die 6. von Obhusum nach Morsum übergehen.

Es war hohe Ebbe, noch Nebel auf dem Wasser, als die Emborquirung begann. Um $3^1/_2$ Uhr bemerkte der Lootse der 6. Compagnie die feindlichen Kanonenböte, welche geradezu auf die Boote oskamen. Die feindlichen Boote hatten die Fluth und den Wind für sich und es war zu erwarten, daß die Kanonenboote in kurzer Zeit die kleinen Boote in wirksames Feuer nehmen würden. Da machte der Lootse Christ. Andersen den trefflichen Vorschlag, die kleine Flotille durch die Fluth auf die Santbank treiben zu lassen, wohin die feindlichen Schiffe nicht folgen könnten, und darauf die Ebbezeit abzuwarten, zu welcher Zeit sich die feindlichen Kanonenboote doch wieder zurückziehen müßten. Ueber der Sandbank war bei der Fluth ein Fuß Wasser, die Mannschaft konnte also, im Fall ein Angriff stattfinden sollte, in's Wasser springen und vielleicht gar die feindlichen Kanonenboote nehmen, die 2 bis $2^1/_2$ Fuß Wasser brauchten. Der Vorschlag wurde ausgeführt. So hielt die 6. Compagnie unter Hauptmann Haller drei volle Stunden aus, nachdem sie $1^1/_2$ deutsche Meile schon gefahren war und noch eine deutsche Meile vor sich hatte und dabei sich in der Unsicherheit befand, ob und welche feindliche Kräfte sie bei der Landung auf Silt empfangen würden.

Um keine Zeit zu verlieren, zogen nach eingetretener Ebbe die Jäger die Boote von der Sandbank nach dem Fahrwasser. Es entspann sich ein so edler Wetteifer, daß die Boote in kurzer Zeit im Trabe an dem Fahrwasser der Wester-Bev ankamen. Um $9^1/_4$ Uhr erreichte die 6. Compagnie bei Morsum, die 5. Compagnie, unter Hauptmann Kaläschke, und die Hälfte der 3. Compagnie, unter Ober-Lieutenant Sauerwein, etwa um dieselbe Zeit bei Keitum die Insel Silt, wo die braven Steiermärker mit offenen Armen von den freudig überraschten Bewohnern von Silt empfangen wurden.

Hammer war am 13. durch einen österreichischen Offizier zur Uebergabe aufgefordert worden, wobei er auf die Schwierigkeit eines längeren Aushaltens aufmerksam gemacht wurde. Es war ihm da-

bei die volle Anerkennung für seine dem Könige von Dänemark geleisteten Dienste ausgesprochen worden. Hammer hatte diese Aufforderung abschläglich beantwortet, dagegen sich bereit erklärt, die Kanonenjollen zu sprengen, wenn ihm freier Abzug auf den beiden Dampfern mit der Mannschaft gestattet würde. Für die ihm gezollte Anerkennung sprach er seinen besonderen Dank aus. Sein Anerbieten wurde abgewiesen. Es war nun die Absicht, von dem südlichen Theile von Silt, der Hörum-Spitze, mit Unterstützung der Flotte, mit kleinen Booten nach Amrum überzugehen. Der Westwind war aber so stark, daß dieser Plan aufgegeben werden mußte. Die Jäger marschirten nach List, um von hier aus auf die Kanonenboote gebracht zu werden. Die drei Schiffs-Vierpfünder erhielten ihren Platz an der Spitze bei Morsum, um Hammer den Durchgang durch die Wester-Bey zu erschweren. Am 16. Juli Abends wurden 150 österreichische Jäger von List aus auf dem „Wall" und „Seehund" eingeschifft. Der „Basilisk" erhielt den Befehl, auf der Lister Rhede zurückzubleiben und ein Abziehen Hammer's nach Norden zu verhindern. Am 17. früh 2 Uhr fuhr der „Seehund", gefolgt von „Wall" und „Blitz", durch die Lister Tiefe nach der offenen See. Der ungünstige Westwind und die starke Brandung hatten eine frühere Einschiffung der Truppen nicht gestattet. Die drei Schiffe gingen längs der Küste von Silt nach Süden, um in die Fahrtrapp-Tiefe zwischen Silt und Amrum, oder wo möglich durch die Schmaltiefe direct nach Wyk zu kommen. Alles hing davon ab, ob die Lootsen beim Fehlen der Schiffszeichen die Einfahrt finden würden. In der Höhe von Amrum schloß sich der k. k. Raddampfer „Elisabeth" an, die Einfahrt wurde glücklich gefunden, und um 9 Uhr Morgens waren die Schiffe bis etwa eine Meile von Wyk in der Höhe der St. Johanniskirche angekommen. Um zehn Uhr zeigte sich ein Dampfer mit der dänischen Kriegsflagge, welcher direct auf die Schiffe losfuhr. Die Schiffe machten klar zum Gefecht, als der feindliche Dampfer, es war der „Lümfjord", die Parlamentsflagge aufzog. An dem Commodore-Wimpel erkannte man die Anwesenheit des Capitains Hammer's, der sich an Bord des „Seehund" zum Fregatten-Capitain Kronowetter begab. Niemand zweifelte daran, daß Hammer in der Absicht kam,

sich unter irgend welchen Bedingungen mit der Flottille zu ergeben. Statt dessen erklärte derselbe, daß er Nachrichten über den Abschluß eines Waffenstillstandes erhalten habe und deshalb von weiteren Feindseligkeiten abzustehen bitte. Es wurde ihm darauf eröffnet, daß von einem Waffenstillstande diesseits nichts bekannt sei und der Kommandant des 9. Jäger-Bataillons, Oberst-Lieutenant Schidloch mit dem Generalstabs-Hauptmann Wieser begaben sich an Bord des „Lümfjord" und gingen mit Kapitän Hammer nach Dagebüll, um wo möglich dort über die Richtigkeit der Hammer'schen Angaben Gewißheit zu erlangen. In Dagebüll war nichts über den Waffenstillstand bekannt. Ein Offizier wurde von dort nach Tondern gesandt, um von hier, als der nächsten Telegraphen-Station, Erkundigungen einzuziehen. Der „Lümfjord" kehrte spät Abends zur Flottille zurück, brachte die oben genannten beiden Herren an Bord des „Seehund" und kehrte mit Capitain Hammer nach Wyk zurück.

Es wurde beschlossen, die 150 Jäger und 20 Marinesoldaten in der Nacht mit Booten an Bord des „Blitz" zu bringen, der die Boote in's Schlepptau nehmen und sich der Küste möglichst nähern sollte.

Von hier aus sollten dann die Mannschaften in den Booten an's Land gesetzt werden. Nachts 1 Uhr geschah die Ausschiffung nach Föhr, die wegen der großen Strecke, die noch zurückzulegen war, ziemlich lange dauerte.

Zu den obigen 170 Mann stießen noch 80 bewaffnete Matrosen der „Elisabeth". Diese etwa 250 Mann starke Abtheilung setzte sich, nachdem sie sich an der Johanniskirche gesammelt, Montag, den 18., früh etwa um 3 Uhr, gegen Wyk in Bewegung. Dem Capitain Hammer wurde angezeigt, daß die Feindseligkeiten am 18., früh 6 Uhr, beginnen sollten, falls nicht neuere Nachrichten bis dahin einträfen. Die Truppen langten etwa um 4 Uhr in Wyk an. Hammer war um 2 Uhr Morgens von Wyk zu unseren Schiffen gefahren, um sich zu erkundigen, ob sich in der Sachlage etwas geändert habe. Das Gesuch Hammer's, bis 11 Uhr zu warten, wurde nicht bewilligt. Man wiederholte, daß um 6 Uhr gegen ihn vorgegangen werden sollte. Die Truppen sahen von Wyk aus zu, wie Hammer mit dem „Lümfjord" noch zwei Kanonenboote zu den

übrigen Schiffen schleppte, die sich in der Richtung der Föhre-Bey nach Norden gezogen hatten. Es geschah kein Schuß vor dem Glockenschlage 6 Uhr. Der kaiserliche Rittmeister und Adjutant beim Obercommando, Prinz Arenberg, war vorher mit der Nachricht eingetroffen, daß der Waffenstillstand noch nicht abgeschlossen sei. Um diese Zeit hatten sich die drei Kanonenboote und die „Elisabeth" Wyk genähert und eröffneten das Feuer um 6 Uhr auf etwa 4800 Schritt gegen die Hammer'schen Schiffe. Der Oberst-Lieutenant Schidlach entsandte gleichzeitig die 6. Compagnie längs des Dammes auf der Ostküste der Insel. Die Compagnie eröffnete von der östlichen Spitze von Wyk ein wirksames Infanterie-Feuer gegen den „Lümfjord", einige Kanonenboote und Kutter, welches von denselben schwach erwidert wurde. Unterdessen hatte der „Blitz" einen Lootsen gefunden, der ihn noch etwa 1000 Schritt nördlich von Wyk brachte, was für die anderen Schiffe wegen ihres fünf Fuß größeren Tiefganges nicht möglich war. Von hier aus telegraphirte der „Blitz" an das Commodoreschiff, den „Seehund": „Ich werde den Kutter nehmen!" Ein Boot des „Blitz", unter dem Lieutenant zur See von Kall, dem sich der Premier-Lieutenant von Prittwitz und Lieutenant Marcus vom Obercommando angeschlossen hatten, näherte sich darauf dem dänischen Zollkutter Nummer 16, welcher sich festgefahren hatte, und nahm das Schiff mit 15 Mann Besatzung und zwei kleinen Kanonen. In der Föhre-Bey hatte Hammer eine Kanonenjolle stehen lassen. Gegen diese wandte sich das Boot des Lieutenant von Kall. Ganz in der Nähe wurde es jedoch erkannt, daß die Jolle in Brand gesteckt war. Da jeden Augenblick zu erwarten stand, daß dieselbe in die Luft fliegen würde, wurde von dem weiteren Vorgehen gegen dieselbe abgestanden, um nicht unnütz Menschenleben zu opfern. Die Jolle war bereits verlassen und sank eine halbe Stunde darauf in den Grund. Hammer hatte sie zur Sperrung des Fahrwassers aufgestellt. Außerdem wurden von der vereinigten Flottille ein Kutter, eine Brigg und ein Schooner genommen, letztere beiden waren Prisen des Hammer. Am Abend fing der Lieutenant Strauß noch einen kleinen Kutter ab. Von den vier Schiffen waren etwa 50 Schüsse gegen die Hammersche Flottille geschehen.

Hoffentlich werden die kriegführenden deutschen Mächte, deren energischem Vorgehen es gelungen ist, den Trotz Dänemarks zu brechen, bei bevorstehendem Friedensschluß diesen Naturverhältnissen der Westsee-Inseln volle Rechnung tragen und sie für ewige Zeiten den Herzogthümern Schleswig-Holstein, d. h. dem deutschen Gesammtvaterlande gewinnen.

Es möchte sich nicht zum zweiten Male eine so günstige Gelegenheit darbieten, der vaterländischen Flotte, an deren kräftigem Aufwuchse wir nicht mehr zweifeln wollen, gute Häfen und Ankerplätze in der Nordsee zu sichern, wie sie dieselben ein Schutz der so deutschgesinnten nordfriesischen Inseln findet.

Das Erkennen.

Wir werden uns erinnern, daß wir in London unter den schwarzen Bögen von Adelphi während der Nacht einen Mann umherirren sehen, welchem durch eine weibliche Gestalt, der er dort begegnete, der Weg in das Freie gezeigt wurde.

Es begann auf's Neue heftig zu regnen und er wußte nicht, wohin er sich wenden sollte; flehend bat er die räthselhafte Dame, ihm ein Obdach anzuweisen, und sei es auch nur der Flur eines Hauses, der ihm einigen Schutz biete.

Sie blickte ihn bewegt an, begann heftig zu schluchzen und lüftete ein wenig den Schleier.

Kaum war dies geschehen, als er mit dem Ausrufe: „Marie! Marie! Du bist es?" zu ihren Füßen niederstürzte.

Sie reichte ihm die Hand, zog ihn sanft empor und sank schluchzend an seine Brust.

„Ja, Heinrich," entgegnete sie tief ergriffen, „hier findest Du mich wieder im tiefsten Elend, wo ich mich indeß bisher weit glücklicher und zufriedener fühlte, als unter der Aufsicht meiner Mutter,

die mich um des schnöden Geldes Willen an eine Gesellschaft verkaufen wollte, an eine Gesellschaft, welche streng nach ihrem Wahlspruch: Der Zweck heiligt die Mittel, handelt und denselben nie aus den Augen läßt; man hatte die Absicht, mich einem reichen Wüstling in die Arme zu werfen und dieser sollte mich dem Untergange entgegenführen, indem ich alsdann das ausschweifende Leben mit ihm theilen sollte. Meine Aufgabe wäre es gewesen, diesem Manne zu Bällen, Theater, kurz zu allen nur erdenklichen Vergnügungen zu folgen, welche schlaflose Nächte in ihrem Gefolge haben, das Nervensystem schwächen und mit einem Worte nach und nach die Gesundheit erschüttern; von Dir hatte man mir gesagt, Du würdest steckbrieflich verfolgt, Du wärest ein Verbrecher geworden, allein mein Inneres ließ mich nicht daran glauben, und ich zog es vor, lieber das größte Elend zu ertragen, als einem solchen Loose verfallen zu sein. Ich verließ Wien heimlich und war nun auf mich selbst angewiesen; in meinem Vaterlande konnte ich keine Zufluchtsstätte suchen, denn ohne Dich war mir dasselbe ja verwais't.

„Ich begab mich zunächst nach Berlin, um dort ein Unterkommen zu suchen, allein meine Bemühungen blieben ohne Erfolg, ich fand nicht, was ich suchte.

„Da beschloß ich, mich nach England zu begeben, um dort, da ich der englischen Sprache vollkommen mächtig bin, in deutscher Sprache zu unterrichten. Allein, wie hatte ich mich wiederum getäuscht.

„Nach einer anstrengenden Reise in London angekommen, fand ich Niemand, der sich bereit zeigte, sich meiner anzunehmen; unser Freund, der Capitain, welcher, wie mir früher gesagt, hier anwesend sein sollte, war gestorben und so irrte ich nun umher, ohne eine Stätte zu finden, an der ich meinem erschöpften Körper die nöthig Ruhe hätte angedeihen lassen können.

„London bietet dem Armen nicht die Wohlthätigkeit, die diesem in anderen Städten Deutschlands oft im reichsten Maße zu Theil wird, der Verlassene ist hier gänzlich verlassen und dem Elende preisgegeben; so erging es auch mir.“

„Aber, armes Mädchen, wie ist es möglich, daß Du in eine

so traurige Lage gerathen konntest?“ versetzte Heinrich, der sichtlich bewegt schien.

„Höre mir zu,“ sagte das Mädchen; „ich miethete mir bei einer Frau ein Zimmer, in der Hoffnung, daß es mir gelingen werde, Schüler zum Unterricht zu erhalten; allein wie ich Dir bereits sagte, ward mir dieses Glück nicht zu Theil und ich bin daher gezwungen, morgen meine Wohnung zu verlassen, die hartherzige Frau will mir den ferneren Aufenthalt nur unter der Bedingung gestatten, daß ich die rückständige Miethe, sowie die herangewachsene Summe für den übrigen Unterhalt berichtige; ich beschwor die Frau und bat sie auf das Herzlichste, nur noch eine kurze Zeit Geduld zu üben und meine Verhältnisse zu berücksichtigen; ich hatte in den Blättern eine Anzeige erlassen, von dieser hoffte ich den erwünschten Erfolg und endliche Erlösung aus meiner peinlichen Lage, allein vergebens, meine Bitten, meine Thränen blieben unerhört und heute gedieh in mir der Entschluß zur Reife, mir das Leben zu nehmen, das mir nur ein kummervolles Dasein bot. Ich floh aus dem Hause und gerieth in der Dunkelheit der Nacht unter die Bögen von Adelphi, an den Ort, wo nur der Auswurf der Menschheit weilt. Dort habe ich Dich nun gefunden; ich erkannte Dich nicht sogleich, wiewohl Deine liebe Stimme mir tief in die Seele drang; ich muß Dir offen gestehen, meine Sinne waren gänzlich verwirrt, ich, dem Wahnsinn nahe, konnte selbst den Ton, an den mein Ohr so lange gewöhnt war und der mir unzählige Male von Deinen Lippen mir entgegenquoll, auf Augenblicke vergessen; doch, mein theurer Heinrich, nun ist Alles wieder gut und ich will das Erlittene gern vergessen, Du bist ja da, Heinrich, Du, den sie so schändlich verleumdeten, den sie geschmäht und verachtet haben! Ich ruhe an Deiner Brust, keine Macht der Erde soll mich von Dir trennen, ich bin entschlossen, mit Dir zu leben im tiefsten Elend oder zu sterben.“

„Nein, Marie, Du sollst leben an meiner Seite, um glücklich zu werden, es ist mir gelungen, hier eine einträgliche Stellung zu erhalten und bin somit im Stande, Dich zu retten aus der verzweifelten Lage, die das Schicksal über Dich verhängte.“

„Es waltet eine Vorsehung, eine Gottheit, das ist unbestreit-

bar," fuhr er in feierlichem Tone fort, indem er andächtig die Hände faltete; „sie ließ mich Dich hier wieder finden, hier, wo ich nur an Deinen Tod dachte, und hat alle die schändlichen Pläne und Intriguen, welche man ersann, um Dich in Noth und Elend zu stürzen, zu Schanden gemacht; komm, führe mich sogleich nach Deiner Wohnung, ich werde Deine Hausfrau zufriedenstellen, indem ich ihr den ganzen Betrag Deiner Schuld zahlen werde; Alles, Alles soll geschehen, was Du von mir verlangst; es ruft mich noch ein Geschäft nach Wien zurück und Du wirst mich dorthin begleiten, doch bevor wir die Reise dahin antreten, werden wir den Segen des Priesters empfangen."

„Dein, ewig Dein, wie Du willst!" rief Marie freudig aus; „aber nach Wien?" fügte sie besorgt hinzu.

„Ja, nach Wien sollst Du mit mir gehen, theure Marie, Verhältnisse erfordern es, daß ich mich dorthin begebe, und Dich lasse ich nicht mehr von meiner Seite; kannst Du es mir verargen, daß ich, nachdem ich Dich mit so krampfhafter Sehnsucht so lange vergebens suchte, Dich nicht mehr von mir lassen will? Ach, auch Dich haben sie schändlich verleumdet, die Nichtswürdigen, glaube mir, das Blut drängt sich gewaltsam nach dem Kopfe, wenn ich daran denke, was man Dir nachsagte, nie aber komme ein Wort über meine Lippen von alle dem, was mir berichtet wurde."

Schweigen wir hier über das Entzücken, welches die beiden Liebenden empfanden, sondern beschränken wir uns für jetzt nur darauf, dem Leser mitzutheilen, daß sie nach Verlauf von drei Tagen Gatte und Gattin waren.

Frau Lerchner war über das plötzliche Verschwinden ihrer Tochter in Wuth und Raserei gerathen; die heilige Gesellschaft Jesu, der sie sich in die Arme geworfen hatte, wollte jetzt nichts mehr von ihr wissen, und ebenso, wie sie noch kurz zuvor von dieser geschmeichelt wurde, so sehr wurde sie nun von derselben verachtet.

Wo sollte sie ihre Tochter aufsuchen, um Alles wieder gut zu

machen und um die Gunst der heiligen Gesellschaft wieder zu gewinnen? Konnte dies doch nur dann möglich sein, wenn sie das arme Wesen ihren selbstischen Plänen opferte.

Sie sann hin und her, doch vergebens; sie hatte sich sofort an den Agenten Hansens gewendet, welcher ihr sehr häufig Besuche abstattete und der wieder seinerseits für Marie gewirkt; aber auch er wußte keinen Rath und auch er war von Wuth und Verzweiflung verzerrt, daß es ihm nicht möglich war, dem verworfenen Herrn in Kopenhagen, dem er diente, die Geliebte zuzuführen.

Eines Abends saß Frau Lerchner in ihrem Zimmer; ihre Seele hatte gelitten, das nicht unbedeutende Vermögen, welches sie besaß, hatte sie nach und nach zugesetzt, und sie stand nun arm und verlassen da.

Sie dachte an alte vergangene Zeiten; da plötzlich schien es ihr, als öffne sich die Thür; sie schaute auf und sah, wie eine bleiche Gestalt eintrat und sich ihr nahte.

„Zurück! Zurück! Was willst Du von mir?“ schrie sie der Gestalt entgegen.

Sie warf sich zu Boden und begann mit Händen und Füßen wild um sich zu schlagen und zu stoßen, raufte sich die Haare aus und schrie dabei unaufhörlich, so daß die Nachbarschaft sofort herbeieilte.

Die Umstehenden mit wilden und stieren Blicken ansehend, fragte sie, wer den bleichen Mann mit den blutigen Kleidern zu ihr in's Zimmer gelassen habe, den Mann, der einen Kopf unter seinen Armen trage!

Alles sah sie verwundert an und wurde unwillkürlich von Schauer und Entsetzen ergriffen.

Es unterlag keinem Zweifel, aus ihren Augen sprach Wahnsinn und dieses bekundete auch der schnell herbeigerufene Arzt.

Sofort wurden die nöthigen Anstalten getroffen, und schon nach wenigen Stunden befand sich Frau Lerchner in dem Irrenhause zu Wien.

Es war Ende des Monats September, als ein junger Mann in Begleitung einer jungen Dame das Haus der unglücklichen Frau Lerchner betraten und nach dieser fragten.

Ein eisiger Schauer überlief Beide, als ihnen dort die Mittheilung gemacht wurde, daß die Genannte eines Abends plötzlich wahnsinnig geworden sei, daß man dieselbe so schnell als möglich Behufs ihrer Heilung in die Irren-Anstalt gebracht habe.

„Ach komme, Theuerster, laß uns zu ihr eilen!“ sagte Marie mit bebender Stimme; denn sie war es, welche mit ihrem Gatten Heinrich wieder nach Wien zurückgekehrt war.

„Unsere Mutter,“ sagte dieser, „hat kaum die Theilnahme verdient, die Du ihr schenkst, theure Marie; dennoch aber bleibt uns nichts Anderes übrig, als sie zu sehen und für die Unglückliche zu thun, was in unsern Kräften steht; ist sie vielleicht fähig, uns nach London zu folgen, so wollen wir sie mit uns nehmen und weiter für sie sorgen; also zögern wir nicht länger, komm, komm!“

Sie bestiegen eine in der Nähe befindliche Droschke und hielten bald vor der erwähnten Anstalt.

Man hatte Frau Lerchner in eine besondere Zelle gebracht, denn ihr Wahnsinn zeigte sich in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft in einem hohen Grade, daß sie ihren dort befindlichen Mitgenossen gefährlich zu werden drohte und man sie daher von diesen sondern mußte.

Nicht selten überfiel sie diese oder jene Kranke mit furchtbarer Wuth und schlug und biß um sich; einst warf sie einem der Wärter, einen Mann von kleiner Figur und gelblichem Gesicht, ein irdenes Gefäß nach dem Kopfe, indem sie mit lauter Stimme diesem zurief:

„Elender Stifter meines Unglücks, entsetzlicher Hansen! Weiche von mir! Warum verfolgst Du mich auch hier?“

In Folge dieses und anderer ähnlicher Excesse wurde sie daher in eine besondere Zelle gebracht; das Schrecklichste, was einer Wahnsinnigen widerfahren kann.

In dieser Zelle befand sie sich auch heute noch; bald saß sie gedankenvoll auf einem Stuhle, dann sprang sie plötzlich von demselben wieder auf, lief im Zimmer auf und nieder und sank dann erschöpft auf ihren Sessel zurück, indem sie heftig weinte.

„Mein Gatte liegt dort am Rabenstein zu Kopenhagen,“ sagte sie, zur Erde starrend; „er ist kalt; hu, auch mich friert entsetzlich!

Geh, verlasse mich! Ich hatte Dich ja nicht verrathen! Bist Du schon wieder da, unseliger Geist? Warum sagtest Du mir nicht, daß es einen Gott gebe, daß Du mir wieder erscheinen würdest nach Deinem Tode, um mich zu quälen Tag und Nacht? Ja, theurer Mann, ergrauter Alter, suchst Du Deinen Sohn? Hier findest Du ihn nicht, vor wenigen Wochen ward mir die Nachricht, daß er gestorben ist; er liegt in dem Meere, er endete sein Leben, als er auf der Reise nach Amerika begriffen war, um dort Kriegsdienste zu nehmen; geh also dahin und suche ihn. O, er will noch immer nicht von mir weichen, der böse Geist, der schrecklich Hingerichtete! Jetzt umklammert er mich, Gott, erdrosselt mich! Stirb! Dein Kopf ist schon einmal gefallen, suche ihn am Todtenhügel! Fort, fort von hier!"

Sie machte mit dem Tuche eine Bewegung, als ob sie Jemand fortjagte, und lief dann hastig im Zimmer umher, bis sie die Thür erreichte.

„Gott sei Dank!" sagte sie, „jetzt ist er fort! Aber welch' schrecklichen Leichengeruch hat er hinterlassen! Ach, wie mir schaudert, wie mich friert!"

Während sie diese Worte sprach, ergriff sie ein heftiges Zittern; sie wankte mit langsamen Schritten nach einem Stuhle, welcher vor dem Tische stand; auf dem letzteren befanden sich verschiedene Papiere, welche in Päckchen zusammengebunden waren; sie ergriff eines dieser Päckchen und öffnete es.

„Hier sind die Documente, welche Aufschluß geben über meine Verbrechen! Aber nein, der Wärter bekommt sie nicht, ich will sie selbst dem Richter übergeben, damit der Stab über mich gebrochen werde! O, unsägliche Schuld lastet auf diesem Haupte; es falle, wie das meines Gatten!"

Mit diesen Worten erhob sie sich, steckte das Päckchen, welches nur leere Blätter enthielt, zu sich und schickte sich zum Fortgehen an. — —

Plötzlich öffnete sie ihre Hände und betrachtete diese verwundert.

„Sie sind leer!" rief sie, „o der entsetzliche Räuber und Mörder! Wer hat sie mir geraubt? Sollte es Hansen gewesen sein?

Doch wen erblicke ich dort schon wieder? Ha, er ist es! Warum schüttelst Du Dein blutiges Antlitz gegen mich? Ach, ich that es nicht! Pfui, wie häßlich bist Du geworden, seit Du den Fischen zur Speise dienst! Dein Fleisch ist aufgedunsen, Deine Knochen zernagt, aus jeder Pore dringt Wasser, schon thürmt es sich himmelhoch das Gewässer des atlantischen Oceans! Hilf! Hilf! Ich ertrinke! Mein Sohn ist da! Er trägt ein Gebirge auf seinem Haupte, aus welchem unzählige Wasserrachen Verderben ausspeien!"

In diesem Augenblicke trat sie an das Fenster und wollte dasselbe öffnen; plötzlich aber schien sie von einem Gegenstande, welchen sie unten gewahrte, überrascht zu sein.

„Mein Gott, sehe ich recht? Dort kommt ja Marie und Heinrich! Doch nein, wie kämen diese hierher? Sie sind ja nicht wahnsinnig, Marie ist fort, Heinrich wurde steckbrieflich verfolgt und schmachtet vielleicht schon in dem Kerker; ha, Du nichtswürdiger Hansen, Du blutige Schlange, jetzt will ich Dich zertreten und mit einem Beile Deine Glieder zerstückeln!"

Hierauf entfernte sie sich von dem Fenster, eilte nach ihrem Sessel, ergriff diesen und schlug damit unbarmherzig auf den Boden.

„So, jetzt wirst Du gleich sterben! Warum krümmst Du Dich, Elender? Hast Du nicht genug genagt an den Herzen der Menschen? Jetzt werde ich Deinen Kopf zerschmettern!"

Mit diesen Worten führte sie so heftige Schläge nach dem Boden, daß der Stuhl endlich in Stücke zerbrach.

„So!" sagte sie mit einer gewissen Befriedigung, „nun werde ich die Ueberreste Deines Körpers in das Feuer werfen."

Hierauf ergriff sie die Stuhlsplittern und warf diese gegen die Thür, so daß ein lautes Gepolter entstand.

In demselben Augenblick aber bewegte sich das Schloß, die Thür öffnete sich und einer der Wärter mit Zwangsjacke und Kette trat in das Zimmer.

Als die Unglückliche Letzteren erblickte, floh sie entsetzt in einen Winkel der Zelle.

„Wird die Frau sich sofort ruhig verhalten?" rief der Eingetretene ihr in rauhem Tone zu.

„Ja, ja!“ versetzte Frau Lerchner, den Wärter ängstlich anblickend.

„Sie haben den Sessel zerschlagen und dafür müssen Sie bestraft werden,“ sagte dieser.

„O nicht doch!“ rief die Unglückliche; „ich habe mich ja nur an dem Manne gerächt, der mich bestohlen und betrogen, der meine Tochter von mir gerissen und mich mit meinem Sohne und der ganzen Welt entfremdet, so daß ich endlich hierher gelangen mußte.“

„Das thut mir leid, aber ich muß Sie binden,“ sagte der Wärter kalt.

Er brachte sie jetzt auf ihr Lager, legte ihr die Zwangsjacke an und befestigte diese so sehr, daß sie sich gar nicht zu bewegen vermochte.

Schon aus der Ferne erblickten Heinrich und Marie das Haus, in welchem sich so viele Unglückliche befanden, und als sie sich demselben immer mehr näherten, konnten sie sich eines Gefühls von Wehmuth nicht erwehren.

Einige alte Bäume, welche vor dem finstern Gebäude standen, senkten ihnen ihre Aeste entgegen, gleichsam als wollten sie vor dem Eintritte in das Haus warnen.

Nach mehrmaligem Läuten an der Glocke wurden sie endlich eingelassen, und als sie den inneren Hofraum betraten, glaubte Marie ihre Mutter an einem Fenster des zweiten Stockwerks zu erkennen.

Bald hatten sie die Hauptpforte erreicht und gelangten endlich in das Bureau.

„Wäre es uns vergönnt, Frau Lerchner zu sprechen?“ fragten sie dort einen der Beamten.

„Die Frau ist wahnsinnig,“ antwortete dieser.

„Leider!“ versetzte Marie in schmerzlichem Tone.

„In diesem Falle müssen Sie sich an den dirigirenden Arzt der Anstalt wenden, Madame.“

Sie begaben sich sofort zu diesem und brachten ihr Anliegen vor; allein dieser schüttelte bedenklich sein Haupt.

„Ich kann Ihnen dies ohne Weiteres nicht gestatten," sagte dieser, „Sie müssen mir zuvor sagen, in welcher Beziehung Sie zu der Kranken stehen."

„Ich bin ihr Schwiegersohn und diese, meine Frau, ist ihre Tochter."

Nach dieser Antwort wurde der Arzt aufmerksamer.

„Ja, ja, sie spricht oft von einer Tochter, auch von einem Sohne, der im Ocean ertrunken sein soll, ebenso von einem hingerichteten Gatten," sagte der Arzt; „bei dieser Gelegenheit erwähnt sie auch häufig einen Bürgermeister Hansen, den sie den Mörder ihres Glückes nennt; sind Sie vielleicht im Stande, mir über diese verworrenen Ideen Auskunft zu geben, oder sind dies nur die Träume einer Wahnsinnigen?"

„Leider nicht," entgegnete Heinrich; „indessen werde ich näher darnach forschen; sollte meine Schwiegermutter aber ihre Tochter fern glauben, so würde das Wiedersehen sie vielleicht in eine freudige Ueberraschung versetzen und es könnte dadurch ihre baldige Genesung herbeigeführt werden."

„Es ist dies allerdings nicht unmöglich," entgegnete der Arzt, „allein eine solche Ueberraschung könnte auch ebenso leicht einen schnellen Tod zur Folge haben."

„Besser todt, als wahnsinnig!" entgegnete Heinrich.

„Nun, dann folgen Sie mir," versetzte der Arzt, „erschrecken Sie aber nicht, wenn Sie Ihre Mutter gefesselt finden, sie hat heute wieder dermaßen getobt, daß eine solche Züchtigung nothwendig war."

„Arme Mutter!" seufzte Marie, während Thränen ihre Augen füllten.

Das edle Mädchenherz empfand das tiefste Mitleid, obwohl sie so oft von dieser Frau in der grausamsten Weise behandelt wurde.

Jetzt führte sie der Arzt durch mehrere lange Gänge; sie wanderten an viele Zellen vorüber und ein unheimliches Gefühl beschlich Heinrich und Marie, denn in der einen hörten sie weinen, in der andern lachen, in einer dritten wieder singen und schreien.

Dann stiegen sie eine breite steinerne Treppe hinauf.

Als sie oben angelangt waren, vernahmen sie wildes Geschrei und einen wilden Lärm; es war ein so schauderhafter Zusammenklang von Mißtönen aller Art, daß Marie erbebte und selbst der muthige und sonst unerschrockene Heinrich unangenehm davon berührt wurde.

„Woher klingen diese seltsamen Klänge?“ fragte er den Arzt.

„Aus dem Narrensaale,“ entgegnete dieser, „dort befinden sich nur Harmlose, deren Wahnsinn durchaus nichts Gefährliches in seinem Gefolge hat und deren Zusammenleben mit Anderen sogar nothwendig ist.

Während dessen hatten sie eine zweite Treppe erstiegen.

„Hier,“ sagte der Arzt, indem er vor einer Thür stehen blieb, ist die Zelle, in welcher sich Frau Lerchner befindet.

Marie's Herz pochte, denn Seufzer und Klagetöne drangen ihnen aus dem Innern entgegen.

Der Arzt schloß jetzt die Thür auf und sie befanden sich vor dem Lager der gefesselten Frau.

Mit einem Gefühl von Wehmuth betrachtete sie die Wahnsinnige; Marie weinte, und wenngleich Heinrichs Antlitz nichts von seiner gewöhnlichen Energie vermissen ließ, so verrieth doch ein leises Zucken seine Bewegung.

Als Frau Lerchner nun Beide gewahrte, stieß sie einen lauten Schrei aus.

„Was wollt Ihr schon wieder, Ihr mächtigen Schreckgestalten?“ rief sie in gellendem Tone; „die entronnene Tochter, der eingekerkerte Heinrich! Aber nein, meine Tochter ist ja todt, ich habe es soeben erfahren, man sagte mir, sie sei auf einem Schiffe gestrandet, und ebenso, daß jener Heinrich hingerichtet sei! Marie, kehre zurück in Deine Gruft! Entfleuche nach dem Rabenstein, Heinrich, auf den Dich Dein Mörder Hansen geführt hat und von welchem Du eben gekommen bist, um mich grausam zu quälen! Auch Dein Vater war vorher bei mir, ach, er sah schrecklich aus; er trug sein Haupt unter dem Arme und als ich ihn tadelte, schleuderte er es so gewaltsam auf mich, daß ich bewußtlos zu Boden sank; als ich aus meiner Betäubung erwachte, war er verschwunden; doch statt seiner stand

ein Dämon von mir, ein böser Teufel mit gelbem Gesicht und kleinen tückischen Augen und sagte zu mir, daß er Dich auf dem Meere in's Wasser werfen ließ, als ich deshalb auf ihn losschlug, forderte er von mir Zweihunderttausend Thaler als Entschädigung für Dich, er meinte, diese Summe wäre die Aussteuer, die ich ihm zugesagt hätte.

Sie schwieg und richtete auf Heinrich feste und durchbringende Blicke.

„Besinnen Sie sich nur, Frau Lerchner," sagte Letzterer, „ich bin nicht todt, der schändliche Bürgermeister verfolgte mich allerdings unermüdlich; auch hier hatte Verleumdung ihr Aergstes gethan, allein es ist ihr nicht gelungen, das erwünschte Ziel zu erreichen; Gott sei Dank, ich bin gerettet aus den Händen der Verfolger und preise mich glücklich."

„Auch ich bin nicht todt, liebe Mutter," fiel Marie ein, indem sie die Unglückliche umarmte, „ich lebe und komme zu Dir, um Dir zu sagen, daß wir glücklich sind und Dich mit uns nehmen wollen."

Frau Lerchner betrachtete die Sprechenden noch mit derselben Festigkeit; sie fuhr mit der Hand nach der Stirn, als besinne sie sich; dann stieß sie einen lauten Schrei aus und verfiel in einen Zustand von Bewußtlosigkeit.

„Jetzt gebe ich die Hoffnung auf Genesung nicht auf," begann der Arzt, welcher der Scene aufmerksam folgte; „doch ist es auch sehr leicht möglich, daß sie durch die heftige Erregung von einem Nervenschlage getroffen wird."

Heinrich war in ein düsteres Brüten versunken; es war ihm jetzt klar, daß die Vergangenheit dieser Frau eine furchtbare gewesen sein mußte und so sehr er auch gegen Frau Lerchner eingenommen war, so berührte ihn doch ihre Lage schmerzlich.

Plötzlich seufzte Frau Lerchner tief auf; der Arzt hatte sie, während sie sich im bewußtlosen Zustande befand, von den Fesseln befreit; sie blickte um sich, aber ihre Augen hatten jetzt jenen wilden Ausdruck verloren und dieser war einem milden Glanze von Glückseligkeit und Frieden gewichen; in ihren längst vermißten Gefühlen schien es sich wieder zu regen.

Marie's Inneres wurde auf's Tiefste gerührt, denn so hatte sie ihre Mutter in der frühesten Jugend nie gesehen.

„Bist Du es, meine Tochter?" sprach sie, wie aus einem Traume erwachend; „o, ich hatte unsägliche Angst um Dich erlitten!"

„Vom Wahnsinn ist sie gerettet," flüsterte der Arzt Heinrich und Marie zu.

„Ja, theure Mutter," rief Marie, „ich bin es!"

„Und ich bin der Gatte Marie's, Ihr Sohn!" setzte Heinrich hinzu.

„O kommt in meine Arme, Ihr Geliebten, ich habe Euch viel zu Leide gethan! Kommt, kommt! Könnt Ihr mir verzeihen?"

„Von ganzem Herzen," sagte Marie, „ich verzeihe Dir Alles, was Du mir auch gethan, Du folgtest wohl nicht dem Drange Deines Herzens, sondern es war jedenfalls nur Verirrung, die Dich so handeln ließ; doch keine Vorwürfe jetzt."

„Ich verzeihe Ihnen," stimmte Heinrich ein und reichte Frau Lerchner die Hand.

„Würden Sie gestatten, mein Herr," nahm Letztere zum Arzte gewendet das Wort, „daß die Mutter, die ihren Kindern die wichtigsten Familiengeheimnisse zu entdecken hat, mit diesen allein bleiben darf?"

„Sehr gern," erwiderte der Gefragte und entfernte sich.

„Einst," begann die Frau, „war ich zufrieden und jede Sorge fern von mir; ungestört im häuslichen Glück, das Dein Vater und Du, Marie, mir bereitet hattet, kannte ich nichts weiter als die Pflicht, mich als Gattin und Mutter dessen würdig zu zeigen; weder Eitelkeit noch Genußsucht haben mein Herz verblendet, denn durch den Einfluß Deines Vaters war mir die thörichte eitle Welt verhaßt; allein nicht lange sollte mein glückliches Loos währen: die freisinnigen Ideen Deines Vaters im Jahre 1848 wurden sehr bald bekannt und die Folge war, daß man ihn haßte und verachtete: man wußte mich theils durch Schmeicheleien, theils durch schöne Versprechungen zu umgarnen, Eitelkeit und Ehrgeiz traten an die Stelle der Harmlosigkeit, ich wurde zur Verrätherin an dem eigenen Gatten

und nach kurzer Zeit mußte er sein Leben auf dem Blutgerüst zu Kopenhagen enden.“

Heiße Thränen entströmten jetzt ihren Augen und sie sank ermattet auf ihr Lager zurück.

„Mutter!“ rief Marie, indem sie einen Blick voll Verzweiflung und Bitterkeit auf diese richtete, „wie konntest Du aber fähig sein, dies zu thun? Es ist zwar jetzt nicht der geeignete Augenblick und der Ort dazu, Dir Vorwürfe zu machen; denn Du scheinst Reue zu empfinden; allein mein Herz blutet, wenn ich an das entsetzliche Ende meines Vaters denke; warum hast Du den schändlichen Creaturen der Spionage Deine Dienste gewidmet? Du siehst nun ein, wie die Treulosen Dich belogen und hintergangen haben!“

„Verschone mich, Marie,“ unterbrach Frau Lerchner ihre Tochter, „bin ich nicht hinlänglich bestraft durch die Qualen der Gewissensfolter? Aber ich verdiene eine Strafe, ich muß meine Verbrechen sühnen, der Himmel hat es so über mich verhängt; er führt mir die schrecklichsten Traumgesichter vor die Seele! Aber ich lebe, ich vermag sie nicht zu verbannen, sie weichen nicht von mir und werden mich nun in das finstere Reich der Verdammniß zerren! O wie entsetzlich ist ein solches Bewußtsein!“

Marie weinte und umarmte ihre Mutter.

„Erregen Sie sich nicht zu sehr,“ nahm Heinrich das Wort, „fahren Sie in Ihrer Erzählung fort, denn — —“

„Denn Sie werden bald sterben, wollen Sie sagen,“ unterbrach ihn Frau Lerchner.

Hierauf erzählte sie ausführlich und ohne Rückhalt alle Beziehungen, in welchen sie zu Hansen stand und alles das, was er ihr zugefügt hatte.

„Ja, Hansen ist ein entsetzlicher Bösewicht,“ versetzte Heinrich, nachdem sie geendet hatte; „er strebte nur darnach, mich und Andere in unsägliche Trübsal zu stürzen und hat dies auch gethan; er soll aber seinem Schicksal nicht entgehen; die Beichte, welche Sie soeben ablegten, hat mir genügende Beweise geliefert, sie deuteten mir die Quellen an, wo ich sie finde; ich werde mich so eilig als möglich nach Kopenhagen begeben, wo der Elende jetzt leben soll und er muß

dort der rächenden Vergeltung anheimfallen, denn noch herrscht eine Gerechtigkeit."

„Gerechtigkeit?" wiederholte Frau Lerchner spöttisch; „o, Hansen ist mächtig genug, um der Gerechtigkeit in das Gesicht zu schlagen!"

„Nein, nein, die Gerechtigkeit ist unbestechlich und mächtiger," sagte Heinrich, „sie wird sich ihr Opfer diesmal gewiß nicht entreißen lassen."

„Ueberlassen wir dem Himmel die Rache," fiel Marie ein, „er wird über ihn richten!"

„O," rief Heinrich, „einen Menschen wie Hansen überlasse ich dem Himmel nicht, den behalte ich für mich; es ist mir nur unbegreiflich, daß dieser habgierige Teufel noch nicht in Folge der vielen anderen Verbrechen dem Richter überantwortet wurde."

„Und nun, meine Tochter," begann jetzt Frau Lerchner, „habe ich noch eine wichtige Entdeckung zu machen; höre, was ich Dir sagen werde: Du bist nicht mein leibliches Kind, Dein Vater war vor mir mit einer jungen Dame im Geheimen verheirathet, sie starb aber, indem sie Dir das Leben gab; Dein Vater hatte mit ihr in England gelebt und kam nach ihrem Tode mit Dir nach England zurück; dort lernte ich ihn kennen und wurde bald seine Gattin; Du warst damals ein Kind von anderthalb Jahren und wuchsest mit dem Gedanken auf, daß Du meine rechte Tochter seiest, Deinem Vater nahm ich das Versprechen ab, daß er mich als Deine wahre Mutter gelten lassen möge, und dies Versprechen hat er auch gehalten."

Marie stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Aber mein Bruder, wo ist er?"

„Kind, ich weiß es nicht; auch an ihn habe ich böse gehandelt; wie ich erfahren, soll der Unglückliche seinen Tod in den Wellen gefunden haben, als er auf einer Reise nach Amerika begriffen war; vor einem Jahre, als ich noch in Holstein lebte, erschien er mir eines Abends, ich sah ihn wieder, allein ich handelte schlecht und gewährte ihm an jenem Abend keinen Einlaß; o erinnere mich nicht daran, mein Herz ist zu sehr erschüttert in dieser Erinnerung."

„Gott, so werde ich den unglücklichen Bruder niemals wiedersehen! Aber sage mir, ist er mein rechter Bruder oder ist er Dein Sohn?“

„Er ist mein Sohn,“ versetzte Frau Lerchner mit gesenktem Blick.

„Du sollst mit uns kommen, Mutter, wir wollen Dich pflegen bis an Dein Ende.“

Ein Ausdruck von Wehmuth zeigte sich in dem Antlitz der Frau.

„Ich werde diesen Ort nie wieder verlassen,“ sagte sie, „ich fühle, daß meine Stunde gekommen ist; aber ich bin glücklich, sterben zu können, nachdem ich dieses Bekenntniß, das meine Brust wie eine Centnerlast gedrückt, abgelegt habe.“

Sie machte noch eine Bewegung, als wollte sie ihre Kinder segnen, sank aber in demselben Augenblick leblos zurück.

Marie stieß einen heftigen Schrei aus; der Arzt, welcher draußen an der Thür gelauscht hatte, trat schnell ein und nahte sich dem Lager der Frau.

„Sie hat geendet,“ sagte er, „ich ahnte es wohl, daß ein Nervenschlag der Aufregung folgen würde.“

Marie und Heinrich knieten vor dem Lager der Dahingeschiedenen nieder und beteten.

Noch an demselben Tage verließen sie Wien und Heinrich faßte den bestimmten Vorsatz, nach Kopenhagen zu gehen, um Hansen der gerechten Strafe zu übergeben.

Wir schieden von Hansen in jenem Augenblicke, als er den Arzt wieder verlassen hatte und bewußtlos auf der Straße lag.

Es mochte Morgens um die achte Stunde sein, als er noch immer in diesem Zustande dalag; viele Menschen hatten sich um ihn versammelt, allein Niemand kannte ihn und zeigte sich bereit für ihn zu sorgen.

Das Dampfboot aus Kiel war eben angekommen und hatte seine Passagiere an's Land gesetzt.

Es herrschte ein reges Leben am Hafen und durch das dichte Gewühl drängten sich auch ein junger Mann und eine Dame nach einem Fiaker, ließen ihr Reisegepäck aufladen und fuhren schnell davon.

Auf dem Wege nach dem Hotel fuhren sie durch eine Straße, in welcher ein großer Menschenhaufen ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

„Was giebt's da, Kutscher?" rief Heinrich.

Der Gefragte hielt an und begab sich zur Stelle, um sich zu erkundigen, was vorgefallen.

Er kehrte schnell zurück und berichtete, daß ein Mensch dort in Todesnöthen liege.

Eine sonderbare Neugierde, wohl mehr ein Gefühl der Theilnahme, trieb Heinrich und Marie, sich an die Stätte zu begeben und sich des Unglücklichen anzunehmen.

Kaum hatten sie sich dem Menschenhaufen genähert, als Heinrich und Marie einen Ausruf der Ueberraschung ausstießen.

„Hansen!" flüsterte Heinrich; „ja, es ist der Bürgermeister! Gott scheint gerichtet zu haben!" sprach er in feierlichem Tone.

Die Umstehenden traten erstaunt und verwundert zurück.

Jetzt schlug auch der Bürgermeister die Augen auf; es war ihm, als hörte er deutlich seinen Namen und ein furchtbarer Ausdruck verzerrte seinen Mund.

„Ha, ha!" rief er mit erstickter Stimme, „Marie und er, mein Todfeind, sie sind — vereint! Gott, warum hast Du das Licht meines Lebens nicht verlöscht! Mußte ich noch diesen schrecklichen Augenblick erleben! Ihr seid vereint! Das muß ich noch sehen! Ja, das ist die Strafe des Himmels!"

Ein gräßlicher Zug entstellte sein Antlitz, welches sich dann plötzlich mit Leichenblässe bedeckte. Er machte noch eine krampfhafte Bewegung und wollte drohend seine Arme gegen Heinrich und Marie erheben, allein sie sanken erschlafft zurück — er hatte den letzten Athemzug gethan.

„Gott hat ihn gerichtet!" wiederholte Heinrich mit feierlicher Stimme.

„Und sei seiner Seele gnädig!" fiel Marie ein.

Somit sei unsere Erzählung beschlossen; scheiden wir jetzt von den Vorgängen auf Alsen und ebenso von den Ereignissen in Schleswig-Holstein, die wir vielleicht zu einer anderen Zeitperiode dem Leser mittheilen werden; bemerken wir nur noch, daß Marie und Heinrich nach zwei Tagen Kopenhagen verlassen hatten und heute glücklich in der englischen Residenz leben und wollen wir von Herzen wünschen, daß es ihnen wohl ergehe bis zu ihrem Tode!

Druck von Gunkel und Muthschall in Berlin

Conard, Julius

Der dänische Spion Erzählung aus der Geschichte Schleswig Holsteins von Julius Conard

Bd.: 2

Berlin ca. 1865